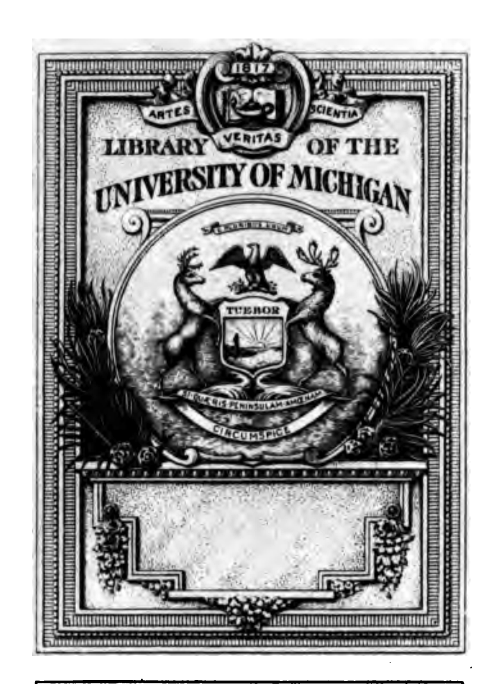



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Historische

und

Politische Aufsätze

Historische

und

Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke.

Neue Folge.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1870.

Vorwort.

Dies Buch bezeichnet sich selber als eine Ergänzung zu der Sammlung historischer und politischer Aufsätze, welche ich vor fünf Jahren herausgab.

Ich habe seitdem die Untersuchungen über die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker, die ich in dem Aufsatze „Bundesstaat und Einheitsstaat“ begann, weiter geführt und gebe jetzt in der Arbeit über Cavour eine gedrängte Schilderung der jüngsten italienischen Revolution. Den großen Stoff zu erschöpfen, unerwartete Enthüllungen zu bringen, konnte nicht in meiner Absicht liegen. Ich begnügte mich, die reiche, in Deutschland fast unbekannte italienische Literatur sowie die trefflichen Arbeiten unseres Landsmannes H. Reuchlin zu benutzen, und ergänzte das Ergebniß durch eine Reihe von Mittheilungen, welche ich der Güte mehrerer Freunde des großen Italieners verdanke. Die Aktenstücke, welche Graf Persano soeben in seinem diario privato-politico-militare veröffentlicht hat, bestätigen durchweg, was ich über das Jahr 1860 erzählt habe; ich wage zu hoffen, daß auch die übrigen Theile des Aufsatzes sich als zuverlässig bewähren werden.

Denselben Gedankengang verfolgt die Abhandlung über die Republik der Vereinigten Niederlande. Ich habe oft bedauert, daß noch kein deutscher Historiker versucht hat, die Verfassung dieses denkwürdigen Gemeinwesens darzustellen — des einzigen Staatenbundes der Geschichte, der zum Einheitsstaate ward, des einzigen also, der dem norddeutschen Bunde verwandt ist. Indem ich unternahm, diese Lücke

auszufüllen, hab ich mich wesentlich auf niederländische Quellen angewiesen. Ich brauche vor deutschen Lesern nicht zu rechtfertigen, daß ich den Urtheilen dieser Holländer nicht überall folgen konnte. Unseren niederrheinischen Nachbarn ganz Genüge zu leisten, wird einem Fremden, wenn er nicht ein Weltbürger ist, niemals gelingen. Ohne einige Selbstüberschätzung scheint ein gesundes Nationalgefühl nicht möglich am wenigsten in einem kleinen Volke von großer Vergangenheit und bescheidener Gegenwart. Auf die heftigen Angriffe, welche der Aufsatz bei seinem ersten Erscheinen in der holländischen Presse erfahren hat, kann ich nur antworten: ich habe mich bemüht, so unbefangen zu sprechen, als ein Deutscher reden darf über eine Geschichte, die uns viele schmerzliche vaterländische Erinnerungen erweckt.

Der Abschnitt „Zur Geschichte des deutschen Dramas" schildert in Kleist, Ludwig und Hebbel drei unserer kräftigsten dramatischen Talente, bietet eine Ergänzung zu den Charakterbildern aus der neuesten deutschen Geschichte, welche der erste Band gebracht hat. Der Eindruck aber, den das Leben dieser drei reichen und tief unglücklichen Naturen hinterläßt, schien mir allzu traurig; ich entschloß mich daher, einen Vortrag über Lessing, den ich einst in Leipzig gehalten, als ein lichtes Gegenbild voranzustellen. Schlechthin Neues über den tausendmal behandelten Stoff wird ein nachsichtiger Leser auf wenigen Blättern nicht finden; ich wollte nur in großen Zügen diese helle und freie Mannheit zeichnen, die uns bei jedem erneuten Anschauen erfrischt und erhebt.

Die größere Hälfte der Sammlung betrachtet die Möglichkeit, die Bedingungen parlamentarischer Freiheit in den Staaten des Festlandes. Wer diesen schwierigen Fragen auf den Grund schauen will, darf einen weiten Umweg nicht scheuen, er muß zunächst das Staatsleben Frankreichs betrachten. Dort hat der moderne Liberalismus seine Heimath, dort allein tritt der Gegensatz bureaukratischer und parlamentarischer Staatsordnung scharf und unvermittelt hervor. Bei solcher Kritik ergiebt sich von selbst die weitere Aufgabe, zu zeigen, wie das Haus

Bonaparte wieder zur Herrschaft gelangte, weil der französische Staat napoleonisch blieb. Auch diese Aufsätze über Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus sind, als sie zuerst in den Preußischen Jahrbüchern erschienen, mehrfach angegriffen worden; selbst nahe politische Freunde tadelten, ich habe die goldenen Tage der Bourgeoisie allzu dunkel geschildert. Ich darf aber versichern, daß ich ohne gehässiges Vorurtheil, ja voll Hochachtung für das Julikönigthum an die Arbeit ging. Ungesucht, zu meiner eigenen Ueberraschung ergaben sich mir meine Schlüsse; und mir ist außer Zweifel, daß jeder Deutsche, der sich ernstlich in diese Geschichte vertieft, Jeder, der auch nur Guizots Denkwürdigkeiten mit selbständigem Urtheil liest, zu ähnlichen Gedanken gelangen muß. Der constitutionelle Staat Ludwig Philipps war eine große Lüge. Uns deutschen Liberalen ziemt nicht mehr, falschen Götzen zu opfern. — Die letzten Bogen über das zweite Kaiserreich waren längst gedruckt, als die Wahlen des vergangenen Frühjahrs eine neue Epoche für die Regierung Napoleons III. eröffneten. Ich hätte heute viel hinzuzufügen, doch leider wenig zurückzunehmen. Frankreich zerfällt noch immer in zwei unversöhnte Parteien, die Sieger und die Besiegten vom zweiten December; ein gesicherter Boden für parlamentarische Freiheit ist nicht gewonnen, und wir Deutschen sehen den unberechenbaren Wirren, welche der Tod des Selbstherrschers bringen kann, entgegen mit den besten Wünschen doch mit sehr bescheidener Hoffnung.

Der letzte Aufsatz über das constitutionelle Königthum in Deutschland versucht die Folgesätze, welche sich aus diesen Betrachtungen für den deutschen Staat ergeben, kurz zusammenzufassen. Er hat seinen Zweck erreicht, wenn er den Leser bestärkt in dem Vertrauen, daß das constitutionelle System auf deutschem Boden eine lebensvolle, nationale Ausbildung empfangen wird. Noch sind der Gebrechen, welche das unfertige parlamentarische Leben des preußischen Staats entstellen, nur allzu viele. Es frommt nicht, die berechtigten Klagen, welche den deutschen Markt erfüllen, zu verstärken durch doktrinäre Launen; es frommt nicht, diesen deutschen Staat darum zu schelten, weil er einem

willkürlich aus der Fremde entlehnten Idealbilde nicht entspricht und nicht entsprechen darf.

Der unermeßliche Erfolg des Sommers 1866 hat das Volk unseres Nordens nicht eingewiegt in thörichte Selbstgenügsamkeit. Wir arbeiten ehrlich, unsere Gedanken zu klären, den neuen deutschen Staat zu ordnen und zu rüsten für die große Stunde, da das deutsche Königthum sich wieder aufrichten wird über den letzten Trümmern des Rheinbundes. Mögen auch diese Blätter einen bescheidenen Beitrag geben zu der politischen Gedankenarbeit unserer reichen Zeit.

Heidelberg, 25. Decbr. 1869.

Heinrich von Treitschke.

Inhalt des ersten Theils:

Inhalt des zweiten Theils:

Seite

Frankreichs Staatsleben

und der

Bonapartismus.

1. Das erste Kaiserreich.

Die Versuchung dem Genius Altäre zu bauen ist unter allen Gefahren, welche den Historiker beirren, leicht die größte. Immer wieder den göttlichen Sinn im menschlichen Unsinn aufzusuchen scheint auch dem Muthigen leicht ein ermüdendes Handwerk. Tritt uns dann endlich aus dem Einerlei halben Wollens und halben Vollbringens, welches die meisten Blätter der Geschichte füllt, Einer jener Gewaltigen des Herrn entgegen, die das Gesetz alles Lebens in der eignen Brust zu tragen scheinen, da regt sich jubelnd die Künstlerseele, welche in jedem rechten Menschen schlummert. Nur starke Geister vergessen über dem Glanze, den ein Heldenbild um sich verbreitet, nicht die entscheidende Frage, ob die ursprüngliche Kraft, die uns zur Bewunderung hinreißt, treulich verwendet ward im Dienste jenes Geistes der Geschichte, welchem auch die Häupter unseres Geschlechts nur demuthsvoll zu folgen vermögen. Die blinde Heroenverehrung wird zur weitverbreiteten Krankheit nur in Zeiten, die mit Stolz eine ungeheure Culturaufgabe auf ihren Schultern fühlen, doch mit geheimer Angst sich bekennen, daß ihre Kraft der Last kaum gewachsen sei. So erklärt sich, warum in unseren Tagen Thomas Carlyle's Lehre vom hero-worship entstehen und Wurzeln schlagen konnte. Aber wie wenig es dem Menschen frommt zu knieen vor Göttern von Fleisch und Blut, das begreifen wir erst, wenn ein verschlagener Kopf die praktischen Folgerungen aus den Sätzen des Heroencultus zieht, wenn der Despotismus seine Blöße mit dem Namen eines Genius deckt.

Seit er die Kaiserkrone trägt hat Napolen III. nur selten durch ein achtlos entfallenes Wort verrathen, welch' ein starkes cäsarisches

Selbstgefühl er hinter schweigsamer Hülle birgt: so bei jenem Gespräche zu Plombières, als er zu Cavour sagte: „in Europa leben nur drei Männer, wir Beide und noch ein Dritter, den ich nicht nennen werde.“ Da trieb ihn einmal literarische Eitelkeit ganz und gar aus jener Zurückhaltung heraus, welche gekrönten Häuptern ansteht; zu den vielen Räthseln, die er den Zeitgenossen aufgegeben, fügte er ein neues, größtes. Unverhohlen kündete er die Lehre von den bevorrechteten Wesen, die, hoch erhaben über der gemeinen Regel des Sittengesetzes, wie Leuchtthürme in die Nacht der Zeiten ragen und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Aera stempeln. Jedermann las in den Zeilen, daß der Kaiser selbst das Recht seines Thuns von der erlauchtesten Ahnenreihe herleitet, die ein Mensch sich wählen kann, von Cäsar, Karl dem Großen, Napoleon. Alle die alten fadenscheinigen Kraftworte des Bonapartismus, die man dem Prätendenten verzeihen mochte, hörten wir mit Befremden wieder aus dem Munde des Kaisers: das verschworene Europa hat, ruchlos und verblendet, seinen Messias gekreuzigt, aber das Werk des Erlösers, das Kaiserreich, ist wieder auferstanden! Und diese Worte unheimlicher Ueberhebung standen in der Vorrede eines verunglückten historischen Werks, dessen unbestreitbare Schwäche den wohlerworbenen schriftstellerischen Ruhm des Verfassers nahezu zu vernichten drohte. Sie waren geschrieben zur Verherrlichung eines politischen Systems, das freilich einigen edlen und vielen gefährlichen Neigungen der Franzosen entspricht, aber den Beweis seiner Lebenskraft und Dauer noch zu führen hat.

Es wäre wunderbar, wenn dieses Siegeslied vor dem Siege nicht in dem Hohne der mißachteten Millionen kleiner Leute ein häßliches Echo gefunden hätte. Wenn der Kaiser selber seinen Thron dicht neben die Sonne stellt und der feile Schwarm adorirender Diener die Vergötterung des Cäsars feiert, dann darf — das ist der Lauf der Welt — der Seneca nicht fehlen, der mit beißendem Witze die Verkürbissung des Claudius singt. Am lautesten spotteten, wie billig, die extremen Parteien, die dem Kaiser seine Tugenden nicht verzeihen. Vor Allem die Radicalen; sie grollten dem Staatsmanne, der die Lehre von der alleinseligmachenden Republik Lügen gestraft und den freiheitsmörderischen Sinn des allgemeinen Stimmrechts aller Welt bewiesen hat. Nicht minder des Kaisers alte Freunde in der dunklen Kutte. Die schöne Zeit war ja dahin, da das ultramontane Lager den Retter der Gesellschaft feierte und den Marschall Saint-Arnaud als einen Gottes-

mann pries. Seit der Kaiser an dem heiligen Vater und dem dreimal heiligen Oesterreich gar so gröblich sich vergangen hatte, strömten von frommen Lippen die Verwünschungen wider den Schlächter des zweiten Decembers, und die histoire de Jules César ward als eine Schule des Meineids geschildert. Auch die Anspielungsjäger hatten gute Tage. Die Einen fanden in Achille Fould den Cornelius Balbus des neuen Cäsar, die Anderen in dem Herzog von Morny den Agrippa des modernen Augustus, und der Kaiser durfte sich schwerlich beklagen, wenn die Vergleiche nicht immer zu seinen Gunsten ausfielen. Der kluge Künstler hatte selber unbedacht die Thüren seines Zaubertempels geöffnet; begreiflich, daß beim grellen Tageslichte mancher Vorhang, manches Decorationsstück morsch und verschlissen erschien, das bei wohl vertheiltem Lampenscheine sich gar prächtig ausnahm. Zu allem Unglück trat das kaiserliche Geschichtswerk in einem Augenblicke hervor, da man in Deutschland das lautere Gold der sittlichen Entrüstung auf die Straße zu werfen pflegte. Das Buch ist bekanntlich überreich an moralischen Bemerkungen von theilweis zweifelhafter Wahrheit aber durchgängig unzweifelhaftem Alter. An diese hält sich nun die Gesinnungstüchtigkeit, sie schlägt sich an ihre haarige Brust und fragt feierlich: wie darf der Mann des Staatsstreichs sagen, daß vergossenes Blut eine unübersteigliche Scheidewand bilde zwischen Söhnen eines Landes? Das Alles wäre sehr tugendhaft, wenn es nicht so gar lächerlich wäre. Der Mann, der so salbungsvoll von dem Fluche des Bürgerbluts und von der Schmähsucht siegender Parteien redet, weiß auch und gesteht, daß der Baumeister mit den Stoffen bauen muß, die er gerade zur Hand hat. Mit den wohlfeilen Vorwürfen der Heuchelei und Inconsequenz ist ein schriftstellernder Staatsmann so leicht nicht zu besiegen.

Noch jedes politische System des modernen Frankreichs wähnte sich in dem Augenblicke am sichersten, da seine Tage bereits gezählt waren. Als die Adler des rückkehrenden Napoleon von einem Kirchthurm Frankreichs zum andern flogen, versicherte Talleyrand in Wien: Millionen Fäuste würden sich erheben wider den Ruhestörer. Mit zweifelloser Zuversicht harrte Karl X. auf den Erfolg der Juliordonnanzen, und kurz vor dem Februar 1848 schrieb General Radowitz, unter dem Eindruck der Gespräche mit Guizot, das Julikönigthum habe niemals fester gestanden. Sollte diese unheimliche Erfahrung, deren regelmäßige Wiederkehr auf einen Grundschaden im

französischen Staate hinweist, heute sich wiederholen? Sollte das zweite Kaiserreich bereits am Vorabend seines Falles stehen, während es seinen höchsten Trumpf ausspielt und den größten Namen aus den Annalen der Monarchie auf sein Banner schreibt? Wir überlassen Anderen den Schleier der Zukunft zu lüften und begnügen uns die Fragen zu erwägen: Ist der Bonapartismus in dem Charakter und der Geschichte des französischen Volks begründet? Bildet er den endgiltigen Abschluß von zehn Revolutionen? Und welches Recht haben diese Bonapartes, sich zu brüsten mit dem Ruhme des erhabenen Herrschers, der einmal doch das schreckliche Wort des Aristoteles bewährte, das Wort: nur ein Gott kann König sein —? Vielleicht ist gerade unseren Lesern willkommen, solchem Gedankengange zu folgen. Wir haben einst die ruchlose Meinung vertheidigt, daß die deutsche Nation einer Million von Deutschen und Dänen nicht gestatten dürfe, nach souveränem Belieben über Fragen zu entscheiden, welche des ganzen Vaterlandes Wohl berühren — desgleichen die noch ruchlosere Behauptung, daß Deutschlands Einheit nicht gefördert werde, wenn man zu so vielen Königen von Napoleon's Gnaden noch einen Herzog von Franz Joseph's Gnaden hinzufüge. Wir haben von jeher den liberalen und liberalisirenden Particularismus als die für Deutschland verderblichsten Parteien bekämpft und die Vernichtung der Vielherrschaft durch die Monarchie verlangt. Folglich — kraft jener wunderbaren Logik, welche in Zeiten des Gesinnungsterrorismus zu blühen pflegt — folglich steht der Vorwurf fest, daß wir mit dem Cäsarismus liebäugeln. Sehen wir zu, ob die Anklage sich aufrecht halten läßt. Die hohlste aller Phrasen versucht heute dem Deutschen die Freude zu vergällen an der gesetzlichen und nationalen Monarchie, die zukunftssicher in unserem Norden sich aufbaut. Leuchten wir dem Schreckgespenste des Cäsarismus ins Angesicht, um zu erkennen, ob es von unserem Blute sei. —

Das Gewölk pomphafter Rhetorik, das die Ereignisse des 18. Brumaire allzulange umhüllte, ist endlich zerstoben. Wir wissen jetzt: die That jenes Tages war ein schlecht vorbereiteter Staatsstreich, ausgeführt ohne Geschick und Sicherheit und mit einem unbilligen Aufwande von Brutalität und Lügen. Daß sie trotzdem gelang, ist der sicherste Beweis für ihre historische Nothwendigkeit und Größe. Als Bonaparte auf der Heimkehr aus Aegypten in Frankreich landete, grüßte ihn das Jauchzen der Masse, die von dem Helden Schutz erwartete wider den

Einfall der fremden Heere; und nicht minder aufrichtig als dieser Jubel war die Abstimmung der Millionen, welche die neue Gewalt des Usurpators bestätigten. Nichts kann grundloser sein als das von der Demokratie beharrlich nachgesprochene Schlagwort Lamartine's, der erste Consul habe den Verlauf der Revolution in dem Augenblicke unterbrochen, da sie aufhörte convulsivisch zu sein und fruchtbar zu werden begann. Vielmehr hatte ein zehnjähriger Fieberzustand die politische Schöpferkraft der Nation vorderhand zerstört. Selbst der Wunsch nach einer geordneten constitutionellen Monarchie, den die Mehrzahl der Denkenden hegte, trat zurück vor dem allmächtigen Verlangen nach Ruhe um jeden Preis.

Von jeher war Frankreichs trauriger Ruhm, daß die großen Principienkämpfe unseres Welttheils auf diesem Boden mit heißerer Leidenschaft, mit wilderem Blutdurst denn irgendwo sonst durchgefochten wurden. Beim ersten Gange durch die Straßen von Paris empfindet der Fremde, welche Raserei des Parteihasses, welcher vollständige Mangel an Pietät die Geschichte Frankreichs auszeichnet. Hier das Grab eines Denkers, dessen Gebeine einst Nächtens von wüthenden Gegnern aus der Ruhestätte geraubt wurden; dort das Denkmal eines Bourbonen an derselben Stelle, wo vordem die Statue eines bonapartischen Generals und vor diesem wieder eine Pyramide zu Ehren der Siege der Republik und vorher abermals eine königliche Bildsäule gestanden hat. Jedermann weiß, wie schrecklich diese altfranzösische Wildheit des Parteikampfes in den Revolutionsjahren sich bewährte. In Strömen war das Blut aller Parteien geflossen, jedes Dorf des Landes hatte der erbarmungslose Bauernkrieg mit seinen Schrecken erfüllt. In einem Jahrzehnt hatte Frankreich alle erdenklichen politischen Systeme versucht, Recht und Sitte grundverschiedener Zeitalter, bis auf die Trachten herab, in [illegible] Wechsel nachgeahmt, den gesammten Grundbesitz einer radicalen Umwälzung unterworfen. Nun lag die Leitung des ermatteten Staats in der Hand jenes Directoriums, das, [illegible] und [illegible], gewaltthätig und dennoch kraftlos, mit den Factionen auf Tod und Leben [illegible]. Bonaparte hatte bereits mit eigenen Augen gesehen, [illegible] das Königthum zu Grunde ging durch [illegible], und aus solchem Anblick die [illegible] gezogen, [illegible] Thronbesteigung [illegible] schärfte: „die Vernichtung der [illegible]

Ordnung sind nur die Folgen der Schwäche und Unsicherheit der Fürsten.“ Er hatte sodann die republikanischen Parteien benutzt um sein jedem Menschen überlegenes Genie an die ihm gebührende Stelle zu bringen, aber keinen Augenblick war die unheimlich frühreife Weltklugheit dieses Kopfes darüber im Zweifel gewesen, daß die Republik ebenso unmöglich sei wie die Rückkehr der Bourbonen. Jetzt dankte er seine Herrschaft dem Säbel, und sie ward ihm geweiht durch die vollkommene politische Ermüdung des Landes. Er war Herr des Staates bevor er ihn kannte, und mit dem Auge des Genius begriff er, was dem zerrissenen Gemeinwesen zunächst noth that. Er verkündet: „ich gehöre keiner Partei, ich gehöre Frankreich an; wer Frankreich liebt und der Regierung gehorcht ist von meiner Partei“ und sichert sich also die Unterstützung Aller derer, die vor der Willkür der Factionen zitterten. Er hebt die grausamen Gesetze gegen die Priester und Emigranten auf, aber die vollzogene Veräußerung der Staats-, Kirchen- und Adelsgüter hält er aufrecht und beruhigt dergestalt nicht nur jene Börsenmänner, die das Complott des 18. Brumaire vorbereiten halfen, sondern die Hunderttausende, welche um ihren ungesicherten neuen Besitz bangten.

Somit war die Wuth des Parteikampfes vorläufig gebändigt und die Umwandlung aller Besitzverhältnisse durch den neuen Herrscher gesetzlich befestigt. Noch eine andere große politische Arbeit, daran die gesammte französische Geschichte gewirkt, hat Napoleon I. zum Abschluß gebracht: die straffe Staatseinheit Frankreichs ward durch ihn vollendet. Mit Widerwillen schaut der Deutsche auf ein Volksthum, welchem der Name Provinz nahezu gleichbedeutend ward mit Dummheit und Beschränktheit. Wir betrachten den Charakter von Paris, der in seiner wetterwendischen Beweglichkeit während eines halben Jahrtausends sich so wunderbar treu geblieben — die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden und doch zugleich ein Tummelplatz aller großen die Welt erschütternden Ideen — diesen ewigen Wechsel von Hochherzigkeit und entfesselter Begierde, dies Leben voll rastloser Arbeit und rastlosen Genusses, das doch den Segen der Arbeit, maßvolle Freiheit und Zufriedenheit, niemals kannte — und wir fragen kopfschüttelnd, wie nur ein großes Volk die Dictatur dieser Stadt ertragen mag. Selten würdigen wir genugsam, welche unschätzbaren Güter Frankreich seiner herrschenden Hauptstadt verdankt: die unvergleichliche aggressive Kraft des Staats, die Verschmelzung so vieler verschiedengearteter Stämme zu einer Nation von

scharf ausgeprägtem Charakter. Auch der Deutsche, wenn er die Gräberreihen des Pere-Lachaise durchwandelt, gedenkt nicht ohne Bewegung, welche Fülle bedeutender Menschenkraft hier in der glänzendsten Stadt der Welt gewirkt hat. Wie gewaltig muß dem Franzosen der Ehrgeiz, der edle wie der gemeine, sich regen in diesem Gewoge allseitigen Lebens, wo jedes Talent, jeder Gedanke, jede Berechnung eine große weithin sichtbare Bühne findet; wie stark hat dieser Brennpunkt des nationalen Lebens die dem Franzosen eigenthümliche Gabe des Faiseurs entwickelt, die Gabe auch geringe Anlagen rasch und praktisch zu verwerthen. Genug, die ungeheure Mehrheit der Franzosen ist nicht der Meinung, daß die Herrlichkeit von Paris zu theuer erkauft sei um die geistige Verarmung der Provinzen. Wenn eine große geistreiche Nation eine solche Ansicht durch allen Wechsel der Geschicke festgehalten hat, so ziemt dem Fremden nicht sie darum zu meistern. Es gilt bescheiden zu verstehen, daß hier eine von dem unseren grundverschiedene Richtung des Volkslebens vorliegt, die fortan durch menschliche Macht vielleicht ermäßigt doch nicht mehr geändert werden kann. Mit Stolz erinnerte sich Frankreich an den Kampf seiner Könige wider die Barone und an jenen großen Cardinal, der sich rühmte die Nivellirung des französischen Bodens durchgeführt zu haben.

Als die Revolution alle geheimsten Neigungen des Volks an den Tag brachte, trat dieser Drang nach unbedingter Staatseinheit gebieterisch hervor. „Und noch einmal, rief Mirabeau zornig, wir sind nicht eine Nation, sondern ein zusammengewürfelter Haufe von Provinzen unter einem Oberhaupte.“ In der Nacht des 4. August wurden nicht blos die Vorrechte der höheren Stände geopfert, sondern auch die Privilegien der Provinzen. Selbst die Namen der altehrwürdigen Provinzen mußten fallen, das Land zerfiel fortan in gleichförmige Departements. Freilich führte die zuchtlose Ungebundenheit der Epoche zu einem scheinbaren Widerspruche. Die Constituante schenkte allen Gemeinden und Bezirken gewählte, nach Oben unabhängige Behörden, und während einiger Jahre der Anarchie bestand das Reich thatsächlich aus mehreren tausend unabhängigen Gemeinwesen. Aber sogar in dieser Zeit ward das Geschick des Landes durchaus durch die Haltung der Hauptstadt bestimmt, und bald, auf Danton's Ruf nach einer starken und nationalen Regierung, begann der Convent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen. Die eine und untheilbare Republik ward verkündigt, das Vorbild der großen germanischen Bundesrepublik

Selbstgefühl er hinter schweigsamer Hülle birgt: so bei jenem Gespräche zu Plombières, als er zu Cavour sagte: „in Europa leben nur drei Männer, wir Beide und noch ein Dritter, den ich nicht nennen werde.“ Da trieb ihn einmal literarische Eitelkeit ganz und gar aus jener Zurückhaltung heraus, welche gekrönten Häuptern ansteht; zu den vielen Räthseln, die er den Zeitgenossen aufgegeben, fügte er ein neues, größtes. Unverhohlen kündete er die Lehre von den bevorrechteten Wesen, die, hoch erhaben über der gemeinen Regel des Sittengesetzes, wie Leuchtthürme in die Nacht der Zeiten ragen und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Aera stempeln. Jedermann las in den Zeilen, daß der Kaiser selbst das Recht seines Thuns von der erlauchtesten Ahnenreihe herleitet, die ein Mensch sich wählen kann, von Cäsar, Karl dem Großen, Napoleon. Alle die alten fadenscheinigen Kraftworte des Bonapartismus, die man dem Prätendenten verzeihen mochte, hörten wir mit Befremden wieder aus dem Munde des Kaisers: das verschworene Europa hat, ruchlos und verblendet, seinen Messias gekreuzigt, aber das Werk des Erlösers, das Kaiserreich, ist wieder auferstanden! Und diese Worte unheimlicher Ueberhebung standen in der Vorrede eines verunglückten historischen Werks, dessen unbestreitbare Schwäche den wohlerworbenen schriftstellerischen Ruhm des Verfassers nahezu zu vernichten drohte. Sie waren geschrieben zur Verherrlichung eines politischen Systems, das freilich einigen edlen und vielen gefährlichen Neigungen der Franzosen entspricht, aber den Beweis seiner Lebenskraft und Dauer noch zu führen hat.

Es wäre wunderbar, wenn dieses Siegeslied vor dem Siege nicht in dem Hohne der mißachteten Millionen kleiner Leute ein häßliches Echo gefunden hätte. Wenn der Kaiser selber seinen Thron dicht neben die Sonne stellt und der feile Schwarm adorirender Diener die Vergötterung des Cäsars feiert, dann darf — das ist der Lauf der Welt — der Seneca nicht fehlen, der mit beißendem Witze die Verkürbissung des Claudius singt. Am lautesten spotteten, wie billig, die extremen Parteien, die dem Kaiser seine Tugenden nicht verzeihen. Vor Allem die Radicalen; sie grollten dem Staatsmanne, der die Lehre von der alleinseligmachenden Republik Lügen gestraft und den freiheitsmörderischen Sinn des allgemeinen Stimmrechts aller Welt bewiesen hat. Nicht minder des Kaisers alte Freunde in der dunklen Kutte. Die schöne Zeit war ja dahin, da das ultramontane Lager den Retter der Gesellschaft feierte und den Marschall Saint-Arnaud als einen Gottes-

mann pries. Seit der Kaiser an dem heiligen Vater und dem dreimal heiligen Oesterreich gar so gröblich sich vergangen hatte, strömten von frommen Lippen die Verwünschungen wider den Schlächter des zweiten Decembers, und die histoire de Jules César ward als eine Schule des Meineids geschildert. Auch die Anspielungsjäger hatten gute Tage. Die Einen fanden in Achille Fould den Cornelius Balbus des neuen Cäsar, die Anderen in dem Herzog von Morny den Agrippa des modernen Augustus, und der Kaiser durfte sich schwerlich beklagen, wenn die Vergleiche nicht immer zu seinen Gunsten ausfielen. Der kluge Künstler hatte selber unbedacht die Thüren seines Zaubertempels geöffnet; begreiflich, daß beim grellen Tageslichte mancher Vorhang, manches Decorationsstück morsch und verschlissen erschien, das bei wohl vertheiltem Lampenscheine sich gar prächtig ausnahm. Zu allem Unglück trat das kaiserliche Geschichtswerk in einem Augenblicke hervor, da man in Deutschland das lautere Gold der sittlichen Entrüstung auf die Straße zu werfen pflegte. Das Buch ist bekanntlich überreich an moralischen Bemerkungen von theilweis zweifelhafter Wahrheit aber durchgängig unzweifelhaftem Alter. An diese hält sich nun die Gesinnungstüchtigkeit, sie schlägt sich an ihre haarige Brust und fragt feierlich: wie darf der Mann des Staatsstreichs sagen, daß vergossenes Blut eine unübersteigliche Scheidewand bilde zwischen Söhnen eines Landes? Das Alles wäre sehr tugendhaft, wenn es nicht so gar lächerlich wäre. Der Mann, der so salbungsvoll von dem Fluche des Bürgerbluts und von der Schmähsucht siegender Parteien redet, weiß auch und gesteht, daß der Baumeister mit den Stoffen bauen muß, die er gerade zur Hand hat. Mit den wohlfeilen Vorwürfen der Heuchelei und Inconsequenz ist ein schriftstellernder Staatsmann so leicht nicht zu besiegen.

Noch jedes politische System des modernen Frankreichs wähnte sich in dem Augenblicke am sichersten, da seine Tage bereits gezählt waren. Als die Adler des rückkehrenden Napoleon von einem Kirchthurm Frankreichs zum andern flogen, versicherte Talleyrand in Wien: Millionen Fäuste würden sich erheben wider den Ruhestörer. Mit zweifelloser Zuversicht harrte Karl X. auf den Erfolg der Juliordonnanzen, und kurz vor dem Februar 1848 schrieb General Radowitz, unter dem Eindruck der Gespräche mit Guizot, das Julikönigthum habe niemals fester gestanden. Sollte diese unheimliche Erfahrung, deren regelmäßige Wiederkehr auf einen Grundschaden im

französischen Staate hinweist, heute sich wiederholen? Sollte das zweite Kaiserreich bereits am Vorabend seines Falles stehen, während es seinen höchsten Trumpf ausspielt und den größten Namen aus den Annalen der Monarchie auf sein Banner schreibt? Wir überlassen Anderen den Schleier der Zukunft zu lüften und begnügen uns die Fragen zu erwägen: Ist der Bonapartismus in dem Charakter und der Geschichte des französischen Volks begründet? Bildet er den endgiltigen Abschluß von zehn Revolutionen? Und welches Recht haben diese Bonapartes, sich zu brüsten mit dem Ruhme des erhabenen Herrschers, der einmal doch das schreckliche Wort des Aristoteles bewährte, das Wort: nur ein Gott kann König sein —? Vielleicht ist gerade unseren Lesern willkommen, solchem Gedankengange zu folgen. Wir haben einst die ruchlose Meinung vertheidigt, daß die deutsche Nation einer Million von Deutschen und Dänen nicht gestatten dürfe, nach souveränem Belieben über Fragen zu entscheiden, welche des ganzen Vaterlandes Wohl berühren — desgleichen die noch ruchlosere Behauptung, daß Deutschlands Einheit nicht gefördert werde, wenn man zu so vielen Königen von Napoleon's Gnaden noch einen Herzog von Franz Joseph's Gnaden hinzufüge. Wir haben von jeher den liberalen und liberalisirenden Particularismus als die für Deutschland verderblichsten Parteien bekämpft und die Vernichtung der Vielherrschaft durch die Monarchie verlangt. Folglich — kraft jener wunderbaren Logik, welche in Zeiten des Gesinnungsterrorismus zu blühen pflegt — folglich steht der Vorwurf fest, daß wir mit dem Cäsarismus liebäugeln. Sehen wir zu, ob die Anklage sich aufrecht halten läßt. Die hohlste aller Phrasen versucht heute dem Deutschen die Freude zu vergällen an der gesetzlichen und nationalen Monarchie, die zukunftssicher in unserem Norden sich aufbaut. Leuchten wir dem Schreckgespenste des Cäsarismus ins Angesicht, um zu erkennen, ob es von unserem Blute sei. —

Das Gewölk pomphafter Rhetorik, das die Ereignisse des 18. Brumaire allzulange umhüllte, ist endlich zerstoben. Wir wissen jetzt: die That jenes Tages war ein schlecht vorbereiteter Staatsstreich, ausgeführt ohne Geschick und Sicherheit und mit einem unbilligen Aufwande von Brutalität und Lügen. Daß sie trotzdem gelang, ist der sicherste Beweis für ihre historische Nothwendigkeit und Größe. Als Bonaparte auf der Heimkehr aus Aegypten in Frankreich landete, grüßte ihn das Jauchzen der Masse, die von dem Helden Schutz erwartete wider den

Einfall der fremden Heere; und nicht minder aufrichtig als dieser Jubel war die Abstimmung der Millionen, welche die neue Gewalt des Usurpators bestätigten. Nichts kann grundloser sein als das von der Demokratie beharrlich nachgesprochene Schlagwort Lamartine's, der erste Consul habe den Verlauf der Revolution in dem Augenblicke unterbrochen, da sie aufhörte convulsivisch zu sein und fruchtbar zu werden begann. Vielmehr hatte ein zehnjähriger Fieberzustand die politische Schöpferkraft der Nation vorderhand zerstört. Selbst der Wunsch nach einer geordneten constitutionellen Monarchie, den die Mehrzahl der Denkenden hegte, trat zurück vor dem allmächtigen Verlangen nach Ruhe um jeden Preis.

Von jeher war Frankreichs trauriger Ruhm, daß die großen Principienkämpfe unseres Welttheils auf diesem Boden mit heißerer Leidenschaft, mit wilderem Blutdurst denn irgendwo sonst durchgefochten wurden. Beim ersten Gange durch die Straßen von Paris empfindet der Fremde, welche Raserei des Parteihasses, welcher vollständige Mangel an Pietät die Geschichte Frankreichs auszeichnet. Hier das Grab eines Denkers, dessen Gebeine einst Nächtens von wüthenden Gegnern aus der Ruhestätte geraubt wurden; dort das Denkmal eines Bourbonen an derselben Stelle, wo vordem die Statue eines bonapartischen Generals und vor diesem wieder eine Pyramide zu Ehren der Siege der Republik und vorher abermals eine königliche Bildsäule gestanden hat. Jedermann weiß, wie schrecklich diese altfranzösische Wildheit des Parteikampfes in den Revolutionsjahren sich bewährte. In Strömen war das Blut aller Parteien geflossen, jedes Dorf des Landes hatte der erbarmungslose Bauernkrieg mit seinen Schrecken erfüllt. In einem Jahrzehnt hatte Frankreich alle erdenklichen politischen Systeme versucht, Recht und Sitte grundverschiedener Zeitalter, bis auf die Trachten herab, in athemlosen Wechsel nachgeahmt, den gesammten Grundbesitz einer radicalen Umwälzung unterworfen. Nun lag die Leitung des ermatteten Staats in der Hand jenes Directoriums, das, wuchernd und zwieträchtig, gewaltthätig und dennoch kraftlos, mit den Factionen auf Tod und Leben kämpfte. Bonaparte hatte dereinst mit eigenen Augen geschaut, wie am 10. August das Königthum zu Grunde ging durch die Zagheit seiner Vertheidiger, und aus solchem Anblick die Lehre gezogen, die er später bei seiner Thronbesteigung als höchste politische Weisheit seinen Nachkommen einschärfte: „die Vernichtung der Gesetze und die Erschütterung der socialen

Ordnung sind nur die Folgen der Schwäche und Unsicherheit der Fürsten.“ Er hatte sodann die republikanischen Parteien benutzt um sein jedem Menschen überlegenes Genie an die ihm gebührende Stelle zu bringen, aber keinen Augenblick war die unheimlich frühreife Weltklugheit dieses Kopfes darüber im Zweifel gewesen, daß die Republik ebenso unmöglich sei wie die Rückkehr der Bourbonen. Jetzt dankte er seine Herrschaft dem Säbel, und sie ward ihm geweiht durch die vollkommene politische Ermüdung des Landes. Er war Herr des Staates bevor er ihn kannte, und mit dem Auge des Genius begriff er, was dem zerrissenen Gemeinwesen zunächst noth that. Er verkündet: „ich gehöre keiner Partei, ich gehöre Frankreich an; wer Frankreich liebt und der Regierung gehorcht ist von meiner Partei“ und sichert sich also die Unterstützung Aller derer, die vor der Willkür der Factionen zitterten. Er hebt die grausamen Gesetze gegen die Priester und Emigranten auf, aber die vollzogene Veräußerung der Staats-, Kirchen- und Adelsgüter hält er aufrecht und beruhigt dergestalt nicht nur jene Börsenmänner, die das Complott des 18. Brumaire vorbereiten halfen, sondern die Hunderttausende, welche um ihren ungesicherten neuen Besitz bangten.

Somit war die Wuth des Parteikampfes vorläufig gebändigt und die Umwandlung aller Besitzverhältnisse durch den neuen Herrscher gesetzlich befestigt. Noch eine andere große politische Arbeit, daran die gesammte französische Geschichte gewirkt, hat Napoleon I. zum Abschluß gebracht: die straffe Staatseinheit Frankreichs ward durch ihn vollendet. Mit Widerwillen schaut der Deutsche auf ein Volksthum, welchem der Name Provinz nahezu gleichbedeutend ward mit Dummheit und Beschränktheit. Wir betrachten den Charakter von Paris, der in seiner wetterwendischen Beweglichkeit während eines halben Jahrtausends sich so wunderbar treu geblieben — die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden und doch zugleich ein Tummelplatz aller großen die Welt erschütternden Ideen — diesen ewigen Wechsel von Hochherzigkeit und entfesselter Begierde, dies Leben voll rastloser Arbeit und rastlosen Genusses, das doch den Segen der Arbeit, maßvolle Freiheit und Zufriedenheit, niemals kannte — und wir fragen kopfschüttelnd, wie nur ein großes Volk die Dictatur dieser Stadt ertragen mag. Selten würdigen wir genugsam, welche unschätzbaren Güter Frankreich seiner herrschenden Hauptstadt verdankt: die unvergleichliche aggressive Kraft des Staats, die Verschmelzung so vieler verschiedengearteter Stämme zu einer Nation von

scharf ausgeprägtem Charakter. Auch der Deutsche, wenn er die Gräberreihen des Pere-Lachaise durchwandelt, gedenkt nicht ohne Bewegung, welche Fülle bedeutender Menschenkraft hier in der glänzendsten Stadt der Welt gewirkt hat. Wie gewaltig muß dem Franzosen der Ehrgeiz, der edle wie der gemeine, sich regen in diesem Gewoge allseitigen Lebens, wo jedes Talent, jeder Gedanke, jede Berechnung eine große weithin sichtbare Bühne findet; wie stark hat dieser Brennpunkt des nationalen Lebens die dem Franzosen eigenthümliche Gabe des Faiseurs entwickelt, die Gabe auch geringe Anlagen rasch und praktisch zu verwerthen. Genug, die ungeheure Mehrheit der Franzosen ist nicht der Meinung, daß die Herrlichkeit von Paris zu theuer erkauft sei um die geistige Verarmung der Provinzen. Wenn eine große geistreiche Nation eine solche Ansicht durch allen Wechsel der Geschicke festgehalten hat, so ziemt dem Fremden nicht sie darum zu meistern. Es gilt bescheiden zu verstehen, daß hier eine von dem unseren grundverschiedene Richtung des Volkslebens vorliegt, die fortan durch menschliche Macht vielleicht ermäßigt doch nicht mehr geändert werden kann. Mit Stolz erinnerte sich Frankreich an den Kampf seiner Könige wider die Barone und an jenen großen Cardinal, der sich rühmte die Nivellirung des französischen Bodens durchgeführt zu haben.

Als die Revolution alle geheimsten Neigungen des Volks an den Tag brachte, trat dieser Drang nach unbedingter Staatseinheit gebieterisch hervor. „Und noch einmal, rief Mirabeau zornig, wir sind nicht eine Nation, sondern ein zusammengewürfelter Haufe von Provinzen unter einem Oberhaupte.“ In der Nacht des 4. August wurden nicht blos die Vorrechte der höheren Stände geopfert, sondern auch die Privilegien der Provinzen. Selbst die Namen der altehrwürdigen Provinzen mußten fallen, das Land zerfiel fortan in gleichförmige Departements. Freilich führte die zuchtlose Ungebundenheit der Epoche zu einem scheinbaren Widerspruche. Die Constituante schenkte allen Gemeinden und Bezirken gewählte, nach Oben unabhängige Behörden, und während einiger Jahre der Anarchie bestand das Reich thatsächlich aus mehreren tausend unabhängigen Gemeinwesen. Aber sogar in dieser Zeit ward das Geschick des Landes durchaus durch die Haltung der Hauptstadt bestimmt, und bald, auf Danton's Ruf nach einer starken und nationalen Regierung, begann der Convent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen. Die eine und untheilbare Republik ward verkündigt, das Vorbild der großen germanischen Bundesrepublik

ausdrücklich verworfen. Nach den blutigen Kämpfen in der Vendee, in Lyon und Toulon war das Land der alleinherrschenden Centralgewalt vollständig unterworfen. Seitdem erscheint der Mehrzahl der Franzosen die Behauptung, daß selbständige Verwaltung der Provinzen mit der Staatseinheit sich verträgt, ebenso unbegreiflich, wie umgekehrt den Deutschen die Wahrheit, daß das Selbstbestimmungsrecht der Theile an den Interessen des Ganzen seine rechtmäßige Schranke findet. In jäher Zuckung regt sich wohl noch dann und wann der municipale und provinciale Trotz, so 1815, als die Alliirten gebeten wurden, Lyon zur freien Reichsstadt zu erheben. Der Erfolg hat gezeigt, daß solchen Wünschen keine Lebenskraft innwohnt. „Die Localitäten sind nicht, sie verlangen gar nicht zu sein," schrieb kürzlich Herr Dupont=White und sprach die vorherrschende nationale Meinung aus.

Unter dem alten Regime war der Wille der Krone und ihrer dreißig Intendanten nur durch fortwährende Usurpation durchgesetzt worden, indem man die Rechte der Gutsherrschaften, der Stadträthe, der erblichen Amtskörperschaften auf tausend Wegen der Gewalt, der List, des Einflusses umging oder untergrub. Ebenso tumultuarisch hatte der Convent regiert durch seine Commissäre und den Massendespotismus der Clubs. Erst Napoleon I. fand für die centralisirte Verwaltung die ihr allein angemessene, wohlgeordnete Form, welche leider im Wesentlichen fortbestehen wird, so lange die Bedürfnisse und Anschauungen dieses Volkes sich nicht von Grund aus ändern. Alsbald nach der Einsetzung des Consulats sendet er seine Delegirten in alle Militärdivisionen mit schrankenloser Vollmacht zur Ueberwachung und Absetzung der Beamten. Dann gründet das Gesetz vom 28. Pluviose des Jahres VIII. die Hierarchie des neufranzösischen Beamtenthums. Einzelbeamte treten an die Spitze aller Verwaltungsbezirke; sämmtliche Präfekten, Unterpräfekten und Maires werden durch das Staatsoberhaupt oder durch seine Organe ernannt. Die Ortsgemeinden, die der Convent vernichtet hatte, werden hergestellt, aber dem monarchischen Beamtenthum bedingungslos untergeben. Inmitten dieses ungeheuren Netzes sitzt der Staatsrath, wie eine große Spinne, die tüchtigsten Kräfte des Beamtenthums an sich ziehend und mit immer neuen Fäden das Gewebe der monarchischen Macht ergänzend. Für die Sectionen des Staatsraths weiß der Herscher mit sicherem Auge die „Specialitäten" zu finden, gefügige Männer ohne Parteigesinnung, welche die Bildung der alten Zeit mit der Arbeitskraft der neuen verbinden.

Ihnen theilt er die 350 Auditeurs zu, die bestimmt sind hier in sich aufzunehmen was man den Geist dieser Bureaukratie nennen mag und es später in der Departementalverwaltung anzuwenden. Das ganze System schlagfertig, gleichförmig, zweckmäßig, nach dem Grundsatze der Arbeitstheilung übersichtlich geordnet, thatkräftig genug um binnen sechs Monaten die Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen — aber kostspielig, geistlos und durch und durch despotisch. Diese Verwaltungsordnung ist Frankreichs heutige Verfassung. In ihr lag „das Capital von Autorität“, das der Kaiser, wie die Napoleoniden heute mit Recht versichern, allen späteren Regierungen Frankreichs hinterlassen hat. In einem solchen Staate durfte jeder Herrscher getrost das Wort des Kaisers wiederholen: „mit meinen Präfekten, Gensdarmen und Priestern werde ich immer thun was mir beliebt.“

Durch diese centralisirte Verwaltung, welche naturgemäß das technisch vollkommenste Verwaltungsrecht der Welt in sich ausbildete, war die Einheit Frankreichs mit radikaler Folgerichtigkeit verwirklicht, und die Spitze des Systems konnte nur monarchisch sein. Die Stimmführer des jungen Deutschlands pflegten vor Zeiten uns höhnisch vorzuhalten, der kühne Franzose sei ein geborener Republikaner, der gehorsame Deutsche geborener Monarchist. Heute steht unter den Einsichtigen fest, daß nur Leidenschaft und Befangenheit in Abstraktionen den durchaus monarchischen Instinkt des französischen Volkes verkennen konnten. Die französische Sprache allein kennt den Ausdruck Souveränität, und ein Franzose, Bodin, hat diesen Begriff zuerst wissenschaftlich erklärt. Jahrhunderte lang, während das erstarkende Königthum um seine Vollgewalt kämpft, verfechten die Legisten der Krone die Majestät des in der Monarchie am Kräftigsten verkörperten Staatsgedankens. Sie rufen die politischen Begriffe des römischen Kaiserrechts wieder in das Leben, sie können sich kaum genug thun in Parömien, welche die Einheit, die Unsterblichkeit, das lediglich politische Dasein des dem Privatrechte entwachsenen Monarchen aussprechen. Diese Pioniere der Monarchie haben in Thierry, Mignet und der großen Mehrzahl der französischen Geschichtsschreiber beredte Lobredner, neuerdings in Tocqueville und Frankreichs englischer Publicistenschule heftige Ankläger gefunden. Der Deutsche kann in der gewaltthätigen Politik der absoluten Krone des Bewundernswerthen nur wenig entdecken, doch er muß bekennen, daß sie eine harte Nothwendigkeit war. Mit Nichten waren diese monarchischen Traditionen durch die Revolution entwurzelt.

Nirgendwo zeigt das Volk im Jahre 1789 die unerläßlichste der republikanischen Tugenden, den ernsten Willen, die harte Pflicht der Selbstverwaltung in freiwilligem Ehrendienste zu übernehmen. Man fordert lediglich Wahl der Behörden durch die Bürger, und als dies anarchische Verlangen zu dem unvermeidlichen Rückschlage geführt hat, stehen sich abermals wie unter dem alten Regime zwei große Klassen gegenüber, die verwaltende und die große Mehrheit derer, welche der Verwaltung nur mit kritischem Auge zuschauen.

In dem widerspruchsvollen Charakter dieses großen Volks lag von Altersher dicht neben hochherziger, in Tagen der Gefahr bis zum Heldenthum gesteigerter, Vaterlandsliebe eine entschiedene Abneigung gegen die alltägliche aufopfernde Pflichterfüllung des freien Bürgers, neben starker politischer Leidenschaft ein sehr unentwickelter Sinn für Ordnung und das Recht des Einzelnen. Auf solche Untugenden, die Napoleon III. schon als Prätendent scharf und schonungslos erkannte, stützte sich die bureaukratische Monarchie. Eben so nothwendig ward die Monarchie durch die Centralisation hervorgerufen. Nur verblendete Selbsttäuschung mochte die Redner der Constituante, einen Thouret u. A., zu der zuversichtlichen Behauptung bewegen, auf der Centralisation ruhe die Festigkeit, die Stätigkeit der politischen Entwicklung. Vielmehr, mit der Vereinigung aller treibenden Kräfte des Gemeinwesens in Paris war für jede Minderheit die Möglichkeit gegeben, durch einen verwegenen Handstreich sich des gesammten Staates zu bemächtigen. Gegen diese ungeheure Gefahr bot allein eine kraftvolle monarchische Gewalt einen Schirm. So mochte denn immerhin der erste Consul noch eine Weile die Schlagworte der Republik im Munde führen und mit pomphafter Trauer den Tod Washington's feiern, der für dieselben Güter gekämpft haben sollte wie die Soldaten Bonaparte's: — seit dem 18. Brumaire hatte Frankreich einen Herrn. Schon im Jahre 1801 redet ein Staatsvertrag der Republik von den Unterthanen des ersten Consuls, und mit der Errichtung des Kaiserthums ward endlich auch dem Namen nach jene Staatsform wiederhergestellt, die, eine Nothwendigkeit für Frankreich, lediglich im Taumel der Leidenschaft preisgegeben worden.

Mit Nichten war die Wiederherstellung der Monarchie eine Restauration der alten Ordnung. Napoleon erkannte, daß er durch die einfache Rückkehr zum Alten sich selber verbannen würde. Er wußte, welch' ein gewaltiger Riß im Jahre 1789 die Geschichte Frankreichs

zerschnitten hatte, und ging bereitwillig ein auf das nationale Vorurtheil, daß dies Volk der Welt — die Freiheit gelehrt und eine schlechthin neue Epoche begonnen habe. Er erkennt die Volkssouveränität an, leitet seine Gewalt von dem allgemeinen Stimmrecht her: **le vieux système est à bout.** Damit schmeichelt er den demokratischen Neigungen der Epoche und vermehrt unermeßlich die Machtfülle seiner Krone. Der Erwählte der Nation besitzt eine schrankenlose, unbestimmte Gewalt, wie sie einem legitimen Könige in der modernen Zeit niemals zustehen kann. Jede andere Macht im Staate verschwindet vor der seinen, die auf dem Vertrauen der Millionen ruht. Er allein ist der Vertreter der Nation, er verbietet seiner Gemahlin von den Volksvertretern im gesetzgebenden Körper zu reden. Niemals hat sich gewaltiger die innige Verwandtschaft von Demokratie und Tyrannis offenbart. „Es ist die Natur der Demokratie sich in einem Manne zu personificiren," sagt der Neffe — ein Wort von erschreckender Wahrheit in einer centralisirten Nation.

Gerade der Lieblingsgedanke der französischen Demokratie ward durch den Selbstherrscher vollendet: die Idee der Gleichheit. Die **égalité**, obschon erst im Jahre 1793 unter die lockenden Schlagworte der Menschenrechte aufgenommen, hatte sich doch als die lebenskräftigste der revolutionären Errungenschaften bewährt. Um den Gleichheitsfanatismus des neuen Frankreichs billig zu würdigen, müssen wir uns des gräßlichen Hasses entsinnen, der hier von Altersher die Stände schied. Mit grenzenloser Verachtung schaute jede höhere Klasse der Gesellschaft auf die niederen. Der alte Name des vierten Standes, der **vilains**, ist noch heute ein Schimpfwort. Der Adel übersetzte, wie Napoleon III. treffend sagt, das gute Wort **noblesse oblige** mit **noblesse exempte.** Während im achtzehnten Jahrhundert Wohlstand und Bildung des dritten Standes gewaltig anwuchsen und die Lehre von dem unendlichen Rechte des Menschen zahlreiche begeisterte Apostel fand, wurden die rechtlichen Schranken zwischen den Ständen noch höher als im Mittelalter aufgebaut. Die Mehrzahl der Franzosen war an den Beruf ihres Vaters gebunden, der größte Theil der Staatslasten ward von dem gepeinigten vierten Stande getragen. Noch während der Revolution verkündeten Flugschriften der Aristokratie mit cynischer Offenheit Grundsätze wie diese: „die Gesellschaft darf Menschen zu Sklaven machen, wenn daraus für einige ihrer Mitglieder Vortheil erwächst;

das Gesetz darf in einer Klasse von Bürgern Gewaltthaten und Verbrechen dulden, die es in einer anderen mit Strenge bestraft." Solche Worte allein erklären den Vernichtungskrieg gegen die höheren Stände, welcher die Revolutionsjahre erfüllte. Offenbar lag in dem Wesen der Franzosen lediglich Nichts von demokratischer Schlichtheit und Einfachheit. Sie waren es ja, die in den Tagen des Ritterthums die Lehren der Cavalier-Ehre und Galanterie über die Welt verbreiteten, und diesen ritterlichen Charakter mit all' seinem Heroismus und all' seiner Eitelkeit hat die Nation bis zur Stunde bewahrt. Das Wort des Machiavelli, der Bürger dürfe nur durch den Staat groß werden, verstand man hier im häßlichsten Sinne. Von allen Seiten drängten sich Ehrgeiz und Eigennutz an die Krone, Aemter, Titel, nutzbare Rechte heischend. Man gewöhnte sich den Staat mit begehrlichem Auge zu betrachten. Wenn ein solches Volk den Ruf nach Gleichheit erhebt, so tritt das harte Dichterwort in Kraft:

le rêve d'envieux, qu'on nomme égalité!

Mannichfache Beweggründe zwangen Napoleon I. den Traum des Neidharts, den man Gleichheit nennt, vollständig zu verwirklichen. Der Emporkömmling mußte in den bevorrechteten Ständen der alten Zeit seine unversöhnlichen Feinde sehen. In Augenblicken der Schwäche fühlte er sich wohl geschmeichelt, wenn ein Hofmann ihm von dem uralten Adel des Hauses Bonaparte sprach. In den Tagen seines höchsten Uebermuths zog er geflissentlich die alten Geschlechter an seinen Hof und versuchte sogar durch die österreichische Heirath seiner jungen Krone den Glanz der alten Legitimität zu geben. Doch in allen Zeiten der Noth kehrt er zu der klaren Selbsterkenntniß zurück: „für mich giebt es einen Adel nur in den Vorstädten, einen Pöbel nur in dem Adel." Auch war er selber von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Gleichheit so aufrichtig überzeugt wie irgend ein Romane. Er wußte, daß er seiner Nation aus der Seele sprach, wenn er in seiner Verfassung jeden Versuch, das Feudalsystem herzustellen, für nichtig erklärte. Er wähnte auch die andern Völker von demselben Gleichheitseifer beseelt. Unermüdlich schärfen seine Briefe den Vasallenfürsten ein, „diese leeren und lächerlichen Standesunterschiede" zu beseitigen. Die Völker Deutschlands, sagt ein Brief an Jerome vom November 1807, hegen keinen lebhafteren Wunsch, als daß auch der Nichtedelmann zu allen Aemtern Zutritt habe, jede Art von Leibeigenschaft und jede Zwischengewalt zwischen der Masse und dem Fürsten verschwinde.

Einen Staat, der diese Reform vollführt, nennt er constitutionell; durch solche Mittel werde Westphalen ein natürliches Uebergewicht über das absolutistische Preußen erhalten. Sein Scharfblick erkennt in der völligen Zerstörung der alten Standesunterschiede den gewaltigsten Hebel des Despotismus. Noch heute wollen die Männer der strengen altbonapartistischen Richtung in den Ereignissen von 1789 nichts sehen als eine rein sociale Thatsache, die Vernichtung der feudalen Stände.

Die Gleichheit, die Napoleon durchführte, war die Gleichheit der Chinesen vor dem Sohne des Himmels. Er fand — so lauten die Worte des Neffen — la société en poussière; und er schickte sich an, „die Gesellschaft zu organisiren, Jedem seinen Platz anzuweisen, das ganze Volk einzuregimentiren," an die Stelle der alten Stände „die Hierarchie des vom Staate anerkannten Verdienstes" zu setzen. Rücksichtslose Befriedigung der trivialen Ehrsucht wird die Triebfeder des neuen Staats. Die Freiheit besteht fortan nicht in dem Rechte sein eigenes Selbst ungehindert auszubilden, sondern in dem unbeschränkten Wettbewerb Aller um die von der Staatsgewalt angewiesenen Plätze. Die gesammte Nation durchdringt sich von solchem eitlen nach äußerlicher Ehre jagenden Sinne — der Knabe, der mit Stolz das Blechkreuz am dreifarbigen Bande, den prix de sagesse, trägt, so gut wie der Mann, der nach dem Sterne am rothen Bande hascht. Mit unvergeßlichen Worten gestand der Imperator, wie klein er von seinem Volke dachte. „Es ist nicht wahr," sagt er zu seinem Staatsrathe, „daß die Franzosen Freiheit und Gleichheit lieben. Dem Volke ist Alles gleichgiltig, man muß ihm die Richtung geben. Durch Kinderspielzeug leitet man die Menschen." Und ein Kinderspielzeug waren auch die Titel des bonapartischen Adels. Mit Unrecht hat man die Gründung dieses neuen Adels dem Kaiser als einen Abfall von seinen eigenen Grundsätzen vorgehalten. Ein Adel solcher Art, weder durch große historische Erinnerungen, noch durch mächtigen Antheil an der Selbstverwaltung mit der Nation verbunden, konnte dem nivellirenden Absolutismus nie gefährlich werden; er war nur ein Mittel mehr um den gemeinen Ehrgeiz in die Dienste dieser Monarchie zu führen. Auch das berüchtigte Decret vom Jahre 1810, das die Gründung von Majoraten ohne Adelstitel gestattete, steht nicht im Widerspruche mit der Idee der Gleichheit, wie der Bonapartismus sie versteht. Wurde dies ungeheuerliche Gesetz ausgeführt,

so war freilich ein großer Theil des Bodens dem freien Verkehre entzogen; aber jedem Franzosen stand frei sich die Gütermasse zu erwerben, die zu einem Majorate gehörte, und durch die Abhängigkeit des Grundeigenthums ward die gleichmäßige Unterwerfung der Nation unter die Staatsgewalt nur um so vollständiger.

Wie die Staatseinheit, so war auch die Allmacht der Staatsgewalt die Napoleon ausbildete, wohlbegründet in der Geschichte des Landes. In allen schöpferischen Epochen zeigt die Gesetzgebung Frankreichs den vielgepriesenen caractère d'abondance inspirée. Von jeher findet hier der Staat sein Heil nicht in der Selbstthätigkeit freier Menschen, sondern in dem gewaltsamen Zusammenraffen aller Kräfte des Volks zu mächtigen Schlägen gegen das Ausland und zu großen nationalen Unternehmungen im Innern. Schon Heinrich III. erklärt, daß das Recht auf Arbeit von der Krone verliehen werde, und seit Colbert wird die Volkswirthschaft einer herrisch eingreifenden Staatsleitung unterworfen. Nicht zufällig also gelangten in Frankreich viele begabte Köpfe zu den Lehren des Communismus, der in Deutschland und England fast nur unter armseligen Geistern Anhänger fand. Dort sind jene Utopien nur eine verwegene Weiterbildung der im Staate längst vorherrschenden Richtung, während sie bei uns Germanen alle Gewohnheiten von Staat und Gesellschaft roh verletzen. Unschätzbare Güter hat Frankreich der Allmacht seiner Staatsgewalt geopfert, vor Allem die freie Bewegung des religiösen und damit des gesammten geistigen Lebens. Man versucht wohl die katholische Treue der Franzosen aus dem Gemüthe der Nation zu erklären. Man sagt, das oberflächliche Wesen des Volks, das für die tiefinnerlichen Gewissenskämpfe des Protestantismus wenig Verständniß hatte, und die heitere schönheitslustige Sinnlichkeit der Südländer seien schließlich stärker gewesen als der scharfe kritische Verstand. In Wahrheit entschieden politische Motive den Sieg der katholischen Kirche. Die Krone sah in der religiösen auch die politische Anarchie, der Instinkt der Massen, vornehmlich in der Hauptstadt, fürchtete von der Glaubensspaltung die Zerstörung der einen allmächtigen Staatsgewalt. Als sodann der neue Glaube bis auf wenige Spuren vom französischen Boden gewaltsam hinweggefegt war, da zeigt das geistige Leben freilich jenes haltlose Schwanken zwischen plumpem Autoritätsglauben und frevelhafter Frivolität, das uns Deutsche so widerwärtig berührt; altkeltische Bigotterie und freche Spötterei stehen dicht bei einander, oftmals in

Einer Menschenseele vereinigt. Aber die Staatsgewalt hatte einen neuen Machtzuwachs erhalten; der eine Glaube entsprach dem einen Könige und dem einen Gesetze. Während der Revolution schweift die Thätigkeit des Staats in's Grenzenlose. Der Convent wagt das wahnsinnige Experiment des praktischen Communismus, er vermißt sich nach Billaud's Antrag das französische Volk „umzuschaffen“.

Ganz im Geiste dieser altfranzösischen Traditionen erklärt Napoleon sogleich nach der Errichtung des Consulats, seine Absicht sei „den öffentlichen Geist zu schaffen“. Als Kaiser rühmt er sich mit dürren Worten, daß er den Ruhm und die Ehre habe „Frankreich zu sein“. Alle Zweige des Volkslebens werden einer rastlosen Bevormundung unterworfen. Die riesenhafte Thätigkeit des Monarchen umfaßt das Größte wie das Kleinste, den Neubau der Rechtsordnung wie die Preise der Plätze im Opernhause. Jedes Departement dankt dem Kaiser bedeutende lokale Verbesserungen, die Mauerkelle darf nicht ruhen unter dem Empire. Hatte ein Lieblingssatz des alten Regimes gelautet: la gensd'armerie c'est l'ordre, so heißt unter dem Bonapartismus die Polizei — die Vorsehung des friedlichen Bürgers und der Schrecken des Ruhestörers. Nur Eine Schranke wird von dieser allumfassenden Staatsgewalt innegehalten. Der Kaiser weiß, daß das Eigenthum mächtiger ist als er und seine Heere, und erklärt darum im Eingange der neuen Verfassung: „sie ist gegründet auf die geheiligten Rechte des Eigenthums, der Gleichheit und der Freiheit“ — eine lehrreiche Reihenfolge. Seitdem ist die überspannte Staatsthätigkeit die Erbkrankheit Frankreichs unter allen Systemen geblieben, und ein großer Theil der Franzosen preist die fürsorgliche Allmacht des Staats als einen Vorzug mit Gründen, die ein Germane kaum versteht. In individualistischen Völkern, pflegen sie zu versichern, begnügt sich der Staat das Unrecht zu verbieten, in centralisirten Völkern stellt er sich ein edleres Ziel, hier will er selber das Gute und Große schaffen! „In diesem Lande der Centralisation,“ sagt Napoleon III. sehr richtig, „hat die öffentliche Meinung ohne Unterlaß Alles, das Gute wie das Böse, dem Haupte der Regierung zugeschrieben.“

Im Zusammenhange mit der Centralisation der Verwaltung steht die Neugestaltung des Rechtswesens. Während der Revolution waren die Gerichte auf den Sand der Volkswahl gegründet worden. Die Monarchie giebt ihnen wieder Halt und Stätigkeit, sie ernennt die Richter und stellt unter den von der Revolution geschaffenen Cassations-

hof ein wohlzusammenhängendes System von Appellhöfen und Tribunalen erster Instanz. Dann wird die von dem Convente versuchte umfassende Codification in großartiger Weise vollendet, Einheit und Gleichheit des Rechts für alle Klassen und Provinzen durchgeführt. Portalis und Tronchet, ausgezeichnete Romanisten und Kenner des Rechtes der coutumes, arbeiten vereint an dem gemeinen Rechte des Landes. Das neue Gesetzbuch entspricht allen Neigungen der Massen und des Despotismus zugleich, indem es zwischen dem Staate und dem Einzelnen keine irgend selbständige Gewalt anerkennt; seine folgerichtige, übersichtliche Einfachheit fördert und hebt die Klarheit der Rechtsbegriffe des Privatrechts im Volke. Als ein Zugeständniß an die Ideen der Revolution bleibt das Schwurgericht bestehen, aber der starke Einfluß der Präfekten auf die Bildung der Geschwornenlisten, die übermächtige Stellung der Gerichtspräsidenten und vor Allem das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft erfüllen auch das Strafverfahren mit bureaukratischem Geiste. Zudem ist die Unabhängigkeit der Richter nach der neuen Dienstordnung nicht mehr vollständig. Die unbarmherzigen Strafen des alten Regime's stellt das Kaiserreich großentheils wieder her.

In demselben Sinne verfährt Napoleon auf dem Gebiete der Finanzen. Durch die Revolution waren alle Exemtionen vernichtet und ein neues System direkter Steuern geschaffen. Der Convent hatte, auf Roederer's Vorschlag, das buntscheckige Durcheinander der alten Zollrollen beseitigt, das Reich zu einer handelspolitischen Einheit mit gleichmäßigen Zöllen erhoben, aber, um den Leidenschaften des Volks — das heißt bekanntlich: der städtischen Masse — zu genügen, alle anderen indirekten Steuern aufgehoben. Bonaparte entfaltet in diesem seinem Lieblingsfache die ganze Macht seines mathematischen Genies. Auch hier findet er sofort die Fachmänner ersten Ranges, die Mollien und Gaudin, heraus. Mit ihnen bringt er Ordnung in das Chaos des Staatshaushalts, führt die zweckmäßige kaufmännische Buchführung ein, giebt dem gesammten Rechnungswesen einen kräftigen Schlußstein in dem Rechnungshofe. Durch die Einsetzung von Steuereinnehmern, welche Wechsel unterschreiben müssen für jeden fälligen Abgabenbetrag, wird der mittellosen Staatscasse ein regelmäßiger Zufluß gesichert. Die Selbstbesteuerung der Gemeinden wird mit einem Schlage beseitigt, das bureaukratische Regiment so folgerecht durchgeführt, daß der Finanzminister nicht einmal von einem Fachrathe umgeben ist.

Den direkten Steuern schafft die Monarchie eine sichere Grundlage in dem Kataster; als Ergänzung fügt sie die klug berechnete Mannichfaltigkeit der indirekten Abgaben hinzu. Dadurch wird der Grundsatz der Gleichheit vollständig zur Wahrheit, die Steuerkraft des Landes an unzähligen Stellen gepackt und der Staatshaushalt den kriegerischen Plänen des Herrschers angepaßt; denn der Kaiser weiß, daß in Kriegszeiten sich nur die direkten Steuern mit Erfolg erhöhen lassen. Dem Geldmarkte giebt der erste Consul einen neuen Mittelpunkt: die Bank von Frankreich wird von Perregaux und anderen ergebenen Bankherren gegründet. Auch sie wird mehr und mehr im bureaukratischen Sinne umgestaltet: den Ausschuß an ihrer Spitze verdrängt später ein vom Kaiser ernannter Gouverneur. Die Einheit des Maß- und Gewichtswesens, von der Constituante vorbereitet, wird unter dem Consulat vollendet.

Gleich dem Rechtswesen und den Finanzen ist auch das Heer Frankreichs bis zur Stunde auf der Bahn fortgeschritten, die Napoleon vorgezeichnet. „Ehre, Ruhm und Reichthum“ versprach schon der General Bonaparte seiner italienischen Armee und bezeichnete damit die Ziele, welche seitdem den Offizieren dieses Heeres immer vorschwebten. Die Conscription, ein Werk Jourdan's und des Directoriums, hält der Monarch fest. Er hütet sich, die Idee der Gleichheit auf die Wehrpflicht anzuwenden. Der Usurpator muß die Selbstsucht der besitzenden Klassen schonen, dem Despoten ist ein Volk in Waffen bedrohlich; selbst in den Nöthen des Winterfeldzugs von 1814 darf er sich nicht zu einer levée en masse entschließen. Dagegen trägt jeder Soldat den Marschallstab in seinem Tornister, der freie Wettbewerb bildet den Stolz des Heeres. Sogar die Bourbonen mußten diesen Grundsatz in dem Gesetze von 1817 lediglich anerkennen. Wie sehr die Schlagfertigkeit der Armee dadurch gewann, liegt auf der Hand, aber auch, wie mächtig der in den Revolutionskriegen großgezogene Lanzknechtsgeist, der ränkesüchtige Ehrgeiz, die unstäte Eroberungslust und die blinde Unterwerfung unter den Herrscher gefördert wurden. Unsere Demokratie thäte wohl, auch diese Kehrseite des so maßlos gepriesenen freien Avancements zu betrachten. Volksfreiheit und ruhige politische Entwicklung gedeihen sicherer bei der Scharnhorst'schen Regel, daß im Frieden wissenschaftliche Bildung, im Kriege Auszeichnung vor dem Feinde den Anspruch auf die Epauletten geben soll — wenn nur diese Regel vollständig und unparteiisch angewendet wird. — Die

Organisation der Militärgerichte, gleichfalls ein Werk des Directoriums, bleibt unter dem Kaiserthum bestehen. Dadurch wird der Soldat aus der Ordnung des bürgerlichen Lebens herausgehoben und willenlos in die Hand des Führers gegeben. Ein fein ersonnenes System von Belohnungen und Schmeicheleien und die Bildung einer bevorzugten Gardetruppe — dies uralte Kennzeichen aller Militärstaaten — thun das Uebrige um den zünftigen Soldatengeist zu kräftigen.

Offenbar, das gewaltige Räderwerk dieses Systems ist das Rüstzeug des verständigsten, stolzesten, consequentesten Absolutismus, den die neue Geschichte kennt. Auf die schlechten, oder doch auf die niederen Leidenschaften der Menschen ist dieser Staatsbau gegründet. Er stützt sich nach der Weise jedes Despotismus auf den gemeinen Ehrgeiz, welcher der Scheelsucht so nahe steht, auf Habsucht und Eitelkeit und nicht zuletzt auf die Furcht. Mit scharfem Blicke durchschaut der Herrscher das knechtische Bedürfniß der Ruhe und Sicherheit, das die Trembleurs der besitzenden Klassen erfüllt. Gleich nach dem 18. Brumaire führt er das große Spektakelstück mit dem treuen Grenadier Pourree auf. Der Wackere, welcher das angeblich bedrohte Leben des ersten Consuls vor den angeblich gezückten Dolchen der Volksvertreter gerettet, wird mit Ehren überschüttet und dem begeisterten Theaterpublicum vorgeführt. Dann folgt die lange Reihe der politischen Processe. Alltäglich kann der Philister sich überzeugen, wie die Sicherheit der Gesellschaft auf den Schultern Eines Mannes ruht und wie schwere Gefahren diesen Einen umgeben. Was noch übrig ist von politischem Idealismus wird erstickt in dem Taumel der Sinnlichkeit, den der Herrscher grundsätzlich befördert. Hasard und Lotto, Genuß und Unzucht jeder Art sollen die Leidenschaft der heißblütigen Pariser von dem politischen Gebiete hinweglenken. Beranger hat die wenigen wahrhaft unsittlichen seiner Gedichte unter dem Kaiserreiche geschrieben. Er gestand später, in solchen Tagen des Despotismus scheine das Gift der Unsittlichkeit durch alle Poren der Gesellschaft zu dringen. Eine byzantinische Etikette mit zahllosen Rangstufen hält die Eitelkeit der Pariser in Athem, und aus den Häusern der neuen Prinzen und Börsenkönige, der Marschälle und altfränkischen Großbeamten ergießt sich über das Land geschmacklose Ueppigkeit, plumper Geldstolz, brutale Genußsucht. Gänzlich fremd bleibt diesem Hofe der siegestrunkenen Glücksritter und geistlosen Lanzknechte jener holde Zauber leichtfertiger Anmuth und vornehmen Kunstgenusses, jener liebenswürdige, schönheits-

trunkene keltische Leichtsinn, welche dereinst am Hofe Franz des Ersten und in den besseren Tagen Ludwig's XIV. gewaltet hatten. Und nicht blos der politische Freiheitssinn und die sittliche Reinheit verkümmern, auch das eigenthümliche Talent, der selbständige Charakter geht unter in dieser nivellirenden bureaukratischen Ordnung mit dem jeden anderen Geist erdrückenden Genius an der Spitze. Wir versuchen die Gemüther der Helfer des Gewaltigen zu verstehen und wir erschrecken, wie öde, wie arm, wie platt alltäglich diese Geister sind mit all' ihrem Stolze, ihrem Ruhme, ihrer technischen Virtuosität, wie nichtig ihnen das Dasein verlief in so ereignißreichen Tagen. Kaum zehn darunter, die man mit voller Wahrheit Personen, eigenartige Menschen nennen darf. Die Uebrigen dieser gewandten Faiseurs sehen sich durchgehends zum Verwechseln ähnlich, unterscheiden sich lediglich durch einen etwas höheren oder niederen Grad von Hochmuth, Gewaltthätigkeit, Anhänglichkeit an den Herrn, Geschicklichkeit in dem Specialfache. Man halte die Charakterbilder der napoleonischen Marschälle — ich sage nicht neben die Helden unseres Befreiungskrieges, sondern nur neben die Feldherren und Staatsmänner Friedrich's des Großen oder Ludwig's XIV., die sich doch auch beugen mußten vor einem gewaltigen Selbstherrscher. Für einen Turenne, einen Podewils oder Ferdinand von Braunschweig war kein Raum in dem Reiche Napoleon's.

In lichten Augenblicken hat der Kaiser wohl die Ohnmacht der Gewalt zugestanden und versichert, wer die Ideen unterdrücke arbeite an seinem eigenen Verderben. Thatsächlich war sein Regiment ein unablässiger Kampf gegen jede Regung des freien Geistes. Dem ägyptischen Feldzuge danken einige Fachwissenschaften mannichfache Bereicherungen. Laplace darf unter dem Kaiserreiche die Gesetze der Mechanik des Himmels ergründen. Die exacten Wissenschaften finden Förderung durch die Schöpfung des großen Mathematikers auf dem Throne: die polytechnische Anstalt. Die historischen Fächer aber, welche unmittelbar der Freiheit dienen und den Charakter erheben, sind verwaist; ihnen muß es genügen, daß der Kaiser die Geschichte Marlboroughs von Lediard übersetzen läßt. Die Kunst entflieht aus dem banausischen Staate. Massenhaft, anspruchsvoll, doch ohne Anmuth und Adel, gemahnen die Bauten des Kaisers an die Werke der versinkenden römischen Welt. Während selbst unter Cromwell's freudloser Herrschaft ein Milton dichten konnte, steht an der Spitze der Poesie

des Empire der Held der correcten Klarheit, zu deutsch der splitternackten Prosa, Fontanes. Was irgend nach der Weise der echten Dichtung die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen, alles Tiefe, Schwärmerische, Sehnsuchtsvolle verfällt als vage Ideologie dem Bannspruche dieser regelrechten höfischen Kunst. In Deutschland wagt die junge romantische Dichtung ihre kühnen Flüge, in dem kaiserlichen Frankreich gedeiht nur jene althergebrachte literarische Unterwürfigkeit, welche sich willig von der Akademie die Länge der Sätze vorschreiben läßt und Boileau's ungeheure Langeweile pflichtschuldigst bewundert. Derweil Frau von Stael in der Verbannung lebt und selbst Chateaubriand die Luft des Despotismus zuletzt nicht mehr zu athmen vermag, wetteifern die Hofpoeten mit den Senatoren und Staatsräthen, wer das ruere in servitium am Besten verstehe, wer mit plumperen Schmeichelworten dem Gewalthaber zu sagen wisse, es sei Zeit d'éterniser l'ère de la gloire. Ein einziger wahrhaft bedeutender Künstler hat seine Werke mit dem Geiste des ersten Empire erfüllt: in Spontini's brausenden Trommelwirbeln hallt etwas wieder von der anspruchsvollen Glorie der großen Armee.

Wie die Verwaltung in dem Staatsrathe, so findet das Unterrichtswesen seinen Mittelpunkt in der Universität. Keine Schule im Reiche darf gegründet werden ohne Genehmigung dieser Körperschaft, alle Lehrer der Lyceen gehen aus ihr hervor. In jedem Lyceum derselbe Unterrichtsplan, dieselben Bücher in der Bibliothek, dieselbe Uniform für die Schüler — natürlich nur damit die ärmeren Knaben sich nicht durch ihre bescheidene Kleidung gedemüthigt fühlen, wie Napoleon III. sehr beweglich auseinandersetzt. Der Elementarunterricht liegt völlig darnieder; Hauptaufgabe des Religionslehrers in der Volksschule bleibt, den Gehorsam gegen den Kaiser als das Ebenbild Gottes auf Erden einzuschärfen. Die Presse nahezu vernichtet durch einen Druck, der nur einmal, unter der Schreckensherrschaft, überboten worden; jeder gesellige Verein von mehr als zwanzig Personen abhängig von polizeilicher Erlaubniß. Die persönliche Freiheit aufgehoben durch jene grausamen Gesetze, welche der Verwaltung beliebige Verhaftungen im Namen des öffentlichen Wohls, ohne Angabe weiterer Gründe gestatten; das weite Reich bis hinauf zu den Hospizen einsamer Alpenstraßen von Tausenden geheimer Späher überwacht. Selbst im Handel und Wandel erweist sich die gerühmte Gleichheit zuletzt als Gleichheit des Zwanges für Alle, da das immer

härter ausgebildete Continentalsystem die Freiheit des Verkehrs gründlich zerstört.

Vielleicht am deutlichsten offenbart sich der Charakter des Bonapartismus in seinem Verhältniß zur Kirche. Obwohl Napoleon sich niemals völlig befreite von den Eindrücken seiner katholischen Erziehung, so gaben doch bei seiner Haltung gegen Rom politische Rücksichten immer den Ausschlag. Der Deutsche Friedrich ward unter schweren Zweifeln und Seelenkämpfen zum Freidenker, der Corse durch politische Berechnung zum Papisten. Eine Moral ohne Religion ist wie eine Gerechtigkeit ohne Gerichtshöfe, sagte sein getreuer Portalis, und noch bestimmter sprach schon im Jahre 1801 der erste Consul selbst zu dem Clerus von Mailand: „die katholische Kirche ist die einzige, welche die Grundlagen einer Regierung befestigen kann.“ In solchem Sinne, als ein Mittel zur Knechtung der Geister, erhob Bonaparte den Katholicismus wieder zur herrschenden Kirche, und Jedermann sieht, wie nahe diese Kirche dem Geiste des bureaukratischen Absolutismus steht. Denn wie einst die katholische Kirche ihre Hierarchie der Amtsordnung des Byzantinerreichs abgesehen hatte, so ward sie später selber ein Vorbild für den Beamtenstaat der französischen Könige. Noch auffälliger ist die Verwandtschaft des Katholicismus mit der Idee der Weltmonarchie. Keiner von Allen, die in neuerer Zeit Europa zu beherrschen trachteten, hat Roms Beistand missen können.

Fast acht Millionen Katholiken waren unter dem Directorium zu der alten Kirche freiwillig zurückgekehrt; doch solche Trennung der Kirche vom Staate widersprach den Traditionen der Staatsallmacht. Die hoch-aristokratische Ordnung der alten gallikanischen Kirche war zu eng verwachsen mit dem alten Regime, als daß der Usurpator sie hätte wieder aufrichten dürfen. Ebensowenig konnte der Absolutismus ein wirkliches Nationalconcil berufen, ein Repräsentativsystem in der Kirche dulden. Bonaparte fand: „das Volk muß eine Religion haben, und diese Religion muß in der Hand der Regierung sein;“ darum schuf er eine Staatskirche, in deren Beherrschung Papst und Monarch sich zu ungleichen Hälften theilten. Durchgängig neue Sprengel, sämmtliche geistliche Stellen neu besetzt, die Geistlichkeit vom Staate besoldet und ohne jeden Anspruch auf das geraubte Kirchengut, die Seminare unter der Aufsicht des Staats, die Ehe ein bürgerlicher Vertrag, doch zugleich der Einfluß des Papstes auf den Clerus stärker als er je gewesen seit den Tagen Ludwig's des Heiligen: — das Ganze

eine stramme geistliche Bureaukratie. Erzbischof, Bischof und Pfarrer stehen zu einander und zu ihrer Heerde ziemlich ebenso wie sich Präfekt, Unterpräfekt und Maire unter sich und zu der Masse der Regierten verhalten. Das Gesetz leiht gefällig dem Fanatismus der Theologen seinen Arm, verbietet „jede direkte oder indirekte Anschuldigung gegen eine anerkannte Kirche" — das will sagen: jede ernsthafte religiöse Debatte; und die dankbare Clerisei von Lyon erklärt: „wir verherrlichen in Eurer Majestät die Vorsehung selber!" Auch als späterhin der Kaiser, seinen eigenen Plänen ungetreu, die Curie mit brutaler Gewaltthat heimsuchte und die beständigen Prälaten anschnaubte: „Euer Gewissen ist ein Narr" — auch damals verließ ihn nicht das Bewußtsein, daß er der Kirche bedürfe, daß die unité catholique ein Pfeiler seiner Weltherrschaft sei. Während der Händel mit dem Papste hat er wohl gedroht sich zu verbünden mit den Protestanten, während er in den Tagen der Eintracht versicherte: „ich glaube Alles was mein Pfarrer glaubt." Die Herzensmeinung des innerlich frivolen aber um der Knechtschaft willen auf Rom angewiesenen Despotismus brach doch heraus, als der Verbannte auf St. Helena die Zeit voraussagte, da England wieder katholisch, Frankreich wieder religiös sein werde.

Wer sich nicht selbst verblendet, wird bekennen: in diesem Staate, wo jedes kleinste Gemeinwesen dem Anstoße von Oben folgte, mußte ein parlamentarischer Körper haltlos in der Luft schweben. Chicaner le pouvoir war nach Napoleon's Auffassung der Endzweck aller Volksvertretungen, und für s e i n e n Staat sprach er die Wahrheit. Tribunat und gesetzgebenden Körper konnten Nichts sein als ein lästiges Beiwerk, ein widerwilliges Zugeständniß an die Ideen der Revolution. Meisterhaft hatte der erste Consul den Gleichheitseifer der Nation für die Verbildung der parlamentarischen Körperschaften ausgebeutet. Die Besitzenden zitterten vor direkten und allgemeinen Wahlen, und doch wollte man einen Census nicht ertragen; daher erwählt das souveräne Volk einmal für allemal eine Candidatenliste, woraus der Senat die Tribunen und Abgeordneten ernennt. Noch durchschlagender wirkte der despotische Gedanke Berathung und Beschlußfassung zu trennen: das Tribunat debattirt, der gesetzgebende Körper beschließt. Damit war der Nerv des parlamentarischen Lebens getroffen. Die Volksvertretung betrachtet, nach dem Geständniß ihres Präsidenten, als ihre wichtigste Aufgabe „die Wohlthaten der Regierung aufzusuchen und ihre Verdienste bekannt zu machen." Niemand darf sich verwun=

dern, wenn der Kaiser nach Laune die Opposition ausstoßen ließ und das Tribunat erst auf die Hälfte der Mitgliederzahl herabsetzte, dann gänzlich aufhob. Die Gesetzgebung verschwindet neben der Verwaltung, die Sklaven jubeln: „die Schöpfung ist vollendet, das Leben beginnt.“ Nach der Rückkehr von Elba verkündete der Despot, er habe vordem wider Willen die Freiheit vertagt um das europäische Föderativsystem zu vollenden, und verlieh der Nation jene Zusatzacte, welche allen Modewünschen des Liberalismus genug that und sogar die Militärgerichtsbarkeit beschränkte. Noch heute versichert Herr Thiers, niemals sei die Freiheit, die ganze Freiheit, vollständiger anerkannt worden; und selbst jüngere Männer wie Ollivier preisen den Liberalismus des bekehrten Despoten. Dem Unbefangenen aber zeigen grade solche Lobsprüche, wie wenig die elementaren Rechtsbegriffe des freien Staatslebens in Frankreich feststehen. Eine wirkliche Volksvertretung neben dem Erwählten der Millionen, dem Abgott des Heeres, neben dem despotischen Verwaltungsapparate des militärischen Absolutismus — dieser Widersinn versprach keine Dauer. Wäre der Feldzug von 1815 für den Kaiser glücklich verlaufen, Frankreich hätte nur zu rasch erfahren, was scharfe Köpfe alsbald nach der Rückkehr Napoleon's in die Tuilerien erkannten, daß ein constitutioneller Fürst in den Augen dieses Mannes ein cochon d'engrais war und blieb.

Trotz seiner durchgebildeten bureaukratischen Maschinerie hat das Empire nie das Wesen einer ungesetzlichen, tyrannischen Gewalt verleugnet. Auch dies ist leider ein altfranzösischer Charakterzug. In den langen Jahrhunderten, da die Krone nur über wenige unbedingt abhängige Beamte gebot und durch beharrliche Verletzung der Gesetze, urch Ausnahmegesetze und willkürliche Verhaftungen ihre Gewalt behauptete, war das ohnehin nicht kräftige Rechtsgefühl der Franzosen von Grund aus verwüstet worden. Die Nation gewöhnte sich an den Glauben, den Chateaubriand in den naiven Worten ausdrückt: „die Mittel einer Regierung sind stets unermeßlich.“ Die Revolution hatte sodann das alte Regime mit seinen eigenen Waffen bekämpft. Die Bluttribunale des Convents und die Specialgerichte Richelieu's sind Eines Geistes Kinder. Als Bonaparte endlich dem centralisirten Staate die unentbehrlichen gesetzlichen Organe gab, lag doch in dem Besitze dieser ungeheuren Staatsgewalt eine fast übermenschliche Versuchung sie zu mißbrauchen, und in der That hat bis zur Stunde kein politisches System in Frankreich, auch das Julikönigthum nicht, ohne

Ausnahmegesetze regiert. Bonaparte erbte von dem Directorium ein furchtbares Rüstzeug von Nothgesetzen über den Belagerungszustand, gegen die Presse u. s. w. Seine Regierung verfloß unter fortwährenden Kriegen, dem Usurpator fehlte das Gefühl der Sicherheit auf dem Throne, seine soldatische Natur neigte zur Gewaltthat. Um so weniger war er gewillt die schneidige Waffe der Ausnahmegesetze aus der Hand zu geben, ja, die Unbestimmtheit der Gewalt galt ihm als oberster Regierungsgrundsatz. Der Senat, das blinde Werkzeug des Kaisers, „beschließt über alle in der Verfassung nicht vorhergesehenen Angelegenheiten" — dieser Satz bildet den Eckstein des napoleonischen Systems. „Eine Verfassung ist das Werk der Zeit, man muß einen möglichst breiten Weg für Verbesserungen offen lassen" setzt der Oheim erläuternd hinzu, und der Neffe, der weislich dies Kleinod des Bonapartismus in sein eigenes Verfassungswerk aufgenommen hat, bewundert den welterfahrenen Staatsmann, welcher nicht nach der Weise der Doktrinäre Alles im Voraus regeln wollte.

Danach fand der Wille des Despoten nicht einmal an der Dienstordnung seines Beamtenthums eine Schranke. Kraft alter und neuer Sicherheitsgesetze mochte er nun nach Willkür bald seine Feinde an die Fieberküste von Guyana schicken, bald die Jury in 14 Departements suspendiren oder die auffässigen Zöglinge eines Priesterseminars Mann für Mann in ein Artillerieregiment verweisen, bald durch ein Militärgericht einen Justizmord vollziehen lassen, oder auch die Geschworenen von Antwerpen vor Gericht stellen, weil ihr Wahrspruch nicht nach dem Wunsche des Kaisers gelautet hatte. Im Jahre 1810 gründet er acht neue Staatsgefängnisse „für Jene, die man nicht wohl vor Gericht stellen, aber auch nicht wohl in Freiheit lassen kann." Und daß der Thurm von Vincennes unter dem Empire grauenvolle Geheimnisse barg wie nur die Bastille unter Ludwig XV., davon haben uns kürzlich Tocqueville's nachgelassene Schriften nach den Berichten von Augenzeugen eine unheimliche Schilderung gegeben. Der Geist der Willkür frißt sich endlich ein in alle Zweige des Staatslebens. Fortwährend übertritt der Kaiser seine eignen Gesetze, er sperrt den Handel mit England und giebt einzelnen Begünstigten die Erlaubniß das Handelsverbot zu übertreten. Die Gleichheit unter dem Bonapartismus enthüllt langsam ihr wahres Gesicht: Niemand in Frankreich genießt ein Vorrecht, außer durch des Kaisers Gnade. Diese Unsicherheit aller Verhältnisse war von den Leiden der Kaiserzeit das schwerste. Keiner durfte des erträglichen Heute sich freuen, denn Jeder zitterte vor dem

ungewissen Morgen. Der Kaiser endet wie der Consul begann: während des Krieges von 1814 schickt Napoleon, wie einst nach dem 18. Brumaire, Commissäre mit unbeschränkter Vollmacht in die Provinzen. Die Schlange biß sich in den Schwanz, der Despotismus hatte seinen unseligen Kreislauf vollbracht.

Nach alledem erklärt sich leicht, warum Frau von Stael den Kaiser den Robespierre à cheval nannte und unser Schlosser die Begeisterung für den demokratischen Helden nie bezwingen konnte, während andere Liberale ihm fluchen als dem Todfeinde der Freiheit, dem Hersteller der alten Zwingherrschaft, und der Neffe ihn vergöttert als den Testamentsvollstrecker der Revolution, der ihre tauben Früchte mit gewaltiger Faust herabschüttelte, die probehaltigen sorgsam zur Reife brachte. Keine dieser Behauptungen ist ganz verkehrt, keine sagt die ganze Wahrheit. Was man gedankenlos mit der Phrase „Ideen von 1789“ bezeichnet, war in Wirklichkeit ein trübes Chaos von despotischen und liberalen Gedanken, die sich gegenseitig ausschlossen. Napoleon hat mit bewunderungswürdigem Takt von den Bestrebungen der Revolution Alles verwirklicht was dem nivellirenden Absolutismus diente, Alles erstickt was der Freiheit frommte. Dies ist der wahre Sinn des Prahlerwortes, das der Consularverfassung vorausgeschickt ward: „die Revolution ist zurückgeführt auf die Grundsätze, womit sie begann, sie ist vollendet.“

Die Allmacht des Staats, die unbedingte Einheit und Centralisation, die Gleichheit aller Franzosen, die Begründung der Staatsgewalt auf den Willen des souveränen Volks — das Alles sind „Ideen von 89,“ welche die Freiheit vernichten. Napoleon hat sie ausgeführt und zugleich das von der Revolution hervorgerufene neue wirthschaftliche Leben anerkannt und dessen segensreiche Früchte geerntet. Insofern ist er der Sohn der Revolution, und wir verstehen, warum die unbelehrbaren Doktrinäre unserer demokratischen Emigration noch immer auf die weit glücklicheren socialen Zustände ihres Vaterlandes zu schmähen und „die schöne Gleichheit“ des Bonapartismus zu preisen lieben. Die Rechtspflege, das Heer, die Finanzen, der Geldverkehr, die gesammte Verwaltung erhielten durch Bonaparte die Form, welche bisher allem Wandel der Geschicke getrotzt hat. Keine der neueren Revolutionen hat an dieser für die Masse des Volks wichtigsten Seite des Staatslebens Wesentliches geändert. Sie alle berührten nur die Spitze des Staats. Der gemeine Mann sah in

jedem Systemwechsel lediglich einen Wechsel der Herrschaft und eine Veränderung des Steuersatzes; denn gleichmäßig unter allen Systemen fliegen aus der Präfektur zahllose Verordnungen mit dem majestätischen nous préfet, welche alles Größte und Kleinste der Ortsverwaltung mit Allwissenheit und Allmacht regeln. Da nun Regierende und Regierte auf die Dauer niemals gleichen Sinnes sein können, und eine an der Verwaltung durch freiwilligen Ehrendienst betheiligte Klasse, welche zwischen Jenen mitteninne stände, gänzlich fehlt: so treibt unter solcher Bevormundung das geistreiche bewegliche Volk immer neuen Erschütterungen entgegen. Trotzdem schaut die Mehrzahl der Franzosen noch immer mit Stolz auf ihre bureaukratisch-militärische Amtsordnung, und insofern ist Napoleon abermals eine nationale Größe. Dagegen vernichtete er die persönliche Freiheit und Sicherheit, die Freiheit des Handels und des geistigen Lebens, die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung und Verwaltung. Insofern war er ein Feind der Revolution und ein Feind seines Volks, das zu reich ist an Geist und Schönheitssinn und allzu oft hochherzig gegen die Tyrannei gefochten hat, um in der geistigen Oede des Despotismus auf die Dauer Beruhigung zu finden.

Bei dieser eigenthümlichen Mittelstellung des Mannes läßt sich das historische Urtheil über ihn nicht in kurzen Worten zusammenfassen. Die Lüge, die diabolische Halbwahrheit ist das Wesen des Bonapartismus, wie einer jeden nivellirenden despotischen Gewalt. Wenn Napoleon seine acht Bastillen errichtet und befiehlt, diesem Dekrete zwei Seiten voll liberaler Entscheidungsgründe voranzusetzen — ein Vorfall, der wie kein zweiter die Herzensgeheimnisse des Systems aufdeckt — so meinen wir den Tiberius des Tacitus zu hören. Und weit greller noch als an anderen Despoten tritt der Charakter der Zweiseitigkeit, der Halbwahrheit an Napoleon hervor. Man hat den Kaiser oft den Letzten der aufgeklärten absoluten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts genannt und gemeint: Frankreich, das vor der Revolution nur die höfische Monarchie gekannt, sei durch ihn erst in die Epoche des aufgeklärten Despotismus eingeführt worden. Allerdings, sein Wahlspruch: „Alles für, Nichts durch das Volk“ bezeichnet auch die Politik Friedrich's des Großen und Joseph's des Zweiten; er vollbrachte was jene Beiden begannen, ohne das erhabene fürstliche Pflichtgefühl des Preußenkönigs, doch durchgreifender, radikaler als Jener, da er eine Welt in Trümmern fand. Aber hiermit ist seine Stellung in der Ge-

schichte Frankreichs nicht erschöpfend bezeichnet. Er steht keineswegs auf Einer Linie mit jenen legitimen Reformatoren. Er war Usurpator, erbte seine Macht von der radikalen Zerstörung des historischen Rechts und stand darum bis in den Tod verfeindet dem legitimen Herrscherhause gegenüber. Das Bewußtsein der Usurpation hat ihn nie verlassen. In den ersten Monaten seiner Herrschaft schreibt er den berufenen schneidend harten Brief an Ludwig XVIII. Bald darauf zeigt die Ermordung des Herzogs von Enghien, wie er sich zu den Bourbonen stellte, und bis zum Ende seines Glücks hat er unablässig das Treiben des verbannten Hofes angstvoll beobachtet, noch im Jahre 1814 einen bourbonischen Parteigänger erschießen lassen. Dieser Hof aber und sein Adel verhielt sich zu den Werken der Revolution noch weit feindseliger als Napoleon, bekämpfte nicht nur wie dieser die liberalen Ideen von 1789, sondern auch die Nivellirung der Gesellschaft, welche der neue Gewalthaber vollendet hatte.

So verdankt Napoleon den Ruf eines Helden der Freiheit wesentlich der unbelehrbaren Verstocktheit der Legitimisten. Das sollte sich bewähren in den hundert Tagen. Von der versunkenen Welt, darin die Legitimisten lebten und webten, führte keine Brücke hinüber zu dem Herzen des Volks. Als nun der Verbannte seinen abenteuerlichen Zug wagte — jenen glänzenden Triumph der Macht des Genius, jene That der neuen Geschichte, welche nächst dem siebenjährigen Kriege am stärksten zum Heroencultus verführt — da jubelte „eine Revolution der Souslieutenants und des armen Volks“ dem Kaiser der Plebejer entgegen. Neben den Artois und Blacas erschien er wirklich als ein Mann der Freiheit, neben den Schützlingen der fremden Bajonette als ein Held der Nation. Nur die denkende und rechnende Mittelklasse stand grollend abseits, sie kannte den Despoten, sie ahnte neue Kriege, neue Zerrüttung des Wohlstandes. Wäre aber Napoleon erst im Jahre 1820 zurückgekehrt — wer weiß, ob nicht dann die Sünden der Restauration innerhalb und außerhalb Frankreichs auch den Mittelstand unter die kaiserlichen Adler getrieben und dem Imperator einen dauernden Sieg bereitet hätten?

Also war der revolutionäre Despot ein Feind zugleich des Feudalstaates und des Liberalismus, und mit Nichten können wir dies mit dem Neffen als eine weise, maßvolle Mittelstellung preisen. Wir lassen ihn nicht gelten, den knechtischen Gemeinplatz, daß ein Zeitalter der Parteikämpfe nothwendig in der absoluten Monarchie enden müsse.

Der Satz ist eine Wahrheit nur für Völker, deren sittliche Kraft erstarb. Wie sollte diese Entschuldigung dem Corsen zu Gute kommen, der bis zum Ueberdruß sein Thun mit den Sünden der Franzosen rechtfertigte und doch Tag für Tag daran arbeitete alle Untugenden dieses Volkes systematisch groß zu ziehen? Wie anders hatte einst Cromwell seines Amtes gewartet, der, einmal das Heft in Händen, in redlicher Anstrengung sich abmühte ein freies Gemeinwesen, ein settlement der Nation zu schaffen! Der zweiseitige, halbwahre Charakter des Bonapartismus verräth sich sehr auffällig in der unsicheren Haltung Napoleon's gegenüber den Ideen seiner Zeit. Bald spottet er der Ideologen, bald fürchtet er sie, bald empfindet er, daß er selber nur durch die Revolution existirt und seine Größe der Triebkraft dieses mütterlichen Bodens dankt, und zuletzt versucht er immer wieder nach Despotenart den freien Gedanken zu ersticken. Man erräth leicht, wie bequem gerade dieses System, das nach zwei Seiten zugleich Front macht, von rührigen Epigonen ausgebeutet werden kann, wie man heute die Demokraten mit der Gleichheit des Empires ködern, morgen den schlummersüchtigen Philister bethören mag durch das Scheinbild jener kaiserlichen Ordnung, welche „die Anarchie der Geister, diese furchtbarste Feindin der wahren Freiheit," im Zaum hält! Und am Ende bleibt dem Bonapartismus, der nie um ein wohllautendes Schlagwort verlegen war, noch die letzte Abfertigung: Pygmäen wie wir erblicken immer nur eine Seite des Kaisers, niemals das ganze Riesenbild.

Noch weit unglücklicher besteht Napoleon's auswärtige Politik vor dem ruhigen historischen Urtheile, und gerade sie galt ihm selber als der wichtigste Inhalt seines Lebens. Alle seine bürgerlichen Schöpfungen dienten ihm nur zum Schemel seines kriegerischen Ruhms. Der Neffe überzeugt uns nicht, wenn er dies bestreitet und sich dawider auf die anerkannte Thatsache beruft, daß Napoleon kein Säbelregiment führte und den bürgerlichen Behörden immer den Vortritt einräumte vor den Generalen. Nun wohl, Cromwell hat eine Säbelherrschaft geführt, er hielt bis zu seinem Tode die aufsässigen Grafschaften unter dem Commando seiner Generalmajore. Und doch steht der englische Dictator als ein Staatsmann, ein bürgerlicher Herrscher neben dem Soldaten Bonaparte. Jener war, ein friedlicher Bürger, als Parteiführer in die Höhe gestiegen und führte das Schwert nur um den Sieg

seiner Partei zu vollenden, den inneren Hader beizulegen, die drei Königreiche zu einer Gesammtmacht zu verschmelzen und sein Vaterland zur führenden Macht des Protestantismus zu erheben. Keinen Augenblick verlor er das Ziel einer friedlichen freien Verfassung aus den Augen, nur daß ihm in den Wirren seiner kurzen Herrschaft nicht vergönnt war dies Ziel zu erreichen. Nicht also Bonaparte. Soldat von Haus aus, verkündete er schon während des Staatsstreiches den Geist seines Regiments. „Erinnert Euch," rief er drohend, „daß ich marschire begleitet von dem Gotte des Krieges und dem Gotte des Glücks." Glänzende Bilder von Kampf und Sieg schritten durch seine Träume; die Stamm- und Ranglisten seiner Armee, er gestand es selber, gewährten ihm höheren Genuß als irgend ein Werk der Dichter und Denker. Wenn er auf St. Helena von dem Leben nach dem Tode schwärmte, dann schilderte er beredt, wie er im Jenseits die Hannibal und Friedrich, die Kleber und Desaix finden, mit ihnen reden werde über sein Handwerk (notre métier) — und mit dem Worte „Armee" auf den Lippen ist er gestorben. Er hatte nicht wie Cromwell zeitlebens meutende Provinzen zu bändigen, er fand nicht wie dieser ein Land von erschüttertem Ansehen vor, das erst wieder hinaufgeführt werden mußte zu der ihm gebührenden Weltstellung. Er konnte seit dem Jahre 1801 in Ehren den Frieden wahren und seinen Staat auf einer nie zuvor erreichten Höhe der Macht und des Ruhms erhalten. Sein Wille allein, sein Eroberermuth trieb ihn weiter von Sieg zu Sieg, sein Soldatensinn hieß ihn ohne Noth den Gang der bürgerlichen Ordnung durch militärische Standgerichte unterbrechen und das kaum aufsprießende freie volkswirthschaftliche Leben durch endlose Kriege ersticken. Darum hielt das Heer bis zuletzt begeistert bei ihm aus, als längst schon das Volk sich ihm entfremdet hatte. Darum wird er in der Dichtung aller Völker gefeiert als ein großer Kriegesfürst wie Attila und Dschengischan, während der Philosoph, der Mensch, der König Friedrich nicht seltener von der Kunst verherrlicht wird als der Held von Leuthen. Als Gesetzgeber und Staatengründer leben die echten Monarchen im Gedächtniß der Menschen, sie waren im Frieden größer denn im Kriege. Von Friedrich's Adler rühmt der schwäbische Sänger, daß er die Verlaßnen, Heimathlosen mit seinen goldnen Schwingen deckt. Napoleon's Name wird noch kommenden Geschlechtern wie Kanonendonner und gellender Pfeifenklang in's Ohr tönen.

Der Krieg blieb wirthschaftlich und sittlich die belebende Kraft

seiner Regierung — wirthschaftlich, denn bei der bescheidenen Entwicklung des Volkswohlstandes mußte die Beute aus fremden Ländern helfen die kostspielige bureaukratische Verwaltung zu bezahlen — sittlich, denn er wußte, was der Prätendent Ludwig Bonaparte oftmals zugestand, daß man den Ruf nach Freiheit allein durch kriegerischen Prunk und Ruhm übertäuben kann. Er war ein zu großer Herrscher um zu wähnen, ein Reich könne bestehen ohne Begeisterung und Leidenschaft. Der einzige Enthusiasmus aber, den er selber empfand und in der Seele seiner Knechte dulden konnte, war die Begeisterung für seine eigene Größe und für den Ruhm der französischen Waffen. Sie ward das Pathos seiner Regierung. Nun weiß die Welt, wie sehr hier abermals das Wort zutrifft, daß Napoleon sich nur auf die gefährlichen Leidenschaften der Franzosen stützte. Es ist gar nicht auszusagen, wie entsittlichend der Kriegslärm des Empire auf die Nation wirkte, wie tief Gewalthätigkeit, abenteuerlicher Sinn, die Sucht zu haben und zu herrschen in die Stille jedes französischen Hauses drang. Jede Mäßigung, jede Pietät vor dem Bestehenden mußte entwurzelt werden in einer Generation, die so viele Throne gestürzt, so viel Völkerglück zerstört und diese Siege mit brausendem Jubel gefeiert hatte, indeß von den Siegern nur Einer wußte, was all' der Jammer bedeute.

Wir fanden in dem kümmerlichen Rechtsgefühle der Franzosen eine wesentliche Ursache der inneren Leiden ihres Staats. Für das Recht fremder Völker hat die Nation von jeher noch weniger Verständniß gezeigt. Was die Raubkriege Ludwig's XIV. und des Convents davon noch übrig gelassen ging zu Grunde in dem Rausche der Siege des Empire. Es scheint oft, als fühlten unsere Nachbarn im Stillen die Wahrheit, daß dies begabte Volk fast allein im Kriege wahrhaft schöpferisch und genial gewirkt hat. Alle Parteien begegnen sich in solcher blinden Kriegslust. Den Radikalen steht fest, daß die bewaffnete Demokratie Frankreichs natürliche Verfassung sei, und der Legitimist Chateaubriand versichert, die Freiheit müsse in diesem Lande ihre rothe Mütze unter dem Helme verbergen. Selbst Lamartine, einer der zähesten Feinde des Bonapartismus, erzählt doch pathetisch, auf die Revolution der Freiheit sei die Gegenrevolution des Ruhmes gefolgt, und ergötzt sehen wir, wie in dem Werke des Friedensapostels Proudhon über den Krieg durch alle Friedensmahnungen hundertmal die Begeisterung für die phénoménalité de la guerre hindurchbricht. Vernunft und Billigkeit verstummen, sogar der Anstand kommt dem

Volke des guten Tons abhanden, wenn das Phantom der gloire ihm in die Augen glitzert. Ganz Frankreich jauchzte, als Napoleon die Kunstschätze aller Länder in den Sälen des Louvre aufhäufte, und Niemand rügte, daß er, wie einst der Römer die Götter der Besiegten, das Madonnenbild von Loretto nach Frankreich entführte. Aber ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land, als die Verbündeten das geraubte Gut zurückforderten, und noch heute erzählt der amtliche Katalog des Louvre mit sittlichem Zorne, wie schändlich die Preußen im Jahre 1815 die kaiserlichen Sammlungen beraubt hätten. Daß unser Blücher nach der Schlacht von Belle-Alliance die Brücke von Jena sprengen wollte, wird von allen deutschen Historikern ausnahmslos getadelt. Wir danken dem Himmel, daß der brutale Streich nicht zu Stande kam und der Ruhm des Helden von einem widrigen Flecken frei blieb. Der Franzose denkt anders über den Ruhm. Im Museum von Versailles hängt Vafflard's Bild von der gloire de Rossbach. Auf diesem Machwerke ist verewigt, wie die französischen Soldaten das Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde von Roßbach in Stücke schlagen — und das Publicum beschaut befriedigt diese Heldenthat der großen Armee.

Der glühende kriegerische Ehrgeiz dieses Volkes ward von Altersher verstärkt durch eine eigenthümliche Verirrung der nationalen Phantasie, die man das Römerthum der Franzosen nennen mag. Mit entschiedener Mißgunst hat sich längst der Genius der Nation von den germanischen Elementen abgewendet, denen Frankreich doch einen guten Theil seiner Größe schuldet. Sieyes sprach nur ein allgemeines nationales Vorurtheil aus, als er den adlichen Deutschen, den Zwingherren der bürgerlichen Gallier und Römer, Fehde ankündigte, und selbst der nüchterne Guizot weiß von dem esprit gaulois Wunderdinge zu erzählen. Noch bestimmter herrscht in der Nation der Glaube, daß sie die Erbin sei altrömischer Traditionen. Wir berühren hier eines der feinsten Geheimnisse des Volksthums. Wir Germanen verstehen nicht leicht, mit welchem dämonischen Zauber die Größe der alten Roma noch heute das Herz der romanischen Völker erschüttert. Glorreiche Erinnerungen aus der römischen Geschichte, für uns ein Gegenstand kühler gelehrter Forschung, haben für Jene noch die Gewalt leibhaftiger Wirklichkeit: schier anderthalb Jahrtausende nach dem Falle der Gracchen konnte der große Name tribunus plebis das neurömische Volk in leidenschaftliche Erre-

gung bringen. Auch den Franzosen bietet das römische Wesen manche Charakterzüge, die ihrer eigenen Natur entsprechen: Nationalstolz, militärischen Ehrgeiz, straffe Staatseinheit. Die Geschichte Roms, entstellt wie sie ist durch die Schulrhetoren des Alterthums, muß mit ihrem heroischen Pathos hinreißend wirken auf ein Volk, dessen Phantasie immer mehr rhetorisch als poetisch war. Die abstracten Tugendspiegel der römischen Annalen fügen sich willig dem gespreizten Kothurnschritt der französischen Bühne. Vornehmlich reizte das glänzende Vorbild der römischen Weltherrschaft die Eitelkeit der Franzosen. Dies Volk will nicht vergessen, daß einst Julianus an der Seine von den Legionen auf den Schild gehoben ward und von Paris aus die Welt bezwang. L'univers sous ton règne! jauchzten beflissene Hofpoeten dem vierzehnten Ludwig zu. Immerdar sonnte sich das Selbstgefühl des Hofes und des Volkes an dem Glanze der Cäsaren. Die Nation war nie befriedigter als wenn sie ihren eigenen Herrscherstolz in einer großen Fürstengestalt verkörpert wiederfand. Selbst den ersten Bourbonenkönig nennt die Inschrift seines Denkmals an der neuen Brücke: Henricus magnus, imperator Galliae. Ein Voltaire kriecht, geblendet von Ludwig's Cäsarenruhme, bewundernd im Staube vor dem Todfeinde hugenottischer Glaubensfreiheit. Ludwig Napoleon sprach der Mehrzahl seiner Nation aus der Seele, als er einst Lamartine zurief: „Wir danken Rom Alles, Alles bis auf den Namen."

Während der Revolution nahm dies eitle Spiel mit antiken Reminiscenzen einen neuen Aufschwung, nur daß jetzt mit Vorliebe die republikanischen Helden des Alterthums gefeiert und nachgeahmt wurden — jene schemenhaften, auf Stelzen schreitenden Tugendhelden ohne Fleisch und Blut, wie sie Plutarch geschildert und Rousseau gepriesen hatte. In jedem Club erhob sich ein Cato, ein Brutus, ein Aristogeiton mit der rothen Mütze und forderte, daß das videant consules ausgesprochen werde, wenn nicht die Republik durch die caudinischen Pässe gehen solle. Der Anakreon der Guillotine sandte mit unsauberen Witzen seine Opfer in den Tod. Pindar-Lebrun besang den Ruhm der Republik in schwülstigen Hymnen. In Savoyen tanzten die tapferen Allobrogen die Carmagnole um den Freiheitsbaum, und die herrschende Republik nahm die Töchtervölker der Bataver, der Parthenopäer, der Cisalpiner unter ihren Schutz. War der Cäsarencultus der alten Zeit der Tod der Freiheit gewesen, so können wir in dem gemachten Catonenthum der republikanischen Tage

nur ein Symptom derselben Eitelkeit, derselben politischen Krankheit erkennen. Damals wie früher betrieb die Nation die harten Geschäfte der Politik mit der Phantasie, sie schwelgte in leeren Traumbildern, schwärmte für einzelne Personen, statt mit kaltem Hirn die gegebenen Institutionen zu verstehen und fortzubilden. Ja, dem ehrlichen Auge muß das Catonenthum der Revolution noch weit unwahrer und fratzenhafter erscheinen als der Cäsarencultus der Bourbonenzeit. Denn soll einmal geschauspielert werden, so wähle man mindestens eine Rolle, die dem Talente des Mimen entspricht. In dem leichten gallischen Blute fließt aber kein Tropfen von römischer Ehrbarkeit und Pietät, von catonischem Stoicismus. Nur in vereinzelten ganz sonderbaren Naturen ruft der Widerwille gegen die der Nation eigene leichte Weise zu lieben und zu leben einen herben stoischen Eigensinn hervor. Von solchen Catonen, von den Carnot und Cavaignac entstammen jene allzuoft nachgesprochenen Urtheile über die unheilbare Verderbtheit der Franzosen: — Urtheile, die darum jedes Werthes baar sind, weil Niemand befugt ist von einem großen Volke zu verlangen, daß es seinen Charakter wechsele wie ein Kleid, Niemand ein Recht hat von einem heißblütigen, geistreichen Manne zu fordern, daß er das Leben eines Säulenheiligen führe.

Der theatralische Bombast der republikanischen Rhetoren war durchaus heuchlerisch und unnatürlich. Mit ihm verglichen erscheint es als eine Rückkehr zur Natur, daß unter Napoleon der altnationale Cäsarencultus auf's Neue in seine Rechte trat. Hier wieder sehen wir mit Grauen, mit welcher dämonischen Sicherheit der Imperator die Schwächen seines Volkes erkannte. Er sprach als Grundsatz aus, daß man im Thun und Reden immer auf die Phantasie der Menschen wirken müsse, und wunderbar verstand der Schüler Talma's, die Phantasie der Nation durch pomphafte Spektakelstücke zu beschäftigen. Er verschmähte nicht selber eine Rolle zu spielen in politischen Maskenzügen, hielt als Kaiser, angethan mit der wurmstichigen Consular-Uniform, die Heerschau auf dem Felde von Marengo, zog in Tricots und antikem Mantel auf das Maifeld. Commediante, commediante! murmelte Papst Pius, als der Kaiser nach einer rhetorischen Polterscene ihn verließ. Mit sicherem Blicke für die Schwächen des Gegners stellen die englischen Zerrbilder jener Zeit den kleinen Boney als einen theatralischen Bramarbas dar. Die prahlerische, halb an das gespreizte Pathos ossianischer Helden, halb an den Schwulst der Con-

ventsreden erinnernde Sprache seiner Bulletins und Proclamationen war wie geschaffen für das eitelste der Völker. Wie meisterhaft wußte er aus der römischen Geschichte gerade jene Bilder neu zu beleben, welche der „bewaffneten Demokratie" des neuen Frankreichs zum Herzen sprachen. Seinen Regimentern schenkt er jene Adler, die einst der Demokratenfeldherr Marius den römischen Legionen gab und der demokratische Monarch Cäsar durch den Erdkreis trug. Mit unseligem Eifer lebte die Nation sich ein in die Unsitten der römischen Kaiserzeit. Der Senat des Tiberius hat nicht knechtischer geredet, als jener Daru, der den Deutschen zurief: „der Wille des Kaisers ist unabänderlich wie das Fatum," oder jene Staatsräthe, die zu dem Herrscher sprachen: „erst die Nachwelt wird Sie würdigen, Sie stehen zu hoch um von der Mitwelt verstanden zu werden." Im Anfang war die Nation in der That begeistert, sie sah ihre liebsten Träume verwirklicht, da nach des Kaisers glanzvollstem Feldzuge, nach der Schlacht von Austerlitz, die Gallier als die Erben der römischen Cäsaren erschienen.

Gleich den Heerfahrten der Cäsaren waren die Kriege Napoleon's nicht blos Eroberungskriege. Dem Deutschen fällt schwer, über diese Seite der französischen Geschichte unbefangen zu reden; er soll nicht vergessen, daß Frankreich über die Schultern unseres Vaterlandes hinweg zur Höhe der leitenden Macht des Festlandes aufstieg. Ruhiges Urtheil wird dennoch gestehen, daß nicht allein unedle Motive der anspruchsvollen Herrschsucht unserer Nachbarn zu Grunde liegen. Propaganda zu machen scheint dieser Nation Bedürfniß. Alle Ideen Europas will sie bei sich daheim centralisiren, und den Welttheil wähnt sie verpflichtet, jeden Gedanken, jede Laune, die ihr durch das Hirn blitzen, dankbar aufzunehmen. „Ist Frankreich befriedigt, so ist die Welt ruhig" — mit solchen Worten schlug Napoleon III. in seiner berufenen Friedensrede zu Bordeaux einen Ton an, dem kein französisches Ohr widersteht. Und nie zuvor war dieser Stolz, dieser propagandistische Trieb der Nation so gewaltig angeschwollen, wie damals, da sie mit dem Feudalismus gründlicher gebrochen hatte als irgend ein anderes Volk und nun — gemäß dem schablonenhaften, unhistorischen Charakter ihrer neuen Bildung — sich berufen wähnte die Segnungen der Civilisation über die Welt zu verbreiten. Den gewaltsamen Einsturz alles Bestehenden schrieb die Eitelkeit der Franzosen nicht dem Umstande zu, daß bei ihnen das alte System noch weit verfaulter gewesen denn irgendwo sonst, sondern der genialen Kraft und Kühnheit des esprit

gaulois. Man weiß, welch ein unvergleichliches Werkzeug die revolutionäre Propaganda in Napoleon fand, wie meisterhaft er im Auslande die Arbeit der Revolution genau so weit förderte, als er sie in Frankreich anerkannt hatte. In der auswärtigen Politik wie in der inneren dankt er einen Theil seiner Größe der Richtigkeit und Verblendung seiner Gegner. Er stritt, das Haupt eines modernen, neugestalteten Absolutismus, begeistert für seine eigene Größe, mit genialer Kraft wider Feinde, die eine nicht minder selbstsüchtige Cabinetspolitik befolgten, aber feig und zwieträchtig, ohne die Begeisterung des Helden, ohne Genie und belastet mit dem ganzen Unsegen der alten feudalen Unordnung.

So war er wirklich — wie alle Franzosen und selbst Proudhon ihn nennen — das Schwert der modernen Idee, weniger durch das was er schuf, als durch das was er zerstörte. Eine Welt verrotteter Staatsformen, verlassen von dem Glauben, der Liebe der Völker, umgab Frankreichs Grenzen und brach vor dem harten Griffe des Eroberers zusammen; Europa bedurfte des Zwingherrn um zu genesen. Vielleicht am Großartigsten erscheint diese Stellung Napoleon's als eines Bahnbrechers neuer Zeiten in jenem Lande, wo ihm die alte Zeit gänzlich unvermittelt gegenübertrat, in Spanien; hier durfte der Bändiger der Revolution in Wahrheit sagen: „ich bin die Revolution, ich!“ Wohin sein Arm reicht, entstehen die neuen **constitutions régulières**, wie er einmal mit charakteristischem Wort an seinen Bruder Jerome schreibt. Nur wo die letzten Trümmer des Feudalismus gefallen sind, erkennt er staatliche Ordnung. Eine ungeheure Zeit hob den Helden auf ihre Schultern; und wenn das Bild des Kaisers in dieser seiner historischen Stellung nur um so dämonischer erscheint, so liegt doch hierin zugleich der Grund, warum der unbeirrte Instinkt der Nachwelt, den kein Schmeichlerwort bethört, ihm den Namen des Großen versagt hat. Die Gerechtigkeit der Geschichte gewährt solche Zierde allein jenen Helden, welche durch ihre persönliche Größe eine kleine Zeit, ein rohes Volk emporhoben, nicht den Glücklichen, die von einer reichen Epoche getragen wurden.

Der nivellirende Eroberer findet Bundesgenossen in weitverbreiteten Ideenströmungen des Jahrhunderts. In großen Volksklassen — so in der Masse der Halbgebildeten und in der Bureaukratie, die überall bewußt oder unbewußt dem Geiste des Bonapartismus nahe steht — bildet der Gleichheitstrieb die mächtigste von allen politischen Neigungen.

Napoleon's Herrschaft, indem sie die Grenzen aller Länder in's Wanken, alle politischen Verhältnisse in Fluß brachte, hat weit über Frankreich hinaus den verhängnißvollen Glauben begründet, der in der Durchschnittsbildung der modernen Menschen vorherrscht, daß wir in einer durchaus neuen Zeit leben und mit der Geschichte gebrochen haben. Sehr oft klingt aus den Briefen des Imperators ein Ton stolzer Freude hervor über den Untergang der legitimen Gewalten. Wenn er — gegen die uralte Klugheitsregel der Eroberer — die Prinzen und die Minister der feindlichen Höfe mit Schmähungen zu überschütten pflegt, so redet nicht blos der leidenschaftliche Mann, der rauhe Soldat, sondern auch der Plebejer. Den meisten Cabinetten war er nie etwas Anderes als der Revolutionär auf dem Throne. Selbst ein Stadion verfolgte ihn mit dem Hasse des Patrioten und des Edelmanns. Czar Alexander, dem doch Stein den hohen Sinn des Befreiungskampfes gelehrt hatte, fiel schon während des Krieges in die alten höfischen Vorstellungen zurück und begrüßte Gentz als den Ritter der Legitimität, der die Hydra der Revolution am hartnäckigsten bekämpft habe. Die Sünden der legitimen Mächte nach Napoleon's Sturz hatten sodann für den Welttheil dieselbe Wirkung wie die Verblendung der Bourbonen für Frankreich. Den Völkern erschien Napoleon wieder als ein Held der Freiheit.

Insoweit darf man sagen, daß Napoleons auswärtige Politik mächtigen Leidenschaften und Ueberlieferungen der Franzosen entsprach und einer neuen Zeit die Bahnen ebnete. Doch hier abermals enthüllt sich die schwer verständliche zweiseitige Stellung des Bonapartismus, der selten eine Lüge spricht, die nicht ein Körnchen Wahrheit enthielte, und seltener noch eine Wahrheit ohne einen starken Zusatz von Lügen. Wer schärfer zuschaut, entdeckt alsbald sehr unfranzösische Charakterzüge in der europäischen Staatskunst des Imperators und findet, daß sie in rasender Verblendung dem Wagen des Jahrhunderts auf seiner natürlichen Bahn in die Speichen griff. Dieser letztere Eindruck bleibt für den Unbefangenen der überwiegende.

Napoleon war ein Fremdling auf Frankreichs Thron. Alle Bemäntelungen und Verdrehungen liebedienerischer Historiker heben die Thatsache nicht auf, daß Bonaparte's Mutter ihn unter dem Herzen trug, als am Ponte Nuovo Corsicas Freiheit den französischen Waffen erlag. Wer zum ersten Male eines jener Reliefs schaut, die den Kaiser in römischer Tracht darstellen, bedarf einiger Besinnung um zu

erkennen, daß hier wirklich kein Römer abgebildet ist. Man betrachte die classischen Züge dieses Augustuskopfes, wie wenig hat er gemein mit den kleinen keltischen Schädeln, und vornehmlich den festen Blick dieses mächtigen Auges, wie liegt darin so gar Nichts von dem unstäten Feuer, das in den Augen der Franzosen flackert. Den esprit des schönen Frankreichs hat der Imperator weder besessen noch gewürdigt, die Macht und Tiefe seiner Leidenschaft sind echt italienisch, sein ganzes Sein und Fühlen erscheint dem Franzosen zu entier. Stolze Italiener grüßten ihren Landsmann als einen römischen Imperator, den die gallischen Legionen auf den Schild gehoben. Corsische Patrioten der alten Schule sahen in dem Bändiger Frankreichs den Rächer der heimischen Insel. Ein Held Frankreichs ward der Corse lediglich, weil dort die Revolution seiner ungeheuren Kraft ein freies Feld des Wirkens eröffnete. Unter andern Umständen hätte er gleichgiltig jedes andere Land zur Staffel seiner Größe genommen, wie er ja wirklich in den Jahren der unbefriedigten Ehrsucht mit dem Gedanken spielte, in russische oder türkische Dienste zu gehen. Der Kranz des höchsten Herrscherruhms gebührt aber nur den nationalen Helden, in deren Bilde ein ganzes Volk sein eigenstes Wesen verklärt und herrlich wiederfand. Zu ihnen würde Napoleon zählen, wenn er mit der Kraft Italiens die Welt beherrscht hätte; denn in ihm verkörperte sich ein uraltes Traumbild der italienischen Sehnsucht, der principe des Machiavelli. Als Kaiser der Franzosen ist er doch nur der Größte aller heimathlosen Abenteurer der Geschichte. Die Franzosen haben seinen Siegen zugejubelt und zu ihm gebetet wie zu einem Gotte, aber niemals ihm jenes tief gemüthliche Verständniß entgegengebracht, das einst jeden Scherz und jede Galanterie, jede Unart und jede Großthat Heinrich's des Vierten begrüßte. Auch über des Kaisers eigene Empfindungen darf uns die pathetische Versicherung nicht täuschen, die er auf St. Helena im Munde führte: „ich habe das französische Volk so sehr geliebt". Wohl mußte er den flammenden kriegerischen Ehrgeiz der Nation als ein köstliches Werkzeug seiner Pläne schätzen; über ihre Schwächen urtheilt er mit der schneidenden Kälte des Fremden, und bald sollte seine europäische Politik bewähren, daß ein Heimathloser Frankreich regierte.

Der ausgreifenden eroberungslustigen Staatskunst der französischen Krone waren seit Jahrhunderten durch die Interessen und Ueberlieferungen des Landes sehr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht

nach vollständiger Weltherrschaft trachtete der cäsarische Ehrgeiz Ludwig's XIV. Er wollte durch die Eroberung der sogenannten natürlichen Grenzen sein Gebiet in eine unangreifbare Festung verwandeln, Spanien durch einen abhängigen Hof beherrschen, auf daß es keine Pyrenäen mehr gebe, in Italien den Einfluß Oesterreichs und Spaniens durch den seinigen verdrängen und das Mittelmeer als einen französischen See behandeln. Waren dergestalt die Völker des lateinischen Stammes unter französischer Oberhoheit vereinigt, so sollten wir Andern durch die gesammelte Macht der romanischen Nationen in Schach gehalten, die kleinen deutschen Staaten dem wohlwollenden Schutze der französischen Krone untergeordnet, Englands Seeherrschaft gebrochen werden. Diese Pläne haben im Wesentlichen Frankreichs Politik in der modernen Geschichte bestimmt und sind jederzeit, getragen von dem Beifall der Nation, von Neuem aufgetaucht. Sie gefährden auf das Schwerste die Freiheit der Welt, weil sie ein nicht unerreichbares Ziel verfolgen, wenn die germanischen Völker nicht beständig auf der Wacht stehen. Frankreich wäre danach nicht die unmittelbare Beherrscherin des Welttheils, aber der „exorbitante Hof", die überwiegende Macht des Festlands. Manche Thaten der napoleonischen Politik — und, bezeichnend genug, die in Frankreich populärsten — blieben diesen alten Ueberlieferungen getreu: so der beharrliche Kampf für die sogenannte Freiheit der Meere, so der Verkauf Louisianas an Nordamerika, ein Meisterstreich des Kaisers, so auch die Gründung des Rheinbunds. In seinem berufenen Briefe an den Fürsten-Primas Dalberg vom 11. September 1806 nennt Napoleon die Annahme der Protectorwürde über den Rheinbund eine That conservativer Staatskunst, die rechtliche Feststellung eines seit Jahrhunderten thatsächlich bestehenden Verhältnisses. Nicht ohne Erbitterung können wir Deutschen diese echt bonapartistische Halbwahrheit lesen. Sie gänzlich Lügen zu strafen ist leider unmöglich, denn der Rheinbund war in der That nur die Vollendung jener schimpflichen Abhängigkeit, welche die geistlichen und weltlichen Herren unserer rheinischen Lande, die Wittelsbacher, Fürstenberge, Galen, seit Langem begründet hatten.

Aber bei diesen überlieferten Grundsätzen blieb Napoleon's auswärtige Politik nicht stehen; im Großen und Ganzen ist sie ein willkürlicher Abfall von der alterprobten nationalen Staatskunst. Als jedes Heer Europas vor den Schlägen des Eroberers zusammenbrach und die Welt sich wie eine grenzenlose kahle Fläche, des Bebauers

harrend, vor ihm auszudehnen schien, da ward ihm Frankreich eben so gleichgiltig wie irgend ein anderes Volk. Das Kaiserreich des Abendlandes, davon er träumte, ließ sich nur aufrechthalten mit Opfern von Gut und Blut, denen Frankreichs Kraft nicht gewachsen war. Selbst die kriegerischen Provinzen des Nordens und Ostens fluchten zuletzt der Ländergier des Herrschers. Man mußte die Rekruten in Ketten zu den Regimentern schleppen, nach dem Vorbilde der Dragonaden Ludwigs XIV. den Eltern der entflohenen Fahnenpflichtigen Zwangseinquartirung in die Häuser legen. Das der Steuerlast erliegende Volk begrüßte die Alliirten mit dem Rufe: à bas les droits réunis! Mit radicaler Härte hatte die Nation das Sonderleben ihrer Provinzen zerstört, vollends das Verständniß für fremdes Volksthum hat ihr stets gemangelt. Aber als die Eroberungslust des Kaisers bis an die Ostsee und über die Adria schweifte, da begann selbst in diesem die Geschichte mißachtenden Volke die Frage laut zu werden, ob das Departement der Elbmündung sich ebenso willig dem Empire einfügen werde, wie die Provence ertragen hatte als Departement der Rhonemündungen in dem flachen Einerlei des Franzosenreiches unterzugehen. Ja, jeder Weiterschauende erkannte, daß das neue Reich Karl's des Großen die französische Nationalität zuletzt unfehlbar vernichten werde. Der Kaiser prahlte gern, Frankreich solle die Sonnen-Nation sein, umgeben von Trabanten-Nationen, und erklärte den Vasallen, daß ihre Staaten nur durch Frankreich und für Frankreich bestünden. Seltsame Verblendung! Die eigenthümliche Gesittung Frankreichs wie jedes anderen Landes mußte verschwinden in einer neuen weltbürgerlichen Cultur des Abendlandes, wenn erst das große „Föderativsystem" sich vollendete, und in Paris die europäische Akademie erstand pour animer, diriger, coordonner les institutions savantes de l'Europe, wenn dort jene Weltliteratur erblühte, die Napoleon unserem großen Dichter anpries, und an der Seine ein europäischer Cassationshof die Händel des Welttheils schlichtete.

Der Plan des napoleonischen Weltreichs war unfranzösisch, und was er für Europa bedeutete, das wird noch fernen Zeiten des deutschen Dichters mächtiges Zornwort künden. Heinrich von Kleist rief dem Vertheidiger Saragossas zu, er habe

> des Stromes Wuth gewehrt
> der stinkend wie die Pest, der Hölle wie entronnen,
> den Bau sechs festlicher Jahrtausende zerstört.

Der Gefangene von St. Helena liebte zu versichern, die Idee der heiligen Allianz sei ihm gestohlen, er habe eine heilige Allianz der Völker schaffen wollen, eine Befriedung des Welttheils dergestalt, daß künftig nur Bürgerkriege in Europa möglich wären. In Wahrheit mußte Napoleon's Weltreich unrettbar die köstlichsten Früchte der modernen Geschichte zerstören, jene reiche Mannichfaltigkeit nationaler Bildungen streichen, worauf die Ueberlegenheit der Cultur Europas beruht. Es war eine Lüge, wenn der Entthronte versicherte, mit einem Fox würde er sich verständigt haben; kein Brite, der ein Brite war, konnte auf die Dauer diesem Weltreiche sich fügen. Wenn das neunzehnte Jahrhundert sich rühmt, daß nie zuvor das unendliche Recht des nationalen Lebens in Staat und Kirche mit hellerem Bewußtsein verstanden worden, so erscheinen Napoleon's Kriege doch nur wie ein letzter gigantischer Ausbruch jener Cabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts, welche, jedes Recht, jedes Volksthum mißachtend, nach Fürstenlaune mit den Völkern umsprang wie mit Schachfiguren. Mit gutem Grunde erblickten die Völker in dem Kaiser sehr bald nur den Despoten, den Reactionär, der die freie Entwicklung jedes volksthümlichen Lebens frevelhaft zu unterbinden trachtete. Der Kaiser selbst gefiel sich während seiner letzten Verzweiflungskämpfe in dieser Rolle: im Jahre 1813 sah er sich wieder als den Bändiger der Revolution, berufen die Ideologen Deutschlands und Spaniens zu Paaren zu treiben. Mit persönlichem Hasse verfolgte er jede populare Bewegung. Unzählige der deutschen und spanischen Freiheitskämpfer hat er als Brigands an die Ruderbänke geschmiedet. Begreiflich also, daß an einzelnen Höfen die Wortführer des Absolutismus zu Napoleon hielten — so, natürlich, die Bureaukratie der Rheinbundsstaaten, so am Berliner Hofe die Partei des Grafen Voß.

Der Untergang des Imperators erfolgte durch einen Bund der legitimen Mächte, die den revolutionären Emporkömmling haßten, mit den Völkern, die von dem Sturze des Zwingherrn die Freiheit erhofften. Das populare Element aber war die treibende Kraft in diesem Kriege. Der Ruhm des Sieges gebührt jenen Männern, welche nach Stein's Rathe die Revolution mit ihren eigenen Waffen bekämpften, freien Sinnes alle wirthschaftlichen und sittlichen Kräfte der Völker entfesselten. Erst nach dem Siege gewann jene Armseligkeit wieder die Oberhand, welche mit Gentz darum sorgte, daß der Befreiungskrieg nicht zu einem Freiheitskriege werde. Vor dem ungeheuren Hasse, der

die Millionen gegen den Imperator unter die Fahnen rief, muß jede Vertheidigung verstummen. D'ogni Dio sprezzatore nennt ihn der Italiener, und wer zählt die tausend und tausend Flüche der besten Deutschen wider den Zertrümmerer alles Völkerglücks, die Gottesgeißel der neuen Zeit? Solche Gesinnung der Völker blieb unverändert, als Napoleon von Elba zurückkehrte und von einem Theile der Franzosen bereits wieder als Befreier begrüßt ward. Gewiß, die Aechtung des Kaisers durch den Wiener Congreß war eine schreiende Verletzung des Völkerrechts, aber kein schlechterer Mann als Stein hat sie ersonnen, und unter unseren Patrioten war nicht Einer, der daran Anstoß nahm. Während des Krieges von 1815 war der legitimistische Groll wider den militärischen Jacobinismus noch weit mehr als zwei Jahre zuvor der leitende Gedanke der Höfe; trotzdem ward auch dieser Feldzug von den preußischen Soldaten mit der lodernden Begeisterung eines Volkskrieges durchgefochten.

Wenn Napoleon auf St. Helena von den Wohlthaten redete, die er den undankbaren Völkern zugedacht, und sein Neffe heute diese Worte pathetisch wiederholt, so hört für uns Deutsche die ernste Debatte auf. Im Schlosse von Versailles prangt ein Gemälde: „der Kaiser Wohlthaten spendend in Osterode." In höchst fragwürdiger Gestalt begegnen uns hier unsere altpreußischen Landsleute. Ein winterliches Barbarenvolk in mächtigen Pelzen, mit langen Bärten, der Rassentypus zweifelhaft, unzweifelhaft nur die Nähe des Nordpols. Mitten hinein in diese race inférieure tritt mit majestätischem Bühnenschritte und hochtragischer Armbewegung der Kaiser und sein reichgeschmücktes civilisirtes Gefolge. Ein westpreußischer Edelmann, der mit uns vor dem lustigen Bilde stand, sagte lachend: „Vor dies Bild sollte man die Bonapartisten führen. Vielleicht begreifen sie dann, warum unsere Väter roh genug waren, die Wohlthaten der Wälschen mit dem Flutschen ihrer Flintenkolben zu erwidern." Ohne Freude sehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Napoleon's III. in einer gar so rohen, äußerlichen Schätzung der historischen Größe sich gefällt und einen Cromwell, einen Friedrich tief unter seinen Oheim stellt. Wohl hat Friedrich's Genius nur zwei Provinzen seinem Staate erobert und sein friedliches Wirken auf den engen Raum einer werdenden Großmacht beschränkt. Doch über den Pfeilern, die Friedrich gründete, haben seitdem die Geschlechter dankbarer Enkel Stein auf Stein gebaut: der Bau, den er begonnen, wird einst das ganze Deutschland mit seinen

starken Zinnen schützen. Napoleon's Werk ward unter den Händen des Werkmeisters zusammengeschmettert, nicht durch Verrath oder die Laune des Glücks; es ging zu Grunde an seiner eigenen Unvernunft, als eine Sünde wider den Geist der Geschichte. An dem Firmamente unseres Staatensystems steigt der Gewaltige jählings auf wie ein Wandelstern, der mit grellem Feuerscheine die Sterne rings verdunkelt; nur wenige Nächte, und der mildere Glanz der anderen Gestirne, die ruhig ihre Bahnen ziehen, tritt wieder in sein Recht.

Napoleon hat seine beste Kraft an unmögliche Unternehmen verschwendet, ja, wir finden mit Erstaunen, daß seine große Politik nur den Eindrücken des Augenblicks, der Leidenschaft, dem rasch auftauchenden genialen Impulse gehorcht. Vergebens suchen wir in seinem Wirken nach Außen einen bestimmten, durch alle Wechselfälle zäh festgehaltenen Plan, wie die Idee der Hellenisirung des Ostens, welche verheißend von Anbeginn vor Alexander's Seele stand, oder der Gedanke eines selbständigen norddeutschen Staats, dem Friedrich sein Leben weihte. Mit dem Gefühle einer ungeheuren Begabung beginnt Bonaparte seine Herrschaft, und da nun die faule Ordnung der alten Staaten vor ihm kläglich zusammensinkt, eilt er rastlos vorwärts von Triumph zu Triumph, immer neue, immer maßlosere Pläne bauend. Selten hat ein Sterblicher mit solcher Thatkraft dem einen Gedanken gelebt, daß das Leben im Munde der Nachwelt das höchste Ziel des irdischen Schaffens sei; und niemals sicherlich war ein Mann so ganz durchdrungen von dem Bewußtsein der Größe seiner Zeit. „Dies Gewölk von Zwergen will nicht sehen, daß man die Seitenstücke zu den Ereignissen der Gegenwart in der Geschichte suchen muß, nicht in den Zeitungen des letzten Jahrhunderts. Jetzt ist die Zeit gekommen für große Aenderungen" — so schreibt er dem Czaren im Jahre 1808, nach Aegypten und Marengo, nach Austerlitz und Jena.

Sein Geist gemahnt an die tropische Natur. Wie diese mit unendlicher Schöpferkraft alltäglich andere riesenhafte Wunderbildungen hervortreibt, um sie plötzlich in ungeheuren Orkanen und Erdbeben zu vernichten — so er, gewaltig im Schaffen, schrecklicher im Zerstören des kaum Begründeten. „Alle Welt muß auf ihrer Hut, auf ihrem Posten sein; ich allein, ich allein, ich weiß was ich zu thun habe," schreibt er einmal. Und sicherlich besaß er im höchsten Maße jene Tugenden der Festigkeit und Ausdauer, die er seinen Dienern beständig als die ersten des Staatsmannes einschärfte. Er wußte im einzelnen

Falle sein Ziel mit kalter Berechnung, unergründlicher List und, that es noth, mit lauernder Geduld im Auge zu behalten. Er konnte, derweil seine Phantasie in ungemessenen Fernen schweifte, dennoch mit der Genauigkeit eines Subalternen dem Geschäfte des Augenblicks leben, als ob es nie ein Morgen gäbe. Trotzdem ist Niemand berechtigt von Napoleon zu rühmen, das Werk seines Lebens sei planvoll gewesen. Vielmehr, wie sein System im Innern darum so schwer drückte, weil fortwährend Ausnahmegesetze die Regel störten, so ward seine auswärtige Politik vornehmlich deshalb der Welt unerträglich, weil jeder neue Tag das Bestehende umstoßen konnte. Solche Angst vor dem Unberechenbaren bewog die Pforte zur schlimmsten Stunde den verhängnißvollen Frieden von Bucharest mit Rußland abzuschließen, denn wer verbürgte, daß der Frankensultan nicht auch nach dem Bosporus seinen Arm ausstrecken werde? Welche lange Reihe von Eintagsstaaten, all diese Reiche von Berg, Etrurien, Westphalen, die, kaum geschaffen, wieder verschwanden oder ihre Grenzen änderten! Die gesammte Politik ist in ewigem Wechsel wie der Flugsand der Dünen. Zu gleicher Zeit ködert der Imperator die Kronen von Preußen und von Schweden mit Pommern, England und Preußen mit Hannover. Heute denkt er Nassau zu mediatisiren, morgen giebt er dem Hause den Vorsitz im Fürstenrathe des Rheinbunds. Im Jahre 1805 erklärt er feierlich, das Kaiserreich werde niemals mehr seine Grenzen erweitern; kaum ist das Wort gesprochen, so wird Genua einverleibt. Im selben Jahre verspricht er, daß die Krone Italiens künftighin von der französischen getrennt bleiben solle; zwei Jahre darauf nimmt er sein Wort zurück. In Tilsit schreibt er dem Czaren — damals unzweifelhaft im vollen Ernst — seine unmittelbare Herrschaft dürfe die Elbe niemals überschreiten; drei Jahre später ist die Einverleibung Hamburgs „durch die Umstände geboten." Nachdem er die legitimen Könige gedemüthigt, beraubt er seine Brüder. Immer frecher, roher, frivoler lauten die Entschuldigungen dieser wüsten Ländergier: Holland ist eine Anschwemmung französischer Flüsse, Italien die Seite, Spanien die Fortsetzung Frankreichs. Jeder Sieg hebt diese gährende Phantasie zu kühneren Flügen empor, berauscht den Unersättlichen mit begehrlicheren Träumen. Während des spanischen Aufstandes vermißt er sich: „ich kann in Spanien die Säulen des Hercules finden, doch nie die Grenzen meiner Macht;" und als nun die ganze Halbinsel von Waffen starrt, ein furchtbares Auflodern der nationalen Leidenschaft die

Franzosen zu vernichten droht, alle erdenklichen Gründe der Politik und Strategie den Kaiser mahnen, seine gesammte Macht auf Spanien zu werfen, da beginnt der Rastlose die russischen Händel. Kaum winkt ihm in Rußland ein erster Erfolg, so plant er schon seine Operationsbasis an die Wolga zu verlegen, in ungeheurem Anprall auf das englische Indien zu stürzen. Da er endlich als ein landflüchtiger Mann in Frejus die Anker lichtet, sagt er zu seinem Augereau: „Asien bedarf eines Mannes!"

Selbst an Unternehmungen von echter staatsmännischer Größe schießen ihm leicht phantastische Pläne an, oder er zerstört selber das genial Gedachte durch die Heftigkeit seiner Leidenschaft. Der Feldzug nach Aegypten war sicherlich ein Gedanke, des größten Staatsmans würdig, echt-französisch, im Geiste der besten Tage bourbonischer Politik. Doch schon auf der Ueberfahrt wird die Einnahme von Malta gewagt — eine Eroberung für England! — und sobald die Mamelukengeschwader vor seinen Bataillonen zerstieben, liegt der Sieger bereits wieder mit glühenden Augen über seinen Karten, brütet über der Absicht das oströmische Reich zu erneuern. Ein untrüglicher Instinkt bewegt ihn, seinen Frieden mit Rom zu schließen; bald darauf jagt er durch Hochmuth und Härte die Curie seinen Feinden in die Arme. Das Tilsiter Bündniß, ein Werk feinster Menschenkenntniß und klarer Berechnung, treibt augenblicklich phantastische Pläne hervor: der Kaiser will mit dem Czaren Stambul erobern und in Asien vordringen — ungeheuerliche Verirrungen, die ein französischer Herrscher niemals denken durfte! Desgleichen dem Zollkriege gegen England liegt eine gewaltige volkswirthschaftliche Idee zu Grunde, und wir begreifen, warum begeisterte Schutzzöllner den Herzog von Gaeta als den französischen List verherrlichen. Aber alsbald treibt den Kaiser sein Haß gegen England über alles Maß hinaus zur Einverleibung von Holland, zu einer Knebelung des Handels, die den Lebensgesetzen der modernen Welt Hohn spricht, und seine despotische Willkür wirft das Werk über den Haufen. Er schließt die Grenzen Frankreichs den Fabriken der Vasallenstaaten, während diese die französische Einfuhr ertragen müssen — womit offenbar die große continentale Handelspolitik aufgegeben wird. Von so jäher Leidenschaft, solchem Schwelgen in wechselnden Plänen sticht dann wunderbar ab die souveräne Kälte und Klarheit in der Ausführung des Einzelnen. — Da das Verhängniß über ihn hereinbricht, wird er nach wie vor hingerissen von der Leidenschaft. Sein Trotz und Stolz oder, wie er selber sich ausdrückt, seine

Seelengröße heißt ihn alle vortheilhaften Friedensvorschläge verwerfen. Noch auf dem Felde von Leipzig vermißt er sich München zu verbrennen und das Kaiserreich zu halten, das Amsterdam, Rom und Hamburg zu seinen guten Städten zählte.

Wir beginnen zu zweifeln, ob diesem Genie, das kein Maß zu halten weiß, ein Platz gebühre unter den reinen historischen Größen; unsere Zweifel mehren sich, wenn wir die Person des Helden schärfer in's Auge fassen. — Die Armuth der Sprache, von tieferen Geistern seit Langem schmerzlich empfunden, reicht am Wenigsten aus für die Charakterzeichnung. In modernen Naturen mischen sich widerspruchsvoll tausend feine Züge, und unser Auge, das längst gelernt, diesen leisen Farbentönen der Seele mit reizbarem Verständniß zu folgen, sucht umsonst nach Worten für den Tiefsinn der psychologischen Betrachtung. Klingt es nicht lächerlich zu sagen, daß der größte Mann des Jahrhunderts im Grunde geistlos war? Und doch muß das Abgeschmackte ausgesprochen werden. Dieser erhabene Verstand, dessen Macht, Schärfe, Sicherheit über das Maß des Menschlichen hinausreicht, hat nie einen Blick gethan in den geheimnißvollen Kern des Daseins, nie geahnt daß die Menschheit etwas Anderes ist als eine wohlgeordnete Maschine, daß ein Volk unter straffer Verwaltung, mit geordneten Finanzen und schlagfertigen Soldaten sich bis zur Verzweiflung unglücklich fühlen kann. Das Höchstpersönliche im Leben des Einzelnen wie der Völker, die Welt der Ideale blieb ihm unfaßbar. Die weite Welt durchschaute die Gründe seines Sturzes, er allein nicht; denn wie sollte der Heimathlose verstehen, daß den Völkern selbst die heimische Unsitte theurer ist als die fremde Sitte? Erwägen wir dies, so erkennen wir die schreckliche Wahrheit in dem tollen Worte Blücher's: „laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl."

Die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft des Corsen überbietet die verwegensten Dichterträume. Riesenhaft sind seine Kriegsentwürfe. Welch ein Plan, den er im Lager von Boulogne beschloß: seine Flotte sollte die englische nach Westindien locken, dann umkehren, die Schiffe des Feindes im Canal zerstreuen und dem Kaiser die Ueberfahrt ermöglichen; und gleich darauf der glänzende Zug vom Canal zur Donau! Und doch ist der Mann mit seiner unerschöpflichen Phantasie eine prosaische Natur. Von jener Fülle des Schönen, darin das achtzehnte Jahr-

hundert schwelgte, ist selten ein Strahl in dieses Herz gedrungen: kaum daß Werther's Leiden oder Ossian ihn ein wenig beschäftigten. In der langen Bändereihe seiner Briefe wird man vergeblich nach einer Stelle suchen, die ein interesseloses, menschliches Wohlgefallen an Kunst und Wissenschaft verriethe. Mag er auch dann und wann versichern, einzelne ehrliche Freunde der Wahrheit seien vielleicht zu finden unter den Heuchlern, die man gebildete Leute nenne — er glaubt doch nicht an die Hoheit der Menschenseele. Alle idealen Gedanken sind ihm „Romane,“ gut genug für Proclamationen und gedruckte Reden. Darum ist in ihm wie in allen glaubenlosen Naturen keine Entwickelung zu finden; härter, grausamer wurde seine Art in den Kämpfen des Lebens, doch im Wesentlichen ist kein Unterschied zwischen dem Militärschüler und dem Kaiser.

Wie viel günstiger hat sich das Urtheil der Menschen über Cromwell und Friedrich gestaltet, seit wir durch die Sammelwerke Carlyle's und der Berliner Akademie einen Einblick erhielten in das Seelenleben der Beiden. Anders der Eindruck, den wir aus Napoleon's Briefen empfangen: eine entschieden unedle Natur tritt uns hier entgegen. Es ist unmöglich den Gewaltigen nicht zu bewundern, aber noch unmöglicher ihn zu lieben. Auf Augenblicke mochte er hinreißend liebenswürdig erscheinen, wenn er etwa einen Grenadier am Ohrläppchen zupfte, und selbst einen Göthe hat die gewinnende Weise des dämonischen Mannes bezaubert. Er kann kosen und schwärmen in jenen Stunden der Selbstvergessenheit, die in keinem Menschenleben fehlen: dabei bleibt sein Herz doch eisigkalt, verschlossen jeder holden Empfindung. In den kurzen barschen Briefen an jene Josephine, die er auf seine Weise liebte, empört uns die Armuth und Trockenheit des Gemüths. Als er sich von seiner Gemahlin trennen will, da muß der Sohn, Prinz Eugen, die Unterhandlung mit der Mutter führen und die Ehescheidung vor den großen Staatskörperschaften vertheidigen. Wann wurde jemals ruchloser gespielt mit den heiligsten Gefühlen? — Echte Freundschaft hat er nie gekannt, noch minder jenen poetischen Drang sich ein Idealbild von seiner Umgebung zu schaffen, welcher dem großen Friedrich so viel Pein und so viel Seligkeit bereitete. Schwerlich wird man in seinen Worten oder Werken auch nur einen Zug entdecken, den man schlichtweg edel nennen könnte. Was dem oberflächlichen Blicke so scheinen mag sind zumeist pathetische Effectstücke, schlau berechnet auf die Leichtgläubigkeit des stumpfen Haufens. Ein brutaler, gewaltthätiger Trieb

arbeitete von Anbeginn in diesem Geiste. Er liebte zu schrecken nach Jacobinerart. „Die Welt soll wissen, wessen wir fähig sind“, rief er bei der Ermordung des Herzogs von Enghien. Ihm war eine Lust, seine Zwecke mit unnöthiger Härte und Grausamkeit zu erreichen — von jenem kleinen 18. Brumaire an, der dem jungen Offizier eine Befehlshaberstelle in der Nationalgarde verschaffte, bis zu dem großen 18. Brumaire und den zahllosen Rohheiten der Kaiserzeit. Sogar in seiner Kriegführung ist dieser gewaltthätige Zug zu erkennen; die brutale Kriegsweise der Jacobiner ward durch ihn geordnet, nicht aufgegeben. Seine Mittel zu schonen war er nicht gewillt; mit überwältigenden Massenschlägen, mit ungeheurem Aufwand von Menschenleben und Kriegsmaterial, mit grausamer Gleichgiltigkeit gegen die Verwundeten erfocht er seine Siege. — Von jenem vornehmen Wesen, das die Häupter der echten Cäsaren wie ein Glorienschein umleuchtet, ja selbst von dem guten Tone, der aus dem Herzen kommt, ist an ihm Nichts zu spüren. Er war eine vulgäre Natur. Man entsinne sich der nie versiegenden Schimpfreden über den gaillard und archifou, den König von Schweden, über die vieille bête, den König von Sachsen u. s. f. Selbst Damen, die er nicht leiden mochte, schleuderte er gemeine Zoten in's Gesicht. Auch Friedrich II. hat seine Gegner mit grausamen Epigrammen verfolgt, doch er fand nach der Weise witziger Naturen in scharfen, schonungslosen Scherzen eine ästhetische Befriedigung, die Napoleon nicht kannte. Der unauslöschliche Haß, den die edelsten deutschen Frauen, Luise von Preußen, Amalie von Weimar, Karoline von Baiern, dem Menschen Napoleon entgegentrugen, überhebt uns jedes weiteren Wortes.

Wer die rohen Schmähworte des Kaisers mit seiner leidenschaftlichen Heftigkeit entschuldigen will, der betrachte, wie würdelos er den Wandel des Schicksals trug. Er verstand die seltene Kunst, den Becher des Glückes bis zur Hefe zu leeren, jeden Sieg zu verfolgen bis zum letzten durchschlagenden Erfolge. Wohl nur einmal trat in einem Augenblicke des Triumphes auch diesen eisernen Nerven die menschliche Schwachheit nahe: an der Moskwa fand er nicht mehr den Entschluß, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Aber wenn er die Gunst des Glückes zu benutzen wußte, sie groß zu ertragen verstand er nicht. Da die Welt zu seinen Füßen lag, hat er die plumpe Prahlerei und Schadenfreude des ordinären Glücksritters nicht verschmäht. Er war im Stande, den gekrönten Häuptern der alten Zeit lächelnd zu erzählen: „als ich noch ein einfacher Artillerieleutnant war“ — oder den Prinzen Wilhelm

von Preußen zur Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einzuladen. Wenn er bei seinen Audienzen den kleinen Rheinbundsfürsten mit einem barschen „ancienne connaissance“ den Rücken drehte oder dem König von Baiern sein donnerndes il faut, il faut zurief, so gab er den Knechten freilich nur was ihnen gebührte; hohen Sinn bekundet solche Haltung nicht. Wie niedrig wacht der geniale Mann, nach der Art des zum Herrn gewordenen Lakaien, über den Formen der Etikette: dem Könige von Preußen konnte er nie verzeihen, daß dieser zu Tilsit im Tschacko und mit einem kleinen Schnurrbart auf der Lippe erschien. Auch Napoleon's Familienpolitik, die Fürsorge für die Unwürdigsten seiner Verwandten, die weder aus Geschwisterliebe entsprang noch den Weltherrschaftsplänen frommte, muß man kleinlich und vulgär finden. Noch bezeichnender ist seine Haltung im Unglück. Man kennt jene Scene in Dresden, da Friedrich August von Sachsen den aus Rußland plötzlich zurückgekehrten Kaiser im Vorzimmer erwartete. Hunderttausende lagen im Schnee begraben um dieses Mannes willen, gräßlich wie nie hatte das Schicksal gesprochen. Er aber trat in das Gemach, ein Pariser Schlemperlied trällernd: der Satrap sollte fühlen, der Muth des Herrschers sei nicht gebrochen. Dreimal, bei Smorgoni, bei Leipzig, bei Belle-Alliance, entfloh er unritterlich von seinem preisgegebenen Heere. Friedrich II. war entschlossen, den Untergang seines Staats nicht zu überleben, und doch, wer durfte es schmachvoll finden, wenn ein Land von fünf Millionen dem verbündeten Europa erlag? Napoleon hatte der Welt Gesetze gegeben, und da sein Reich in Stücke brach, fand er nicht den Muth, durch einen edlen Tod die ungeheure Schuld zu sühnen. Es ist lächerlich, solchen Kleinsinn mit einigen christlichen Gemeinplätzen zu entschuldigen. Religiöse Bedenken waren es wahrhaftig nicht, die den Kaiser zurückhielten von einem letzten heroischen Entschlusse. Wer einem Welttheile den Fuß auf den Nacken setzt, darf nicht mit dem Maßstabe der Theologen gemessen werden. Und welch ein unwürdiges Schauspiel, dies Leben des Gefangenen von St. Helena. Mit seinen Hütern sucht er erbärmliche Händel, auf daß er in Europa als ein Märtyrer erscheine, vor den Genossen lügt er wie nie ein Mensch gelogen hat.

Diese eingefleischte Verlogenheit unterscheidet den Kaiser wiederum von den echten Cäsarengestalten. Selbst Cromwell steht neben ihm als ein schlicht wahrhaftiger Mensch, und der Protector war doch, wie alle Helden des religiösen Fanatismus, keineswegs frei von jenen geheimnißvollen Regungen des Selbstbetrugs, die der Heuchelei nahe kommen.

Kein Staatsmann der Geschichte hat so frech wie Napoleon die Lehren der politischen Unsittlichkeit verkündet: „im Kriege ist Alles moralisch, die Politik rechtfertigt Alles." Wir betonen nicht nochmals, daß die Lüge einer der mächtigsten Hebel der napoleonischen Politik blieb, von dem ersten italienischen Feldzuge an, da der General Bonaparte dem Könige von Sardinien treulos Aussichten auf den Besitz von Mailand vorspiegelte, bis zu den hundert Tagen, da Napoleon in friedlichen Versicherungen schwelgte und bereits die Proclamation unterzeichnet hatte, welche den Belgiern und Rheinländern zurief, sie seien würdig, Franzosen zu sein. Wir gehen weiter und behaupten, daß der Kaiser im Rausche seiner Selbstvergötterung auch zu zwecklosen Lügen griff. Welchen politischen Zweck konnte er im Auge haben, als er nach der Schlacht von Leipzig dem Könige von Sachsen versicherte, er unternehme nur einen Flankenmarsch und werde in drei Tagen zurückkehren? Die Niederlage einzugestehen, war seinem Stolze unmöglich. — Der Verbannte schaute zurück auf Thaten, die in der schlichtesten Schilderung die Bewunderung aller Zeiten wecken mußten, und auf einen zwiefachen ungeheuren Sturz, der mit tausend Zungen das Walten ewiger Gerechtigkeit verkündete. In solcher Lage mußte Wahrhaftigkeit lernen, wem nicht jede Ader durch Falschheit vergiftet war. Er aber hat gelogen und gelogen, wie ein miles gloriosus aus der Gascogne das Unübertreffliche noch zu übertreiben versucht, nicht ein Wort der Gerechtigkeit gefunden für seine Feinde und zuletzt jene colossale Unwahrheit gesprochen, die selbst in dem Munde des Meisters der Lügen unbegreiflich klingt — die Versicherung: „ich habe immer alle Marktschreierei verachtet!" Welch ein Abstand von der histoire de mon temps unseres großen Königs! Auch dies Werk will das Urtheil der Leser für die Thaten des Verfassers gewinnen; er verschweigt Manches, wie dem handelnden Staatsmanne ansteht, und gruppirt da und dort die Thatsachen nach seinen Zwecken. Doch nirgends eine absichtliche Unwahrheit. Eine hohe Sicherheit der Seele erlaubt dem Könige, seine eigenen Fehler scharf und offen einzugestehen; die Feinde behandelt er nach seinem unvergeßlichen Worte: „seine Gegner herabzusetzen ist Feigheit."

Ueberschauen wir diese Charakterzüge, so erscheint Napoleon als eine unreine Größe, als der Held der vollendeten Selbstsucht, sein Wirken als die gewaltige Bewährung des gräßlichen Wortes: „ich bin ich selbst allein." Nur war diese Selbstsucht genial, also begeistert und fähig, Millionen zu begeistern und fortzureißen.

Fragen wir jetzt, welche von den Früchten seines Thuns haben den Gewaltigen überlebt? — so bleibt ihm der Ruhm, daß er den Kampf gegen die Reste des Feudalstaats überall in Europa nicht, wie seine Schmeichler sagen, begonnen und vollendet, doch unermeßlich beschleunigt und erleichtert hat. „Die moderne Atmosphäre allein muß den Feudalismus ersticken", pflegte er zu sagen in sicherer Erkenntniß der Zeichen der Zeit. Mit Ausnahme dieses einen Verdienstes erscheint sein Wirken für Europa zwecklos, sinnlos, und nur jene Ergebnisse seiner großen Politik, die er nicht beabsichtigt hatte, sind von der Zeit bewährt worden. Alsbald nach seinem Sturze schlagen die sich selbst zurückgegebenen Völker sämmtlich eine Straße ein, welche dem Wege der napoleonischen Staatskunst schnurstracks zuwiderlief. Das Kaiserreich war ein Reich des Krieges. Sofort nach Waterloo drängt sich überall der friedliche Mittelstand hervor, das Schwert weicht dem Pfluge. Eine stille Verschwörung aller Völker schlingt tausend Bande freundlichen Verkehrs um die befriedete Welt; die Nationen beginnen jenes „Reich der Vernunft", das Napoleon mit Worten pries, durch Thaten verhinderte. Den rückschauenden Söhnen einer sittlicheren Zeit erschien die blutige Größe des Kaiserreichs wie ein letztes gräßliches Auflodern jener thierischen Leidenschaften, die vor Zeiten das jugendliche Europa zerrütteten, wie eine Mahnung, daß auch in der Seele gereifter Culturvölker die Bestie schlummert. Napoleon wollte das Festland gegen England in die Schranken führen. Unmittelbar nach seinem Untergange ruft eine segensreiche Nothwendigkeit, den gegenseitigen nationalen Vorurtheilen zum Trotz, jenes Einverständniß der Westmächte hervor, das bis zur Stunde nicht wieder auf die Dauer gelöst ward. Er erstrebte ein Weltreich und eine Weltcultur. Sein Fall bewies, daß in dieser freien Bruderschaft selbständiger Nationen kein Raum ist für einen Cäsar, und seitdem haben alle Völker schärfer, bewußter denn je ihre nationale Eigenart behütet und ausgebildet.

Der Neffe rühmt dem Kaiser nach, er habe die Keime der nationalen Bewegung in Deutschland und Italien gelegt. Ja wohl, das roh gepeitschte Roß, das aufbäumend das Weite sucht, dankt sicherlich dem Unverstande des Treibers seine Freiheit. Genau mit demselben Rechte darf Napoleon die Dankbarkeit unserer Patrioten verlangen. Er vollbrachte das Nothwendige, das wir aus eigener Kraft damals nicht vollenden konnten; er zerschmetterte einige hundert verfaulte Kleinstaaten und die leblosen Formen des heiligen Reichs — oder, wie der Neffe

bewundernd sagt, er befreite Süddeutschland von dem Joche des römischen Reichs — und schuf sich ein Bollwerk in den souveränen Mittelstaaten. Im Kampfe mit ihm erhob sich sodann das verjüngte Preußen und jene nationale Leidenschaft, welche zunächst die unmittelbare Herrschaft der Fremden zerstörte und eher nicht rasten wird, als bis auch die Souveränität aller Rheinbundskronen vernichtet ist. So hat Napoleon mitgebaut an der deutschen Einheit, die er verabscheute, aber für wahrscheinlich hielt. Desgleichen für Italien ward er der Mann des Schicksals, obwohl er seine Landsleute verachtete und gleich im Beginn seiner Laufbahn das besiegte Oesterreich in die Lagunenstadt einführte. Er fegte verlebte Staaten hinweg, versammelte in Lyon die besten Männer des Landes zu gemeinsamer politischer Berathung; er zerstörte uralte particularistische Abneigungen, indem verfeindete Nachbarn lernen mußten, sich in den neuen französischen Satrapien zu vertragen, gab dem verweichlichten Volke kriegerischen Ruhm und das stolze Bewußtsein, daß ein Italiener Europa beherrsche, und wirkte dergestalt für die Einheit Italiens, welche er haßte und als eine Utopie betrachtete. In Spanien weckte der Kampf gegen Napoleon ein schlummerndes Volksthum zu neuem Leben. Der Kaiser schenkte den Polen einen Staat und rief gelegentlich im Kriege mit Oesterreich die Magyaren unter die Waffen; doch nirgends ist erwiesen, daß er in beiden Ländern eine so starke Entfaltung der nationalen Kraft wünschte, wie sie später erfolgte. In den Niederlanden festigte er das heilsame Werk der Revolution, den Einheitsstaat, durch nicht minder nothwendige monarchische Institutionen; doch bald zerschlug er selber seinen Bau und nach seinem Falle erhob sich die nationale Monarchie der Oranier, die er haßte. Die Schweiz empfing aus seiner Hand die Mediationsacte. Selbst diese, ohne Zweifel die beste Verfassung, die er einem fremden Lande gegeben, war eine Sünde wider die Natur der Dinge, denn sie beseitigte die in dem Wesen des europäischen Staatensystems tief begründete Neutralität des Landes. Gleich nach dem Frieden ward die Neutralität der Eidgenossenschaft fester denn je hergestellt.

Dergestalt hat die Geschichte fast in allen Ländern Europas das Gegentheil der napoleonischen Pläne verwirklicht. Derweil der Kaiser nach der Schlacht von Aspern im Ebersdorfer Schlosse lange in dumpfem Schlummer lag, beriethen seine Marschälle leise, wie das Heer den Rhein erreiche, wenn er nicht wieder erwache. Sie ahnten die Wahrheit: Napoleon's europäische Politik war die ver-

messene Laune Eines genialen Hirns, sie mußte zerfallen, sobald zwei Augen sich schlossen.

Das Kaiserreich, in der Geschichte des Welttheils eine kurze schreckliche Episode, war für Frankreich von dauernder Bedeutung. Freilich, das Zeitalter der Revolution war nicht geschlossen, wie auch die Schmeichler des Herrschers prahlen mochten. Die Stunde kam, da keine Beute mehr die Gier des Landsknechts lockte, da die Furcht vor dem Allgewaltigen entschwand, die einzige Begeisterung des Militärstaats in unglücklichen Schlachten verrauchte, der unnatürliche Bund des napoleonischen und des alten Adels sich löste. Da hob der Liberalismus wiederum sein Haupt, Lainé verlangte Herstellung der dem Volke entzogenen Rechte. Der rückkehrende Napoleon brach selber über sein inneres Regiment den Stab: „das Genie hat gegen das Jahrhundert gekämpft, das Jahrhundert hat gesiegt.“ In nachdenklichen Stunden bekannte er sich zu der Meinung, die sein Bruder Joseph immer gehegt hat: „ich bin nur ein Buchzeichen in dem Buche der Revolution. Sie wird von Neuem beginnen auf derselben Zeile, wo ich sie verlassen habe.“ Trotz solcher Geständnisse irrte Fürst Metternich, als er sprach: „der Bonapartismus ohne Bonaparte ist unmöglich.“ Das Wort trifft zu für Europa, nicht für Frankreich. Auch die Historie unterschätzte des Kaisers Werke, wenn sie sein System mit allen wissenschaftlichen Ehren begrub und ihn mit Cromwell verglich. Dem Protector, dessen hoher Seelenadel die Selbstsucht Napoleon's glänzend überstrahlt, war doch nicht vergönnt, seinem Vaterlande dauernde Gesetze zu geben. In Frankreich blieb nach des Kaisers Falle die volle Hälfte seiner Einrichtungen aufrecht: die despotische Ordnung der Verwaltung und des Heeres stand feindselig neben dem neuen parlamentarischen Systeme. Das französische Volk hatte, wie schon einmal in dem Zeitalter der Reformation, zum Unglück für sich und Europa, in dem großen Principienkampfe der neuen Zeit keine klare, sichere Stellung eingenommen: in seiner Seele stritten sich liberale Ideen und despotische Begierden. Sollte der Bonapartismus für immer verschwinden, so mußte die Nation in der harten Schule der Selbsterkenntniß jene gefährlichen Leidenschaften ablegen, daraus das Kaiserreich seine Kräfte sog — Eitelkeit und gewaltthätige Kriegslust, Habgier und maßlosen Gleichheitsfanatismus — und sie mußte dem Parlamentarismus den Boden verschaffen, worin er allein kräftige Wurzeln schlagen kann: die Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde. Gelang von Alledem Nichts, so mochte leicht geschehen, daß zur günstigen Stunde ein Erbe

Napoleon's wieder die Zügel eines Gemeinwesens ergriff, das noch geschwängert war mit dem Geiste des Bonapartismus.

Der Tiefsinn der historischen Wissenschaft offenbart sich nicht zuletzt darin, daß dieselben Thatsachen der Vorzeit, welche dem strengen Denker die sittlichen Gesetze des Völkerlebens erschließen, tagtäglich von der Frivolität mißbraucht werden, um durch Anspielungen und Vergleiche den Witz zu beschäftigen oder neue Sünden mit dem Vorbild alter Frevel zu beschönigen. Schon lange vor dem Buche Napoleon's III. stand den blinden Bewunderern des ersten Napoleon fest, daß der corsische Held der moderne Cäsar sei: — als ob nicht Bonaparte selbst am 18. Brumaire das gute Wort gesprochen hätte: „Nichts in der Geschichte ähnelt dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.“ Ernster historischer Sinn beseitigt spielende Vergleiche solcher Art mit der einen Bemerkung, daß Cäsar triumphirte, Napoleon unterlag, der Eine das Nothwendige wollte, der Andere das Unmögliche. Das Königreich Westphalen brach vor einem Kosakenangriffe zusammen, und auch die anderen Vasallenstaaten des Kaiserreichs sind verschwunden wie der Schnee vom vergangenen Jahr; Cäsar's Werk hat den Jahrhunderten getrotzt, steht in verwandelten Formen bis zur Stunde aufrecht. Die Erinnerung an einige allbekannte Thatsachen genüge um die Verschiedenheit der Werke wie des Charakters der beiden Weltherrscher zu zeigen.

Einseitigkeit, harte Einseitigkeit ist der Grundzug der antiken Bildung in ihren großen Tagen. Selbst jene Staaten der neuen Zeit, welche dem rasch Hinblickenden nur wie Gegenstücke antiker Gemeinwesen erscheinen, überragen unendlich ihre alten Vorbilder durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gesittung. Das Karthago der modernen Geschichte war zugleich die Wiege der Grotius und Spinoza, und dieselben Kaufherren von Amsterdam, die ihren Staat oftmals gleich den Puniern als eine Erwerbsgenossenschaft betrachteten, haben ihre Republik gegründet im Kampfe für die höchsten geistigen Güter; unter ihren Waarenspeichern fand der verfolgte Denker Schutz und Obdach. Wie oft ward die Eidgenossenschaft der Aetoler mit der Schweiz verglichen, und doch wie arm, roh, banausisch erscheint das Land der Reisläufer des Alterthums neben der Heimath des Calvinismus. Der verbrauchte Gemeinplatz, der die Briten die Römer der Neuzeit nennt, zeigt alsbald

seine Nichtigkeit, wenn wir Englands herrliche Dichtung neben die Armuth der national-römischen Kunst stellen oder die gewaltige Culturthätigkeit des Parlaments neben jenen rauhen römischen Senat, der ein einziges Mal ein literarisches Unternehmen gefördert hat, als er die Uebersetzung von Mago's Anweisung zum Plantagenbau verbreiten ließ! Dem geistreichsten und beweglichsten Volke des Alterthums andererseits fehlte die Kraft einen Staat im großen Stile auf die Dauer zu erhalten. Die Alten kennen nicht die friedliche Gesellschaft freier Nationen, nicht das schöne Geben und Empfangen zwischen selbständigen Culturvölkern. So lange einem Volke des Alterthums die nationale Kraft jugendfrisch in den Adern fließt, will es die Nachbarn unterwerfen oder vernichten. Gewaltig ist die Lebenskraft dieser Nationen: mitten in der Agonie der Revolution hat Rom dem Anpralle der Morgenländer unter Mithradates widerstanden, und noch unter Marc Aurel sah Athen eine Nachblüthe alter Herrlichkeit. Aber die Verjüngung krankender Völker erfolgt nicht, wie neuerdings so oft in Deutschland, Spanien, Italien, durch freiwilliges Aufnehmen und selbständiges Verarbeiten fremder Culturelemente. So starke Empfänglichkeit für fremde Bildung zeigen die alten Nationen erst, wenn ihr Jugendmuth gebrochen ist, ihr Volksthum sich verflüchtigt hat.

Diese abweisende Härte der nationalen Gesittung, diese Unfähigkeit des Alterthums, ein friedliches Gleichgewicht der Staaten zu ertragen, hat den römischen Senat in die Eroberungspolitik hineingezwungen. Als endlich die Völker des Mittelmeers der italischen Stadt gehorchten, da verwischte sich freilich die Einseitigkeit der antiken Cultur; aber auch die nationale Kraft der vereinigten Völker, und damit die Wurzel alles Großen und Eigenthümlichen der alten Welt, war erstorben. In dieser Welt war kein Raum mehr für einen zugleich nationalen und civilisirten Staat. In der Masse der Provinzen hatte der Druck phönikischer und ägyptischer, asiatischer und griechischer und nicht zum Wenigsten der römischen Landvögte jede ideale Empfindung erstickt. Die Cultur Karthagos war geknickt. Von den unterworfenen Barbaren waren die Einen bereits mit der Humanität des Weltreiches getränkt, die Anderen standen ihr noch so roh und fremd gegenüber, daß ein nationaler Staat hier den Tod aller Civilisation bedeutet hätte. Die Hellenen hatten schon seit den Tagen Alexander's aufgehört eine abgeschlossene Nation zu sein. Der weltbürgerliche Hellenismus durchdrang befruchtend alle Völker, er ward, wie der Sieger von Pydna ahnungsvoll erkannte, die

Cultur des sinkenden Alterthums. Die Kraft zu nationalem Staatsleben war dem hellenischen Volke in solchem Maße abhanden gekommen, daß ein einsichtiger Augenzeuge seiner letzten Kämpfe, Polybios, das schreckliche Wort sprechen konnte: „wären wir nicht rasch zu Grunde gegangen, so wären wir nicht gerettet worden."

In diesem Gewirr verfallender Völker stand Rom als das einzige mit ausgebildetem Staate: populos imperio regere war wirklich des Römers Beruf. Auch die altrömische nationale Gesittung war längst verdorrt, so sehr, daß in Cäsar's Tagen ein latinisirter fremder Stamm, die cisalpinischen Gallier, treuer als die Hauptstadt selber das römische Wesen bewahrte. Sogar die physische Lebenskraft des Römervolkes begann zu versiegen. Schon längst war die Hauptstadt, wie Dionys von Halikarnaß sie später schilderte, die gemeinsamste und weltbürgerlichste der Städte. Menschen aller Zungen strömten hier zusammen, neben den Götterbildern der Lateiner ward der Aegyptergott mit dem Hundskopfe verehrt. Griechische Bildung, die Sitten und Unsitten des hellenisirten Morgenlandes beherrschten die weltherrschende Stadt. Sollte die verworrene Masse zusammengeraubter Länder zu einem Reiche sich gestalten, so mußten alle Völker mit „unseren beiden Sprachen" vertraut, mit griechisch-römischer Bildung erfüllt und in die gleichmäßige Ordnung des römischen Staats eingefügt werden. Noch war man fern von diesem Ziele, noch diente alle Herrlichkeit der Erde nur zur Bereicherung einer herrschenden Stadt, einer von Pöbelrotten gepeinigten Stadt ohne Gewerbfleiß, ohne rühriges Bürgerthum. Noch waren die Provinzen zu ungleichem Rechte unterworfen, der Gier der Statthalter einer gewissenlosen Aristokratie schutzlos preisgegeben. Dem werdenden Weltreiche drohte eine zwiefache Gefahr: die eine von dem Einbruche der Barbaren, der, wenn die Ohnmacht der Aristokratie in Rom fortwährte, jede Spur der antiken Gesittung hinweggefegt hätte; die andere von den Griechen, welche, als die zahlreichste, rührigste, gebildetste Nation der Mittelmeerländer, dem Römerreiche unfehlbar einen byzantinischen Charakter, statt eines römisch-griechischen, aufprägen mußten, wenn nicht eine kraftvolle Staatsgewalt dem vorbeugte.

Als der Erbe der hellen Köpfe der Demokratenpartei, der Sertorius und Gracchus, hat Cäsar den Entwickelungsgang, den das verfallende Alterthum unbewußt angehoben, mit klarem Bewußtsein vollendet. Er verwandelte das Durcheinander von unterworfenen, einer

Stadt fröhnenden Provinzen in ein Weltreich gleichberechtigter Länder, er latinisirte die Provinzen, gab ihnen durch den Segen monarchischer Verwaltung ein menschenwürdiges Dasein. Er sicherte das Reich durch jenes nie genug bewunderte System offensiver Vertheidigung. Als Karthago und Korinth aus ihren Trümmern auferstanden und der Senat sich öffnete für die Männer der Provinzen, da mochte Cicero Wehe rufen über die hereinbrechende Barbarei: das Reich war gegründet, es gab keine herrschende Stadt. In Cäsar's Geist ist jene Antoninische Constitution gedacht, welche allen Bewohnern des Mittelmeerreiches das römische Bürgerrecht verlieh; Cäsar's Ruhm wird verkündet in dem stolzen Verse des Dichters: Romanae spatium est urbis et orbis idem. Er ward der Stifter eines Weltreiches weil er Römer war, weil in ihm der Genius seines Volkes sich so rein und vollkommen verkörperte, daß wir auf das Dasein einer römischen Nation schließen müßten auch wenn aus der gesammten Geschichte des Alterthums nichts weiter überliefert wäre als das Charakterbild dieses Mannes. Wie einst das Griechenvolk, so treibt der alte Römerstamm seine kräftigste Blüthe hervor einen Augenblick bevor er selber vertrocknet und seine Kraft nur noch in unzähligen Trieben und Schößlingen fortlebt! Cäsar und Alexander sind ebendarum nationale Helden, weil sie die Stunde erkannten, da ihrem Volke geboten war den nationalen Beruf mit dem kosmopolitischen zu vertauschen.

Nun stelle man den Römer, der als ein Werkzeug der ewigen Vorsicht die Mission seines Volks mit genialer Sicherheit vollführt, neben den heimathlosen Helden unserer Zeit, der eine Welt jugendfrischer nationaler Bildungen in die Form zwängen will, die sein Hirn ersann — und man wird bekennen, daß ein schärferer Gegensatz nicht denkbar ist. Der Corse zerstört heute was er gestern schuf, der Römer verfährt maßvoll nach einem großen Plane, er erweitert das Reich genau so weit als die Sicherung der Grenzen es fordert, kehrt freiwillig um mitten in seiner Siegerlaufbahn; und welche höher fliegenden Entwürfe er auch mit in das Grab genommen hat — das Eine dürfen wir sicher sagen, daß Napoleon's Cäsarenwahnsinn die erhabene Ruhe dieses Hauptes niemals gestört hätte. Wohl hat inzwischen die Woge des orientalischen Völkerlebens mächtig angeschlagen gegen Cäsar's Bau, der Süden und Osten des Mittelmeers verfiel wieder dem morgenländischen Wesen. Der Kern von Cäsar's Werken dauert. Cäsar ist, glücklicher denn Alexander, mit der Geschichte abendwärts

geschritten. Ohne ihn und das Kaiserreich der Römer bestände nicht jene gesegnete Verbrüderung der abendländischen Völker, die heute nach jeder kriegerischen Erschütterung immer von selbst sich herstellt. Er sicherte den müden Völkern des Alterthums eine letzte Frist sich völlig auszuleben, und als zuletzt unsere Väter das morsche Weltreich zerschlugen, da waren sie nicht mehr Fremde; sie haben was unsterblich war in dieser alten Welt getreulich ihren Enkeln überliefert. Wenn heute die französischen Demokraten, erbittert über den tendenziösen Cäsarencultus der Bonapartisten, dem Römer fluchen als dem Zertrümmerer der keltischen Freiheit, so erwidern wir: Ihr wißt nicht was Ihr redet; ihm dankt Ihr, daß Ihr Franzosen seid, nicht Iren! Und wer darf sagen, ob die Idee des Kaiserthums, die, in Cäsar's Haupt geboren, seitdem so vielen edlen Völkern die Seele schwellte, nun für immer erstorben ist? Ob das Kaiserthum nicht dereinst wieder aufleben wird in menschlicherer Gestalt als ein freies Schiedsrichteramt über befreundeten Nationen?

Uns Söhnen jugendlicher Völker gefriert das Herz beim Rückschauen auf das kaiserliche Rom. Ein greisenhaftes Wesen haftet an dem Weltreiche. Patet exitus ist der Trost der tieferen Geister, denen die altersschwache Welt nichts Großes mehr bieten mag. Mit kaltem Gleichmuth blicken die Götter des Tacitus auf die Qualen der Sterblichen hernieder. Die Cultur dieser Epoche gemahnt an die Bauwerke Constantin's; auch sie sind stattlich, nicht ohne einen Zug von Größe, doch aus Trümmern aufgebaut, aus Säulen und Bogen, die einst schöneren Gebäuden dienten. Vergil und Horaz schreiben griechische Verse mit lateinischen Worten, wir fühlen nicht selten, daß Treibhauswärme diese Früchte gezeigt hat. Trotzdem bilden diese Werke die reichste und kräftigste Weltliteratur, die je bestanden hat, sie sind ganz so ursprünglich wie eine Literatur nur sein kann, die des nationalen Charakters entbehrt. Es ist doch kein kleiner Ruhm, daß unter dem Schutze des Kaiserreichs so bedeutende Schöpfungen noch entstehen konnten in der Seele ermüdeter Völker, daß Rom, vorlängst gesättigt mit den Genüssen und den Lastern aller Länder, jetzt auch mit den künstlerischen Reizen der weiten Welt sich schmückte und sein Prachtgewand von Gold und Marmor anlegte. Die weltbürgerliche Kunst der Epoche der Cäsaren war die natürliche Frucht der Auflösung aller nationalen Bildungen des Alterthums. Napoleon träumte von einer Weltliteratur in einem Volke, das soeben in Voltaire und den Ency-

clopädisten echt nationale Schriftsteller besessen hatte und bald nachher in Beranger und Georges Sand Dichter von noch weit schärfer ausgesprochenem nationalem Charakter begrüßen sollte!

Der normale Zustand der modernen Welt ist der Friede. Gerade im achtzehnten Jahrhundert fand inmitten der Schrecken der Cabinetskriege die Lehre vom ewigen Frieden beredte Fürsprecher unter den vornehmsten Geistern. In diese nach Frieden dürstende Zeit tritt der Kriegsfürst Bonaparte als ein Störer des natürlichen Laufes der Dinge; erst sein Sturz gewährt der Welt was sie längst ersehnt. — Die Regel des Alterthums ist der Krieg. Seinem Staate zu leben mit ganzer Manneskraft, dessen Macht zu wahren und zu mehren im Kampfe mit den Fremden galt dem antiken Menschen als höchster Lebenszweck, so lange die Welt noch jung war. Der antike Staat in seiner großen Zeit ist das souveräne Volk in Waffen. Das Kaiserreich bringt dem Alterthume den Frieden, entwaffnet den Bürger, verweist die ungeheure Mehrheit der Menschen auf ein lediglich sociales Dasein: auf die bescheidenen Pflichten des Gemeindelebens auf die Wirthschaft und geistige Thätigkeit. Noch einmal, nach Cäsar's Tode, braust über den Erdkreis jene Furie des Krieges, die Vergil's Georgica so schrecklich schön besingen; dann schließt für lange Zeit der Janustempel seine Pforten. Gewiß mußte die eigenste Kraft und Großheit der antiken Völker von Grund aus verwüstet sein, wenn der Krieg verschwand und die hohe politische Leidenschaft und somit Alles, was bisher dem Bürger das Leben erfüllt hatte. Wie die Dinge lagen, war nach dem Untergang der Freiheit der Friede wirklich des Lebens höchstes Gut. Das pacis imponere mores ist die historische Rechtfertigung des Kaiserreichs. Wohl erscheint auch der Friede des Alterthums grausam, ruchlos neben den milderen Sitten der christlichen Zeit, und wir lesen mit Schauder, wie die Cäsaren im Vollgenusse göttergleicher Herrschaft schwelgten und mit harten Nackenschlägen die stolzen Häupter der Cornelier und Claudier zwangen sich zu neigen. Für die Millionen kleiner Leute, die nun sicher ihre Straße ziehen konnten, war doch eine leidliche Zeit gekommen. Selbst Tacitus bekennt mit widerwilligen Worten, daß die Provinzen von dem neuen Zustande befriedigt waren (nec abnuebant). Das Menschenleben wird in seinem Werthe erkannt und geschont; feinere Bildung bringt bis in die niederen Volksschichten, die Mittelklassen der kleinen Landstadt Pompeji erfreuen sich an dem Wohllaut der Verse Ovid's. Der edelste Beruf der Monarchie,

die Schirmherrschaft über die Armen und Schwachen, ward von den Imperatoren vollführt — so gut die Herzenshärtigkeit des Alterthums ihn verstand. Auf allen Gebieten des Handels und Wandels treibt diese stille Zeit des Friedens Verbesserungen und Erfindungen hervor. Die Barbaren, weit über die Grenzen des Reichs hinaus, befreunden sich mit den Elementen der Gesittung. Bis zum Norden von England erstreckt sich die Römerstraße, dicht am Atlasgebirg prangt der herrliche Victoriatempel von Lambessa, und im schattigen Thalbusen des Schwarzwalds behütet der Altar der Diana Abnoba das üppige Römerbad.

In dieser gleichmäßigen Civilisation des Abendlandes erweitert sich unendlich der Gesichtskreis des Menschen: schon träumt Seneca von fernen Tagen, „denen der Ocean die Fesseln der Welt lüften und die unermeßliche Erde sich öffnen und Thule nicht mehr das letzte der Länder sein wird.“ Da das Reich fast an die Grenzen der bekannten Erde sich ausdehnt, so nähert sich langsam das Alterthum, das bisher nur in dem Bürger den Menschen geachtet, der großen Erkenntniß der Rechte des Menschen. In der stillen Sammlung seines rein socialen Lebens, nicht befriedigt von den Werken einer eklektischen Cultur, die des Neuen nichts mehr schafft, beginnt der Mensch in sein eigenes Herz einzukehren, und endlich ertönt aus der müden Welt der Aufschrei der Creatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer. Dergestalt bildet das Reich der Imperatoren den Uebergang von dem Stadtstaate der Alten zu dem Flächenstaate der neuen Zeit, vom Heidenthum zum Christenthum. Bei dem Schlachtgeschrei der Cäsarianer, bei dem Venus victrix der glorreichen zehnten Legion, durchschauert uns wohl der wehmüthige Gedanke, wie viel Herrliches zerstört ward durch die Triumphe des Imperators. Zuletzt versöhnt uns doch die Erinnerung, daß damals das unabänderliche Schicksal sich erfüllte, daß in den Wehen jener Bürgerkriege eine neue Ordnung der Dinge geboren ward, eine Welt, der wir selber einen guten Theil unseres menschlichen Glückes schulden. Das vive l'empereur der napoleonischen Heere erinnert uns nur an den rohen Zufall, an grenzenloses Elend, das durch Eines Menschen Laune über die Welt verhängt ward. An Cäsar's Leiche wachten drei Nächte lang die Juden Roms, trauernd um den Schirmherrn der Bedrückten. Napoleon brach zusammen unter den Racherufen der fremden Nationen, derweil sein Volk, das er selbst der freien Thätigkeit entwöhnt, gleichgiltig abseits stand.

Wie damals die Armen im Geist, so urtheilt noch heute die Geschichte.

Doch die europäische Politik Napoleon's I. wird von den klügeren Bonapartisten im Stillen schon längst als ein verlorener Posten betrachtet, wenngleich das System den unbedingten Napoleonscultus verlangt, also das offene Aussprechen so ketzerischer Meinungen verbietet. Um so steifer beharren sie bei dem Satze, daß der Kaiser für Frankreichs Verfassung dasselbe that was Cäsar für den römischen Staat. Auch diese Vergleichung hält nicht Stand vor schärferem Urtheile. Cäsar war der Schöpfer einer neuen Staatsform, Napoleon stellte die in Frankreich althistorische Verfassung wieder her, wenn er auch keineswegs alle Institutionen des alten Regime's erneuerte. Die normale Form des modernen Staats ist die Monarchie, die des antiken in seiner Blüthezeit die Republik. Mit voller Unbefangenheit nennen die Alten in ihren schönen Tagen das monarchische Staatsleben servitium, das republikanische libertas, und ein Tacitus bezeichnet die schrecklichste Thorheit der alten Geschichte, die Ermordung Cäsar's, als libertas improspere repetita. Antiken Ueberlieferungen, der politischen Weisheit classisch gebildeter Conrectoren danken wir Modernen das unglückliche Wort Freistaat für Republik. So hartnäckig widerstrebte der Sinn der Alten der Monarchie, daß Augustus noch vorsichtiger als Cäsar die republikanischen Formen schonen mußte und das neue Regiment erst unter Tiberius vollständig die äußere Gestalt der Monarchie annahm. Cäsar's Kaiserthum ist nicht eine Restauration, wie man aus einzelnen Anklängen an die Verfassung des Servius Tullius schließen könnte, sondern eine verwegene neue Schöpfung.

Diese schöpferische That hat wirklich die Aera der Revolutionen geschlossen, was Napoleon nicht vermochte, und dem alternden Reiche seine naturgemäße, dauerhafte Form gebracht. Jeder Mann von politischer Einsicht wird vor dem entsetzlichen Bilde der verfaulenden römischen Republik gleich dem alten Drumann „wider Willen zum Lobredner der Monarchie.“ Wer in den Tagen des Pompejus noch republikanische Freiheit und die unbefleckte Hoheit der curulischen Sessel zu finden vermeint, treibt mit den harten Thatsachen ein ebenso absurdes Spiel wie nur Cato, als er vorschlug Cäsar an die Germanen auszuliefern. Eine schier hundertjährige Revolution — die längste und wildeste der Geschichte — hatte die altrömische Zucht in ihren Grundfesten untergraben. So gänzlich war der Bürgersinn verschwunden, daß

mitten im Kriege gegen die Asiaten die Heere des Flaccus und des Sulla drohend einander gegenüberstanden und der schreckliche Sieg der Parther bei Karrhae in Rom kaum noch Aufsehen erregte. Die Aristokratie, entnervt und verderbt, zerfiel in klägliche Factionen und betrachtete das Vaterland mit schnöder Selbstsucht, wie jener Cicero, der den Zweck des Staats in der Erhaltung der großen Familien fand. Die als Proconsuln in den Tyrannenschlössern der Provinzen hausten und mit der Vollgewalt eines Sultans über dem Wohl und Wehe von Millionen schalteten, waren nicht mehr Bürger. Pompejus konnte, ohne Auftrag vom Senate, das weite Morgenland unterwerfen und nach Gefallen in Provinzen und Monarchien zertheilen. Aus dem Gewirr der Ränke und Klatschereien dieser Adelskreise zuckt dann plötzlich die thierische Wildheit empor, so an jenem Tage der Greuel, da Tiberius Gracchus den Knitteln und Stuhlbeinen der edlen Scipionen und Aemilier erlag, und dreihundert Leichen, von solchen Waffen erschlagen, den Markt bedeckten. Noch hielt ein gesunder Kern der Bürgerschaft treu zu dem Rechte, aber auch diese Kreise entmannte das Bewußtsein, daß es zu Ende gehe mit der alten Zeit. Nichts schrecklicher in den letzten Bürgerkriegen als der Mangel an idealen Empfindungen hüben wie drüben. Der große Haufe der Demokratenpartei schwärmte für das freie Folium, für den Communismus, verstand die Freiheit wie sie einst in Korkyra verstanden ward. Die einsichtigen Demokraten waren zu dem Gedanken der Monarchie bekehrt. Immer wieder, mit dem sicheren Instinkte der Verzweiflung, war das versinkende Gemeinwesen in die Bahn der Monarchie eingelenkt, unter den Gracchen, unter Cinna und Marius. Selbst Sulla konnte das aristokratische Regiment nur herstellen durch eine vorübergehende monarchische Herrschaft. Reine Aristokratie bedeutete damals Knechtung der Welt zum Besten der Herrengeschlechter, reine Demokratie — die Herrschaft der Faust.

Rom war gestiegen durch die Zucht und Mannheit seines Volks, es brach zusammen als der alte Römergeist verflog. Man denke an die uralte Krankheit der römischen Gesellschaft, an jenen Kampf des Capitals mit der freien Arbeit, der den Mittelstand fast vernichtet hatte, an die Latifundien und die Heerden mißhandelter Sklaven, an die Grausamkeit dieses Volks, das an dem Röcheln sterbender Gladiatoren sich weidete, an den plump-naiven Geldstolz des Adels, der in den Werken seiner Modephilosophen befriedigt las, daß nur der Reichthum sittlich und anständig sei, endlich an den tiefen Ekel der Ueber-

sättigung, womit diese Welt ihr eigenes Thun beschaute — und man wird gestehen, daß dies Rom trotz einiger äußerlicher Aehnlichkeiten mit dem Paris des achtzehnten Jahrhunderts nicht verglichen werden darf; denn die Franzosen bewahrten noch einen Grundstock nationaler Kraft und nationalen Stolzes, der in der Revolution sich gewaltig entfalten sollte. Dazu in Rom ein Heer, das seit den Tagen des Marius zur zünftigen Söldnerschaar herabsank, geschult nach der Weise der Gladiatoren, des Feldherrn williges Werkzeug, verlangend nach monarchischer Ordnung, durch eine blutige Erfahrung mit dem Bewußtsein erfüllt, daß das Schwert in dem Hader der Parteien entscheide.

Die Republik war sittlich und wirthschaftlich eine Unmöglichkeit. Den socialen Krieg zwischen Arm und Reich, zwischen den Sklaven und den Herren konnte nur eine monarchische Gewalt durch einen leidlichen Frieden beenden, und die Monarchie mußte absolut sein. Man weiß, daß das Alterthum nicht vermochte von den engen Begriffen des Stadtstaats sich gänzlich zu befreien und den Tiefsinn repräsentativer Formen zu verstehen. Selbst die Bundesgenossen, denen doch das eigene Interesse den Wunsch nach einer Repräsentativverfassung aufdrängen mußte — selbst diese Italiker sind, als der sabellische Stier gegen die römische Wölfin in dem schrecklichsten aller Bürgerkriege sich erhob, an dem Stadtstaate haften geblieben: ihre Bundesstadt Italia sollte fortan herrschen wie vordem Rom. Eine ehrenwerthe Demokratie in den Formen des Stadtstaats war schlechthin undenkbar, seit die Italiker das Bürgerrecht besaßen und nun das Gesindel der Landstädte in die souveränen Urversammlungen der herrschenden Stadt strömte. In solcher Lage blieb nur übrig der Absolutismus; das souveräne Volk — so lautet die Theorie der kaiserlichen Juristen — hat durch die lex regia seine Gewalt auf den Kaiser übertragen. Wir Modernen erschrecken vor dieser schrankenlosen und eben darum nicht erblichen Machtfülle in der Hand Eines Menschen und zweifeln, ob wir sie mit dem Namen Königthum ehren dürfen. Das Kaiserreich ist die Verfassung einer tiefverderbten, absterbenden Völkergesellschaft; Cäsar's Werk wurde überdies durch seine Nachfolger verstümmelt, es ward ein Militärstaat wider die Absicht des Stifters. Trotzdem bildet das Imperatorenreich den einzig denkbaren, nothwendigen Abschluß des politischen Werdeganges der alten Welt. Gegen das Empire erhob sich, sobald es sein wahres Wesen zeigte, der Kern der Nation, der Mittel-

stand; Cäsar bekämpfte eine verlebte Aristokratie, die den Tod im Herzen trug. In Napoleon's Reiche webten und wirkten im Stillen die constitutionellen Ideen; beschämt und bewundernd schauten die hellen Köpfe auf die Freiheit der angelsächsischen Völker. Im kaiserlichen Rom brannte das Feuer der republikanischen Gedanken langsam in Asche; kein neidischer Hinblick auf fremde Völker störte den Frieden des unfreien Staates: Rom war die Erde, die Barbaren zählten nicht.

Napoleon benutzte die republikanischen Parteien um mit ihrer Hilfe emporzusteigen, er haßte die Legitimisten als die Feinde seiner Herrschaft. Cäsar war demokratischer Parteimann, er liebte das Volk und verschmähte den napoleonischen Spott über die Canaille. Er hat unter Sulla's Tyrannis für seine demokratische Ueberzeugung gelitten; sein Haß gegen die Aristokraten galt nicht blos seinen Feinden, auch den Feinden des Volks. Er knüpfte seine Gewalt an das volksthümlichste Amt, das Tribunat, und da er als Monarch, wie dem Genius ziemt, sich über die Einseitigkeit der Partei erhob, führte er doch alle probehaltigen Sätze des demokratischen Programms in's Leben. So weit Freiheit möglich war, erkannte er sie an; bezeichnend ist sein Verfahren gegen die Gemeinden, denen er die Wahl ihrer Beamten beließ. Die sociale Revolution ward von ihm maßvoll beendet: die Ackervertheilung, die Annullirung der Zinsforderungen, die überseeische Colonisation, das neue die Freiheit des Schuldners sichernde Schuldgesetz — das Alles sind Thaten einer im vornehmen Sinne demokratischen Gesetzgebung. Auch in dieser Hinsicht erscheint Napoleon kleiner. Er hat die Ergebnisse der bereits vollzogenen socialen Umwälzung gutgeheißen und geordnet — bis auf eines, das wichtigste: den friedlichen Mittelklassen versagte er die politische Stellung, welche ihnen in einer nach dem Grundsatze der freien Concurrenz arbeitenden Gesellschaft unvermeidlich zufallen muß.

Die Welt kennt die Flecken, die an Cäsar's Namen haften. Er ist durch den Schlamm eines ruchlosen Parteitreibens hindurchgewatet und hat lange das schlechte Handwerk des Verschwörers getrieben. Von dem Jammer und dem Frevel, die an jeden Rechtsbruch sich heften, blieb ihm Nichts erspart. Er mußte mit verworfenen Glücksrittern Kameradschaft halten, bei Thapsus und Munda die Blutleckerei seiner Söldner dulden. Er durfte die Frevel der Genossen nicht strafen und die platten Lügen des Usurpators nicht verschmähen,

daß der Staatsstreich gesetzlich und alle Parteien versöhnt seien. Er hat den Fluch des Dichters und aller idealistischen Geister auf sein Haupt geladen — den Zornruf des Catull: timete Galliae, hunc time Britannia — und das Reich, das der Demokratenführer gründete, war doch nur ein Despotismus, nur das Ruhelager eines siechen Volkes. Eine schreckliche Vergeltung waltete über dem Leben des Mannes, der von dem Volke vergöttert ward, so lange er ein Verschwörer war, und wenig Liebe fand, da er die beherrschte Welt mit Wohlthaten überschüttete. Aber wie Shakespeare seinem Cäsar eine Fülle kleiner Schwächen lieh, auf daß die Größe des Helden leuchtender hervortrete, so wird auch dem Historiker, je eifriger er die dunklen Züge von Cäsar's Leben sammelt, das Bild des ersten Staatsmannes des Alterthums nur um so überwältigender sich gestalten. Niemals wieder ist in fünf kurzen Jahren so Großes für einen Staat geschaffen worden, und welche Pläne — wie den Gedanken der Codification des Rechts — ließ Cäsar unvollendet zurück!

Nicht blos durch die Fruchtbarkeit, auch durch die Sittlichkeit seiner Staatskunst übertrifft Cäsar den modernen Helden. Dieser hütet und mehrt die gemeine Angst des Philisters wie ein werbendes Capital und stürzt das Volk von Paris in den Taumel der Genüsse, damit es der Freiheit vergesse. Jener verschmäht die verächtlichste der Leidenschaften auszubeuten, schlägt die Anarchisten in der Stille nieder und stemmt sich mit seinen strengen Ehegesetzen kraftvoll wider das hereinbrechende sittliche Verderben — soweit Gesetze den Verfall der Sitten zu hindern vermögen. Nullis polluitur casta domus stupris! so singt Horaz dankend dem Augustus zu; in dieser starken Hyperbel liegt doch die Wahrheit, daß der sittliche Zustand unter den ersten Kaisern weniger scheußlich war als zur Zeit Catilina's. Den auffälligsten Gegensatz der Politik beider Herrscher erwähnen wir zuletzt: Cäsar war Staatsmann, Napoleon Soldat. Wir schilderten oben den überwiegend militärischen Charakter der napoleonischen Staatskunst und fügen jetzt noch einen ausnehmend lehrreichen Zug hinzu: Napoleon's wegwerfendes Urtheil über den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Hier verräth sich die Einseitigkeit des technischen Militärs; der Kaiser begreift nicht, daß gerade in Washington's zäher Defensive, in dieser Kette armseliger Vorpostengefechte und mühsamer Congreßverhandlungen das eigentliche Wesen des Krieges als der gewaltsamen Form der Politik sich zeigt und Washington eben deshalb zu den großen Feld-

herren zählt, weil er nicht blos ein General war. Cäsar führte Krieg in demselben Sinne wie der Amerikaner, nur mit reicherem Genie. Erst als ein Vierziger vertauschte er die Toga mit dem Purpurmantel, niemals war dem ersten Feldherrn der Zeit der Krieg mehr als ein Mittel: sobald der politische Zweck erreicht war ruhten die Waffen.

Wenn es mißlich ist die Werke Cäsar's und Napoleon's mit einander zu messen, so fällt jede Vergleichung der beiden Menschen und ihres menschlichen Seins geradezu in das Lächerliche. Von Cäsar wird berichtet, daß er gern den Euripideischen Vers im Munde führte:

> εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρῆ, τυραννίδος πέρι
> κάλλιστον ἀδικεῖν· τἄλλα δ' εὐσεβεῖν χρεών —*)

und er lebte diesem Spruche treu. Er hat die ungeheure Schuld auf sich genommen, die Keiner scheuen darf, der einen Thron zu gründen und die Welt in ihre Fugen wieder einzurenken sich vermißt. Vor dem Bilde des Menschen Cäsar dagegen überkommt uns immer auf's Neue das Erstaunen, wie nur in solcher Zeit so lautere Hoheit möglich war. Der geborene Herrscher, irrt und sündigt er so lange er unter den kleinen Menschen als ein Gleicher steht; auf dem Throne entfaltet er den ganzen Adel einer königlichen Natur — so recht im Gegensatze zu Napoleon, dem der Genuß der Macht das Hirn bethört und alles Häßliche der Seele an den Tag bringt. Vor Allem entzückt uns, wie voll und sicher Cäsar in seinem Volke wurzelt. Den Widerstand der Germanen gegen sein Heer erklärt er mit der kühlen Bemerkung, „daß alle Menschen von Natur nach Freiheit streben und den Zustand der Knechtschaft hassen;" die heidnische Unbefangenheit dieser Worte zeigt, wie sehr der also schrieb ein Römer war. Der Sohn eines solchen Volks erscheint uns Neueren oft unmenschlich. Nur aus dem Munde Napoleon's I. wollen wir den Tadel über das Strafgericht von Uxellodunum und die Niedermetzelung der Usipeter nicht hören: denn, hart gegen die Barbaren nach Römerweise, bethätigte Cäsar seinen Landsleuten eine hochsinnige Güte, wie sie Napoleon den Franzosen nicht gezeigt hat.

---

*) Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrscherthron.
In allem Andren übet Zucht und fromme Scheu.

Er wollte der Milde heißen — nicht der Glückliche wie Sulla, nicht der Große wie Pompejus — und nur der harmonischen Ganzheit seines Wesens, die keinen einzelnen Zug auffällig hervortreten läßt, ist es zuzuschreiben, daß die Geschichte ihm diesen Namen versagt hat. Er mußte in langen Kriegen die Gewalt erwerben, die dem Franzosenkaiser durch einen raschen Gewaltstreich in den Schooß fiel, aber, menschlicher als dieser, übte er Gnade an den Feinden und ungetreuen Freunden bis zur Unklugheit, beglückte die Genossen, freigebig bis zur Verschwendung. Leutselig, gerecht, großherzig zeigt diese vornehme Natur Nichts von napoleonischer Rachsucht, Nichts von dem vulgären Uebermuthe, dem polternden Jähzorn des Corsen: Cäsar war edel soweit ein Herrscher es sein darf. Der Tod des Pompejus entlockte ihm Thränen, das Andenken seines grausamen Feindes Sulla hielt er hoch in Ehren. Und wenn auch er dem Fluche der Usurpation, der Unwahrheit, verfallen mußte, so lehrt uns doch sein bellum gallicum, wie fremd die Lüge dem Charakter des Mannes war. Dies Buch, eine Rechtfertigungsschrift, auf eine bestimmte politische Wirkung berechnet, ist im Wesentlichen eine lautere Geschichtsquelle, unvergleichlich wahrhaftiger, als die Bulletins oder selbst jene Aufzeichnungen Napoleon's, die einen politischen Zweck nicht unmittelbar im Auge hatten. In allen Genüssen einer Zeit, die des Genießens kein Ende fand, hat Cäsar's Kraft geschwelgt; aber sein Herz blieb reich genug um der Mutter, der Tochter, der Gattin eine schlichte Innigkeit der Empfindung zu widmen, die wir in Napoleon's Seele vergebens suchen. Er war Fatalist wie alle Helden, doch sein unentwegtes Vertrauen auf eine göttliche Leitung hat sehr wenig gemein mit dem vermessenen Trotz' Napoleon's, der prahlerisch pochte auf „seinen Stern." Und wie reich und vielgestaltig sind Cäsar's geistige Interessen! Als ein rechter Römer von der ästhetischen Welt nur oberflächlich berührt, der Grammatik und den exacten Wissenschaften mit Vorliebe zugewendet, hat er dennoch alle Zweige menschlicher Bildung freudig gefördet. Er schätzte die freie Schrift, er zuerst ließ die Verhandlungen des Senats veröffentlichen, er führte zu Zeiten selber die Feder in den Händeln des Tages, und der Verfasser der Commentarien durfte sein Haupt schmücken mit dem Kranze des classischen Schriftstellers, der dem prosaischen Corsen unerreichbar war.

So bleibt von der gerühmten Aehnlichkeit Cäsar's und Napoleon's

nur übrig, daß Beide große Männer und Helden waren, Beide Usurpatoren und Feinde der Aristokratie — und wie die banalen Sätze sonst lauten, die wir den Knaben überlassen sollten. Mit kurzen Worten: um so viel das neue Europa die versinkende Welt des Alterthums an Jugendkraft, Sittlichkeit, Reichthum der Bildung übertrifft, um so viel größer steht Cäsar neben Napoleon. Den Schatten Cäsar's zu beschwören ist ein gewagtes Spiel, gefährlich für den Ruhm des ersten Bonaparte, gefährlicher für seine Epigonen. —

---

2. Alte und neue besitzende Klassen.

In einem freundlichen Weinberge meiner Heimath steht ein Lusthaus, wo einst Schiller an dem Don Carlos geschrieben haben soll. Hunderte von andächtigen Fremden betrachten alljährlich das dreieckige Loch in der Diele, das dem Dichter als Papierkorb diente. Eines Tages ward unter erhebenden Weihereden eine Schiller-Eiche und eine Schiller-Linde vor die Thür gepflanzt, ein Schiller-Album aufgelegt, eine Schiller-Tafel in die Mauer eingelassen. Nur einige Eingeweihte wohnten mit gemischten Empfindungen der schönen Feier bei. Sie wußten, daß dies Haus erst zwei Jahrzehnte nach des Dichters Tode erbaut ward, doch sie schwiegen, und auch diese Zeilen hegen keineswegs die Absicht, den frommen Wahn der Gläubigen zu stören. Wohl die Meisten unserer Leser werden an ähnlichen Erlebnissen erprobt haben, wie mächtig das berufene mythenbildende Princip mitten im lichten neunzehnten Jahrhundert selbst unter den Gebildeten wirkt. Diese alte lustige Erinnerung kommt uns unwillkürlich in den Sinn, da wir versuchen einen der folgenreichsten Fälle moderner Mythenbildung zu schildern. — Frankreichs jüngste Geschichte spielt zum guten Theile in den Reihen des vierten Standes. Nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs lebt der Bonapartismus fort in dem Gemüthe und vornehmlich in der Phantasie der Massen des französischen Volks. Wenn wir schon von den Herzensgeheimnissen der niederen Stände unserer eigenen Nation mehr errathen als begreifen, so stehen wir vollends unschlüssig vor dem Räthsel, wie einer fremden Nation allmählich ein gehaßter Würger liebenswerth, ein harter Zwingherr als ein Gott erschien. Die elementaren Kräfte des Volksinstinktes sind hier thätig; wir müssen uns mit

wenigen Andeutungen begnügen und im Uebrigen verweisen auf die uralte Erfahrung, daß es allein den Priestern und den Feldherren gelingt volksthümliche Helden im vollen Sinne zu werden. Nur dem Helden des Glaubens und dem Helden des Schwertes, nicht dem Staatsmanne, nicht dem Dichter und Denker, ist jene höchste Volksgunst beschieden, welche die Millionen begeistert und der Sage die Lippen löst. Die Beschränktheit, die Unsicherheit alles historischen Wissens tritt uns bei solchen Stoffen sehr niederschlagend vor die Seele. Nicht blos das Urtheil über Recht und Unrecht vergangener Kämpfe ist, wie sich von selbst versteht, in einer ewigen Umbildung begriffen; auch die Frage, was merkwürdig, was beachtenswerth sei unter dem Geschehenen, wird von den Nachlebenden anders beantwortet als von den Zeitgenossen. Wie eine öffentliche Bibliothek, wenn sie ihrem Zwecke ganz entsprechen will, nahezu Alles enthalten muß was gedruckt wird, weil kein Lebender ahnen kann, ob nicht die müßigen Träumereien eines verspotteten Thoren der Nachwelt in einem noch unbekannten Ideenzusammenhange als lehrreich erscheinen werden, so sollte die Geschichte auch Alles überliefern, was im Volksleben geschieht. Aber wir kennen leider in der Regel nur, was die schreibenden Zeitgenossen für denkwürdig hielten, und willig würden wir heute die Kenntniß so mancher weiland vielbesprochenen Kammerdebatte dahingeben, wenn wir sicherer wüßten, was die Mütterchen am Spinnrocken ihren Enkeln von dem großen Kaiser erzählt, was die Bauern der Provinzen über die Bourgeois-Minister Ludwig Philipp's geklagt haben.

Wir haben zu schildern, wie durch die stille unbewußte Arbeit der nationalen Phantasie die napoleonische Legende sich ausbildete, und gleichzeitig die bewußte Thätigkeit der Napoleoniden die Wiederherstellung des Kaiserreichs vorbereitete. Wir müssen ferner betrachten, wie die Verwaltungsordnung Napoleon's sich als der lebenskräftigste Theil des französischen Staatswesens bewährte, und endlich fragen, warum die Nation unter dem constitutionellen Systeme keine Beruhigung fand. Die parlamentarischen Versuche der Franzosen verdienen keineswegs jene Gleichgiltigkeit, welche man ihnen heute in Deutschland gemeinhin erweist. Vielmehr erscheinen hier manche jener politischen Kräfte, welche auch bei uns Deutschen dem parlamentarischen Staate entgegenwirken, in einer Klarheit und Bestimmtheit, in einer typischen Anschaulichkeit, wie nirgendwo sonst. Eine bureaukratische Amtsordnung, härter und despotischer als die deutsche, steht unver-

mittelt den revolutionären Gedanken gegenüber, die sich hier gleichfalls energischer als bei uns entfalten. Besitzende und Besitzlose, Bauern und städtische Arbeiter kämpfen hier offen für ihr Klasseninteresse zu einer Zeit, da diese gewaltigen socialen Gegensätze bei uns noch schier bewußtlos neben einander hinlebten. Während bei uns der Kampf um die Einheit der Nation alle Parteigegensätze überherrschte, und die Angst vor dem nationalen Gedanken die ultramontanen und feudalen Parteien zum Bündniß mit den kleinen Kronen trieb, war in Frankreich die Frage der nationalen Einheit längst glücklich gelöst; in einfacheren und größeren Verhältnissen dürfen jene Parteien ihre innerste Natur entschleiern, sie treten auf als Feinde der Monarchie.

Wenn auch das Ergebniß dieser Betrachtungen nicht anders als sehr niederschlagend sein kann, so verwerfen wir doch den Hochmuth so vieler englischer und leider auch deutscher Politiker, welche um dieser erfolglosen parlamentarischen Kämpfe willen dem französischen Volke kurzweg die Befähigung zur politischen Freiheit absprechen. Ist es dem Christenthum gelungen, über so viele unchristliche Naturanlagen der Völker Europas zu triumphiren, so sollen wir auch nicht lassen von der Hoffnung, daß ein wahrhaftig bescheidenerer Fortschritt der Gesittung, die geordnete Theilnahme der Regierten an der Leitung des Staates, sich überall im Welttheile verwirklichen muß, wenn auch die Formen dieser Freiheit zum Heile der Welt ein sehr verschiedenes nationales Gepräge tragen werden. War jenes verschüchterte, des öffentlichen Lebens ganz entwöhnte deutsche Kleinbürgerthum, dem Stein die Städteordnung schenkte, etwa besser vorgebildet für die Selbstverwaltung, als die heutigen Franzosen? Und doch wuchs in diesen Kreisen das lebensvolle gesunde Gemeindewesen empor, welches wir als den bestgesicherten Theil deutscher Volksfreiheit preisen. Wie heftig und mit wie gutem Rechte haben wir deutschen Patrioten gezürnt, wenn uns vor drei Jahren noch die Fremden, hinweisend auf eine halbtausendjährige Zersplitterung, die Ewigkeit der deutschen Kleinstaaterei weissagten!

Nein, die Frage der Freiheit ist nicht eine Frage der Rasse. Doch allerdings glauben wir, daß keinem der großen Culturvölker der Weg zur vernünftigen Freiheit durch die Nachwirkung alter Schuld so sehr erschwert wird wie den Franzosen. Die Geschichte ist nichts für Sanguiniker; wie sie den Segen großer Thaten gnädig noch auf ferne Geschlechter ergießt, so sucht sie auch die Sünden der Väter an den Söhnen heim, langsam vergessend, mit einer unversöhnlichen Härte, wovon die

flache Gutmüthigkeit sich nichts träumen läßt. Wer nicht gesehen hat, wie bei Königgrätz der große Friedrich mitten unter seinen Preußen stand, wer nicht begreift, daß die alte Todsünde des Rheinbundes sich noch heute an dem Volke unseres Südens bestraft, der hat kein Auge für den tiefsinnigen Zusammenhang der geschichtlichen Dinge. Frankreich vornehmlich weiß von der Unsterblichkeit der historischen Schuld zu erzählen. Mirabeau ist darum eine so tragisch erschütternde Erscheinung, weil sich in seinem Leben das Schicksal seines Volkes widerspiegelt: wie sich der Schatten seiner wüsten Jugend zwischen Mirabeau und die Krone drängte und ihn hinderte, zur rechten Zeit die rechte Stelle zu gewinnen, so hat auch die Nation deshalb ihre erste Revolution nur halb vollendet, weil sie auf ihren Schultern die Last einer schuldvollen Vergangenheit trug, weil ihr unter dem Drucke des alten Regiments die schlichten Tugenden des Bürgers verloren waren. Aehnlich heute. Kein denkender Statistiker bezweifelt, daß die höchst unerfreulichen körperlichen Verhältnisse der französischen Bevölkerung, ihre geringe Fruchtbarkeit, die Ueberzahl der Schwachen und Krüppel, wenn auch nicht den einzigen, so doch einen wesentlichen Grund haben in den Kriegen des ersten Kaiserreichs, welche die gesunde männliche Jugend auf die Schlachtbank führten. Mit leichter Mühe wird der Historiker auch in dem politischen Leben die dauernden Nachwirkungen jener stürmischen Jahre auffinden: die anarchischen Gelüste der Revolutionszeit, die despotischen Gewohnheiten des Kaiserreichs und vor Allem den noch immer unversöhnlichen Haß der alten Parteien.

Wir trauen unseren Nachbarn die Kraft zu, diese schlimme Erbschaft alter Zeiten dereinst über Bord zu werfen. Die Nation hat mit unbegreiflicher Lebenskraft krampfhafte Erschütterungen überstanden, welche die meisten anderen Völker vernichtet hätten; ihre wirhschaftlichen Verhältnisse liegen heute unvergleichlich günstiger, ihre sittlichen Zustände zum Mindesten nicht schlechter als unter dem alten Regime oder dem ersten Kaiserreiche (denn in so feinen Fragen soll man billig ein Volk nur mit sich selber vergleichen). Selbst jene nationale Untugend, welche den Gegnern als Beweis der Unverbesserlichkeit der Franzosen dienen muß, die rastlose Neuerungssucht, erscheint dem scharfen Blicke in einem milderen Lichte, sobald wir erkennen, daß der französische Staat sich in fünfzig Jahren weniger verändert hat als das Gemeinwesen irgend eines anderen Culturvolkes. Noch besteht kein Grund an der politischen Kraft der Franzosen zu verzweifeln, doch nur der Leichtsinn kann das Einlenken

des Staates in die Bahnen verfassungsmäßiger Freiheit schon in einer nahen Zukunft erwarten. —

Noch immer verfällt jedes bestimmte Urtheil über Frankreichs alte Regierungssysteme dem Zorne der Parteien. Auf die Gefahr hin legitimistisch gescholten zu werden wagen wir die Behauptung, daß Frankreich niemals in unserem Jahrhundert glücklichere Tage gesehen hat als unter der Restauration. Nachdem die blutige Wildheit der weißen Schreckenszeit verraucht war und die Krone erkannt hatte, daß der Schlachtruf der Emigranten vive le roi quand même von den gefährlichsten Feinden der Monarchie ausging, tritt die Nation zum ersten Male in den vollen Genuß jener Segnungen der Revolution, die ihr die Roheit der Schreckensherrschaft, die Ausnahmegesetze des Directoriums und des Kaiserreichs bisher verkümmert hatten. Das Königthum bemüht sich, über den Parteien zu stehen, auch den Gegnern die Freiheit des ehrlichen Kampfes zu gewähren. Als endlich die Heere der Verbündeten das Land verlassen, da bietet sich ein Schauspiel, wie wenn der Floßrechen über dem aufgestauten Gebirgsbache geöffnet wird: dies Geschlecht, das in der großen Drillanstalt des Kaiserreichs grundsätzlich belehrt worden Kunst und Wissenschaft zu mißachten und um den Staat nicht zu sorgen, entfaltet plötzlich eine verschwenderische Lebenskraft auf allen Gebieten des Schaffens und des Denkens. In den verwaisten Salons regt sich wieder das holde Spiel der schönen Geselligkeit, eine Welt des Witzes und der Anmuth, die unsere von Politik und Genußsucht zermarterte Gegenwart nicht mehr kennt. Die kecken Neuerer der Romantik beginnen ihren lärmenden Kampf, sie befreien Frankreich endlich von dem Banne der akademischen Regeln, und selbst die katholische Phantasterei der jungen Schule steht diesem romanischen Volke natürlich zu Gesicht. Gleichzeitig erheben sich die besten Namen, die Frankreichs bildende Kunst seit Poussin gekannt hat. Auf dem Gebiete der politisch-historischen Wissenschaft wächst ein fruchtbares neues Geschlecht heran, zugleich fleißig und geistreich, gelehrt und den Kämpfen der Gegenwart zugewendet. Mit welchem Jubel begrüßte die Jugend in der Sorbonne die anregenden Vorlesungen Villemains und Cousins; mit welcher Freude sprach selbst der alte Goethe, den politische Sympathien nicht berührten, zu seinem Eckermann von dem ersten Auftreten Mignet's und Guizot's. Allen diesen jungen Talenten winkt jener beneidenswerth rasche, durchschlagende Erfolg, den unser zersplittertes Leben dem Deutschen versagt. Es war ein durchaus

freiwilliges Erwachen der Geister: der Hof der Bourbonen weiß nur durch Geldspenden die Kunst zu fördern, ihrem Wesen steht er ebenso roh gegenüber wie einst Napoleon. Handel und Wandel empfinden wieder die unermeßliche heilende Kraft des Friedens; noch bleiben die tiefdunklen Schattenseiten des neuen industriellen Lebens den Meisten verborgen, die Socialisten werben nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen.

Unter ihren Staatsmännern hat die Restauration Namen aufzuweisen wie Villele und Louis, de Serre und Martignac, die Frankreich jederzeit sobald der Parteihaß schweigt mit Ehren nennen wird. Sie tragen rasch die harte Kriegsschuld ab und ordnen musterhaft die Finanzen, sie reorganisiren das geschlagene Heer und schaffen von Neuem die verlorene Flotte. Die Unverletzbarkeit des Hauses und des Eigenthums, die persönliche Freiheit war besser gesichert als unter irgend einem früheren Regimente. Eine edlere, dauerhaftere Eroberung, als der Siegesrausch des Kaiserreichs, schien jetzt den Franzosen zu gelingen, da ihre Charte weithin auf dem Festlande wie der Katechismus des Vernunftrechts angesehen ward, da die Liberalen aller Länder aus der Minerva lernten und jeder Leitartikel eines großen Pariser Blattes als ein Ereigniß galt. Auf den allmächtigen Despotismus Napoleon's war plötzlich ein Königthum gefolgt, dessen Kammern größere Rechte besaßen als das Parlament von England. Sie bewilligten alljährlich sämmtliche Ausgaben und Einnahmen des Staats; kein Ministerium durfte wagen sich gegen den Willen der Kammern am Ruder zu behaupten. Die Welt hallte wieder von den großen Worten der französischen Rednerbühne; und nicht persönlichen Händeln, wie unter dem Julikönigthume, galt dieser Glanz der Beredsamkeit. Es waren ernsthafte Kämpfe, durchgefochten unter leidenschaftlicher Theilnahme der Nation; von den Wählern erschienen unter der Restauration nie weniger als 84, mehrmals volle 91 Procent an der Urne. Ueber dieser gesammten politischen Bewegung liegt etwas von dem Zauber der Jugend. Die Heftigkeit der Parteikämpfe erscheint als ein Zeichen der Kraft und Gesundheit neben der unnatürlichen Stille des napoleonischen Polizeiregiments. Die Welt glaubte wieder hoffnungsvoll an politische Ideale, starke Parteien aus allen Ständen befreundeten sich ehrlich dem parlamentarischen Wesen, und die es nicht thaten, die unbekehrten Republikaner, die Anhänger Napoleon's, die fanatischen Legitimisten, sahen sich mindestens gezwungen, ihre Unter-

werfung unter die Charte zu heucheln. Zweimal, unter der Herrschaft des Centrums um das Jahr 1819, und wieder beim Beginne des Ministeriums Martignac, gewann es den Anschein, als sei die Streitaxt der bürgerlichen Kämpfe begraben, das Erbe der Revolution von den Bourbonen ohne Vorbehalt angetreten, die alte Blutschuld der Dynastie von dem Volke vergessen. Noch gab es alte glänzende Geschlechter von großem Vermögen unter dem Adel; seine Söhne hatten einst auf unzähligen Schlachtfeldern für Frankreich gefochten, jetzt ward die Kammer der Pairs mehrmals von dem Jubel der Massen begrüßt und galt als der Schirmer der Rechte des Volks. Es schien nicht unmöglich, daß der Friedensschluß zwischen den alten und den neuen besitzenden Klassen, die sittliche Grundlage der Restauration, dauern werde.

Trotz dieser Lichtseiten fiel die Restauration nicht blos zufällig durch die Thorheiten Karl's X., wie Guizot behauptet, sie war von Haus aus unhaltbar, sie ist der Masse der Nation nie etwas Anderes gewesen als eine verhüllte Fremdherrschaft. In unserem buchgelehrten Jahrhundert wird die praktische Staatskunst nicht allein durch Leidenschaften und mißverstandene Interessen, sondern auch durch wissenschaftliche Irrthümer verleitet. So haben sich jahrelang die deutschen Patrioten in die Irre führen lassen durch die auf beiden Füßen hinkende gelehrte Vergleichung der Staatenbünde Deutschlands, Amerikas und der Schweiz; so übte damals die wissenschaftliche Erinnerung an das England Karl's II. eine bethörende Wirkung, die uns fast Zweifel erregen kann an dem Segen historischen Wissens. Cromwell's Staatsbau, der immer nur ein Nothdach getragen, stürzte zusammen unter dem Hohnrufe der Nation, ein englischer General rief den legitimen König zurück; bald zerstob die Partei der Republikaner in alle Winde, und erst die gehäuften Sünden der beiden letzten Stuarts trieben das treue Volk wider Willen in eine zweite Erhebung. Wie anders Frankreich. Es ist einfach unwahr, wenn die erbitterten Gegner des Bonapartismus heute versichern, Napoleon sei ebenso sehr durch Frankreich wie durch Europa gestürzt worden. Nahm er im Winter 1813 die unbillig milden Friedensvorschläge der Alliirten an, so konnte er noch auf eine lange gesicherte Regierung zählen, und selbst nachdem sein Kaiserhochmuth die fremden Heere auf Frankreichs Boden geführt, war der Haß des Volkes gegen den Würger bei Weitem nicht stark genug, um von innen heraus das eiserne Gefüge des Militärstaats zu zer-

stören. Es waren die Fremden, die Napoleon stürzten, und die Fremden führten die alte Dynastie zurück. Mochten einzelne entlegene Provinzen im Süden und Westen das Lilienbanner mit Freude begrüßen, für die ungeheure Mehrheit der Nation bleibt unbedingt wahr die vielverketzerte Versicherung Manuel's, daß Frankreich die Bourbonen mit Widerwillen empfangen habe. Unsere Nachbarn rühmen sich mit Recht eines Vorzugs vor allen anderen Großmächten: Frankreich besitzt kein Irland, kein Polen, alle seine Provinzen sind mit ganzer Seele französisch. Jetzt aber that sich in diesem einheitlichen Volksthum eine Spaltung auf, schwerer zu bemeistern als der Sondergeist einer Provinz: das Reich zerfiel gleichsam in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten von Waterloo.

Seit den Tagen der beiden Cardinäle hatte sich Frankreich gewöhnt die leitende Macht des Festlandes zu sein. Unter Ludwig XV., da dies Uebergewicht sich bereits merklich geschwächt hatte, war man seiner eigenen Größe noch so sicher, daß die bei Roßbach geschlagenen bourbonischen Offiziere daheim unbefangen das Lob des aufgeklärten Preußenkönigs verkündeten. Wer hätte auch nur geahnt, daß diese Fremden Frankreich je beherrschen könnten? Nachher war in den Coalitionskriegen eine leidenschaftliche Erbitterung gegen das Ausland aufgeflammt, und jetzt folgte auf die glänzende Epoche französischer Weltherrschaft ein von den Fremden eingesetztes Regiment. Noch hatte die Nation nicht verschmerzt, daß der große Krieg um die Herrschaft jenseits der Meere mit dem Siege der germanischen Rasse geendet; jetzt schien auch die festländische Stellung des Reichs gefährdet. Der zweite Pariser Friede schlägt eine Lücke in Vauban's gefeierte eiserne Grenze; die Armseligkeit der Diplomaten der heiligen Allianz verhängt, statt Deutschland zu stärken, über Frankreich den unvergessenen Schimpf der fremden Besatzungen. Und, um das Maß der Schande zu füllen, bei allen Niederlagen hatte das kleine mißachtete Preußen das Größte geleistet! Selbst Chateaubriand wagte nicht die Preußen zu vertheidigen, und noch jetzt reden die landläufigen Geschichtsbücher der Franzosen von unseren Siegen wie von einem Unrecht, einer unverzeihlichen Unverschämtheit, während sie die Siege der Briten, der Russen, der Oesterreicher nur als Unglücksfälle beklagen. Unter so schweren Erfahrungen bildet sich eine neue Sinnesrichtung in der Seele der Nation. Dies gastfreieste Volk Europas, das die Fremden höflich aufnimmt ohne sie je als Fremde zu behandeln, zeigt von jetzt an häufig Anfälle

eines rauhen und wilden Fremdenhasses; ein feindseliger Ton gegen das Ausland durchklingt die gesammte Presse jener Epoche. Noch im Jahre 1822 wollte Paris eine englische Schauspielergesellschaft nicht spielen lassen, hundertmal jubelte man den Versen zu **jamais en France l'Anglais ne régnera**, und noch heute fällt es leicht durch die Worte **étranger** und **Prussien** den französischen Bauer in Harnisch zu jagen. Und wer waren die Glücklichen, welche das gehaßte Ausland an das Ruder des Staates führte? Die Emigranten, jenes ruchlose adliche Gesindel, das für sein Standesrecht das Schwert gegen das Vaterland gezogen. Ein grenzenloser Haß lebte in dem Volke wider diese Verräther, jede Gemeinschaft mit ihnen entehrte; es ist Guizot nie vergessen worden, daß er während der hundert Tage nach Gent zu den Emigranten reiste. Auch für diesen Instinkt der Massen hatte Napoleon ein feines Gefühl bewiesen; schon bei seinem ersten italienischen Kriege schreibt er dem piemontesischen Feldherrn, die Anwesenheit dieser Vatermörder beflecke die Ehre des feindlichen Lagers, und später erinnert er immer wieder daran, daß nie ein Napoleonide die Waffen gegen Frankreich geführt und selbst der General Beauharnais die Guillotine der Emigration vorgezogen habe. Keine Macht der Welt vermochte diese finsteren Erinnerungen zu verwischen. Jener parlamentarische Sturm, der mit der Ausstoßung Manuel's endete, ward erregt, weil Manuel an die Invasion erinnerte. Er hatte damit den blutigen Schatten beschworen, der sich zwischen die Nation und die Regierung stellte.

Bekanntlich hat Ludwig XVIII. sich keineswegs als jener Sklave der Fremden erwiesen, wofür die erbitterte Opposition ihn ausgab. Obwohl er noch bei der Abreise aus England zu dem Prinzregenten die unwürdigen Worte sagen konnte: „ich verdanke meinen Thron nächst Gott diesem glorreichen Lande," so fehlte ihm doch nicht gänzlich der Sinn für die Ehre seines Staats. Nicht am wenigsten seinen Bitten verdankte das Land die milden Satzungen des ersten Pariser Friedens. Dann versucht er, natürlich zum Schaden Deutschlands, den Staat aus seiner Vereinsamung zu reißen, und auf dem Wiener Congresse gelingt ihm jenes Bündniß gegen Preußen und Rußland, das für die Gewandtheit der bourbonischen Politik ebenso ehrenvoll wie für Oesterreich und England unrühmlich war. Nach der zweiten Herstellung der Bourbonen, da das Ansehen der Dynastie nach außen bereits tief gesunken war, bemüht er sich doch mit Erfolg Frankreich

von den fremden Garnisonen zu befreien. Indeß blieb die diplomatische Lage des Staates eine sehr gedrückte: man hatte die geschlossene Coalition der Ostmächte gegen sich und nur zu wählen zwischen der Isolirung und dem Kriege gegen die Uebermacht. Noch auf dem Aachener Congresse beschlossen die Ostmächte sofort mit den Waffen einzuschreiten, sobald sich in Frankreich die Auftritte des Jahres 1789 erneuerten. Blieb auch dies Protokoll geheim, so pflegt doch in Fragen der nationalen Ehre der Instinkt der Massen selten zu irren. Das Volk empfand, daß dies stolze Frankreich unter der polizeilichen Aufsicht der heiligen Allianz stehe, und nur zu bald sollte jene Weissagung sich erfüllen, die Wilhelm v. Humboldt beim zweiten Pariser Friedensschluß aussprach: Frankreich werde nie zur Ruhe gelangen, so lange Europa es zu bevormunden wage.

Nur eine kühne begabte Regierung, die sich Eines wußte mit der Nation, konnte den Staat aus dieser demüthigenden Lage retten. Die Bourbonen aber wollten und konnten sich nie ein Herz fassen zu ihrem Volke, ja unter Karl X. tritt das Mißtrauen gegen die Heimath der Revolution ganz schamlos hervor: „ich fühle mich gänzlich als ein Schweizer,“ sagt der verblendete Fürst zu seiner Schweizergarde. Der große Haufe der Emigranten treibt nach wie vor die alten niederträchtigen Ränke, er fährt fort um die Hilfe des Auslands zu flehen und sein Vaterland bei den Fremden zu verklagen. Bergasse, derselbe Thor, der einst den Rathschlägen Mirabeau's am Hofe entgegen gewirkt hatte, überreicht im September 1820 dem Czaren eine Denkschrift: Frankreich sei der Heerd aller europäischen Verschwörungen, das Haus der Kapetinger als die älteste Dynastie das Hauptziel der Parteiwuth; ein Congreß thue noth, der feierlich die Lehren des Atheismus und des Umsturzes verbanne u. s. f. Auf dem Congresse von Verona erscheint Graf Jouffroy als Vertreter eines sogenannten royalistischen Comites und spricht den Wunsch aus, daß die Ostmächte das Pariser Cabinet von seiner liberalen Schwachheit heilen; Villele müsse fortan als ein Minister der heiligen Allianz handeln, nicht blos als Minister von Frankreich*). Wenn dies vaterlandslose Treiben in dem Pavillon Marsan gehegt ward, wen darf es dann verwundern, daß während des spanischen Krieges im Volk das unsinnige Märchen erzählt ward: der

*) Die oben genannten beiden Denkschriften, bekanntlich nicht die einzigen ihrer Art, wurden von dem badischen Gesandten zu Berlin dem Carlsruher Hofe abschriftlich mitgetheilt.

König will die Armee entfernen, damit unterdessen die Alliirten einfallen und die Vollgewalt der Krone herstellen!

In solcher Lage vermochten selbst die begabteren Staatsmänner der Restauration nicht, große positive Ziele in der auswärtigen Politik zu verfolgen; man lebte am Tage den Tag. Während der ersten Jahre des heiligen Bundes handeln nur Rußland und Oesterreich als große Mächte, nachher tritt Canning, nicht das Haus Bourbon, der Uebermacht des Ostens selbständig gegenüber. Die Bourbonen blieben der gewaltthätigen Tendenzpolitik der heiligen Allianz gemeinhin fern. Aber das glücklich hergestellte gute Einvernehmen mit England wurde doch nicht zu einer wirksamen Allianz der Westmächte; denn zwischen England und Frankreich stand die orientalische Frage, und eine Politik des Liberalismus im großen Stile war der legitimsten aller Dynastien unmöglich. Das Cabinet fühlte wohl, daß Frankreich die chronische Intervention Oesterreichs in Italien nicht dulden dürfe; schließlich überwog doch die Furcht vor der Revolution, man begnügte sich das bedrohte Erbrecht Karl Albert's von Carignan in Schutz zu nehmen. Dann schien der spanische Krieg eine Erneuerung der glänzenden Tage altbourbonischer Familienpolitik zu bringen; Chateaubriand rühmte sich die Herrschaft Frankreichs bis zu den Säulen des Hercules ausgedehnt und in wenigen Wochen vollendet zu haben, was Napoleon in vielen Jahren nicht erreichte. Am letzten Ende erwies sich das lärmende Unternehmen als erfolglos für Frankreichs Macht; die spanischen Bourbonen lohnten ihren französischen Vettern mit jener undankbaren Hoffahrt, welche der restaurirte Despotismus seinen maßvolleren Beschützern jederzeit erwiesen hat. Man hatte lediglich die herrschsüchtige Kriegslust der Nation aufgestachelt und einem Jeden nahe gelegt, die wohlfeilen Lorbeeren der Lilienfahne mit dem Ruhme der Tricolore zu vergleichen.

Uns Deutschen ist — mit einziger Ausnahme der Republik, welche in europäischen Fragen überhaupt keinen Willen hatte — keine französische Regierung dieses Jahrhunderts ein treuer, redlicher Nachbar gewesen, und dies Verhältniß wird vermuthlich fortwähren, so lange unser rheinischer Bauer den Franzosen Charlemagne Nächtens den Rhein entlang schreiten und die deutschen Reben segnen sieht, so lange unser Volkslied von dem Zauberringe der Fastrade singt und sagt. So ließ denn auch die Restauration in der Stille ihre bösen kleinen Künste gegen Deutschland spielen. Man gab dem Könige Wil-

helm von Würtemberg gute Worte, wenn er nach Paris eilte, um über die Herrschsucht der deutschen Großmächte zu klagen; man arbeitete heimlich gegen unsere werdende Handelseinheit und unterstützte den mitteldeutschen Handelsverein, welchen Sachsen und Hannover dem preußischen Zollvereine entgegenstellten. Doch nimmermehr mochten solche kleine Ränke dem nationalen Wahne genügen. Das Verlangen nach den natürlichen Grenzen stand dem Volke fest als ein heiliges Recht, es offenbarte sich im Kleinsten wie im Größten, in den Moden des Tages — man trug damals den Haarputz chemin de Mayence — wie in den Klagen der Opposition. Selbst Chateaubriand spielte mit dem Plane einer russischen Allianz, die den Franzosen den Rhein, den Russen den Balkan erobern sollte. Als endlich Polignac ernstlicher auf diese Träume eingeht und, von Rußland verleitet, den Gedanken eines Rheinfeldzugs aufnimmt, da ist die Nation für einen Augenblick gänzlich von den inneren Fragen in Anspruch genommen, der frivole Plan fällt zu Boden.

Am meisten erbitterte das Verhältniß des Hofes zu Rußland. Die herrschende Stellung, welche Pozzo di Borgo in den ersten Jahren der Restauration, dann wieder unter Karl X. behauptete, war Frankreichs unwürdig; selbst deutsche Diplomaten der conservativen Schule fanden, man wisse nicht, ob Pozzo der Minister Rußlands oder Frankreichs sei. Und dies in einem Augenblicke, da die orientalische Krisis durch periodische Entladungen den Frieden der Welt bedrohte! Man wollte die von Altersher befreundete, durch Frankreich zuerst in das europäische Staatensystem eingeführte Türkei keineswegs preisgeben; man ahnte den Sinn der griechenfreundlichen Politik Rußlands, den Czar Alexander vor der Fürstin Lieven in dem einen Worte zusammenfaßte: il me faut une Grèce! Aber man mochte auch nicht der philhellenischen Schwärmerei der liberalen Welt widerstehen und man wollte noch weniger in dem die orientalische Frage beherrschenden Antagonismus von Rußland und England Partei ergreifen für England, das am Bosporus den Ganges vertheidigte. So lockte Rußland, das dort im Osten allein das Terrain kannte, den Pariser Hof aus einer falschen Stellung in die andere; die Türken werden bei Navarin verrathen, die nationale Kriegslust wieder einmal aufgeregt durch den unblutigen Siegeszug auf Morea, und am Ende — ist die Türkei durch den Abfall der Griechen geschwächt und Rußland dringt ungehindert über den Balkan. Ueberschauen wir diese fruchtlose

europäische Politik der Bourbonen, so verstehen wir leicht, warum damals die Franzosen zürnend mit Casimir de la Vigne sangen: ces esclaves d'hier, aujourd'hui nos tyrans! — und der Refrain: en France soyons Français! als ein Unglimpf gegen die Bourbonen galt.

Schon diese Verhältnisse würden den Sturz der Bourbonen erklären. Einer Herrschaft, die für fremd gilt, zu gehorchen wirkt entsittlichend, und es ist eine alte Erfahrung, die den Völkern des Westens zur Ehre gereicht, daß eine schwächliche Haltung des Staates nach außen bei ihnen immer einen Hebel der Revolution gebildet hat. Die Restauration nannte sich gern eine Monarchie der Tradition; Ludwig's XVIII. erstes Manifest versprach die unterbrochene Kette der Zeiten wieder anzuknüpfen. Eine Monarchie der Tradition in einem Volke, das gar keine historischen Ueberlieferungen mehr besaß, das die Kette der Zeiten mit vollem Bewußtsein zerbrochen hatte! Was über die Tage des Bastillesturms hinauslag, war den Massen eine finstere Zeit der Willkür und des Junkerhochmuths, nichts mehr davon übrig als ein grenzenloser Haß. Wer fragte noch nach den Kreuzfahrerthaten der La Tremouille und der Montmorency? Nach dem Erwachen des Volkes, in den Tagen der Vernunft und des Menschenrechts, in der Zeit der Siege hatten Männer des dritten und des vierten Standes an der Spitze der Nation gestanden; und eben diese Zeit, die dem Volke die ganze Geschichte Frankreichs war, wollte der König aus seinem Gedächtniß streichen! Es war ein Gegensatz zweier durch eine Welt getrennter Zeitalter. Das Land spottete und höhnte, als seine Könige wieder Kröpfe heilten, als die Oriflamme und das heilige Salb-Oel Chlodwig's und die Edelknaben und die grauen Musketiere und alle die morschen, verschlissenen Prunkgewänder der dynastischen Rumpelkammer zur Schau gestellt, als das vive Henri IV., die charmante Gabrielle abgespielt wurden vor einem Volke, dem die berauschenden Töne des Marseillermarsches noch im Ohre gellten. An welchen Bildern das Herz der Nation hing, das mochte man erkennen, da General Foy unter brausendem Beifall die Tricolore für Frankreich zurückforderte. Nicht blos der Spott, eine schwere berechtigte Sorge ward unter den Denkenden rege, als der König die Charte, welche die Natur der Dinge ihm entriß, freiwillig kraft königlichen Rechtes schenkte und zu diesem seines

Bürgerrechtes frohen Volke wieder als zu getreuen Unterthanen zu reden wagte. Wenn die Nation den Kopf schüttelte zu Ludwig dem Dicken und Ludwig dem Heiligen und den anderen erlauchten Ahnen, die der König gern im Munde führte, so hatten manche Mitglieder des Königshauses nie ein Wort gehört von dem Marschall Ney, und selbst die Besseren der Emigranten, wie Richelieu, standen rathlos, bis zum Lächerlichen unwissend in diesem jungen Frankreich, das sie in fünfundzwanzig Jahren ungeheurer Wandlungen nicht mehr betreten hatten.

Dieser Gegensatz der Weltanschauung ward verschärft durch die noch weit unheilvollere Feindschaft der Personen. Zu viel des edlen Blutes war vergossen von beiden Seiten, man hatte einander mehr zu verzeihen als Menschen zu vergeben vermögen. Es blieb undenkbar, daß die Brüder des enthaupteten Königs mit den Königsmördern und den Gottesmördern redliche Gemeinschaft halten, es war noch unmöglicher, daß die Nation Vertrauen gewinnen sollte zu diesem Adel, der weiland den König Ludwig XVI. als einen Helfer der Revolution zu entthronen dachte und dann nach vergeblichen Kämpfen gegen das Vaterland seine Söhne heimsendete, um die Hofämter des Kaisers der Plebejer zu übernehmen. Schon unter dem Directorium hatte der schärfste Kopf des legitimistischen Lagers, de Maistre, die bösen Folgen dieser unheilbaren Verfeindung der Personen vorhergesehen. Jetzt, als der Adel sich wieder anschickte, wie unter Heinrich IV., den König nur als den ersten Edelmann des Landes zu behandeln, und das Wort honneur als eine parole toute à nous in Anspruch nahm, warnte General Foy: die Dynastie geht unfehlbar zu Grunde, wenn sie sich auf diesen Adel stützt. Selbst die alliirten Cabinette verschlossen sich nicht ganz der Einsicht, daß die neue Zeit neue Menschen verlange, sie dachten beim ersten und vornehmlich beim zweiten Pariser Frieden an andere Throncandidaten, an Eugen Beauharnais u. A. Sogar die bittersten Feinde Napoleon's, wie Stein, erblickten in den Bourbonen höchstens einen Ruhepunkt für das athemlose Land, und als die Thorheiten der Ultras sich häuften, schrieb Metternich: „die Legitimisten legitimiren die Revolution.“ Mit froher Zuversicht sahen allein die Tories von England dem neuen Gemeinwesen Frankreichs zu, und auch unter ihnen begannen die Einsichtigen schon im Jahre 1818 an der Zukunft der Dynastie zu zweifeln, wie die jüngst veröffentlichten Bände von Wellington's Depeschen beweisen. Die Bourbonen kamen

wie alle die ihnen folgenden Regierungen niemals gänzlich über den Kampf um ihr Dasein hinaus, sie mußten, wie alle ihre Nachfolger, immer wieder erklären, die volle Freiheit könne dem Lande erst zu Theil werden, sobald die Grundlagen des Systems allgemein anerkannt seien. Ein kleines, aber lehrreiches Symptom dieser Unsicherheit aller Gewalthaber ist u. A. die außerordentliche Fruchtbarkeit der französischen Münze; jeder neue Herrscher wünschte sein Bild alsbald in Jedermann's Händen zu sehen. An Frankreichs neuester Geschichte mögen unsere Radicalen lernen, daß hinter dem so lächerlich mißbrauchten Worte „angestammtes Fürstenhaus" sich ein ernster Sinn verbirgt: auch für unser demokratisches Geschlecht bleibt eine nationale, mit dem Lande verwachsene Dynastie ein unermeßlicher politischer Segen.

Jedermann weiß, von den wahnsinnigen Reactionsplänen, womit die Ultras den Hof bestürmten, ist nur sehr Weniges in's Leben getreten. Man darf sagen, die Restauration ging zu Grunde weniger an ihren Thaten, als an den Absichten, welche das Volk ihr zutraute. Und daß es so stand, daß Frankreich von dieser Dynastie einen unversöhnlichen Kampf gegen alle köstlichsten Ergebnisse der Revolution erwarten mußte, darin liegt schon das Verdammungsurtheil über die Wiederherstellung des alten Königthums ausgesprochen. Kaum zurückgekehrt, beginnen die Ultras Alles in Frage zu stellen, was dem neuen Frankreich lieb und theuer war. Während der erste Consul die Umwälzung der Besitzverhältnisse weise anerkannt hatte, fordern die Emigranten ihr Eigenthum zurück. Der Kampf endet mit der Auszahlung einer Milliarde an die Emigranten, aber wie diese darin nur eine Abschlagszahlung sahen, so war auch allen Besitzern der Nationalgüter das Gefühl der Sicherheit auf dem wohlerworbenen Boden verloren. Daran schließt sich der Kampf wider das neue Erbrecht. Freisinnig können wir eine Gesetzgebung nicht nennen, welche dem Erblasser die Verfügung über den größten Theil seines Vermögens untersagt, aber demokratisch ist sie ohne Zweifel. Und vor Allem, sie war national, sie galt dem Volke kurzweg als die geschriebene Vernunft. In solchen Fragen, welche das Innerste des Familienlebens und der häuslichen Wirthschaft berühren, steht der Gesetzgeber machtlos neben der volksthümlichen Sitte. Ein großer Theil des ländlichen Mittelstandes dankte sein Dasein den Gesetzen über das Erbrecht und die Theilbarkeit des Grundbesitzes, kein Arbeiter wollte auf die Hoffnung verzichten ein kleines Landgut als die Frucht seines Fleißes zu erwerben. Die

demokratischen Anschauungen der neuen Gesellschaft, die Vertheilung der Bevölkerung über Stadt und Land, kurz, mehrere der bedeutsamsten socialen Grundlagen, worauf das neue Frankreich ruhte, standen im Zusammenhange mit diesen Gesetzen. Daß die schweren Leiden, an denen der französische Landbau krankt, keineswegs durch die freie Bewegung des Grundbesitzes verschuldet sind, steht heute allen Unbefangenen fest. An diesen tiefernsten Fragen rüttelt nun die plumpe Faust der Emigrantenpartei, sie fordert geschlossene Güter und wagt endlich den Gesetzentwurf über das Vorrecht der Erstgeburt. Der Entwurf fiel, nur die Begünstigung der Majorate ward erreicht. Aber der Versuch blieb unvergessen; der Bauer ließ sich nicht ausreden, daß der Adel nach der Herstellung der alten Herrenrechte und Frohnden trachte.

Der wohlhabende Bürgerstand, dessen Beistand die Rückkehr der Bourbonen erst ermöglicht hatte, sieht sich roh beleidigt durch den Hochmuth der Emigranten, er sieht die freie Aemterbahn gehemmt durch adlichen Nepotismus; auch sein wichtigstes politisches Recht wird gefährdet durch den Lieblingsplan der Ultras, das Wahlrecht an den Grundbesitz zu knüpfen. Ein gemäßigter wohlwollender Royalist Herr v. Sesmaisons faßt die unerläßlichen Reformen für den Staat in folgenden Sätzen zusammen: durchgängig Majorate für den Adel; Erziehung der jungen Edelleute auf Staatskosten; die höchsten Aemter und die Pairie dem Adel allein zugänglich; Gerichte von Standesgenossen für den Edelmann. Man schließe daraus auf die Hoffnungen der Ultras und ermesse den Grimm der neuen besitzenden Klassen! Die Gewerbtreibenden hören täglich, wie die Royalisten den Ackerbaustaat Frankreich preisen, die Industrie als unsittlich verwerfen, sie fühlen sich bedroht, da jene Rasenden mit dem Gedanken der Herstellung der Zünfte spielen. Es blieb bei den losen Reden, der Staat bewahrte sich jene köstliche Freiheit der Niederlassung und des Gewerbebetriebs, welche selbst das bonapartische Frankreich dem deutschen Arbeiter bis vor Kurzem als ein Land der Freiheit erscheinen ließ. Dergestalt waren alle wichtigen socialen Interessen aufgescheucht und gereizt; die Krone, schuldlos in den meisten Fällen, galt als verantwortlich für den Unsinn der Emigranten.

Ihre schwersten Fehler beging die Restauration auf dem kirchlichen Gebiete, obgleich auch hier die Schuld der Krone geringer war als die Verblendung fanatischer Freunde. Die Bischofe des alten Regimes waren ein verweltlichtes Geschlecht, Einige dem Jansenismus, Viele

der Encyclopädie zugethan, aber durch Grundbesitz und adliche Verwandtschaft mit dem Lande verbunden und darum patriotisch, sie wachten eifersüchtig über den Rechten des nationalen Episcopats. Dann gründete Napoleon den neuen Priesterstand, eine besitzlose Beamtenklasse, und er schien wirklich seinen offen bekannten Zweck erreicht zu haben: „der Papst soll die Geister unter seiner Hand vereinigen und dann unter die meine stellen." Die Kirche zitterte noch unter der frischen Erinnerung an die Göttin der Vernunft, die Priester beugten sich dem Imperator. Noch in den letzten Tagen seiner Macht hoffte Napoleon den Papst in Frankreich zurückzuhalten und Paris zur Hauptstadt der katholischen Welt zu erheben. Nach dem Sturze des Kaisers fühlte die Kirche wieder festen Grund unter den Füßen, und mit Erstaunen erfuhr die Welt, wie von Grund aus der Katholicismus in den Tagen der Leiden sich verwandelt und welch' ein zweischneidiges Schwert die Revolution gegen die Kirche geschwungen hatte. Wie wenig hatte selbst ein Mirabeau seine Nation gekannt, wenn er hoffte, Frankreich zu dekatholisiren! Jetzt bestand ein neuer, ein streng-römischer Katholicismus, beherrscht von einer centralisirenden Richtung, die in solcher Schärfe selbst in den Tagen der Caraffa und Loyola nicht hervorgetreten war. Die Reihen des alten gallikanischen Klerus lichten sich, die junge besitzlose Priesterschaft ist auch heimathlos, sie fragt nichts mehr nach einer Nationalkirche, sie zieht in hellen Haufen in das ultramontane Lager. Frankreich wird der Ausgangspunkt des neu-römischen Geistes. Im Süden kommt es zum offenen Glaubenskriege gegen die Protestanten, die Provençalen vermessen sich Würste zu machen aus Calvin's Blute. Die centralisirte Kirche schmiedet sich eine neue furchtbare Waffe, die bald in ebenso weiten Kreisen und mit derselben demagogischen Kraft wirken sollte, wie einst die Bettelorden: die ultramontane Journalistik. Lamennais war der Erste, der mit der ganzen Gluth bretonischen Glaubenseifers diese Waffe schwang.

Die ultramontane Partei versucht alsbald sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Gleich im ersten Jahre der Restauration wird die Sonntagsfeier verschärft und den Beamten befohlen, sich an den Ceremonien der Kirche zu betheiligen. Dann folgt das Verbot der Kirchenschändung bei Todesstrafe und die Wiederherstellung der todten Hand. Endlich wird auch in das wohldurchdachte Rechtssystem der Civilehe eine Bresche geschossen, die Ehescheidung verboten — ein

Verbot, das noch bis zur Stunde als eine schreiende Anomalie in der französischen Gesetzgebung besteht. Eine noch weiter reichende Verbildung der Gesetze konnte die Partei weder bei dem ungläubigen Ludwig XVIII. noch bei seinem bigotten Bruder durchsetzen. Dafür waren ihre Empfehlungen allmächtig, der Beichtzettel der unentbehrliche Schlüssel zu jeder Gunst des Staats, bis herab zu den Concessionen für die Stiefelputzer; man kennt Platen's bissige Verse über den unbußfertigen décrotteur. In beiden Kammern sind Bischofsmützen und Priestergewänder zahlreich vertreten. Die Partei wagt zuletzt die wahnsinnige Verfolgung gegen ein Kleinod der Nation, die aufgeklärte Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; Voltaire und Rousseau werden den Leihbibliotheken und Lesecirkeln verboten. Während diese ultramontanen Umtriebe unter den Massen des Landvolks in der Stille eine Saat ausstreuten, die erst in späten Tagen wuchernd aufgehen sollte, wurden die in den Ideen Voltaire's aufgewachsenen gebildeten Klassen auf das Aeußerste erregt. Presse und Rednerbühne hallen wider von Klagen gegen die Tyrannei der Congregation. Der aufgeschreckte Liberalismus greift zu jedem Mittel der Abwehr, er zwingt endlich den König Karl, der sich darum demüthig bei dem heiligen Stuhle entschuldigte, die Charte zu verletzen und die Mitglieder der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu vom Lehramte auszuschließen. Auch dann noch bleiben die Gebildeten bei der Meinung, daß eine fanatische Priesterkaste den Staat beherrsche; Pfaffen und Emigranten gruben der Dynastie das Grab.

Mit Alledem haben wir den Grundschaden des constitutionellen Frankreichs noch nicht berührt. Grad heraus, dieser napoleonische Beamtenstaat mit seinem daran gehefteten Parlamente war ein Unding; auch eine nationale Dynastie, ein minder unbotmäßiges Volk konnten in einem mitten durch das Herz gespaltenen Gemeinwesen den Frieden nicht finden. Als der Freiherr von Blittersdorff im Jahre 1824 Paris besuchte, hörte er überall die Klage: wir haben den Despotismus Bonaparte's, ausgebeutet durch die Emigranten. Aehnlich schrieb damals Paul Louis Courier über den Bonapartismus: c'est un empire qui dure encore. Die Klage war wohlgegründet; nur irrte man, wenn man die Schuld der bösen Gesinnung der Regierenden zuschrieb: der Fehler lag in den Institutionen selber. Die trostlose Unbelehrbarkeit Guizot's zeigt sich nie greller, als wenn er noch jetzt den alten

Irrthum der Doctrinäre wiederholt: das Instrument, die Charte, sei vortrefflich gewesen, nur daß es an geschickten, wohlgesinnten Handwerkern fehlte. Wir Jüngeren, durch eine herbe Erfahrung über den Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung belehrt, begreifen kaum noch, wie man diesen buntscheckigen Staatsbau, dessen Glieder einander anheulten, als „das englische System“ preisen konnte. Es war ein Märchen, wenn die Legitimisten den Schützling des Auslandes als den roi désiré begrüßten; es war nicht minder ein Irrthum, wenn die Constitutionellen den Geber der Charte als den roi législateur feierten. Die Charte verdiente nicht den Namen einer Gesetzgebung; denn an den Fundamenten des neuen Staates, an der Verwaltungsorganisation Napoleon's, änderte sie nichts. Nur der Staatsrath tritt einige seiner Befugnisse an die verantwortlichen Minister ab; doch er bleibt der höchste Gerichtshof für das Verwaltungsrecht im weitesten Sinne, er bleibt das Haupt der Verwaltung und beräth über alle Gesetze und Verordnungen der Krone, er ist wie unter Napoleon die hohe Schule der Verwaltungsbeamten. Alle übrigen Aemter behalten denselben Wirkungskreis, den der Soldatenkaiser ihnen angewiesen. Die Verwaltung steht in absoluter Selbständigkeit den Gerichten, den Regierten, den Kammern gegenüber.

Für die Stellung der Verwaltung zu den Gerichten war es verhängnißvoll geworden, daß die alten Parlamente, die in den gährenden Tagen vor der Revolution als Beschützer der Volksrechte gefeiert wurden, nach dem Ausbruche der Revolution als die Vertreter verhaßter Privilegien galten. Die Nationalversammlung sucht also die Ausführung der neuen revolutionären Gesetze vor den Eingriffen der feindlichen Gerichte sicherzustellen und beschließt (16./24. August 1790): die Richter dürfen niemals die Thätigkeit der Verwaltung stören noch Verwaltungsbeamte wegen ihrer Amtsthätigkeit vor sich laden. Damit war die Emancipation der Verwaltung von den Gerichten, welche die alte Monarchie erstrebt und in der Regel thatsächlich behauptet hatte, zum Gesetz erhoben. Alle Proteste der liberalen Tendenzhistorik heben die Thatsache nicht auf: schon die unschuldigen Jahre der Revolution haben dem neuen Verwaltungsdespotismus den Boden geebnet. Auf dieser Grundlage baut der erste Consul weiter und fügt in seine Verfassung den berühmten Art. 75. ein. Als Regel gilt nunmehr: Wer sich durch die Verwaltung verletzt glaubt, und sei es auch in seinen durch die Codes gewährleisteten Privatrechten, ver-

folgt seine Beschwerde in dem geordneten Instanzenzuge der Verwaltung bis hinauf zu dem Minister oder zum Staatsrathe. Gerichtliche Verfolgung der Amtshandlungen der Beamten ist nur zulässig auf Grund der **autorisation préalable** des Staatsraths; diese Erlaubniß wird gewährt, wenn es sich um Verbrechen der Beamten handelt, in den meisten anderen Fällen versagt. Kein Gericht darf den Competenzconflict gegen eine Verwaltungsbehörde erheben, nur die Verwaltung soll vor den Uebergriffen der Gerichte gesichert werden. Der Verwaltungsbeamte ist lediglich ein willenloses Organ seiner Oberen; der Rechtsgrundsatz, daß Jeder für seine Amtshandlungen einzustehen hat, wird von dem Staatsrathe nach der „**tradition des bureaux**“ dahin ausgelegt, daß der Befehl des Vorgesetzten den Subalternen von der Verantwortung für Uebertretungen des Gesetzes entlastet. Das deutsche Amt, dem die politischen Sitten unseres Volks immer einige Selbständigkeit nach oben eingeräumt haben, ist den Franzosen unbekannt. Nehmen wir dazu die eines Großstaats unwürdige kärgliche Besoldung der meisten Beamten in dem theuren Frankreich — was einerseits die nunmehr historisch gewordene Unredlichkeit des französischen Beamtenthums befördert und dadurch die ohnehin kostspielige Verwaltung vertheuert, andrerseits die Abhängigkeit von Oben verstärkt — so haben wir das Bild einer Amtshierarchie, die schrankenloser sich nicht denken läßt.

Es war keineswegs ein Regiment der Willkür, der collegialisch berathende Staatsrath glänzte jederzeit durch Gerechtigkeit und Sachkunde. Aber die Verwaltung giebt sich selber ihre Rechtsordnung, sie legt die Gesetze aus und ergänzt sie nach souveränem Ermessen, sie ist daher von den Gerichten so vollständig losgelöst, wie dies vor Napoleon kein europäischer Fürst gewagt hatte. Die Befugnisse dieser übermächtigen Verwaltung werden erweitert durch die Ausnahmegesetze, welche nach den zahlreichen Verschwörungen dieser gährenden Tage periodisch wiederkehren. Das verhaßte Ausnahmegericht der Prevotalhöfe ist sogar von der Charte ausdrücklich anerkannt. Ja selbst die regelmäßigen Tribunale hatten durch einen Meisterstreich des napoleonischen Despotismus eine Organisation erhalten, welche jeden Widerspruch der Gerichte gegen die Verwaltung auf die Dauer unmöglich machte. Die Gerichtshöfe zerfielen in kleine Commissionen, denen ihre Mitglieder für kurze Fristen zugewiesen wurden. Dies System, das seitdem leider auch in Deutschland Eingang gefunden, wird von

der Restauration weiter gebildet; es verstand und versteht sich von den Franzosen von selber, daß die für das öffentliche Recht wichtigsten Gerichts-Commissionen nur aus Männern der herrschenden Partei bestehen. Die vielgerühmte Gleichheit erweist sich praktisch als unerträgliche Ungleichheit zum Nachtheile der parlamentarischen Minderheit. Der deutsch-dänische Streit hat uns gelehrt, daß eine herrschende fremde Nation noch schwerer auf die Unterworfenen drückt als eine ausländische absolute Krone; das constitutionelle Frankreich sollte erfahren, daß eine über die Gerichte und die Verwaltung gebietende Partei ihre Macht zum Mindesten ebenso rücksichtslos mißbraucht wie ein Soldatenkaiser. Ganz folgerichtig besitzt das Haupt der Verwaltung, der König, die verfassungsmäßige Befugniß alle jene Ordonnanzen zu erlassen, welche zur Ausführung der Gesetze und zur Sicherheit des Staates nöthig sind; der Mißbrauch dieses Art. 14 der Charte gab dann den Anlaß zur Vertreibung der Bourbonen.

Ebenso sebständig steht die Amtshierarchie allen Nichtbeamten gegenüber. Jede Action in diesem Staate geht von den staatlichen Soldbeamten aus; es giebt keine Stadtmagistrate im deutschen Sinne, keine von den Gemeinden ernannten oder gewählten Beamten. Allerdings steht neben dem Präfecten der Generalrath, neben dem Unterpräfecten der Bezirksrath, neben dem Maire der Gemeinderath — Collegien von Nichtbeamten, welche sämmtlich aus Listenvorschlägen durch den König oder durch den Präfecten ernannt werden. Aber diese Räthe haben in der Regel nur berathende Stimme oder gar nur ein unmaßgebliches Gutachten; selbst über das Gemeindebudget darf der Gemeinderath nur berathen. Zu beschließen sind sie nur in den seltensten Fällen berechtigt — so über die Verwaltung der Gemeindegüter. Zu handeln, auszuführen kommt allein den Staatsbeamten zu, die nicht als Erste unter Gleichen, sondern als Chefs ihren Räthen gegenüberstehen. Präfect und Unterpräfect halten die Verwaltung ununterbrochen in der Hand, während die General- und Bezirksräthe sich nur vorübergehend auf kurze Zeit versammeln. Auch die Subalternen werden vom Staate ernannt, die Gehülfen des Maires stehen gleich diesem unter der Verwaltungsordnung des Staatsrathes. In einem solchen Staatsrechte war kein Raum für die Doppelstellung des deutschen Bürgermeisters, der zugleich als Organ der Staatsgewalt und als oberster Vertreter einer unabhängigen Gemeinde gilt. Alle Welt weiß, wie in dieser wundervoll

geordneten, schlagfertigen Amtshierarchie ein geisttödendes mechanisches Formelwesen aufwucherte und die Entscheidung aller wichtigen Verwaltungsfragen in die Hände der Pariser Bureaux gelegt ward. Ferner mußten die natürliche Neigung eines Beamtenthums, in welchem die gesammte Thätigkeit des Staats sich vereinigt, und die fortwährend sich steigernden Ansprüche der Regierten jene Lust des Vielregierens großziehen, welche Dunoyer treffend als administrativen Socialismus bezeichnet hat. Endlich ergab sich aus der rein bureaukratischen Verwaltung das ungesunde Verhältniß des Beamten zum Publicum. Eine Amtsordnung, die jeden Nichtbeamten fernhält, bietet ein allzubreites Ziel dem Argwohn und der alten nationalen Untugend des Neides; es fehlte wenig in jenen Tagen des Parteikampfes, so erschien jeder Beamte als solcher den Regierten verdächtig.

Napoleon hat einmal das Wort fallen lassen: „wenn mir der Krieg nicht unentbehrlich wäre, so würde ich den Neubau Frankreichs mit der Gemeinde beginnen; die Maschine unserer Verwaltung beginnt erst sich zu organisiren.“ Durch solche geniale Gedankenblitze pflegen große Staatsmänner wie große Schriftsteller den Kritikern zu beweisen, daß sie selber die Schwäche ihrer Werke klarer durchschauen als der fremde Tadler. Eine ernstere Bedeutung gebührt der hingeworfenen Rede nicht; der napoleonische Staat, der Charakter des Despoten vertrug keine andere Verwaltungsordnung. Nach dem Erscheinen der Charte ließ sich wohl ein tapferes Ankämpfen gegen das furchtbarste und wichtigste Werkzeug des napoleonischen Despotismus erwarten. Aber von wem konnte die Verwaltungsreform ausgehen? Nicht von den Radicalen. Die erste Gemeindeordnung der Revolution, welche der alte Lafayette gern als ein Kleinod „meiner Republik“ verherrlichte, war doch zu klärlich die constituirte Anarchie gewesen, als daß sie von einer ernsthaften Partei zurückverlangt werden konnte. Nicht von den Doctrinären. Der bedeutendste Theoretiker der Richtung, Benjamin Constant, spricht freilich als ein geborener Schweizer mit Vorliebe von dem Foederalismus und der Freiheit der Gemeinden, er nennt die Liebe zur Heimath die Quelle der Vaterlandsliebe; doch er versteht nicht die Folgesätze daraus für die französische Politik zu ziehen. Der Masse der Partei fehlte jeder Sinn für die Selbstverwaltung; „die Charte, die ganze Charte, nichts als die Charte“ war das Schlagwort ihrer Weisheit.

Eine ernsthafte Neigung für die Umbildung der Verwaltung

bestand allein am Hofe und unter den Emigranten. Noch war unvergessen, daß einst Mirabeau in den Provinzen den Bürgerkrieg gegen die Dictatur der radicalen Hauptstadt entfachen wollte. Die Krone hätte gern einige Keime selbständigen geistigen Lebens in den verödeten Provinzen ausgestreut, gern die legitimistischen Striche des Südens vor den Einwirkungen des ruhelosen Pariser Geistes sichergestellt. Man trug sich mit dem Gedanken, siebzehn Universitäten statt der schwachen von der Pariser Centralanstalt abhängigen Facultäten zu gründen, man ließ den Ueberfluß des Louvres an die Gallerien von Dijon, Marseille, Lyon abgeben. Der Adel haßte das Schreiberregiment der Pariser Commis mit dem alten Hasse des Feudalherrn, er setzte durch, daß die von Napoleon eingezogenen und noch unverkauften Gemeindegüter den Communen zurückgegeben wurden. Aber diesen „Pilgern des Grabes" wird jeder politische Gedanke zur Schrulle, jede Reform zum Hebel ständischer Sondergelüste. Nicht der despotische Geist der neuen Beamtenhirarchie war dem Adel ein Gräuel, sondern ihre Vorzüge: ihre bürgerliche moderne Bildung, die freie Aemterbahn, das gemeine Recht, das sie schützte. Aus den études von Polignac und anderen Geständnissen der Heißsporne der Partei schaut überall die Hoffnung hervor, daß königliche Prinzen und hochadliche Gouverneurs abermals die wiederhergestellten alten Provinzen beherrschen sollen; bereits arbeitete man in der Stille darauf hin, die ständische Gliederung in die General- und Bezirksräthe einzuführen. Damit eröffnete sich die trostlose Aussicht auf eine neue Ligue, eine neue Fronde, auf die Vernichtung der ruhmvoll errungenen Staatseinheit. Gegen solchen Wahnsinn erhob sich Alles was lebendig und modern war in der Nation. Wie einst der Convent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen geführt hatte, um die Revolution zu vollenden, so mußte jetzt die Nation festhalten an der Dictatur der Pariser Bureaux, um nicht das Werk der Revolution abermals zu gefährden.

Und, gestehen wir es nur, die napoleonische Verwaltung war national. In ihr, in den Codes in der napoleonischen Neugestaltung der Finanzen und des Heeres hatte eine uralte politische Entwickelung den naturgemäßen Abschluß gefunden, während das junge parlamentarische Wesen vorderhand ein Experiment blieb, hervorgegangen aus naturrechtlichen Theorien und der verständnißlosen Nachahmung des englischen Staats. Das ist kein Zufall, daß jene Sprache, welche

den Namen der Souveränität erfunden hat, den Begriff der Selbstverwaltung gar nicht wiederzugeben weiß. Wie einst die verhaßten, erbarmungslosen beiden Cardinäle dennoch in den rührigsten Elementen der Nation Bundesgenossen fanden gegen den Adel der Provinzen, so wagte auch jetzt keine Partei außer der Ultras enstlich an dem neuen Beamtenthume zu rütteln, denn sein Lebensgesetz war die Gleichheit. Von Cormenin, diesem positiven und nationalen Geiste, wie Napoleon III. ihn bezeichnend nennt, bis herab auf Laferriere sind alle namhaften Theoretiker des Verwaltungsrechts einig in dem Lobe der nationalen Amtshierarchie. Jahraus jahrein führt der Ehrgeiz und jene Beschränktheit der Vermögensverhältnisse, welche in dem Lande der Erbgleichheit und der lebenslustigen Verschwendung die Regel bildet, eine Fülle junger Kräfte aus den Mittelklassen unter die Candidaten des Beamtenthums. Der Grundadel besaß weder populäres Ansehen noch den guten Willen, die Verwaltung des flachen Landes im Namen des Gesetzes selber zu führen, und bei der gleichmäßigen Vertheilung des Grundbesitzes war die Zahl der Männer, welche solche Ehrenämter übernehmen konnten, sehr klein. Noch waren Bordeaux und Lyon ihres alten Ruhmes froh, Toulouse nannte sich gern die ville reine des Südens, und der Marseiller spottete: wenn Paris eine rue Cannebière hätte, so würde es ein Klein-Marseille sein. Aber von solchen Regungen municipalen Stolzes und Dünkels bis zu dem ernsten Willen die Geschäfte der Gemeinde selber in die Hand zu nehmen ist ein weiter Weg. Die kleine Prosa des Gemeindelebens galt wie im achtzehnten Jahrhundert für unwürdig des gebildeten Mannes, den nur die aufregenden Fragen der großen Politik beschäftigen sollten. Die neue Industrie förderte, wie überall in Europa, den materialistischen Sinn unter den Fabrikherren, nahm ihre ganze Kraft für den athemlosen Wettlauf der Speculation iu Anspruch und entfremdete sie dem Gemeindeleben. Die Pariser beobachteten mißtrauisch jede Spur selbständigen Geistes in den legitimistischen Provinzen; sie waren noch immer leicht aufzuregen durch das Gespenst jenes Föderalismus, den einst der Convent blutig bekämpft und die Jacobiner in ihren geschmackvollen Festen als ein erschreckliches allegorisches Weib, Blut speiend, mit Giftschlangen im Haar, durch die Straßen geführt hatten. Von den Bauern galt noch der traurige Ausspruch Turgot's: ein Dorf ist ein Haufe von Hütten und von Einwohnern, die ebenso gleichgiltig sind wie jene.

Die Nation war gewohnt die bescheidenen öffentlichen Geschäfte jedes Tags durch Staatsbeamte besorgen zu lassen, sie war napoleonisch in ihren Sitten ohne es selber zu wissen. Das sollte sich offenbaren, als das Ministerium Martignac mit Reformvorschlägen für die Kreis- und Ortsverwaltung vor die Kammern trat. Mit großen Worten hatten die Abgeordneten die municipalen Institutionen, diese Denkmäler unserer alten Freiheiten, von der Krone zurückgefordert; aber die Reformen wurden verworfen, da der Factionsgeist der Kammern dem gebotenen Guten das unerreichbare Bessere vorzog, und die gesammte Debatte bewegte sich nur um untergeordnete Gesichtspunkte. Die Regierung wollte die ernannten Gemeinde- und Generalräthe in Zukunft aus Wahlen hervorgehen lassen — eine dankenswerthe Reform ohne Zweifel — und über die Ausdehnung dieses Wahlrechts ward mit Leidenschaft gestritten. Doch der Kern des Uebels, die machtlose Stellung der berathenden conseils neben den allein handelnden Staatsbeamten, wurde selbst von den heftigsten Rednern der Opposition kaum berührt.

Wie die napoleonische Verwaltung unangefochten fortbestand, so rettete auch Marschall Gouvion St. Cyr die Grundlagen der napoleonischen Heeresorganisation in die neue Zeit hinüber. Die Armee war keine Söldnerschaar im gemeinen Sinne. Trotz der langen Dienstzeit, trotz der Stellvertretung, die in dem Lande der Gleichheit durch die Selbstsucht der Besitzenden aufrecht erhalten ward, hat das französische Heer sich nie auf die Dauer den Empfindungen der Massen entfremdet. Aber seine Organisation war auf eine schlagfertige Offensive berechnet. Die mächtigen Erinnerungen der Kaiserzeit, das aus Gebildeten und Ungebildeten bunt gemischte Offiziercorps, der unstäte demokratische Sinn der Zeit nährten den ausgreifenden kriegerischen Ehrgeiz. Das große Räthsel, wie das friedliche parlamentarische System mit einem starken stehenden Heere sich vertragen solle, erschien hier schwieriger als irgendwo.

Wir überlassen gern den Bonapartisten das Parteimärchen, daß der Parlamentarismus für Frankreich gänzlich nutzlos gewesen sei. Zum Mindesten hat er des Bösen viel verhindert. In den Kammern fand der verhängnißvolle Krieg zwischen dem Adel und der Bourgeoisie seinen Tummelplatz; diese socialen Kämpfe, sie allein, sicherten dem Parlamente die leidenschaftliche Aufmerksamkeit der Nation. Ohne den Parlamentarismus hätten die Emigranten vermuthlich sehr bald die

schwache Krone ihrem Willen dienstbar gemacht. Die Kammern haben mehrmals, nach dem unseligen Vorgange der chambre introuvable, die Hand geboten zu Ausnahmegesetzen. Trotzdem bleibt zweifelhaft, ob, ohne die Angst der Krone vor der parlamentarischen Controle, Frankreich sich seine Preßfreiheit, die freie Bewegung der Person bewahrt hätte. Aber über diese negativen Erfolge konnte die Wirksamkeit der Kammern nicht hinausgehen. Sie durften die Grund- und Häusersteuer nur für ein Jahr, die indirekten Steuern auch für längere Perioden bewilligen. Sie konnten alljährlich durch die Verweigerung des Budgets das Dasein des Staates in Frage stellen; sie haben dies Recht niemals vollständig gebraucht, namentlich bewahrte der energische Patriotismus der Franzosen die Opposition vor dem gefährlichen Versuche das Militärbudget zum Spielball ihrer Kämpfe zu wählen. Dagegen waren die Kammern nicht berechtigt die geringfügigste Verwaltungsmaßregel direkt zu verhindern, und in allen Verwaltungsfragen trat ihnen die Bureaukratie entgegen mit der unendlichen Ueberlegenheit der Sachkenntniß — einer Ueberlegenheit, die immer mächtiger sich entfaltete, je mehr die fortschreitende technische Ausbildung der Kunst des Regierens auch auf diesem Gebiete die Vorzüge der Arbeitstheilung zur Geltung brachte.

Bei solcher Uebermacht in der Theorie und im Großen, solcher Ohnmacht in der Praxis und im Einzelnen hatten die Kammern nur Einen Weg Einfluß zu gewinnen auf die Leitung des Staats: sie mußten die Häupter der Bureaukratie sich dienstbar machen. Schon 1816 sprach Guizot's Schrift über das Repräsentativsystem ziemlich unverblümt das Verlangen aus, daß die Verwaltung sich der Mehrheit des Unterhauses unterwerfe. S'emparer du pouvoir wird die Losung aller Parteien, jede Wahl ein Kampf um das Dasein der Regierung. Und während Frankreich die englische Unsitte der Bestechung der Wähler durch die Candidaten damals ehrenhaft von sich fernhielt, bildet sich nun, epochemachend für die Staaten des Continents, eine neue Art der Wahlcorruption: die gesammte Bureaukratie muß ihren Einfluß aufbieten für die Candidaten des Ministeriums. Man hat oft geklagt über diesen Scheinconstitutionalismus der Bourbonen, und sicherlich wird kein redlicher Mann die bösen Künste des Systems loben. Billiges Urtheil muß dennoch gestehen, daß die Beherrschung der Wahlen durch die Regierung in dem Wesen dieses Staates lag. Diese blind gehorchende, von den Gerichten unabhängige

Beamtenklasse befehligen und sie **nicht** gebrauchen, um sich mit ihrer Hilfe am Ruder zu erhalten — von welchem Minister, der ein Mensch ist, darf das Gesetz eine solche Selbstverleugnung erwarten? Als der Sturm der Julitage die Dynastie hinwegfegte, da zeigte sich freilich, daß ein Beamtenthum, das nicht widerstehen kann, auch nicht zu stützen vermag.

Haben sich dann endlich nach der Erregung des Wahlkampfes die Kammern constituirt, die Parteien ihre Kräfte gemessen, so erfolgt gemeinhin ein Compromiß zwischen den beiden besitzenden Klassen, welche die Dynastie aufrecht halten: die Regierung gewinnt die Mehrheit, indem sie das Klasseninteresse der hohen Bourgeoisie und des Adels zugleich begünstigt. Das lehrt mit widerwärtiger Klarheit die volkswirthschaftliche Gesetzgebung der Epoche. Die bedeutenden Finanzmänner der Restauration und selbst Ludwig XVIII. bekannten sich zu den Lehren Adam Smith's, doch Keiner von ihnen erhob sich zu der Einsicht, daß die Nationalökonomie die praktisch befreiende, die zeitgemäße Wissenschaft unseres erwerbenden Jahrhunderts ist; sie opferten willig die bessere Erkenntniß den Convenienzen des parlamentarischen Kampfes. Das Prohibitivsystem war seit Colbert in diesem Staate festgewurzelt, die bureaukratische Verwaltung und der Schutzzoll entsprangen derselben Staatsgesinnung. Nach der kurzen Episode der ersten Nationalversammlung, die zu physiokratischen Ansichten neigte, war der Convent im Kampfe gegen England zu dem nationalen Handelssysteme zurückgekehrt, und Napoleon's Einfuhrverbote hatten die kurzsichtige Selbstsucht der Industriellen vollauf befriedigt. Unter der Restauration bleiben die Prohibitivzölle auf fremde Fabrikate im Wesentlichen unverändert, und das Klasseninteresse der großen Grundbesitzer fügt neue Zölle für die Rohproducte hinzu. Die Einfuhr fast aller namhaften Erzeugnisse der Landwirthschaft, vornehmlich des Schlachtviehs, wird verboten oder mit Zöllen belegt, die dem Verbote gleichkommen, das Getreide unterliegt der Wandelscala, Eisen und Stahl werden geschützt aus Rücksicht auf die großen Waldbesitzer. Frankreich stand mit seiner Handelspolitik im Hintertreffen der gesitteten Völker, alle Nachbarstaaten wurden verletzt, selbst die Kleinstaaten unseres Südens zu Retorsionen gezwungen. Heillos war vor Allem die Einwirkung dieses handelspolitischen Unsinns auf die öffentliche Moral. Niemals vermochte die Regierung den Kammern genug zu thun, die mit erschreckender Schamlosigkeit ihre sociale Selbstsucht aus-

sprachen. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, der Glaube, daß der Staat verantwortlich sei für das Mißgeschick des Trägen, nisten sich ein in den besitzenden Klassen. „Ich fürchte mehr die Invasion des Schlachtviehs als den Einfall der Kosaken,“ sprach später der große Landwirth Marschall Bugeaud, so recht aus der Seele seiner Standesgenossen.

Unterdessen stand der kleine Mann halb grollend, halb theilnahmlos zur Seite. Die Bourbonen blieben ihm fremd. Jene von Loyalität triefenden Huldigungen der Damen und der Starken der Halle vor dem vergötterten „Kinde von Europa,“ dem heutigen Herzog von Chambord, bedeuten nichts; ähnliche Ehrfurcht war einst dem König von Rom widerfahren und sollte später auch dem Grafen von Paris und dem neuesten Kinde von Frankreich und wohl auch dem Sohne eines künftigen Gewalthabers erwiesen werden. Die Masse jubelte wohl, wenn die Bourgeois der Kammer einen neuen Reactionsplan der gehaßten Emigranten vereitelten; zuletzt regte sich ihr doch das Gefühl, daß die großen Herren in den Kammern lediglich ihre eigenen häuslichen Angelegenheiten besorgten. Eine Kammer, die von 90,000 Wählern gewählt war, konnte nicht als Volksvertretung gelten, am wenigsten in Frankreich; denn hier ergiebt sich aus den Volksneigungen und der Nivellirung der Gesellschaft unvermeidlich das allgemeine Stimmrecht, das in Deutschland vorderhand noch ein ausheimisches Gewächs, ein verfrühter Versuch bleibt. Von den gepriesenen Segnungen der Charte hatte der vierte Stand nichts gespürt. Er trug die Wehrpflicht allein, von der Steuerlast einen unbilligen Theil, er sah seine Lebensbedürfnisse künstlich vertheuert durch den Schutzzoll, und seine geistige Bildung ward von dieser Alles meisternden Staatsgewalt so sündlich vernachlässigt, daß von 6 Millionen schulfähiger Kinder 4 Millionen ohne jeden Unterricht aufwuchsen.

Ueberschlagen wir nochmals diese Verhältnisse — die von feindlichen Bajonetten eingesetzte, der Zeit und dem Volke entfremdete Dynastie, die geheimen Umtriebe der Priester und Emigranten, die napoleonische Verwaltung, endlich den erbitterten Parteikampf in den Kammern, der für die Masse des Volkes wenig Segen brachte, ohne daß irgend ein Mensch die Gründe dieser Unfruchtbarkeit durchschaute — so erklärt sich leicht, daß die reizbare, an die blendenden Triumphe,

die großen Leidenschaften einer ungeheuren Zeit gewöhnte Nation unter diesem milden Systeme kaum einige Stunden inneren Friedens erlebte. Der gedankenlose Bourgeois mochte wohl nach einer neuen Niederlage der Ultras auf Augenblicke wähnen, die Aera der Revolutionen sei glücklich beendet: sein Barbier war ein Baron, und der bankerotte Graf gegenüber hatte sich dem Stiefelputzen ergeben — welche glorreichen Ereignisse der Dichter der Bourgeoisie, Scribe, in seinem Hauptwerke Avant, pendant et après als die goldenen Früchte der französischen Freiheit besang. In dem regsameren Theile der Nation erwacht bald, mächtig anwachsend, der oppositionelle Geist, und wenn Friedrich Gentz die massenhafte Verbreitung der Pariser liberalen Literatur betrachtete, so überfiel ihn eine schwerere Angst, als wenn man ihm den Einzug der Russen in Konstantinopel gemeldet hätte. Es hieß wieder wie in den Tagen des réveil du peuple: si l'aristocrate conspire, conspirons la perte des rois. Das ganze Land wird von einem Netze geheimer Gesellschaften überspannt, das sich mit den Venten der Carbonari, den Junten der spanischen Revolutionäre verschlingt. Die despotische Verwaltung, die jede freie Bewegung der popularen Kräfte erschwerte, trug daran einige Mitschuld; ein noch härterer Vorwurf trifft die Führer der Opposition. Lafayette vornehmlich gab damals einem sündenreichen Leben einen würdigen Abschluß. Er war noch immer der alte Grandison-Cromwell, den Mirabeau gebrandmarkt: ein sentimentaler Schönredner, der die Jugend durch salbungsvolle Reden von der heiligen Insurrection bethörte, und ein ehrgeiziger Ränkeschmied, der gewissenlos die gewaltthätigen Gewohnheiten der Revolutionszeit nährte, den gesetzlichen Sinn im Volke auf lange hinaus zerstören half. In unzähligen kleinen Aufständen, Attentaten, Soldatenmeutereien offenbart sich diese fressende Unzufriedenheit. Klare Ziele verfolgt das revolutionäre Treiben nicht; die Einen träumten von der Republik, Andere hofften auf Napoleon II., noch Andere auf den Herzog von Orleans.

Gemeinsam war den Verschwörern zunächst die Leidenschaft der irreligiösen Gesinnung. In jähem Rückschlage hatte das Wiedererwachen der ultramontanen Partei auch die kirchenfeindlichen Gesinnungen der Revolution wieder heraufbeschworen; denn in dieser weltlichen Epoche vermag allein der Haß gegen kirchliche Unduldsamkeit die Masse der Gebildeten zu lebhafter Parteinahme für Glaubensfragen zu erwärmen. Zeitungen und Clubs, Spottbilder und Theater zürn-

ten und höhnten wider die Priester; kirchenfeindlicher Sinn galt als das Kennzeichen des Liberalen. Wie der Hof die Erinnerung an die Revolution zu tilgen trachtete, so fanden sich alle Unzufriedenen zusammen in der Vergötterung der Revolution. Wieder einmal bewährte sich die alte Unart der Welt, die Urheber großer Verbrechen für große Menschen zu halten. Dies aufgeregte Geschlecht wollte nichts hören von der unbestreitbaren Thatsache, daß die Mehrheit der revolutionären Versammlungen durch Angst und Feigheit zu ihren extremen Beschlüssen getrieben ward; es spottete der tiefen Wahrheit, daß der Fanatismus das unveräußerliche Erbtheil der Beschränktheit und die Mäßigung des Genius edles Vorrecht ist. Und wie die Wunden, welche das eiserne Joch des Kaiserthums gedrückt, langsam verharschten, so hob sich allmählich vor der unbeschäftigten Phantasie des Volks gewaltiger, blendender immer die Riesengestalt Napoleon's. Beranger ist darum der nationalste Sänger der Epoche, weil er sich nicht über die Durchschnittsbildung der Nation erhebt, sondern, wie diese selbst, urtheilslos in einem Athem für die Revolution und für ihren Bändiger schwärmt.

Wer den Gefangenen von St. Helena in der Nähe beobachtet hätte, dem mußte freilich dies Erwachen des Napoleonscultus unbegreiflich scheinen. Die neuere Geschichte kennt kein Schauspiel, das so gewaltsam den bitteren Menschenhaß herausforderte, wie dies gaunerhafte Ende einer grandiosen Heldenlaufbahn. Zwar daß die vulkanische Leidenschaft des gewaltigen Mannes sich jetzt in fieberischer Unruhe und einem boshaften Wüthen gegen die Ochsen und Katzen der Nachbarn entlud, wird keinen Menschenkenner befremden; diesem Genius der Thatkraft mußte das Nichtsthun zur Hölle werden, er konnte nicht wie der Philosoph von Sanssouci im Dichten und Denken seinen Frieden finden. Aber wie strömten ihm die Lügen von den Lippen, wie viel hundertmal sang er das alte Märchen von dem englischen Golde, dem russischen Schnee, dem sächsischen Verrath, die allein den fürchterlichen Sturz verschuldet, und die neue Verheißung von dem Reiche der Freiheit, das er gründen wollte. Und derweil er schwärmerisch von dem Freiheitsbunde der Zukunft, dem Völkerbunde Frankreichs, Englands und Amerikas sprach, bewies er doch bei jeder Betrachtung der Tagespolitik die unbelehrte Härte des Despoten: die Liberalen sind ihm Jacobiner, Decazes ein Ideolog, der Plan einer Reformbill für England eine Utopie. Und wie wurde Hudson Lowe mißhandelt und an-

geschwärzt, und durch ausgesuchte Bosheit zur Verzweiflung gebracht, bis der arme Tropf, der ein hölzerner Pedant war, aber ein ehrlicher Mann, als ein herostratisches Scheusal durch die Annalen der Geschichte schritt und von den Sängern aller Länder verflucht ward. Und welch' eine Scene, als der Kaiser die glorreichen Adler aus seinem Geschirr ausbrechen, dann das Silber zerhacken und verkaufen ließ — während er in Europa von seinen Verwandten und aus dem geretteten Theile seines Vermögens jederzeit Gelder erheben konnte! Es war ein wohldurchdachtes System — General Montholon und das bekannte Bruchstück aus dem Tagebuche des Las Casas gestehen es mit dürren Worten — und es erreichte vollständig seinen Zweck. Lord Holland und die Whigs benutzten die Greuel von St. Helena als ein willkommenes Kriegsmittel gegen das Torycabinet. Wenn die Frankfurter Polizei, auf Befehl des Wiener Hofes, den Emissär von St. Helena, welcher der europäischen Welt die Geheimnisse der Felseninsel verkünden sollte, festnahm und mißhandelte, so fand er ebendeshalb williges Gehör bei den deutschen Unzufriedenen, und noch lange Jahre nach Napoleon's Tode ward Hudson Lowe, als er in Deutschland erschien, von den Liberalen eines Mordversuchs gegen den jüngeren Las Casas bezichtigt.

Nun starb der Kaiser; eine leere Steinplatte bedeckte das Grab, dem der unedle Feind selbst den glorreichen Namen des Todten mißgönnte. Das Testament verkündete, wie heiß der Italiener sein Frankreich geliebt, mahnte den Sohn ein Franzose zu bleiben und einst dem Lande die Freiheit zu geben, wie der Vater die Gleichheit vollendet habe. Verlockend klang dem kleinen Manne die Kunde, daß der große Kaiser die 200 Millionen seines Privatvermögens der Armee und den von den Alliirten ausgesogenen Grenzlanden vermacht habe — ein bezauberndes Gegenstück zu der Emigrantenmilliarde! Dann beginnt die große Memoirenfabrik ihre massenhafte Arbeit. Briefe, Tagebücher, Gespräche des Kaisers überschwemmen den Büchermarkt — ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Lüge, von genialen Gedanken und teuflischer Bosheit, dämonisch anziehend auch für den Gegner. Alsbald wird der Stoff von der imperialistischen Geschichtsschreibung verarbeitet; Bignon und Segur eröffnen den Reigen jener beredten, gewandten, unermüdlichen, aber von Grund aus unredlichen Historik, welche drei Jahrzehnte lang das durchschnittliche Urtheil Europas beherrschte.

Und war es denn nicht, bei aller Unwürdigkeit des Besiegten, ein

erschütterndes, die Phantasie des Dichters widerstandslos fortreißendes Bild, dieser eine widerrechtlich in Haft gehaltene Mann, der Gefangene der Millionen, dieser an den Felsen geschmiedete Prometheus, dem der englische Geier die Weichen zerfleischte? Kaum hat Beranger den Kaiser sagen lassen „ich bin der Gott der Welt," und die Adler gefeiert, die mißhandelten Helden von Austerlitz beweint und sein klagendes adieu donc, pauvre gloire! gerufen, so fällt eine Stimme nach der anderen ein, bis zuletzt der vollstimmige Chor der französischen Sänger die Glorie des Kaisers singt. Unter den namhaften neueren Dichtern Frankreichs hat kaum Einer solcher Versuchung widerstanden (es sei gestattet, hier vorgreifend auch an die Literatur des Julikönigthums zu erinnern). Man frage sich, was es für Deutschland bedeutet, daß Schiller den Plan seiner Fridericiade nicht ausführte, und man wird ermessen, was die poetische Unsterblichkeit Napoleon's auf sich hat. Von selbst versteht sich, daß der in alle Sättel gerechte Victor Hugo auch dieses Paraderoß besteigen mußte; er besang — der Bombast dieser Verse will in seiner Naturschönheit genossen sein: —

> ce front prodigieux, ce crâne fait au moule
> du globe impérial.

Aber auch Lamartine, der ehrliche Feind des Kaiserreichs, der auf das Grab Napoleon's die Inschrift setzen wollte: à Napoléon — seul!, ließ doch vor seinen Lesern in romantischem Zwielicht die Gestalt des Gefangenen vorüberschreiten, wie auf der breiten Brust die Arme sich verschränkten, und auf der weißen Stirn, der sinnenden, gesenkten, nachtdunkel das Entsetzen hing. Ja, Edgar Quinet, der später so ehrenhaft arbeitete ein maßvolles Urtheil über die Revolution in seinem Lande zu erwecken, betete in den dreißiger Jahren in seinem Liedercyclus „Napoleon" alle Glaubenssätze der napoleonischen Religion getreulich nach und ließ den Despoten sagen: j'ai couronné le peuple en France, en Allemagne. Wenn die bedeutenderen Männer dem nationalen Götzendienste so willig fröhnten, wie geschäftig tummelte sich vollends der Ameisenfleiß der kleinen Leute des Parnasses. Man erstaunt beim Durchblättern der Feuilletons aus den dreißiger und vierziger Jahren, fast in jeder Nummer den souvenirs de l'empire zu begegnen. Von allen Bühnen der Boulevards wurden die alten Uniformen der Kaisergarde aufgekauft, die Maske des Kaisers mit dem kleinen Hute ward ein Bravourstück jedes Charakterspielers. Sehr deutlich läßt sich verfolgen, wie dies Spiel der Phantasie im Anfang schüchtern und mit

Vorbehalten auftritt, dann allmählich Scham und Urtheil aufgiebt und zum frechen Unsinn wird. Jene französischen Gedichte, die Byron übersetzte, tadeln doch noch den Blutdurst des Kaisers, sie beklagen, daß ein Napoleon zum Sire werden, der Held zum König herabsinken konnte. Wie die Erinnerung an die Unthaten des Kaisers mehr und mehr verbleichte, steigerte sich die Begeisterung bis zur nackten Gotteslästerung. Nach dem Tode der alten Lätitia brachten die Journale ein Gedicht von Blanchemain mit Versen wie diese:

> et on lui réfusa cette faveur dernière,
> d'accompagner son fils à son lointain Calvaire,
> cette autre mère des douleurs!

Das proteische Wesen des Bonapartismus bot jeder Opposition eine Waffe, jeder nationalen Leidenschaft eine Befriedigung. Es war gar zu bequem die Bourbonen mit dem Plebejerkaiser, den friedlichen Bürgerkönig mit dem Helden von Austerlitz zu verhöhnen, jeder schwachen Regierung die großartige Ordnung des Kaiserreichs vorzuhalten. Und da nun der Glanz des Kaiserreichs so viele Jahre hindurch der Opposition hatte dienen müssen, so erreichte endlich die napoleonische Legende ihr Ziel. Der harte Despot, der sich vermaß: „nur ein Soldat versteht zu herrschen, man kann nur mit Stiefeln und Sporen regieren," galt kaum zwanzig Jahre nach seinem Tode den gedankenlosen Halbgebildeten als ein Held der Freiheit.

Unter allen Lebenden hat, nächst Napoleon III., Keiner den Bonapartismus mächtiger gefördert, unter Allen, die das neue Kaiserreich mit seinen Schlägen traf, verdient Keiner weniger Mitleid als Herr Thiers. Wer noch einen Zweifel hegte, ob der Todhaß der Millionen gegen den großen Würger wirklich grundlos gewesen — hier mochte er sich belehren, an dem Geschichtswerke des großen Causeur's, das in durchsichtiger Klarheit, mit scheinbar gründlichster Kenntniß, in der eleganten Sprache der Salons die ganze Herrlichkeit der napoleonischen Mythologie entfaltete. Die erschreckende Unredlichkeit dieses Buchs, seine beleidigende Mißachtung der Gegner war echt napoleonisch, noch mehr die gesammte Weltanschauung des höchst liberalen, höchst aufgeklärten Historikers. In Feldzügen, diplomatischen Verhandlungen, Finanzmaßregeln geht dem feinen Manne der ganze Tiefsinn der Geschichte auf, der materielle Erfolg ist ihm der höchste historische Richter, der Ruhm verklärt mit seinem Strahle jede blutige Unthat. Der 18. Brumaire veranlaßt den mit dem Glücke verschworenen Geschichtschreiber, eine Philosophie der

Staatsstreiche darzulegen, welche dereinst ein gelehriger Schüler mit buchstäblicher Folgsamkeit an dem Leibe des Lehrers selber vollstrecken sollte. Und dies Evangelium des Bonapartismus ward von dem Gegner Lamartine als das Buch des Jahrhunderts gefeiert!

Das Fortwirken eines gestürzten politischen Systems ohne den Beistand einer starken Partei ist meines Wissens eine beispiellose Erscheinung. In Frankreich trat sie ein. Der Bonapartismus lebte als eine gewaltige Macht in den Institutionen des Staats, in den politischen Gewohnheiten und der Phantasie des Volks. Eine zahlreiche, gebildete, klare Ziele verfolgende Partei des Bonapartismus bestand nicht bis zum 2. December. In den ersten Jahren der Restauration ertönt noch bei den Aufständen zu Lyon und Grenoble der Ruf: „es lebe Napoleon II.," und vor dem Cafe Foy im Palais Royal kommt es gelegentlich zu blutigen Raufereien zwischen kaiserlichen Offizieren und Legitimisten. Noch im Jahre 1817 schrieb Gneisenau mit dem Scharfblicke des Hasses: wenn Napoleon heute wiederkehre, so werde er schrankenloser regieren, denn je; so lange noch ein Soldat des Kaisers athme, könne das ehrgeizige und rachsüchtige Volk nie zur Ruhe kommen. Selbst Duvergier de Hauranne muß gestehen, daß um jene Zeit die Herrschaft des Königs von Rom oder des Prinzen Eugen auf zahlreiche Anhänger rechnen durfte. Indeß nach dem Abzuge der fremden Truppen wirft sich die Nation mit Leidenschaft auf die parlamentarischen Kämpfe; die letzten kümmerlichen Lebenszeichen des Bonapartismus verschwinden. Die bonapartistische Partei zieht sich in das Dunkel zurück, sie hat ihre Hände in jeder Verschwörung; Verwirrung, Anarchie ist vorderhand ihr nächstes Ziel. Der Abbé Gregoire, dessen Erscheinen in der Kammer eine so tiefe Erschütterung des parlamentarischen Lebens hervorrufen sollte, wurde gewählt in Grenoble, einem der wichtigsten Lager des Bonapartismus. Aber an die Erneuerung des Kaiserreichs glaubte augenblicklich Niemand.

Erst eine späte Zukunft sollte erfahren, daß der heilige Ernst der Geschichte nicht ungestraft mißbraucht wird zu den Spielen der Eitelkeit. Mochte in diesem lärmenden Geschlechte das goldene Kalb bei den Einen „Napoleon," bei den Anderen „1789" heißen — Götzendienst trieben Jene wie Diese. Hinter der modischen Vergötterung der Revolutionszeit verbarg sich eine maßlose Selbstüberhebung der Nation, die sich wieder gern das messianische Volk der Freiheit nannte, und eine ebenso leichtfertige Mißachtung anderer Völker. Man verkannte die

Wahrheit, daß die treibenden Kräfte der Geschichte allgegenwärtig und ewig wirken. Man wollte nicht sehen, daß der alte eherne Bau des englischen Staats an der Freiheit der modernen Welt zum mindesten den gleichen Antheil hat wie die französische Revolution. Man erkannte noch weniger, daß Deutschlands Schwert die edle Mannichfaltigkeit der europäischen Gesittung gerettet, Deutschlands Denker die Welt wieder erinnert hatten an das unveräußerliche Recht der Volksthümlichkeit. Und am Allerwenigsten mochte man begreifen, daß Preußen mit seiner Gemeindefreiheit, seinem Volke in Waffen den Grundbau geschaffen hatte für ein Gemeinwesen, das an Lebenskraft dem Beamtenstaate der égalité nicht nachstand. Wie nun, wenn jene eitle Selbstbespiegelung, jene Vergötterung der Revolution und des Kaiserreichs, womit die Gebildeten spielten, auch in die Massen drang? In jene Massen, die noch naiv und derb empfinden, die niemals schwärmen ohne zugleich zu wollen?

Und so geschah es. Schon der Kaiser selbst hatte sich trefflich auf das Sprichwort verstanden: give me the ballad-making and I will rule the people. Bänkelsänger mußten den Ruhm der großen Armee verkünden, Wachsfiguren und Bilderbogen zeigten dem Bauer die Züge des Kaisers und seiner Helden. Die alte Theilnahme des kleinen Mannes für den Plebejer, der den Großen bewies was eines Menschen Kraft vermag, wurde jetzt von den Bourbonen wie in gottgesandter Verblendung gesteigert durch den wahnsinnigen Krieg gegen alle kaiserlichen Erinnerungen. Hier ließ ein Präfekt das Bild des Menschenfressers Bonaparte zusammt einem lebendigen Adler verbrennen, dort warf man einen alten Soldaten in den Kerker, weil er einen Knopf mit dem Adler an seinem Kittel trug. Die Statue von der Vendomesäule stand lange wohlgeborgen, mit dreifarbigen Bändern geschmückt, in der Werkstatt eines treuen Künstlers — bis die Bourbonen sie aufgreifen und einschmelzen ließen für das neue Denkmal jenes Heinrich IV., den das Volk nicht mehr kannte. Dann strömten in die Dörfer die Veteranen, bedeckt mit Wunden, unversorgt, beleidigt von den neuen adlichen Lieutenants, die nie Pulver gerochen; „und ein Jeder ward ein improvisirter Homer des kaiserlichen Heldengedichts" — so sagt ein Orleanist, Graf Montalivet. Sogar das Gesetzbuch des Reiches muß den Namen seines Begründers ablegen; bis in die neutralen Hallen der Akademie werden die Anhänger des Kaisers verfolgt. Selbst im Auslande ward die Masse nicht müde sich mit dem dämonischen Manne zu beschäftigen. Die

Phantasie der Orientalen verschmolz dies Heldenbild mit einem anderen Meteore aus ferner Vorzeit; die Beduinen erzählten auf dem Wüstenritt von dem Frankensultan Iskander (Alexander), der nach zweitausend Jahren wieder morgenwärts gezogen sei. Die Palermitaner wußten, der große Insulaner werde einst wieder erscheinen und die Bergmasse des Monte Pellegrino in das Meer stürzen. In Thüringen raunte das Volk, daß der Imperator den Rothbart im Kyffhäuser abgelöst habe. Und überall glaubte die Menge, ein solcher Mann könne nicht sterben. Nun gar in Frankreich warf sich die unsterbliche Neigung des Volks, große Erinnerungen zu personificiren, ausschließlich auf diesen Helden. Er war der gros papa, der père la Violette und vor Allem der kleine Corporal. Man kennt den Einfluß und das Selbstgefühl der alten Unteroffiziere in allen Berufsarmeen; haben doch noch im Feldzuge von 1859 die Zuaven den König von Italien zu ihrem Ehrencorporal gewählt. Grade diese Klasse hatte sich der Kaiser mit seiner Meisterschaft der Menschenbehandlung blindlings gewonnen; wenn er ihrer gedachte, so durfte er zuversichtlich sprechen: wer mein Andenken angreift, beißt auf Granit. Auch in jenen Provinzen des Südens, wo einst der Pöbel den flüchtigen Kaiser beschimpfte, konnte der kleine Mann der Propaganda der Veteranen in die Länge nicht widerstehen: es war ja doch Frankreichs Ruhm, davon die Alten erzählten, und der Kriegsfürst blieb mit allen seinen Freveln ein nationalerer Herrscher als die Emigrantenkönige. Hier in den Massen fand und findet der Bonapartismus seine Stärke. Wörtlich erfüllte sich die Weissagung des Chansonniers:

on parlera de sa gloire
dans le chaume bien longtemps,
l'humble toît en cinquante ans
n'aura pas d'autre histoire.

Napoleon wurde dem Volke der Vertreter, der Inbegriff der modernen Geschichte,

Das Seltsamste in diesem Werdegange der napoleonischen Legende ist die Mitwirkung des Auslandes. Jener Bund der legitimen Höfe und der volksthümlichen Kräfte, welche den Kaiser stürzte, löste sich auf alsbald nach dem Siege. Der Kampf für das Recht der Nationen endete mit einer Länderverteilung, die kaum minder willkürlich war als die von Napoleon umgeschaffene Länderkarte; der Krieg für die Freiheit Europas schloß mit jener Dictatur der heiligen Allianz, die nur wenig milder, doch ungleich gedankenloser schaltete als weiland der Weltherrscher.

Eine bittere Verstimmung bemächtigte sich der getäuschten Völker, eine grundtiefe Wandlung des Urtheils über die vergangenen Kämpfe trat ein — eine Wandlung, die uns preußischen Patrioten noch heute den Unmuth weckt und die doch nothwendig war, wenn das deutsche Leben nicht ganz in Schlummer versinken sollte. Mit einem Worte: die Deutschen gewöhnten sich, den glorreichsten Abschnitt ihrer neuen Geschichte mit den Augen ihrer Feinde zu betrachten. In Preußen, wo die edle Gesinnung der Freiheitskriege niemals völlig verschwand, war das öffentliche Leben erstorben, die Nation heilte in der Stille ihre Wunden, und die Thorheit der Demagogenjagd, das Ausbleiben der Verfassung ließ eine reine Freude an dem großen Kampfe nicht aufkommen. Während die Franzosen an den Bildern ihrer Revolution sich nicht satt schauen konnten, ergriff in Deutschland weder die Kunst noch die Geschichtschreibung mit Eifer den dankbaren Stoff des Befreiungskrieges; und allerdings neigt die Kunst zum Heroencultus, sie läßt sich williger wecken durch den Glanz Eines großen Mannes als durch die Thaten eines ganzen Volkes.

Den lauten Markt des deutschen Lebens beherrschten die Liberalen der Kleinstaaten, Männer, die den Heldenzorn des deutschen Krieges nicht mitempfunden, viele Juden darunter, welche, zurückgesetzt durch unverständige Gesetze, das freudige Gefühl deutschen Nationalstolzes nicht leicht erwerben konnten. Auf den rauhen Franzosenhaß der teutonischen Tage folgte eine gleich blinde Vergötterung des französischen Wesens; die Burschenschaft, die so jugendfrisch und deutsch begann, zerfiel rasch in Geheimbünde nach dem Vorbilde der französischen Verschwörer. Man darf behaupten, erst die jüngsten zwei Jahrzehnte haben den Süddeutschen das Verständniß der Freiheitskriege erschlossen. Und bald sollte sich die Wahlverwandtschaft offenbaren, welche den trivialen Liberalismus mit der Bureaukratie und dem vaterlandslosen Sinne verknüpft. Kaum wagte die ultramontane Partei in Bayern sich wieder an's Licht, so wünschte der Liberale die Tage Montgelas' zurück, und mancher aufgeklärte Tyroler verfluchte das Andenken Andreas Hofer's. Unter dem Rufe „fort mit dem wälschen Rechte“ war die Jugend von Westphalen und Berg in den Kampf gestürmt. Jetzt brachte der erste Versuch den Code Napoleon zu beseitigen alle rheinischen Lande in Bewegung. Die Gleichheit ist diesem demokratischen Jahrhundert wichtiger als das Volksthum. Der Code galt für liberal, weil er die Gleichheit vor dem Rechte unbedingt durchführte und zudem das Schwur=

gericht gab. Wieder einmal stellte sich die alte Regel her, daß unser Westen mehr Cultur empfängt als giebt; man nahm dankend alle Wunder der französischen Freiheit auf, und mit ihnen den Napoleonscultus, denn der Imperator war der Feind der Feinde des Radicalismus. Das Gebahren dieser von Grund aus fremdländischen Demokratie bietet eines der widerlichsten Bilder der deutschen Geschichte. Jahraus jahrein eilten die Hitzköpfe unserer Jugend nach der Stadt der Freiheit und priesen die Genialität des ersten Volkes der Welt, das ohne den Druck des deutschen Schulzwanges ganz von selber zu Muth und Freiheit, Geist und Schönheit sich erziehe. Wenn Börne, ein Gegner Napoleon's, vor der Vendomesäule stand, so fragte er: wird die deutsche Binse dadurch stärker, daß der Sturm die Eiche umwarf? — und vergaß nur die Kleinigkeit, daß wir der Sturm waren. In solcher Verkleinerung der deutschen Thaten, solchem Schmähen auf das Vaterland war die ganze Richtung einig, und bald fanden sich einige kecke Köpfe, welche die Consequenz zogen und offen als Napoleonspriester auftraten, so vornehmlich Heinrich Heine. Die Wuth gegen Preußens „potsdämliche Junkersprache“ und jene nichtige Gefallsucht, welche durch die Verherrlichung des Genius zugleich das eigene Genie verklären will, entlocken dem Dichter das häßliche Buch le Grand. Nur die vollendete Charakter- und Gedankenlosigkeit der Männer des Wiener Hofes erklärt das Räthsel, daß zu dem radicalen Dichter sich als Zweiter Herr von Zedlitz gesellte: der allbereite Lobredner des Fürsten Metternich wand dem Corsen Todtenkränze und überbot noch den Götzendienst der Franzosen.

Auch in Deutschland spielt die napoleonische Legende zumeist in den Massen. Auch wir hatten unsere napoleonischen Veteranen; dem sächsischen Heere galt der Tag von der Moskwa, dem bairischen der Donaufeldzug von 1809 als sein höchster Ruhm. Wer die altfränkischen Häuser unseres Südens durchwandert, wird auf unzählige Napoleonsbilder, dann und wann im vormaligen Vorderösterreich auf ein Bild des Erzherzogs Karl und der Schlacht von Stockach, doch fast nie auf ein altes Bild von Blücher oder Stein stoßen. In einem Bauernwirthshause hoch im Schwarzwald sah ich einst ein vergilbtes Jahrmarktsbild aus den zwanziger Jahren. Ein Thier mit drei Leibern und einem Kopfe (seltsamerweise hat die deutsche Zahmheit statt eines unparlamentarischen Thieres den harmlosen Hirsch gewählt) liegt faul und dumm im Walde; zwischen den

Bäumen erhebt sich glorreich der Schatten Napoleon's; darunter die Verse:

Du siehst uns hier im Freien
mit einem Kopf beschwert.
Nun rathe, welchem von uns dreien
der eine Kopf gehört.

Nach dem Tode Hudson Lowe's widmeten deutsche radicale Flugschriften dem Manne, welchen einst Gneisenau mit seiner Freundschaft beehrt, den melodischen Nachruf:

So birgst du endlich, Grab, das Ungeheuer,
verspieen von der Menschheit, wie der Geier u. s. w.

Ein Kenner des ungekämmten Theiles unserer Literatur mag leicht Seitenstücke anführen. Die radicalen Schmutzblätter der dreißiger Jahre wimmeln von boshaften Anspielungen auf den Kaiser. „Napoleon's Erwachen oder: Er lebt noch. Traum eines legitimen Fürsten" — so betitelt sich ein Artikel in Hundt=Radowsky's Geißel, wonach die deutsche Polizei mit besonderem Eifer fahndete. Wie bedeutungslos auch dies Treiben sein mag — ein Franzose, der nur oberflächlich hinschaute, konnte um jene Zeit mit einiger Wahrheit sagen, daß die Verehrung seiner Landsleute für den liberalen Kaiser in den deutschen Kleinstaaten getheilt werde.

Ungleich stärker und besser berechtigt war das Wiedererwachen der napoleonischen Begeisterung in Italien. Der Kaiser blieb der größte der Italiener, er hatte den heiligen Namen des Landes aus tausendjährigem Schlaf erweckt, uralte Unordnung durch moderne Gesetze gebändigt, durch Thaten ohne Gleichen unruhigen Ehrgeiz in die Herzen der ermatteten Jugend gegossen. Auf Elba regte sich ihm dann und wann das italische Blut und er versprach: ich bin in Paris ein Cäsar gewesen, ich werde in Rom ein Camillus sein. Auf den neuen Alpenstraßen, in der cäsarischen Arena der lombardischen Hauptstadt, in ihrem Dome, der aus Trümmern auferstand, an ihrem Siegesbogen, dem der Kaiser den Alexanderzug des größten modernen Bildhauers bestimmt hatte und der nun die Thaten Oesterreichs verherrlichen mußte — auf Schritt und Tritt in seinem Norden begegnete der Italiener den Spuren des großen Landsmannes. Sein Königreich Italien war doch ein menschlicheres, volksthümlicheres Regiment als die Herrschaft des österreichischen Stocks und der bourbonischen Folter. Unter dem dumpfen Drucke der neuen Fremdherrschaft verschwindet allmählich jener Franzosenhaß, den Alfieri's Muse der Jugend gepredigt. Niccolini hatte einst mit

lautem Zornruf den Sohn Italiens, der über die Alpen niederstieg, gewarnt vor den Wegen des Brennus und nur Hohn gefunden für die Inschrift der französischen Siegesmedaille: l'Italie délivrée à Marengo; jetzt sang er doch Lieder der Verachtung über die Zwerge, die auf dem Grabe des Riesen tanzten. Der menschlichen Trauer über den Untergang einziger Größe gab dann Manzoni hinreißenden Ausdruck in jener mächtigen Ode, die mit genialem Griffe das Wesentliche aus den Wundern des Kaiserreichs heraushebt — e il lampo dei manipoli e l'onda dei cavalli — und darum allein alle anderen Werke der napoleonischen Dichtung aufwiegt. Der junge Santa Rosa fluchte in seinen Erstlingsschriften dem Tyrannen, der die Schneefelder Rußlands mit italischem Blute geröthet; als reifer Mann befreundet er sich den Franzosen und den Napoleoniden. Gleich ihm Massimo d'Azeglio, der Sohn des piemontesischen Emigranten. Und in jenem schönen Briefe, den Papst Pius VII. zur Tröstung der Mutter Napoleon's schrieb, spricht nicht blos der liebenswürdige Mensch, nicht blos der Papst, dessen Kirche dem Kaiser die Herstellung dankte, sondern auch der Italiener. Unausrottbar lebte der Bonapartismus in den Herzen der Offiziere der alten italienischen Armee. Sie hatten unter dem Corsen den Ruhm der nationalen Waffen zum ersten Male erneuert, jetzt waren sie die geborenen Führer jedes Aufstandes gegen die Oesterreicher — gleichwie die Graubärte der polnischen Lanzenreiter des Kaisers in ihrer Heimath die napoleonische Religion zum Gemeingute der Patrioten erhoben und in jedem Kampfe gegen die Russen voranstanden. In Belgien errichtete das dankbare Verviers eine Bildsäule des Kaisers, der den Gewerbfleiß der Stadt in Schwung gebracht. In England gestattete die Energie des nationalen Stolzes, die Gesundheit des Staates dem Bonapartismus niemals eine weite Verbreitung. Dennoch konnte dort schon in dem Jahre der Schlacht von Waterloo eine Medaille zu Ehren des Corsen geschlagen werden; dann erhob Byron seine Stimme gegen den Triumph der kleinen Seelen über das Genie, und ihm folgten, ohne die Mäßigung, ohne den Edelsinn des Meisters, einzelne radicale Schriftsteller.

Die phantastische Freude der Welt an dem Bilde des Helden blieb ohne unmittelbare politische Ergebnisse, so lange Napoleon's Erbe als ein Gefangener lebte. Es war, als hätten die Napoleoniden sich getheilt in die beiden feindlichen Principien, welche in dem Kaiser ver-

körpert waren. Die übrigen Glieder der Familie nahmen die revolutionären Traditionen des Hauses auf, der Herzog von Reichstadt erbte den Absolutismus des Vaters. Wenn man den schwächlichen jungen Menschen mit den schönen Zügen des Vaters sah, wie er über seinen Karten brütete oder mit leidenschaftlicher Hast sein Bataillon drillte, oder wie er blitzenden Auges rief: nur an der Spitze eines Heeres kann ein Napoleon nach Frankreich zurückkehren, wahrhaftig nicht als ein Verschwörer, als eine Puppe der Liberalen — dann fühlte man wohl, daß echtes Napoleonsblut in diesen Adern floß. So war der Alte gewesen in jenen letzten Tagen der Hoffahrt, da er von der Legitimität der vierten Dynastie sprach und über „seinen unglücklichen Oheim" Ludwig XVI. mit verwandtschaftlicher Theilnahme redete. Der schlechten Verse, die Barthelemy an „den Sohn des Mannes" richtete, bedurfte es wahrlich nicht, um jedes menschliche Mitgefühl für dies unsagbar traurige Dasein zu gewinnen, für diesen Jüngling, der schuldlos auf seinen Schultern die Sünde und das Unglück welterschütternder Kämpfe trug. Das vielgeglaubte Märchen, daß Kaiser Franz seinen Enkel durch frühe Ausschweifungen zu Grunde richten ließ, ist freilich längst widerlegt; man hat an dem jungen Prinzen keine anderen Erziehungsmittel angewendet als jene alterprobten, wodurch von jeher brauchbare Erzherzöge gebildet wurden. Trotzdem bleibt die Erziehung des Herzogs von Reichstadt ein würdiges Seitenstück zu jener wohldurchdachten Mißhandlung der Gefangenen des Spielbergs, welche der väterliche Kaiser in eigener Person leitete. Während die österreichische Gemahlin Napoleon's ihre Tröstung findet in den Umarmungen des Feldmarschalllieutenants Neipperg, der nichts besaß als die zweideutigen Verdienste eines schönen Mannes, wird der Sohn durch den Großvater grundsätzlich seinem Volke, seinem Hause entfremdet. Selbst den großen Namen Napoleon muß er verlieren, der Erzherzog Franz Joseph Karl wird in der gehaßten deutschen Sprache aufgezogen. Als nun dem frühreifen Knaben immer lockender und bestimmter die Erinnerung aufsteigt an die Tage, da er ein König war, an den goldenen Ziegenwagen, der ihn einst in den Baumgängen des Tuileriengartens durch das Getümmel der zujauchzenden Pariser führte — da müssen ihm endlich einige Absolutisten vom reinsten Wasser die Wahrheit über seinen Vater sagen, was man so Wahrheit nannte an diesem Hofe! Jedermann in Schönbrunn wußte, wie bang der argwöhnische Despot dem Mannesalter dieses Enkels entgegen zitterte. Schon im Jahre

1817 schreibt der würtembergische Gesandte Wintzingerode: „hier in Wien fängt man an sich vor dem Heranwachsen und Mündigwerden des Bundestags noch weit mehr zu fürchten als vor dem des jungen Napoleon.“ Welch' ein Schicksal, goldene Tage der Kindheit unter der mißtrauischen Bosheit unversöhnlicher Feinde!

Les rois m'adoraient au berceau,
et cependant je suis à Vienne!

Mußte die flache Nichtigkeit der Oesterreicherin und das Leiden ihres Sohnes jedes französische Herz empören, so nahm die Mutter Napoleon's eine vielleicht noch tiefere Theilnahme in Anspruch. Ein Gefühl frommer Scheu folgt, so lange Menschen leben, den Müttern großer Männer: die antike Dichtung besitzt wenige so erschütternde Stellen, wie jene im Juvenal, wo der Dichter der Messalina zürnt, daß sie den Geburtsleib des großherzigen Britannicus durch die Sünden ihrer wüsten Nächte entheiligt habe. Hier nun die Mutter so vieler Könige und des ersten Mannes der Zeit, die ihr Schicksal mit der Würde einer römischen Matrone trägt, überall mit Worten schneidenden Jammers das Mitleid anruft für „meinen großen und unglücklichen Verbannten von St. Helena“ — „ich bin in Wahrheit die Mutter aller Schmerzen“ schreibt sie dem Cardinal Consalvi — und doch mitten im Elend nicht einen Augenblick den Glauben an den Stern ihres Hauses verliert; — war das ein Menschenbild, das man vergessen konnte?

Das Haus der Napoleoniden war durch einen Machtspruch des Wiener Congresses „im Interesse der öffentlichen Ruhe“ unter die Aufsicht Europas gestellt. In jedem der wenigen Länder, die sie betreten durften, wurde die Gesandtschaft der fünf Mächte mit ihrer Ueberwachung betraut, die Obrigkeit für ihr Wohlverhalten verantwortlich gemacht. Selbst der harmlose Onkel Fesch darf in seinem Bisthum Lyon nicht wieder erscheinen. Der blinde Haß der Feinde treibt die Familie in das Lager der Revolution, bereitet ihr das Glück nicht vergessen zu werden. Ich habe selbst mehrere Briefe gesehen, worin Fürst Metternich, der es nicht lassen konnte seinen eigenen Büttel zu spielen, sich ängstlich nach dem Treiben der Herzogin von St. Leu erkundigt. Hortense, weiland der Liebling des Kaisers und der Pariser, hatte der Bewegung der hundert Tage in der Stille vorgearbeitet; die Freundin Schlosser's galt für das gefährlichste Glied des Hauses. Kaum geht das Gerücht, daß Graf Possé, ein Schwiegersohn Lucian's, zum schwedischen Gesandten in Italien ernannt werden sollte, so schreibt

Fürst Metternich augenblicklich an den Herzog von Modena, fordert ihn auf gegen diesen Plan zu protestiren. Nur die Nachkommen Beauharnais' und Jerome's werden durch die russische Verwandtschaft vor der gröbsten polizeilichen Mißhandlung geschützt. Die Bonapartes knüpfen die alten italienischen Beziehungen des Hauses wieder an, verschwägern sich mit den großen Geschlechtern des Landes. Einige verweilen in jenem Toscana, wo einst der heilige Napoleon gelebt, die Mehrzahl in Rom, wo ein Lieblingsplan des Kaisers, die Erhebung eines Bonaparte auf den päpstlichen Stuhl, viel besprochen wird. Es sind keineswegs vornehme Herren, sie zeigen alle etwas von der schäbigen Eleganz des tailleur endimanché, aber sie versinken auch nicht in jene nichtige Leere, welche legitime Prätendenten auszuzeichnen pflegt. Die Einen sind literarisch beschäftigt, die Anderen dienen den radicalen Mächten der Zeit: ein Bonaparte kämpft und fällt unter den Philhellenen bei Spetzä, ein Zweiter tritt in das Heer der Vereinigten Staaten. Die Napoleoniden stehen im Briefwechsel mit allen Enden der Welt, sie schüren an jeder Verschwörung, die Italien erschüttert. Doch die Herstellung des Kaiserreichs war aussichtslos, so lange der einzig mögliche Prätendent Napoleon II. unter der Gewalt des Wiener Hofes stand. Selbst der Begabteste und Radicalste der Brüder des Kaisers, der Graf von Survilliers, Joseph Bonaparte, hielt sich still auf seinen Landsitze am Delaware und wies Lafayette von sich, als dieser ihm von der Erhebung des Königs von Rom redete.

Noch fehlte der Mann, der die zerfließenden Hoffnungen der Napoleoniden zu einem festen Gedanken verdichtete; noch war die Angst des Bürgerthums vor den kriegerischen Schrecken des Kaiserreichs stärker als die phantastische Verehrung für den Helden; noch glaubte Frankreich an eine parlamentarische Zukunft. Die Bonapartes gingen leer aus, als die Priester und Emigranten sich des Königs Karl bemächtigten und das Bürgerthum zu gerechter Nothwehr trieben. Eine revolutionäre Regierung begann. Sie rühmte sich, wie seitdem alle, die ihr folgten, daß sie die weit aus einander strebenden großen Erinnerungen des Landes sämmtlich in sich vereinige. Man wähnte die letzten Früchte der Revolution gereift, und die Erfahrung weniger Jahre lehrte, daß der Geldadel den unwandelbaren napoleonischen Beamtenstaat mit der ganzen Plumpheit zahlungsfähiger Moral für seinen Vortheil ausbeutete.

---

3. Die goldenen Tage der Bourgeoisie.

Irgendwo in einem seiner feinen Lustspiele läßt Emil Augier einen muntern Bruder sagen: „wir gleichen jenem Manne, der in einem Monate sieben Schnupfenanfälle hatte und sie alle wieder los ward, nur nicht den ersten. So hat auch Frankreich alle seine Revolutionen glücklich überstanden, nur nicht die erste." Der Scherz ward seiner Zeit viel belacht, denn er drückt in pikanter Wendung das nationale Vorurtheil aus, als wäre in dem gesegneten Jahre 89 die politische Weisheit leibhaftig auf die Erde niedergestiegen, und alle Zukunft hätte nur die Aufgabe, die Heilswahrheiten jener Offenbarung zu verwirklichen. Dieser Glaube stand den Franzosen niemals fester, als in jenen ersten Monaten nach der Juliwoche, da die europäische Welt mit gerechter Bewunderung auf die Pariser schaute. In einmüthiger, hochherziger Erhebung hatte die Hauptstadt die Charte gegen den Staatsstreich des Hofes vertheidigt, mitten im Strudel des Kampfes nie die patriotische Schonung für den einheimischen Soldaten vergessen. Der Sieg der Revolution über das alte Regime schien jetzt erst vollendet. Die alte Dynastie und die Adelskammer waren verschwunden, und damit jene Mächte, die bisher dem Lande die Früchte des Jahres 89 verkümmert hatten. Frankreich — sagt die revidirte Charte — nimmt seine Farben wieder an. Jenes zweifelhafte, aber höchst freisinnige Thier, welches man übereingekommen ist den gallischen Hahn zu nennen, beginnt wieder zu krähen. In dem Wappenschilde der großen Nation prangt als sinnvolles Bild — ein aufgeschlagenes Buch mit der Inschrift: Charte von 1830; die verhaßten Lilien läßt der neue Bürger-

könig sogar aus seinem Familienwappen verschwinden. Nicht allein die Schwarmgeister der radikalen Jugend, wie unser Heine, wähnten einen goldenen Völkerfrühling zu schauen, als die Zauberworte „Lafayette und die Tricolore“ erklangen; auch ernste, staatskundige Männer, wie Dahlmann, freuten sich des gerechten, maßvollen Widerstandes. Und nicht blos nach Italien und den kleinen deutschen Staaten schlug die Pariser Bewegung hinüber. Selbst England spürte zum ersten Male seit Jahrzehnten die Einwirkung des französischen Geistes; derselbe Aufschwung der Mittelklassen, der in Paris die Bourbonen stürzte, führte jenseits des Canales zu der Reformbill.

Abermals trieb überfeiner gelehrter Scharfsinn sein Spiel mit historischen Vergleichungen. Hatten sich nicht, bis herab zu den kleinsten Zufälligkeiten, alle jene Ereignisse wiederholt, welche einst der glorreichen Revolution der Briten vorausgingen? Hier wie dort ein dem Erlöschen nahes Fürstengeschlecht, der Zeit entfremdet, vom Auslande beherrscht; hier wie dort eine Nation, die das alte Unwesen nur darum langmüthig ertrug, weil ein der Krone nahestehender Prinz bald frisches Blut und neue Gedanken auf den Thron bringen mußte — bis plötzlich in beiden Ländern die unerwartete Geburt eines legitimen Thronfolgers die Herrschaft des verhaßten alten Hauses zu verewigen drohte. Mußte nicht in diesen hochgebildeten Tagen das politische Leben ebenso sicher sich berechnen lassen, wie der Verlauf einer Mondfinsterniß? War es nicht zweifellos, daß Frankreich in dem Herzog von Orleans seinen Oranier, in der großen Woche sein 1688 gefunden hatte — eine Vergleichung, die der Nain jaune schon vierzehn Jahre früher im Voraus angestellt —?. Was Mirabeau für sein Land ersehnt, die monarchie sur la surface égale, schien endlich verwirklicht; die englische Musterverfassung hatte durch die Vernichtung der Aristokratie eine den demokratischen Sitten Frankreichs entsprechende Verbesserung erhalten. Die längst vollendete sociale Revolution schien ihre politische Sicherung zu finden, da der Grundsatz der Volkssouveränität förmlich verkündigt und die Behauptung, daß die ursprünglichen Rechte der Nation kraft königlicher Gnade verliehen seien, in feierlichster Form zurückgewiesen ward. Die Charte ist fortan eine Wahrheit; die Wissenschaft des französischen Staatsrechts tritt nun in ihre Blüthezeit, ihr bleibt lediglich die Aufgabe, die unwandelbaren Sätze der Charte zu erklären. Das neue Regiment vereinigt die Tugenden der Monarchie und der Republik. Die Charte enthält alle Elemente republikanischer

Freiheit — so verkündet Lafayette, in jenen Wochen des Taumels der Lord-Protector der Franzosen. Der König herrscht nur, er darf nicht regieren, er ist „der König unserer Wahl.“ Rasch und sicher wie eine Palastrevolution fegt der Straßenkampf die alte Dynastie hinweg. In einem Augenblicke ist der Herzog von Bordeaux ebenso unmöglich wie sein schuldiger Großvater; erst kommende Geschlechter sollten erkennen, was grade für dies von Parteien zerrissene Land eine Dynastie von unanfechtbarem Rechte bedeutet hätte. In wenigen Wochen sind 76 von den 86 Präfecten abgesetzt, das unabsehbare Heer der Subalternbeamten zieht mit klingendem Spiele zu den Mächten des Tages über. Nachher erneuern sich in der Vendee die Kämpfe und Siege der republikanischen Zeit. Ueberwältigend waren die Schläge der großen Woche gefallen; das ermessen wir völlig erst an der fassungslosen Betäubung, welche die Mächte der heiligen Allianz befiel. Keine Rede mehr in Wien von der Erhaltnng des Bestehenden um jeden Preis; Nachgiebigkeit gegen die unabänderliche Neuerung ward jetzt die Losung, um einige Trümmer noch von der alten europäischen Ordnung zu retten.

Und doch ging der Scharfsinn der Staatsmänner und der Geschichtsphilosophen nochmals in die Irre. Die neue Ordnung in Paris war nur ein Nothbehelf, nicht der nothwendige Abschluß einer großen politischen Entwicklung. Nicht der neue König und sein Heer, nicht die regierenden Klassen hatten in staatskluger Berechnung den Widerstand begonnen, wie einst in England: das Volk von Paris, die Massen vollführten jene Erhebung, deren Früchte nun Anderen in den Schooß fielen. Wenn jede Revolution mehr verspricht als sie halten kann, wie schwer mußte vollends hier die Masse sich gekränkt und betrogen fühlen, da auf den Barrikaden des vierten Standes ein Regiment der Bourgeoisie sich auferbaute. Noch war der vierte Stand seiner Klasseninteressen sich nicht klar bewußt; doch für das Haus Orleans hatten die Veteranen des kaiserlichen Heeres, die Blousenmänner und Studenten, die in den Vorderreihen des Aufstandes kämpften, wahrhaftig nicht ihre Haut zu Markte getragen. Wilde, unklare radikale Stimmungen beherrschten die Köpfe der Streiter; „hinweg mit jedem Monopole, auch mit dem letzten, mit der Monarchie“ lautet das Glaubensbekenntniß der Mehrzahl. Darum tobte nach der Einsetzung des neuen Königthums unter den Massen ein Sturm des Zornes wider die Taschenspieler, welche die Soldaten der Barrikaden um ihren Sieg

betrogen; und weit später noch konnte Lamartine die thörichte Anklage aussprechen, daß allein Lafayette's Schwäche die Franzosen um die ersehnte Republik gebracht habe. Die Frucht des Sieges mußte nothwendig der Bourgeoisie zufallen, weil diese allein in der verworrenen Bewegung ein klares Ziel verfolgte. Die Deputirtenkammer hatte während des Kampfes jene vollendete Feigheit bewiesen, welche seitdem das unveräußerliche Erbtheil der französischen Bourgeoisie geblieben ist; doch kaum ist der Sieg des Aufstandes entschieden, so wagt sie sich wieder aus dem Dunkel hervor. Was sie gewünscht, der Sturz des aristokratischen Königthums, war vollendet. Jetzt galt es ihr, den Thron und die bureaukratische Amtsordnung zu retten, und nur darum einigten sich die Parteien der Bourgeoisie so rasch über die Erhebung des Herzogs von Orleans, weil jede Zögerung die weitergreifenden Pläne der Republikaner und Bonapartisten fördern mußte.

So haftete denn an dem neuen Regimente schon von seinem Ursprunge her der Makel der Halbheit, der Unwahrheit, der sich in unzähligen durchsichtigen Märchen offenbarte. Das Kind der Revolution war gezwungen seine Mutter zu verleugnen und zu bekämpfen. Der neue König regierte, so tröstete man die Unzufriedenen, obgleich er ein Bourbon war; und doch leuchtet ein, daß er herrschte, weil er ein Bourbon war, weil die Kammer dem Himmel dankte, neben dem Throne einen der Bourgeoisie geneigten Prinzen zu finden. Er darf nicht Philipp VII., König von Frankreich, heißen, denn eine neue Epoche des popularen Königthums beginnt. Aber auch Philipp I. mag er sich nicht nennen, das hieße den Bruch mit der Vergangenheit förmlich verkündigen; also Ludwig Philipp, König der Franzosen. Das Dasein der Krone ist ein unablässiger Kampf um das Dasein, ein Kampf, der jeden Gedanken an eine schöpferische, für die Dauer wirkende Staatskunst im Keime erstickt. Schon die Namen der politischen Systeme, welche unter dem Bürgerkönige einander ablösen, lassen errathen, wie diese Krone von vornherein mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen ist. Da finden wir eine Politik des Zugeständnisses, eine Politik des Widerstandes, der Versöhnung, des Gehenlassens, durchweg ein Leben aus der Hand in den Mund, durchweg das ohnmächtige Bewußtsein, daß die treibenden Kräfte der Zeit außerhalb der Regierung stehen. Niemals hat ein begabter Fürst geringeres Vertrauen gehegt zu seinem Staate. „Sie sind die Letzten der Römer, sagt Ludwig Philipp zu seinem Guizot, die Maschine kann jeden

Augenblick zerbrechen; wie ist es möglich eine liberale Regierung zu führen inmitten dieser absolutistischen Traditionen, dieses revolutionären Geistes?" — und wieder hundertmal zu Anderen: „the world will be unkinged; ich sage Ihnen, meine Kinder werden kein Brot zum Essen haben." In der That fühlte die weite Welt, daß diese Krone auf zwei Augen stand. Jedermann wußte, daß eine mächtige revolutionäre Verschwörung nur auf den Todestag des Königs lauerte, und auch herzhafte Männer stimmten mit ein in Platen's Verse: „viel hangt an ihm; nie war so heilig irgend ein fürstliches Haupt wie seins ist."

Die ersten zehn Jahre des Julikönigthums bilden eine ununterbrochene Reihe von Attentaten und Straßenkämpfen, Meutereien und Aufläufen; noch im Jahre 1846, da längst schon durch harte Strafen und Ausnahmsgesetze die äußere Ruhe leidlich hergestellt ist, wird ein Angriff auf das Leben des Königs gewagt. Auf einen so gehässigen, so anhaltenden Widerstand war die Restauration selbst in ihren bedrängtesten Tagen nicht gestoßen. Unter ihr bildeten sich erst die neuen Parteien, die revolutionäre Krone aber hat von Haus aus mit zwei geschlossenen, bestimmte Ziele verfolgenden Parteien zu kämpfen: mit den Republikanern, die sich überlistet sehen, und den Legitimisten, die dem meineidigen Kronenräuber, dem Sohne des Philipp Egalité, nie verzeihen können. Und so rathlos und gedankenlos steht die Krone inmitten des revolutionären Treibens, daß man geradezu sagen darf: sie empfing den Anstoß zum Handeln gemeinhin erst von der Frechheit ihrer Feinde. Fast alle bedeutenden gesetzgeberischen Acte der dreißiger Jahre vollziehen sich unter dem Eindrucke des Schreckens vor radikalen Missethaten; erst Fieschi's Höllenmaschine giebt der Regierung den Muth, die berufenen Septembergesetze einzubringen. In der Angst vor jeder Regung der popularen Kräfte, in der Sorge sie durch kleine polizeiliche Mittel niederzuhalten stimmen alle Staatsmänner des Julikönigthums überein: wenn der aufgeklärte Thiers als Minister versichert, die Association sei eine ungeheure Macht und bedürfe darum der Leitung durch den Staat, so meinen wir seinen Gegner Guizot selber reden zu hören. Zuletzt legt die Krone ein feierliches Bekenntniß ihrer Schwäche ab, sie läßt Paris und Lyon befestigen. Sie hoffte, mit einem Schlage ein zwiefaches Ziel zu erreichen, die Sicherung nach Innen wie nach Außen. Allerdings hatte der König sich schon als Prinz oft mit dem alten Plane Vauban's und Napoleon's getragen;

den Muth zur Ausführung gab ihm doch erst die Angst vor den inneren Feinden. Die erbitterte öffentliche Meinung war nicht im Irrthum, wenn sie über das versuchte **embastillement de Paris** lärmte. Niemand glaubte dem thörichten Selbstlobe Guizot's, der in solchen Schritten ein Unterpfand des Friedens, einen Beweis der Stärke sah: denn unter ähnlichen durchsichtigen Unwahrheiten, unter dem Vorwande, den auswärtigen Frieden zu wahren, hatte ja einst die Gironde die Marseiller Mordbanden nach Paris gerufen, um die Hauptstadt dem Systeme des Augenblicks zu unterwerfen.

Gewiß, die kleinen polizeilichen Künste des Julithrones waren keineswegs erdrückend; ein Bürger der Februarrepublik mochte auf diese orleansschen Tage wie auf eine goldene Zeit der Freiheit zurückschauen. Aber wenn man das Versammlungsrecht unleidlich erschwerte und die Unzufriedenen gewaltsam in geheime Verbindungen trieb, wenn die Pairskammer durch königliche Ordonanz zum Gerichtshofe für politische Verbrechen bestimmt ward, wenn das Unwesen der geheimen Polizei und der **agents provocateurs** so üppig wucherte wie weiland unter Napoleon, wenn der Bürgerkönig von den meisten revolutionären Umtrieben und wahrscheinlich auch von dem Frankfurter Wachensturme im Voraus unterrichtet war, so mußte ein solches System, gefährlich für jeden constitutionellen Staat, dem der Revolution entstammenden Königthume schlechthin tödlich werden. Was ließ sich erwiedern, als der Prätendent Ludwig Bonaparte höhnend rief: „unser sociales Leben ist gebunden wie in Rußland oder Oesterreich, und Ihr redet von einem parlamentarischen Staate nach englischem Muster!“ Es bleibt doch eine bittere Satire auf die Freiheit des Julikönigthums, daß das zweite Kaiserreich heute mit triumphirender Selbstgewißheit jene Festungswerke sprengen läßt, die unter Ludwig Philipp in die grauen Felsen über der Lyoner Arbeitervorstadt La Croix Rousse gemauert wurden. In seiner Angst vor den radikalen Feinden klammert das System sich an jeden Helfer, verbündet sich zuletzt mit seinen geborenen Feinden, den Ultramontanen. **Jamais une position nette!** lautete Metternich's Klage, so oft er mit dem preußischen Gesandten über die auswärtige Politik der Julidynastie sprach; derselbe Tadel trifft auch ihre Haltung im Inneren.

Inmitten solcher Schwankungen der Angst bleibt doch der Grundcharakter des neuen Regiments unwandelbar: die Herrschaft des Mittelstandes, der Mittelparteien. Die letzten Trümmer der privilegirten

Klassen des alten Regimes brachen zusammen in der Juliwoche; und insofern — aber auch nur in diesem einen Punkte — bildet das Jahr 1830 einen Abschluß der von der Revolution begonnenen Entwickelung. Die Hoffnung, die alten und neuen besitzenden Klassen zu versöhnen, war gescheitert. „Wenn die Pairskammer nicht bestände, so würde ich sie im Verdachte haben, daß sie unmöglich sei," sprach einst zweifelnd Benjamin Constant. Die Sünden der Ultra's hatten solche mißtrauische Stimmung der Mittelparteien bis zu offenem Hasse gesteigert und zugleich erhärtet, daß dieser Adel, der eigenen Kraft entbehrend, seine ganze Bedeutung der Gunst des Hofes dankte. Nun fällt die adelsfreundliche Dynastie, und alsbald tritt der Mittelstand — zum ersten und einzigen Male in der Geschichte eines europäischen Großstaates — in den ungetheilten Besitz der geordneten Herrschaft. Wie hat die Bourgeoisie diese Probe bestanden? Sie bewährte nicht nur eine sehr geringe Begabung zur Leitung des Staates, sie offenbarte auch eine Rohheit der ständischen Selbstsucht, welche den schnödesten Verirrungen des alten Adelshochmuthes würdig an die Seite tritt. Das in allen Colonien feststehende Urtheil, daß ein kaufmännisches Regiment die kleinlichste und engherzigste Form der Mißregierung sei, ist durch die französische Bourgeoisie nicht widerlegt, die in der Republik der Niederlande erprobte Erfahrung, daß der Mittelstand eine kühne auswärtige Politik nicht zu führen vermag, ist durch Ludwig Philipp abermals bestätigt worden. Nicht leicht entschließt sich ein Liberaler zu solchem Urtheile; aber nach einer langen Zeit kritiklosen Selbstlobes bedarf der Liberalismus heute dringend der kalten Selbstprüfung, und wir sind verpflichtet an die politische Moral der Mittelparteien den allerstrengsten Maßstab anzulegen. Das ist kein Zufall, daß gerade die Anhänger dieser Richtung sich jederzeit gern die edelsten und besten Männer der Nation genannt haben; denn wollen sie sein, was sie zu sein behaupten, so stehen sie nicht zwischen, sondern über den Parteien.

Läßt jenes Urtheil über die Mittelklassen sich aufrechthalten, das, einst von Thierry ausgesprochen, seitdem als ein Glaubensatz in die liberale Doctrin übergegangen ist? Ist es wahr, daß der Mittelstand danach trachtet, alle über ihm Stehenden zu sich herabzureißen, alle niedriger Gestellten zu seiner Höhe emporzuheben? Gewiß, Frankreichs dritter Stand hat die Herrschaft des Adels gebrochen, er hat seine Rechte im Namen Aller erobert und den niederen Klassen die sociale Freiheit geschenkt. Aber schon während der ersten Revolution

offenbart er dem scharfen Auge die Züge der Herrschsucht und Selbstsucht. Der dritte Stand ist Alles, so verkündet sein Apostel Sieyes, und Rabaud de St. Etienne wiederholt: „Nehmt den Adel hinweg und die Geistlichkeit, und Euch bleibt noch immer die Nation!" Die Privilegirten müssen ihre Wiederaufnahme in den dritten Stand verlangen — so hallt es wieder auf allen Gassen, da der dritte Stand durch eine Usurpation die große Revolution beginnt. Als er jetzt im Juli zum Regimente gelangt, zeigt er sofort alle Untugenden einer herrschenden Kaste. Sehr wahr bemerkte Fürst Metternich zu dem Grafen Maltzan, daß der Mittelstand nach dem Sturze des Adels eben aufhöre der Mittelstand zu sein. Der gesammte Staat wird als eine Actiengesellschaft eingerichtet — der hundertmal grundlos gegen das constitutionelle System gerichtete Vorwurf trifft in diesem Falle vollkommen zu. Fast alle politischen Rechte sind an Besitz und Steuerzahlung gebunden. Eifersüchtig, wie nur je der Adel über den Ansprüchen des blauen Blutes, wacht die Bourgeoisie über den Vorrechten des Beutels. Wenn 3 Millionen Franzosen in der Nationalgarde die Waffen führen sollten, aber kaum 200,000 das Wahlrecht für die Deputirtenkammer besaßen, so war die Tribüne in der That ein Monopol geworden, wie die Radikalen klagten. Engherziger als die Regierung selber verweigert die erste Deputirtenkammer des Bourgeoisregiments jede irgend erhebliche Herabsetzung des für die französischen Vermögensverhältnisse unerträglich hohen Census; auch die Bildung ist dem Bourgeois kein Ersatz für das Geld, der niedere Census für die Capacitäten wird verworfen. Nachher, da die demokratische Strömung der Zeit langsam bis in die Kammer dringt, wagt doch nur eine Minderheit die Reform des Wahlgesetzes zu fordern, und dies Verlangen ist einem großen Theile der Opposition nur ein Parteimanöver, den Wenigsten das Ergebniß unbefangener Anerkennung für die Rechte der Massen. „Jedes System bedarf der Aristokratie, ruft der Deputirte Jaubert triumphirend, die Feudalherren unserer Herrschaft sind die großen Kaufleute und Fabrikherren."

Wie die politische so wird auch die sociale Scheidewand, die den Geldadel von der Masse trennt, auf das Zäheste aufrechterhalten. Die Convenienzheirath, von Altersher ein Quell schwerer sittlicher und auch politischer Leiden für die höheren Stände Frankreichs, bildet noch immer die Regel; daß der Beutel nur den Beutel freien darf, steht dem Bourgeois fest. Wie weiland der Hofadel in dem Saale des

oeil de boeuf mit cynischer Menschenverachtung über die roture witzelte, so sprach jetzt mit wegwerfendem Hohne der Bankherr über den bas peuple, Herr Thiers über die „feile Menge.“ Und nicht blos mißachtet wird die Menge, dies herzlose Bürgerthum will gar nicht wissen, daß sie Bedürfnisse und Ansprüche hat, die mit dem Klasseninteresse der Herrschaft nicht zusammenfallen. Die Privilegien sind todt, wiederholen die Wortführer der Bourgeoisie unablässig, das Gesetz verbietet Niemanden sich das für das Wahlrecht nöthige Vermögen zu erwerben; in Theokratien oder militärischen Monarchien mag die Herrschaft einer Kaste entstehen, niemals durch influence bourgeoise. „Es giebt keine Klassenkämpfe mehr, ruft Guizot ganz glückselig aus, denn es giebt keine tief verschiedenen feindlichen Interessen mehr, was noch niemals früher auf der Welt geschehen ist.“ Ja wohl, das war noch niemals auf der Welt geschehen, daß der Sohn einer milden, menschenfreundlichen Epoche, ein hochgebildeter monarchischer Minister des schönsten Berufes der Krone, der Sorge für die Armen und Schwachen, so sündlich vergessen konnte. Ja wohl, das war noch niemals auf der Welt geschehen, daß ein kluger, welterfahrener Fürst, der das Brot der Verbannung gegessen und dem kleinen Arbeitsmanne in die schwieligen Hände geblickt hatte, auf alle Standesvorurtheile eines herzlosen Geldadels blindlings einging.

Wenn wir diese Bourgeoisie betrachten, wie sie, verknöchert in ihrer Selbstsucht, ihrem Dünkel, auf der weiten Welt nichts sehen mag denn allein sich selber, so erinnern wir uns unwillkürlich jener adlichen Damen des alten Regimes, die sich unbefangen in Gegenwart ihrer männlichen Diener entkleideten, weil ihnen der Gedanke ganz fern lag, daß die Canaille sozusagen auch zu den Menschen gehöre. „Wir, ruft Guizot seinen Getreuen zu, wir, die drei Gewalten, sind die einzigen gesetzlichen Organe der Volkssouveränität; außer uns giebt es nur Usurpation und Revolution.“ Mag der Pöbel um Hilfe schreien und sich zusammenrotten zu verzweifeltem Kampfe, um arbeitend zu leben oder kämpfend zu sterben — das pays légal, die Kammer und die reiche Wählerschaft, hält zu dem Systeme, darum steht dem Bürgerkönige fest die pensée immuable, daß jeder Schritt über die bestehende Oligarchie hinaus zur Zerüttung der Gesellschaft führt. Die Ordnungsliebe der herrschenden Klasse steigert sich zum Fanatismus der Ruhe; für das arme Volk erfindet das Geldprotzenthum den niederträchtigen Ausdruck „die gefährlichen Klassen.“ Gleich den Arbeitern behandelt

die Oligarchie auch alle übrigen socialen Elemente, die nicht zu ihr gehören, mit vollendeter Geringschätzung. „Man wirft mir vor, sagt Guizot, daß es mir Freude mache, der Mißgunst der öffentlichen Meinung zu trotzen; das ist ein Irrthum, ich habe mich nie darum gekümmert.“ Aus solchem Hochmuthe entsprang die für eine constitutionelle Regierung unverzeihliche Vernachlässigung der Presse. Wohl hielten sich die Minister, wie damals jeder namhafte französische Staatsmann, ihre literarischen Schildträger, und eine dieser willigen Federn schrieb noch ihm Jahre 1847 die berufene Schrift **la présidence du conseil de Mr. Guizot**, darin die grenzenlose Selbstgenügsamkeit des Systemes sich bis zur Tollheit aufbläht. Im Uebrigen war man des **pays légal** sicher; was verschlug es, daß das niedere Volk an den Schriften des Umsturzes sich berauschte? Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, gegen jenes gewandte, hochgefährliche und so leicht zu widerlegende Libell Louis Blanc's, das sich die Geschichte der zehn Jahre nannte, eine geschickte Widerlegung schreiben zu lassen.

Kein Zweifel, die lärmenden Anklagen wider das **système corrumpu et corrupteur**, wider die Regierung der **cumulards** und den Gewissenstarif der Minister waren unglaublich übertrieben durch die Einseitigkeit des französischen Parteihasses. Gegen die Verderbniß des zweiten Kaiserreichs sind die sittlichen Makel des Julikönigthums ein Kinderspiel. Und prüfen wir scharf, so hat das neue Frankreich im Grunde nur einmal einer streng rechtschaffenen Verwaltung genossen: unter Napoleon I., der die Habgier seiner Beamten daheim zu bändigen wußte und ihr in dem unterworfenen Auslande die Zügel schießen ließ. Aber die Corruption bestand, sie erschien darum so widerwärtig, weil sie auftrat mit jener vulgären Unverschämtheit bürgerlichen Cliquengeistes, welche der alte Hofadel so nicht kannte, und vor Allem, weil sie heuchelte. Die Glücksritter des zweiten Kaiserreichs, die Morny und Magnan, hatten dessen nie ein Hehl, daß ihnen das Leben nur der Markt der Eitelkeiten, nur der Kartentisch für gewandte Voltenschläger war; unter Ludwig Philipp aber zerfrißt die Habgier alle Knochen der regierenden Klasse, derweil seine Minister den andächtigen Kammern die Gemeinplätze der Weisheit und Tugend predigen. Man schließt unter salbungsvollen Bußreden die Pariser Spielhöllen und beseitigt die königliche Lotterie, aber die gesammte Verwaltung wird zum Schacher. Guizot trat arm vom Ruder des Staats zurück, er empfing selbst für den schmutzigen Handel der spanischen Heirathen nur

einen Murillo und die Porträts des spanischen Königspaares — was der neue Cato natürlich nicht versäumt, den Lesern seiner Memoiren des Breiteren zu schildern — und derselbe Mann spricht unbefangen zu seinen Wählern: „wenn ich Euch Straßen und Canäle baue, fühlt Ihr Euch dadurch corrumpirt?“ Das ganze Regiment bildet eine schlagende Bestätigung der alten Wahrheit, daß im Staate die kleine Moral leicht die große ertödet — einer Wahrheit, die wir Deutschen an der bürgerlichen Rechtschaffenheit und der politischen Verderbniß unserer kleinen Staaten genugsam erprobt haben.

Unter dem Rufe „die Charte soll eine Wahrheit werden“ beseitigt die Kammer zunächst alle jene Bestimmungen der Charte, welche der Alleinherrschaft der Bourgeoisie widersprechen. Dann folgt die massenhafte Absetzung der alten Beamten, und niemals kann die Regierung der Rachsucht und Stellengier der Kammer genug thun. Lafayette verschaffte in jenen ersten Wochen Hunderten seiner Anhänger einträgliche Stellen. Bald wird man durch die fatalité gouvernementale weiter geführt, man vermehrt und theilt die Aemter. Nach dem Berichte der Finanzcommission der republikanischen Nationalversammlung hat die Julіregierung 35,000 Beamtenstellen neu geschaffen, fast durchweg subalterne Stellen für employés, die ohne Weiteres entlaßbar sind. Frankreich war auf dem Wege zu einer Nation von Stellenjägern zu werden. Wem man ein Amt nicht bieten darf, dem bleiben noch als letzte Zuflucht die geheimen Fonds, die pünktlich ihre zum Theil kurzweg auf den Inhaber lautenden Anweisungen einlösen. Das Wahlgesetz zertheilt das Reich in eine Menge kleiner Parcellen, und jenes Wort, das Dupin als den Wahlspruch für eine kleinsinnige auswärtige Politik aufstellte: chacun pour soi, chacun chez soi! wird rasch zur Richtschnur für das Verhalten der Wahlbezirke. Jeder Candidat muß sich verpflichten, die kleinen örtlichen Anliegen des Bezirks zu erfüllen, die Regierung wendet sich grundsätzlich an die Selbstsucht der Wähler. Ueber die Plätze der ministeriellen Deputirten führt der Weg zu Aemtern und nutzbaren Rechten, es gilt als Pflicht des bürgerlichen Familienvaters, seine Stimme zum Besten der Verwandten zu verwerthen. Darum führt jede Wahl in die Kammer den Grundstock einer schlechthin ministeriellen Partei zurück, die mit jeder Regierung geht, darum bestärkt sich das Volk in dem alten unseligen Argwohne, der in jedem Regierungsmanne einen Bestochenen sieht. Der Proceß des Minister Teste — an sich keineswegs bedeutsam, da solche Skan-

dale der Corruption in der unreinen Luft unserer großen Städte jederzeit wiederkehren müssen — wirkte nur deshalb so überwältigend, weil das strenge Urtheil sich gestehen mußte, daß eine Regierung wie diese ohne Helfershelfer solches Schlages gar nicht bestehen konnte. Wenn Alexis von Tocqueville, der so oft die Kassandra des Julikönigthums spielte, diesen Verfall der politischen Sitten betrachtete, dann fand er seine Heimath reif für den Despotismus: „noch sehe ich Niemanden, ruft er schon im Januar 1842 in der Kammer, der stark genug wäre unser Herr zu werden; aber ein Herr wird uns kommen früher oder später.“ Da indeß bei alledem die Formen des Gesetzes gewahrt bleiben, so antwortet Guizot trocken den Warnern: „was Ihr Corruption nennt, das ist einfach die Thätigkeit der Verwaltung!“

Es leuchtet ein, daß ein solches System die napoleonische Bureaukratie unwandelbar aufrecht erhalten mußte. Wohl lärmten die Parteien dann und wann mit einigen verlorenen Worten über die Decentralisation, und im Jahre 1835 erschien bereits das in der Geschichte der politischen Theorien des Festlandes epochemachende Werk von Alexis von Tocqueville, dem größten politischen Denker, den Frankreich seit Bodinus und Montesquieu gesehen hat. Aber die Ideen der **démocratie en Amérique** standen noch wildfremd inmitten der despotischen Sitten des Landes; viel gelesen und viel bewundert bedurften sie der Zeit um verstanden zu werden und warben erst unter dem zweiten Kaiserreiche eine namhafte Schaar einsichtiger Anhänger. Was die Regierung unter Decentralisation verstand, das erhellt unzweideutig aus einem klassischen Schreiben Guizot's an den Präfekten der oberen Saone: „die schlimmste Gefahr für ein Volk, predigt er hier sehr beweglich, ist die Centralisation der Geister, es thut noth, daß sich überall im Lande kleine Mittelpunkte unabhängiger Meinungen bilden, deshalb müssen — noch einige hundert legitimistische Maires abgesetzt werden!“ Die **organisation paperassière** arbeitet weiter mit der gewohnten geistlosen Vielgeschäftigkeit, und das Nothjahr 1847 sollte zeigen, wie dies Schreiberregiment in der Stille seiner Aktenberge selbst die grellsten Erscheinungen des Verkehrslebens gar nicht bemerkte: nichts war gethan, um den Getreidehandel von seinen gesetzlichen Fesseln zu befreien, denn die Präfecten hatten übereinstimmend nach Paris berichtet, an eine Hungersnoth sei nicht zu denken. Allerdings geschehen einige Reformen, die den Bürger vor der Willkür der Obrigkeit sichern sollen. Die Prevotalhöfe waren gefallen, und

jener Artikel 14 der Charte, der den Bourbonen unheilvoll gewesen, wird umgeändert. Der König soll fortan nur jene Ordonnanzen erlassen, welche zur Ausführung der Gesetze nöthig sind und die Schranken des Gesetzes einhalten. Doch leider hatte die Kammer, in bester Absicht und beherrscht von der Doctrin der absoluten Gewaltentrennung, hier das Unmögliche gefordert. Die Verwaltung kann niemals blos der ausführende Arm des Gesetzgebers sein, der Artikel war in solcher Fassung unhaltbar und wurde auch nicht gehalten. Nach wie vor regeln die königlichen Ordonnanzen tausend Verhältnisse, daran der Gesetzgeber nie gedacht, nach wie vor steht die Verwaltung als eine selbständige Ordnung neben den Gerichten und dem Parlamente.

Schon die Zusatzacte der napoleonischen hundert Tage hatte versprochen, daß ein Gesetz den Art. 75 der Consularverfassung ändern sollte, wonach jede gerichtliche Anklage gegen einen Verwaltungsbeamten von der Erlaubniß des Staatsraths abhing. Das Gesetz war nie erschienen, und die Doctrinäre pflegten, so lange sie in der Opposition standen, nach dem Vorgange ihres Meisters Benjamin Constant, die Bourbonen unablässig an das napoleonische Versprechen zu mahnen. Kaum an's Ruder gelangt, vergessen die Schüler Constant's der eigenen Mahnung, der Verwaltungsbeamte bleibt sichergestellt vor den Gerichten, und nur Eine neue Bürgschaft bringt das Jahr 1832 den Regierten: der Staatsrath hält fortan öffentliche Sitzungen, sobald er als Verwaltungsgerichtshof auftritt. Ebenso unfruchtbar bleiben die Versuche, den Regierten einen selbstthätigen Antheil an der Verwaltung einzuräumen. Eine Reihe lobenswerther Gesetze aus den Jahren 1831 bis 38 bestimmt, daß die conseils der Departements, der Bezirke, der Gemeinden in Zukunft von den Höchstbesteuerten gewählt, nicht mehr vom Könige ernannt werden, aber der Wirkungskreis dieser Collegien bleibt der alte, die Action der Verwaltung liegt wie bisher ausschließlich in der Hand der ernannten Soldbeamten.

Keine Partei der Epoche durchschaut die letzten Gründe der Unfreiheit des Staats, sie alle begegnen sich in der Ueberzeugung, daß das gesammte öffentliche Leben im Staate, die gesammte politische Thätigkeit in den besoldeten Beamten enthalten sein müsse. Darum ward auch das in der Julirevolution von den Kammern errungene Recht der Initiative fast niemals ausgeübt. Wenn Lamartine der Republikaner die Regierung als „die handelnde Nation“ verherrlicht, so stimmt er vollkommen überein mit Guizot, der „die durchgeführte

Einheit des socialen Gedankens in der Regierung dargestellt" sieht. Eine letzte selbständige Gewalt, die dieser Einheit des socialen Gedankens noch im Wege stand, die Pairskammer, war gefallen. Die Krone hatte mit kurzsichtiger Schlauheit den Gleichheitsfanatismus der Nation für sich ausgebeutet und ein durch den König ernanntes Oberhaus geschaffen, das der Bureaukratie die Gegenwart erleichterte, die Zukunft freilich keineswegs sicherte. Die Deputirtenkammer wird nicht nur unter den Drohungen und Verheißungen des Beamtenthums gewählt, sie füllt sich auch mehr und mehr mit Beamten, bis zuletzt unter 459 Abgeordneten gegen 200 Beamte tagten. Die bureaukratische Maschine des Soldatenkaisers arbeitete sicherer denn je; wehe der Hand, die sich vermessen hätte hemmend in dies wohlgefügte Triebwerk einzugreifen! Eine Aeußerung Leon Faucher's aus den Tagen der Republik veranschaulicht vortrefflich den Geist dieser Verwaltung. Als Cavour dem alten Vorkämpfer des Freihandels seine eigenen freihändlerischen Ansichten entwickelte, meinte Faucher trocken: „solche Ideen hält man hoch, so lange man außerhalb der Regierung steht, und man wirft sie zum Fenster hinaus, sobald man Minister ist." Niemand wird einen Mann von Leon Faucher's Talent jener bornirten Selbstgefälligkeit zeihen, welche weiland die Staatskünstler unserer Kleinstaaten bewog, jeden tiefen politischen Gedanken als unpraktisch zu belächeln, weil er in der Praxis des Kreisdirectionsbezirks Zwickau oder in den Akten der Eschenheimer Gasse nicht vorkam. Der französische Staatsmann bekannte einfach die Thatsache, daß kein Minister etwas ausrichten konnte gegen die despotischen Gewohnheiten der Bevormundung, die in dem Geiste und dem Organismus dieser Verwaltung wurzelten.

Unter solchen Umständen mußte das parlamentarische Leben reißend schnell verfallen. Während die Kammerverhandlungen der Restauration von einem hochbedeutsamen Kampfe zweier Klassen der Gesellschaft erfüllt waren, beherrscht jetzt ein Stand beide Häuser. Das Leben des Staats sinkt herab zu einem **jeu des institutions**, wie der bezeichnende französische Ausdruck lautet, es erscheint in der Wirklichkeit noch weit formaler und inhaltloser, als in der Theorie Montesquieu's. Die Krone und die beiden Kammern bedeuten nichts durch sich selber, sie sind alle drei nur Organe derselben socialen Kraft, der Bourgeoisie, die den Staat lenkt, derweil die drei Gewalten einander das Gleichgewicht halten. Sehen wir ab von den Legitimisten und von den schwachen Anfängen einer republikanischen Richtung, so darf man sagen: es gab keine Par-

teien in diesen Kammern, denn die Männer der Bourgeoisie sind einig über alle wesentlichen Fragen der inneren Politik, sie wollen Alle die Fortdauer der büreaukratischen Maschine und ihre Ausbeutung zum Besten der herrschenden Klasse. Wenn der Prätendent Ludwig Bonaparte diesem Systeme vorwarf, es gebe keine conservative Partei, so trifft dies nur das Volk außerhalb der Kammern; das pays légal bestand in seiner Mehrheit nur aus Conservativen, doch es war arm an Muth, ohne die Zucht opferfreudiger Hingebung. Von allen Wahlen des Julikönigthums gilt das Geständniß, daß Guizot einmal über einen Wahlkampf ablegt: man stritt nicht um Grundsätze, sondern um ein Chaos von Candidaten, welche die Regierung annahm oder verwarf.

Wenn dennoch die Kammern von wüthendem Kampfe widerhallten, so sind es die grands amours-propres, wie der König zu sagen pflegte, es ist der persönliche Ehrgeiz einzelner Männer, was diese Händel erregt. Die Kammer zerfällt zuletzt in sieben Parteien, doch während Niemand sagen kann, welcher Gegensatz der Meinungen zwischen diesen Coterien besteht, weiß Jedermann nur das Eine sicher, daß Guizot und Thiers, Odilon Barrot und Molé einander die Ministerposten nicht gönnen. Darum wirft Lamartine dem tiers parti die Beschuldigung in's Gesicht: „Ihr seid kein Princip, Ihr seid nur ein Ränkespiel (une tactique).“ Das alberne Märchen, welches behauptet, daß in England jede dem Cabinette ungünstige Parlaments-Abstimmung nothwendig den Rücktritt der Minister herbeiführe, wird hier buchstäblich verwirklicht. Ein Zufall, eine Verstimmung, ein unvorsichtiges Wort von der Ministerbank genügen, um ein Cabinet zu stürzen. Während der rücksichtslosen Jagd nach den Portefeuilles kommt den Fractionsführern Würde und Anstand gänzlich abhanden, und der König verfällt dem Verdachte, daß er selber absichtlich die Führer der Kammern in immer neuen Ministerkrisen sich abnutzen lasse, um seine eigene Unentbehrlichkeit zu erweisen. In der That versuchte der schlaue Fürst, wie einst Georg III. von England, durch seine persönliche Politik die Absichten lästiger Minister fortwährend zu durchkreuzen. Selbst Guizot's unerschütterlicher Tugendstolz kann einige Beschämung nicht verbergen, wenn er in seinen Memoiren von jener Coalition erzählt, die er mit seinen Feinden schloß, um den unangenehmen Nebenbuhler Molé zu stürzen. Auf das Unwürdigste tritt diese Ränkesucht in Thiers hervor. Er donnert als Oppositionsmann mit patriotischer Entrüstung gegen das Recht der eng-

lischen Kreuzer, die des Sklavenhandels verdächtigen Schiffe zu durchsuchen; und doch war der Vertrag von 1833, worauf jenes Visitationsrecht beruhte, abgeschlossen worden, während Thiers selber das Handelsministerium leitete! Um Guizot zu schaden, greift er den König selber an, mit einer Gehässigkeit, die im Munde eines Monarchisten selbst dem Republikaner Lamartine lästerlich erscheint; er nennt dies avertir la royouté, aber Warnungen solcher Art mußten die ohnehin schwache Ehrfurcht des Volks vor der Bürgerkrone völlig untergraben. Die alte nationale Sünde, der Neid, ward in diesem Ringen um die Kammermehrheit furchtbar gefördert. Es war der Neid, der einst schon in den sogenannten unschuldigen Jahren der Revolution Mirabeau zurückstieß von der Stelle des leitenden Saatsmannes, die ihm gebührte; es war der Neid, der jetzt gegen jeden Regierenden, weil er regierte, sich erhob. Alle seine Sünden konnten Guizot vergeben werden, nur die eine nicht, daß er sieben Jahre am Ruder blieb.

Da die Bourgeoisie über die praktischen Fragen der Verwaltung einverstanden ist, so wählt die Opposition zum Tummelplatz ihrer Angriffe mit Vorliebe die Adreßdebatte, deren unbestimmte Allgemeinheit allen Unsitten aufgebauschter Rhetorik und spitzfindiger Advocatenkunst zu Statten kommt, und die Berathung über die geheimen Fonds — dies von jeder Regierung gefürchtete défilé des fonds secrets, wo die persönliche Feindschaft sich in den Mantel tugendhafter Entrüstung hüllen konnte. Aber den willkommensten Angriffspunkt, den wesentlichen Inhalt aller großen parlamentarischen Schlachten, lieferte die auswärtige Politik — also jenes Gebiet des Staatslebens, welches sich für parlamentarische Verhandlungen am wenigsten eignet. Die Abstractionen der parlamentarischen Debatte werden ohnehin nicht leicht populär; die Masse kann nicht verstehen, daß oft die Annahme eines Amendements von zwei Zeilen, die Streichung einer Partikel über einen großen politischen Grundsatz entscheidet. Nun gar dieser parlamentarische Kampf ohne Zweck und Inhalt erschien den Massen als ein langweiliges Wortgefecht. Es ist nur zu wahr — die aufrichtigen Klagen mancher Schriftsteller des Mittelstandes ändern nichts daran —, daß die Mehrzahl der Franzosen mit vollendeter Gleichgiltigkeit das parlamentarische System fallen sah. Die Bourgeoisie selber beginnt zu ermüden; die Wahlkämpfe werden nie wieder mit jener leidenschaftlichen Theilnahme wie unter der Restauration durchgefochten. Die Zahl der an der Urne erscheinenden Wähler schwankt zwischen 75 und 83 %, eine

bescheidene Summe bei einem Wahlgesetze, das nur einer kleinen Minderheit das Wahlrecht giebt. Sogar die deutschen liberalen Blätter, die noch lange den Glauben an den Musterstaat der neuen Freiheit nicht aufgeben wollten, erkennen endlich, daß es ohne jede praktische Folge bleibt, wenn wieder einmal nach einer großen parlamentarischen Scene ein neuer Minister auf einige Monate in das vornehme Karawanserai am Boulevard der Kapuziner einzieht. Die von der constitutionellen Doctrin verherrlichte Parteiregierung war unter den Bourbonen eine Gefahr für den Staat, da der Uebergang der Ministerstellen in die Hand der Ultras zum Umsturz der Verfassung führen mußte, unter den Orleans ein Verderben für das Ansehen der Krone, ein schmutziger Quell erbärmlicher Ränke.

Sicherlich redet die Sophisterei eines verwilderten Parteigängers aus jener Anklage, welche Emil Girardin damals in der „Presse“ aussprach: „Keine Straßen, keine Canäle, die Vicinalwege zur äußersten Erbärmlichkeit herabgesunken, nichts für die Industrie, nichts für das Eigenthum, nichts, immer nichts!“ Und es gereicht der Redlichkeit, dem Anstande der Staatsmänner des zweiten Kaiserreichs keineswegs zur Ehre, daß der Staatsminister Rouher jüngst dies Schlagwort einer wüthenden Opposition wieder hervorsuchte und als das Ergebniß der parlamentarischen Gesetzgebung kurzab rien! bezeichnete. Aber auch die beredte Schrift, welche Graf Montalivet gegen solche Schmähung richtete, hat den Beweis nicht geführt, daß jene achtzehn Friedensjahre für die Wohlfahrt der Massen fruchtbar gewesen. Was frommte es dem Volke, daß das Budget in 338 Capitel zerfiel, und die Kammer jede Aenderung dieser unüberschreitbaren Posten auf dem Küchenzettel des Staates mit kleinmeisterlicher Tadelsucht rügte? Was nützte es dem kleinen Manne, daß das Ministerium, zitternd vor den Kammern, selbst nothwendige Anleihen unterließ und die ungünstige Finanzlage, nach der Weise schwacher Regierungen, durch die ungebührliche Vermehrung der schwebenden Schuld zu verdecken wußte? Für den Landmann, für zwei Drittheile der Nation, hatte die Bourgeoisregierung kein Herz. Freilich, gegen ein altes schweres Leiden des Landbaus, gegen den Absenteeismus, war selbst die Allmacht dieses Staates machtlos: nur ein radikaler Umschwung der Sitten konnte die reichen Grundbesitzer bewegen, die Einförmigkeit des Landlebens dem Luxus der großen Städte vorzuziehen. Noch härter drückte den Bauern der Capitalmangel, die Erschwerung des Credits, welche ihn zwang, 8 bis 11 % für seine

Anlehen zu zahlen. Hier in der That konnte die Staatsgewalt helfen durch eine Reform der unverständigen Hypothekengesetzgebung, und diese Reform unterblieb! Auch die Bank von Frankreich behielt ihr Monopol, die Pariser Bourgeoisie wollte den Nutzen der Provinzialbanken nicht begreifen. Dazu die ungeheuren Stempel- und Einregistrirungsabgaben, welche sich durchschnittlich zu der Gesammtsumme der indirekten Steuern wie 4 zu 5 verhielten und den Grundbesitz unverhältnißmäßig belasteten.

Wahrhaft verderblich aber ward dem Landbau der Schutzzoll. Zwar Guizot, der die Volkswirthschaft nie beachtet hat, wußte auch für diese Fragen ein wohllautendes politisches Schlagwort zu finden: eine conservative Politik sei berufen, jedes vorhandene sociale Interesse wirksam zu schützen. Der König dagegen war Freihändler, und eben jetzt offenbarten die Franzosen abermals ihr unvergleichliches Talent, neue sociale Gedanken in der Welt zu verbreiten. Die englische Freihandelsbewegung drang über den Canal, das journal des économistes entstand, und die Schule Bastiat's machte die Lehren des freien Wettbewerbs zu einem Gemeingute Europas. Um so unbegreiflicher die fortschreitende Entartung der Handelspolitik, welche dieser Läuterung der Theorie zur Seite geht. Schamloser denn je erhebt sich die Selbstsucht der Fabrikanten, sie findet in der Gesellschaft zum Schutz der nationalen Arbeit, in den Odier und Lebeuf, beredte Vertheidiger. Die Regierung wagt dem Klasseninteresse der Bourgeoisie nicht zu widerstehen. Sie bricht die Verhandlungen mit England über gegenseitige Handelserleichterungen ab, denn sie fürchtet die Nachrede, daß sie in Englands Solde stehe. Sie bietet den deutschen Nachbarstaaten eine Herabsetzung des Zolles auf Schlachtvieh und Wolle an; sofort lassen die Generalräthe einen Nothschrei erschallen, und das Cabinet weicht zurück. Sie befreundet sich dem kecken Gedanken eines Zollvereins mit Belgien, findet indeß nicht den Muth, den Plan gegen den Widerstand von Preußen und England, sowie gegen den weitblickenden Argwohn des Königs Leopold aufrecht zu erhalten. Indem Guizot nachgiebt, bittet er den Grafen Appony dringend, mit ihm nicht mehr über die Frage zureden, damit er in der Kammer versichern könne, er sei nicht vor fremdem Einspruch zurückgewichen! Um doch etwas zu thun, gewährt Frankreich Differenzialzölle zu Gunsten einiger belgischen Fabrikate, aber auch dies Zugeständniß muß auf Belgien beschränkt bleiben, da die heimischen Spinner sich bedroht fühlen.

Und abermals gleichwie unter der Restauration stehen die Kam-

mern der Freiheit des Verkehres noch weit feindseliger gegenüber denn die Regierung; als die letztere einmal einen bescheidenen Versuch wagt, einige Sätze des Tarifs zu ermäßigen, da stimmt sie zuletzt, eingeschüchtert, gegen ihren eigenen Antrag. Erst im Jahre 1847 wird der Plan einer tiefer eingreifenden Zollreform eingebracht, aber die gewerbfleißigen Volksvertreter begraben das Gesetz unter den Akten. Während solcher tastenden Versuche besteht das alte Prohibitivsystem unabänderlich fort, es wird in vielen Fällen verschärft und nur einmal, durch die Abschaffung der Durchfuhrzölle, ernstlich gemildert. Die Einfuhr aller Woll- und Baumwollwaaren wird thatsächlich verboten, worauf England durch schwere Belastung der französischen Weine antwortet; der Landmann leidet also zwiefach, er sieht seine Kleidungsstoffe vertheuert und den Markt für sein Lieblingsproduct beschränkt. Der constitutionelle Musterstaat schaute mit unendlicher Verachtung auf die deutsche Barbarei herab; „die Unruhen am Rhein, schrieb der Minister des Inneren zur Zeit des Hambacher Festes an die Präfekten der Grenzdepartements, rühren lediglich daher, daß die Deutschen ihre heimischen Zustände mit der glücklichen Lage Frankreichs vergleichen." Welch eine Beschämung nun, als Preußen zur selben Zeit den Antrag Frankreichs auf einige gegenseitige Zollermäßigungen mit der treffenden Bemerkung abwies: Frankreich sei noch gar nicht in der Lage, mit der höher entwickelten Gesetzgebung des Zollvereins Zug um Zug zu verhandeln; zuerst möge man mit dem Prohibitivsysteme brechen und den Grundsatz der Verkehrsfreiheit anerkennen, den Preußen schon im Jahre 1818 angenommen habe. *)

Noch schimpflicher für den mächtigen Einheitsstaat erschien der Vergleich mit dem zersplitterten Deutschland auf dem Gebiete der Verkehrswege. Allerdings stieg das Budget der öffentlichen Arbeiten unter Ludwig Philipp von 33 auf 69 Millionen; einige große königliche Straßen wurden erbaut, etliche Häfen vergrößert und jenes beneidenswerthe Canalsystem, das auf dem Festlande nicht seines Gleichen hat, durch mehrere neue Wasserwege erweitert. Als aber die Eisenbahnen auf den Continent drangen und selbst in dem ärmeren Deutschland die Privatindustrie sich mit Erfolg des neuen Verkehrsmittels bemächtigte, da zeigte das Julikönigthum eine abschreckende Unfruchtbarkeit,

*) Schreiben des Ministeriums des Auswärtigen vom 7. Febr. 1834 an den Gesandten v. Arnim in Darmstadt (aus Eichhorn's Feder). Hdschr.

die Cavour in einem meisterhaften Aufsatze gegeißelt hat. Jahrelang besaß Frankreich nur eine Eisenbahn: jene Lustbahn, welche die Pariser zu den Freuden von Versailles führte. Bald hemmte die Parteiwuth der Kammern, die diesem Ministerium kein Vertrauen erweisen wollten, bald die Selbstsucht der großen Bankherren, die sich selber die gewinnreiche Speculation vorzubehalten gedachten; und als endlich der großartige Plan eines wohlgegliederten Eisenbahnnetzes durchgesetzt wird, da regt sich jener kleinliche Kirchthurms-Eigennutz, den das System grundsätzlich gefördert hatte: die großen Städte gönnen einander nicht den Vorzug, darum werden nicht einige Hauptbahnen rasch vollendet, sondern fast alle gleichzeitig begonnen, bis schließlich — der Präsident der Republik mit napoleonischer Selbstgefälligkeit alle jene Eisenstraßen festlich einweihte, welche das Julikönigthum entworfen hatte. Selbst bescheidene wirthschaftliche Reformen, wie die Umgestaltung des Postwesens, wofür Rowland Hill längst die Wege gewiesen, vermag dies unthätige Regiment nicht durchzusetzen. Nun gar an eine kühne Initiative zur Hebung tiefeingewurzelter wirthschaftlicher Schäden war nicht zu denken; umsonst bat der Landmann des Südwestens um die Urbarmachung seiner öden Haiden, der Landes, die allein der Staat durchführen konnte.

Solche Unfruchtbarkeit der wirthschaftlichen Politik konnte gerade diesem System am wenigsten verziehen werden. Es war freilich nicht, wie seine Lobredner sagen, ein Regiment ohne Marktschreierei und Phantasterei, doch immerhin ein Regiment des Verstandes, prosaisch wie die Klasse, der es diente. Die Julimonarchie hat dem landesüblichen Laster der Prahlerei etwas weniger gehuldigt als ihre Vorgänger, sie konnte nicht prunken mit der göttlichen Weihe der Lilien noch mit kaiserlicher Glorie, sie mußte ihre Stütze suchen in der nüchternen Förderung der materiellen Interessen. Die ungeheure Umwälzung des Handels und Wandels hatte die allerursprünglichste und allerschwerste der socialen Fragen — wie das Getriebe durch Hunger und durch Liebe sich weiter halten solle? — in den Vordergrund des europäischen Lebens gerückt. Aber wie mit Blindheit geschlagen taumelt das Bürgerkönigthum an den Zeichen der Zeit vorüber. Als der hungernde Magen und der blutige Neid in der Croix rousse jenen gräßlichen Arbeiteraufruhr erregten, da athmete man in den Tuilerien nach dem ersten Schrecken erleichtert auf; man hatte eine republikanische Verschwörung vermuthet, doch Gottlob, es war blos ein socialer Krieg!! Man sieht mit Entsetzen

das massenhafte Einströmen des Landvolkes in die Industrieplätze, man verbietet oder erschwert grundsätzlich die Anleihepläne der großen Städte, auf daß nicht durch die Einrichtung von Arbeitervierteln das willige Kriegsheer der Demagogen sich noch mehr verstärke. Zu Rouen und Lille in der rue de la bassesse und dem impasse des cloaques grinst das Elend, scheußlich wie die Straßennamen selber, in den steilen Gassen hinter dem Pantheon drängen sich Laster, Noth und Krankheit dicht zusammen. Der Staat aber genügt seiner Pflicht, wenn er die Verworfenen überwacht und seine Truppen für den Straßenkampf drillt. Jede Association der Arbeiter ist an polizeiliche Erlaubniß gebunden, die von der argwöhnischen Bourgeoisie in der Regel versagt wird; die offene Verbündung der Schwachen gegen den Starken, die Arbeitseinstellung, wird streng verboten; bei solcher Fülle des Zwanges bedeutet es wenig, daß die Zahl der Sparkassen von 13 auf 519 steigt. Die Nöthe des creditlosen Landmannes werden nicht gehoben, die uralte Neigung der Romanen für das Stadtleben wird noch verstärkt durch das lockende Glücksspiel der neuen Industrie. Die Hauptstadt wächst zu einem ungeheuren Fabrikplatze heran, auch in anderen großen Städten schwillt die Bevölkerung reißend, aber auf dem flachen Lande stockt die Volksvermehrung, einzelne Departements in den Alpen und im Jura sinken stätig. Bereits konnten weitblickende Statistiker den Zeitpunkt berechnen, da das kleine Preußen auch durch die Zahl seiner Köpfe dem mächtigen Nachbarn gewachsen sein werde. Das Zweikindersystem wird zur Regel in weiten Kreisen der Gesellschaft, und es stützt sich nicht auf kluge Selbstbeherrschung, es geht Hand in Hand mit einer grauenhaften Zunahme der Prostitution, mit den wüstesten Verirrungen des thierischen Triebes. Die weise Einfalt des Alterthums bekannte sich zu dem aristotelischen Satze, daß die Hälfte des Staates verwildere, wenn die Lage der Weiber schlecht geordnet sei. Hier ward die Emancipation der Frauen, die Verklärung des Fleisches auf allen Gassen gepredigt und geübt, und der alternde König hing unbeirrt an seiner pensée immuable, Guizot an seinem toryisme bourgeois. Die drei Gewalten des pays légal beriethen über Schutzzölle und haderten über Ministerposten, als sei Alles in Ordnung. Sie wähnten, jener Welt des Elends, die sich bittend, drohend, sündigend auf den Märkten drängte, Genüge zu leisten, wenn sie einige harte Artikel des Strafgesetzbuches milderten.

In einem einzigen Falle hat das Julikönigthum mit warmem Eifer

für den kleinen Mann gesorgt: in jener besten Zeit Guizot's, da er das populärste, das seinem Talente am meisten entsprechende Ministerium, das des Unterrichts, leitete. Auch hier allerdings verleugnet der Mann sich nicht, der unter den Schreckensscenen der Conventsherrschaft die bestimmenden Eindrücke seines Lebens empfing: das große Problem der modernen Gesellschaft ist ihm die Beherrschung der Geister, die durch den Einfluß des Staates bewirkt werden muß. Immerhin blieb es ein großes Verdienst, daß der Minister aus eigenem Antriebe, nicht gedrängt durch die gegen diese hochwichtigen Fragen stets gleichgiltige Presse, das schmählich verwahrloste Volksschulwesen umgestaltete und fast eine Million neuer Schüler dem Lande gewann. Die von dem Soldatenkaiser unterdrückte akademische Section für die politischen und moralischen Wissenschaften wird wiederhergestellt, die historische Forschung in großartiger Weise unterstützt, durchgängig bewiesen, daß Kenner der Wissenschaft an der Spitze der Bürgerregierung stehen. Freilich ein vollständiger Erfolg war nicht erreicht; denn gegen die Einführung des Schulzwanges sträubte sich der Haß des Clerus, die Selbstsucht der Bourgeoisie, welche dem Arbeiter den Luxus der Bildung gern untersagt hätte, endlich jene unter bureaukratischer Bevormundung nothwendig gedeihende staatsfeindliche Gesinnung, welche neue Pflichten gegen das Gemeinwesen nur unwillig übernimmt — und solche Stimmungen bezeichnete man mit dem schönen Worte: der Unabhängigkeitssinn der Nation.

Größere Theilnahme erregte der Kampf um die Freiheit des Unterrichts, dessen Verlauf deutlich offenbarte, wie tief der Gedanke der Staatsallmacht in die Sitten der Nation eingedrungen war. Die napoleonische Universität hatte dem Zwecke ihres Schöpfers trefflich entsprochen. Die gesammte Lehrerschaft der Lyceen lag als ein williges Werkzeug in der Hand des Ministers, „das eitle Vergnügen einer verführerischen Improvisation“ war ihr ausdrücklich verboten, der Unterricht ward zur geistlosen Abrichtung, und die meisten gebildeten Franzosen denken noch jetzt mit Haß, nicht wie die Deutschen und Briten mit launigem Behagen, an ihre Schulzeit zurück. Sogar Ernst Renan gesteht, daß der Unterricht auf den theologischen Seminarien minder geisttödend wirke als die Bildung der Lyceen, und Bastiat ward durch den Ekel über den Regelzwang des falschen Classicismus zum Kampfe wider die gesammte classische Bildung verführt. Aber als jetzt die Kirche ihren Krieg wider die Universität beginnt und, bald im Namen des

Glaubens, bald im Namen der Freiheit, den Untergang des Staatsmonopols verlangt, da schlagen sich fast alle Wortführer der öffentlichen Meinung auf die Seite der Universität: der bureaukratischen Verbildung erscheint die Befreiung der Kirche als die Herrschaft der Kirche, dem Alltagsliberalismus gilt als Freiheit nur der Zwang gegen seine Feinde. In der That sollte Guizot bald bewähren, daß er selber unter der Freiheit des Unterrichts nicht den freien Wetteifer Aller, sondern das Vorrecht der Kirche verstand. Der Verfassung zuwider führten die Jesuiten ihre Lehranstalten weiter, die Regierung aber sah mit doppelzüngiger Schwäche der Verhöhnung der Gesetze zu, sie hielt die ultramontane Richtung für eine Stütze der conservativen Politik und begrüßte mit Freuden, Guizot selbst gesteht es, jede Erstarkung des katholischen Geistes.

Die Kirche hatte noch einmal einen Ausbruch des unter den Bourbonen angesammelten Religionshasses erdulden müssen, in jenen wüsten Tagen, da der Palast des Erzbischofs von Paris zerstört ward und der Bildersturm die Hallen von St. Germain l'Auxerrois schändete. Nachher scheint sie sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, sie muß die Ansprüche einer Staatskirche aufgeben und gilt dem Gesetze nur noch als die Religion der Mehrzahl der Franzosen; ihre Priester, Anfangs sogar als Feinde der Julidynastie beargwohnt, gelangen auch später niemals zur Herrschaft in den Tuilerien. Gerade jetzt ward offenbar, daß die Masse des Volks noch eben so treu an ihrem katholischen Glauben hing, wie einst, da die Bauerschaft gegen die Priestergesetze der Constituante zu den Waffen griff. Nicht der Kirche hatte die Feindschaft der Liberalen unter der Restauration gegolten, nur der den Staat beherrschenden Kirche. Unter dem Bürgerkönige erwacht der alte Glaubenshaß nur dann wieder, sobald der Staat Miene macht die Kirche zu begünstigen. Die Presse lärmt wider die Pfaffen, sobald ein Oberst sein Regiment in die Messe schickt, und einmal lodert der Zorn der bourbonischen Tage für eine kurze Zeit in hellen Flammen auf, da Guizot den Sonderbund unterstützt und den Jesuiten gesetzwidrige Nachsicht gewährt. Sobald der Staat in seine gleichgiltige Haltung zurückfällt, schenkt auch die Presse dem kirchlichen Leben keine Beachtung mehr. So werden denn jetzt in der Stille, erfolgreicher als unter der Restauration, die Grundfesten gelegt für jene neue ultramontane Macht, deren Größe in den Tagen der Republik die weite Welt überraschen sollte. Starrer denn je schließt der römische Stuhl sich ab gegen jeden modernen Gedanken, er verwirft den Versuch des Avenir, die Kirche

mit der Demokratie zu versöhnen, und verdammt die Gewissensfreiheit als ein **deliramentum**. Die ultramontanen Blätter mehren und mehren sich, sie verkünden immer zuversichtlicher die Lehren schrankenloser Herrschsucht, seit der neu-römische Geist in dem Kölner Bischofshandel seinen ersten großen Triumph errungen. Ein bigotter kirchlicher Eifer wird rege nicht blos in jenen legitimistischen Strichen der Bretagne, wo der Bauer einen ungekrönten König für eben so gottlos hielt wie einen ungeweihten Priester, sondern auch in den gebildeten Strichen des Landes. Tausende von Gläubigen drängen sich in Paris um die Kanzel des Paters Lacordaire; der milde Abbé Coeur weiß die des Spottens müde vornehme Welt vollends zu gewinnen durch die Versicherung, daß die Kirche die gesunden Gedanken der Revolution keineswegs bekämpfe. Der Staat, Gemeinden und Private bauen wetteifernd neue Kirchen, jeder Tag bringt Schenkungen und Vermächtnisse an die frommen Stiftungen, und rings im Lande entstehen große geistlich-weltliche Vereine. Und was bedeutete dies gewaltige Anschwellen der kirchlichen Macht für den französischen Staat? Offenbar, die neue römische Kirche konnte einem Bonaparte, einem Bourbon, einem republikanischen Regimente ein Bundesgenosse werden, sie konnte jeder Regierung helfen, welche die gläubigen Stände, den Adel oder die Masse, begünstigte, aber sie blieb der geborene Feind des Julikönigthums, das, trotz der ultramontanen Schwachheiten seines protestantischen Ministers, allein unter den Voltairianern der Bourgeoisie seine Stützen fand.

Die Bourgeoisregierung verstand nicht, in einer Zeit großer wirthschaftlicher Umwälzungen und unermeßlich gesteigerter Ansprüche an den Staat, Dauerndes für die Wohlfahrt des Volkes zu schaffen. Sie fand auf der Welt nirgends einen Bundesgenossen, denn allein den herrschenden Stand, dessen Stärke und Ansehen täglich sank, und nirgends Vertrauen zu ihrer Lebenskraft. Auch befangene Gegner durchschauten allmählich den letzten Grund der Schwäche dieses Staates. **Louis XVIII.**, schrieb Fürst Metternich am 21. März 1837 in einer für den Czaren bestimmten Depesche, **a inoculé des institutions parlementaires à une administration toute centrale.** Zuletzt überwarf sich sogar ein Theil der herrschenden Klasse mit dem Bürgerkönigthum wegen seiner armseligen auswärtigen Politik. Denn kraft ihres Ursprunges blieb dieser Dynastie von Anbeginn nur die Wahl

zwischen der revolutionären Propaganda und dem unwürdigen, immer vergeblichen Versuche, durch Schwäche die Verzeihung der legitimen Höfe zu gewinnen. Sie hat gelegentlich mit der Revolution gebuhlt, um schließlich in eine starr-conservative Richtung, ja in eine Politik des Neides zu verfallen, welche jedem Symptome nationaler Erstarkung bei den Nachbarvölkern kleinsinnig, angstvoll entgegenwirkte.

Die neue Dynastie war selber ein lebendiger Protest gegen die gehaßten Verträge von 1815. Ein hochberechtigtes Gefühl nationalen Stolzes ging durch die Nation; der Beweis war geführt, daß Frankreich der fremden Vormundschaft entwachsen sei. „Hätte Europa heute wie in den hundert Tagen 700,000 Mann unter den Waffen, gestand Fürst Metternich dem piemontesischen Gesandten Pralormo, so würde ich mich sofort zum Zuge nach Paris entschließen.“ Wenn trotz solcher Gesinnung die Ostmächte sich gezwungen sahen, die neue Ordnung anzuerkennen, so war dies ein Zeichen der Stärke Frankreichs. Aber diese gerechte Befriedigung genügte dem erregten patriotischen Gefühle nicht. Soeben noch hatte die Nation mit rühmlicher Mäßigung die frechen Eroberungspläne Polignac's zurückgewiesen; jetzt war durch die Besiegten von Waterloo der Barrikadensieg erfochten, und alsbald ertönt tausendstimmig der Ruf: Rache für Waterloo! — als ob nicht die Schlacht von Belle-Alliance selber eine Rache gewesen wäre für namenlose Blutschuld!

Nur der Haß kann leugnen, daß dem propagandistischen Triebe der Franzosen nicht allein eitle Ueberhebung, sondern auch ein weitherziger Idealismus zu Grunde liegt — ein hochsinniger Zug, der durch tausend Trübungen hindurch in den Eroberungszügen des Convents, in dem italienischen Feldzuge Napoleon's III. und vor Allem in dem sittlich reinsten Kriege des neuen Frankreichs, in dem Kampfe für die Unabhängigkeit Nordamerikas, unverkennbar hervortritt. Auch jetzt riefen edle und verwerfliche Leidenschaften, Ruhmsucht und Habgier, Hochmuth und Schwärmerei für Völkerbeglückung, und am Allerlautesten die unstäte Neuerungssucht dieses nervös aufgeregten Geschlechtes nach einem großen Kriege für die Freiheit. La France s'ennuie bleibt achtzehn Jahre der Lieblingsspruch der kriegslustigen Presse. Um die Berechnung des Möglichen, der europäischen Allianzen hatten diese Schwarmgeister sich nie gekümmert. „Frankreich isolirt, so prahlte während der ägyptischen Händel ein radikales Blatt, das bedeutet: Frankreich an der Spitze der Nationen!“ Derweil die erregte Jugend

aus voller Kehle auf die Tyrannei des Bürgerkönigs schmäht, verlangt sie doch, daß dies um seine eigene Freiheit betrogene Volk anderen Völkern die Freiheit bringe; denn himmelhoch steht der Franzose über dem Deutschen, der, nach Mussets's rohen Versen, in dem freien Rheine seine Bedientenjacke wäscht. „Der gallische Eroberer, versichert Louis Blanc, läßt überall die Segnungen der Gesittung zurück, wie der in sein Bette zurückkehrende Nil den befruchtenden Schlamm.“ Solche propagandistische Leidenschaft berauschte die Köpfe der Jugend; auch der junge Herzog von Orleans zählte zu ihren Bekennern. Die besonnene Mehrheit der Nation aber huldigte den friedlichen Neigungen der neuen Volkswirthschaft; nur beanspruchte sie das Vorrecht, Tag für Tag auf die Verträge von 1815, auf die gesammte Länderverteilung des Welttheils als auf ein unerhörtes Unrecht zu schelten. Auch die Presse der gemäßigten Parteien wiederholte mit wehmüthiger Bitterkeit das alte Märchen, wie schwer Frankreich geschädigt, wie drohend Preußen — das zerrissene Preußen des Wiener Congresses! — angewachsen sei, und schürte dergestalt unablässig die Besorgniß der Nachbarn, die Kriegswuth der Jugend.

Unter jenen, die sich staatsmännisch dünkten, herrschte die Ansicht, daß der Welttheil in zwei feindliche Zonen zerspalten sei: um die beiden Hochburgen der Freiheit, Frankreich und England, müsse sich ein fester Wall von constitutionellen Kleinstaaten schließen, als ein Bollwerk gegen die Knechtschaft des Ostens. Solche Meinung ward befestigt durch die feindselige Gesinnung der Höfe von Wien und Petersburg, sowie durch den unvaterländischen Geist der deutschen Radikalen, die in jenen ersten Jahren des Rausches sehr geneigt waren, die liberale Tricolore als eine Erlöserin von den Fesseln des Bundestags zu begrüßen. Es war der alte Wahn der politischen Dilettanten, welche nie begreifen, daß die verschlungene Natur unserer Staatengesellschaft eine reine Tendenzpolitik kaum je gestattet, daß die großen internationalen Machtfragen nicht unter die Gesichtspunkte der Parteilehren fallen, und daß die Leidenschaften und Interessen des Augenblicks in den auswärtigen Händeln gemeinhin mehr bedeuten als die dauernden Gegensätze der innern Politik. Wie einst der Hugenottenbesieger Richelieu die deutschen Protestanten, die oranische Demokratie die Stuarts unterstützt hatte, so sollte auch jetzt wieder die Zeit kommen, da das parlamentarische England mit den absoluten Kronen des Ostens sich gegen das constitutionelle Frankreich verbündete.

Der König und seine Doctrinäre waren nicht gesonnen, mit dem brausenden Strome der Kriegslust zu treiben. Sie dachten zu klar, um nicht zu sehen, daß ein Eroberungszug an den Rhein die Bürgerkrone selbst hinwegspülen mußte — „der Krieg ist die Revolution" pflegte Ludwig Philipp zu sagen — und sie empfanden zu kalt, zu pedantisch, um irgend ein Verständniß zu haben für die hochherzigen Impulse, welche sich in der Phantasterei der Kriegslust unzweifelhaft verbargen. Doch leider zeigte sich auch in den auswärtigen Fragen die Unhaltbarkeit jener gelehrten Vergleichungen der Jahre 1688 und 1830. Während die glorreiche Revolution von England erst durch den Beistand des gesammten protestantischen Nordeuropas möglich ward und den Staat fast von selber aus einer ungesunden Vasallenrolle in den Kreis seiner natürlichen Verbündeten zurückführte, blieb das neue Frankreich von Haus aus vereinzelt. Die Regierung stand in rathloser Mittelstellung zwischen den Verträgen von 1815, die sie nicht vernichten konnte, und der Revolution, die sie als ihren mütterlichen Boden nicht ganz verleugnen durfte. In solcher Lage blieb das Reich so einflußlos wie unter den Bourbonen; die alte Führerstellung war und blieb verloren.

Nur einmal gelang dem Julikönigthum ein bedeutsamer Erfolg gegen die Ostmächte. Die belgische Revolution hatte rasch die Gunst aller Parteien Frankreichs gewonnen. Man rühmte sie als liberal und katholisch zugleich; ihr Ziel war die Zertrümmerung jenes niederländischen Gesammtstaats, dessen Dasein den Franzosen als eine Beschimpfung galt. Diesmal weiß der König die Verlegenheit der durch die polnischen Händel in Anspruch genommenen Ostmächte gewandt zu benutzen; zweimal rücken seine Truppen in Belgien ein, und als endlich die Anerkennung des neuen Staates den widerwilligen legitimen Höfen abgetrotzt ist, da preisen die Federn des Cabinets la brillante solution française der belgischen Frage. Ruhiges Urtheil wird solchem Selbstlobe nicht beistimmen. Gewiß war durch die Einrichtung des belgischen Staates das Nothwendige, das für den Augenblick Heilsame geschehen; aber nicht Frankreichs Waffen, sondern Englands ausdauernder, minder zweideutiger Beistand hatte das größte Verdienst daran. Mit gutem Grunde durfte Lord Palmerston Belgien seine Tochter nennen. Die Ruhmgier der Nation war durch die leichten Triumphe in den Laufgräben von Antwerpen ebenso wenig befriedigt wie die Freude des revolutionären Frankreichs am Kriege gegen Stein und Erz; die radikalen Blätter jammerten laut, als der französische Befehlshaber auf

dem Schlachtfelde von Belle-Alliance seinen Truppen verbot, das bereits begonnene Zerstörungswerk an dem Preußendenkmale von Planchenois und dem Löwen von Mont St. Jean zu vollenden. Die Hoffnung, in dem kleinen Nachbarlande ein Bollwerk für Frankreich zu gewinnen, erwies sich bald als ein Traum. Die gegen Frankreich gerichteten Barriereplätze wurden nicht geschleift; der von Parteien zerrissene niederländische Gesammtstaat war offenbar ein schwächerer (oder, um im Geiste orleanistischer Engherzigkeit zu reden, ein minder gefährlicher) Nachbar gewesen als die beiden neuen leidlich haltbaren Mittelstaaten. Mit unverhohlenem Widerwillen hatte das belgische Volk die Franzosen bei ihrem zweiten Einmarsche aufgenommen. Diese Gesinnung besserte sich nicht, seit jener weise Fürst, der seine Nachbarn kannte, den neuen Thron bestieg. Wie oft mußte Ludwig Philipp seine kluge Schwester Adelaide nach Brüssel senden, um die Besorgnisse des belgischen Hofes zu beschwichtigen, der eine Zeit lang ernstlich an den Eintritt in den deutschen Zollverein dachte. Niemals — wir sahen es oben bei jenem Plane des belgisch-französischen Zollverbandes — niemals gestattete das Mißtrauen der großen Mächte dem französischen Hofe einen herrschenden Einfluß in Belgien.

War hier nur ein halber Erfolg erreicht, so wurden vollends alle theuersten Empfindungen der Nation beleidigt in den polnischen Händeln. Das Schooßkind der Franzosen, wie sie katholisch und revolutionär, durch ritterliche Haltung und alte Waffenbrüderschaft, durch tausend Bande der Gesinnungsverwandtschaft mit Frankreich verkettet, erhebt sich gegen jenen Czaren, den die öffentliche Meinung mit sicherem Instinkte als das Haupt der neuen heiligen Allianz verwünschte. Unermeßlicher Jubel an der Seine begleitete jeden Schlag in den polnischen Ebenen; Lafayette und die gesammte Demokratie forderte den Krieg für Polen: jetzt sei es Zeit, jene alte Missethat der Cabinette rückgängig zu machen, welche die französischen Historiker gern als den scheußlichsten der Frevel schilderten — um verwandte Sünden ihres eigenen Volkes zu bemänteln. Es gereicht dem Verstande der Regierung zur Ehre, daß sie, solche hohle Phantasterei verschmähend, den zwecklosen Krieg für ein fremdes Interesse verwarf. Aber wenn Sebastiani die brutalen Waffenerfolge Rußland's mit den Worten verherrlichte: „l'ordre règne à Varsovie," so verfeindete sich die Regierung für immer mit der öffentlichen Meinung, und sie gewann doch nicht das Vertrauen der Ostmächte; denn mit offenen Armen wurden die flüch-

tigen Polen in Frankreich aufgenommen, die Dürftigen empfingen Unterstützung aus den geheimen Fonds, und der Pariser Ausschuß der polnischen Emigration schickte fortan seine Sendlinge auf alle Barrikaden der Welt. Als dann in Polen die Gewaltthaten sich häufen und die Theilungsmächte den Krakauer Freistaat besetzen, da richtet Graf Molé eine scharfe Anfrage nach Wien und — läßt insgeheim dem Staatskanzler erklären, er müsse Rücksichten nehmen auf seine Kammern. In diesen war die pathetische Klage um Polens Untergang längst ein unentbehrliches Spektakelstück jeder Adreßdebatte geworden, und allerdings erhielten die wildesten Zornreden der Opposition ihre Bestätigung, da endlich Fürst Metternich sein Werk, die Wiener Verträge, mit eigener Hand zerriß, die Republik Krakau mitten im Frieden vernichtete, und Frankreich alledem nur einige schwächliche Noten entgegenzusetzen wußte.

Wie dort so in allen auswärtigen Verwicklungen zeigt das Julikönigthum den Charakter der Halbheit und Unwahrheit. Während seine Minister in der Kammer feierlich verkündigen: „wir verabscheuen den Absolutismus und beklagen die Völker, welche schwach genug sind ihn zu dulden“ — hatte Ludwig Philipp sogleich nach der Juliwoche in Briefen, die einem Könige der Franzosen wenig anstanden, die Anerkennung, um nicht zu sagen die Verzeihung, der Ostmächte erbeten. Der erste Schreck verflog, die unschädliche Muthlosigkeit des neuen Regiments ließ sich nicht mehr verkennen, und die besonnenen Conservativen mußten der von Wellington ausgesprochenen Wahrheit zustimmen, daß unser Staatensystem keines seiner großen Glieder entbehren, daß in Europa nichts Dauerndes auf friedlichem Wege vollendet werden könne ohne Frankreichs Mitwirkung. Die Stimmung der deutschen Großmächte wird zusehends freundlicher; zwischen Ludwig Philipp und dem Staatskanzler beginnt jener eifrig gepflegte Briefwechsel, den die Diplomatie als le commérage politique der beiden Alten kannte. Unaufhörlich versichert der König seine unauslöschliche Dankbarkeit gegen die deutschen Höfe, er betheuert seinen Haß gegen jene amerikanischen Ideen, welche den Welttheil vergiften, er klagt: „unsere Institutionen geben wohl eine Bürgschaft gegen die Regierungsgewalt, doch nicht für dieselbe.“ Er bittet, schärfer zwischen ihm selber und der Revolution zu unterscheiden, und verlangt dringend den Beistand der drei Cabinette des Ostens: „dann könnte ich mehr für die Ordnung thun.“ Zum Danke überschüttet Fürst Metternich den gelehrigen Schüler mit einer langen Reihe jener endlos lehrhaften politischen

Abhandlungen, die er liebte, er ermahnt zum Ausharren auf dem Wege der gesunden Politik, trotz der schwachen Kammermehrheit u. s. f. Der Minister Ancillon, der durch die Gesandtschaft in Wien diese Briefe kennen lernte, jubelte auf: „einem so gewaltigen politischen Prediger werde das Herz des Königs nicht widerstehen können.“ Und Gentz, dessen Trägheit gern die Noth zur Tugend machte, meinte jetzt aufathmend: Legitimität und Volkssouveränität sind nicht absolute Gegensätze; sie können sich vertragen, wie Katholicismus und Protestantismus, „zumal da jetzt die Volkssouveränität so ausgelegt wird, daß sie unmerklich in eine neue Legitimität übergeht.“ Der Czar dagegen blieb unerbittlich. Er hatte schon im Sommer 1830 seinen Russen Frankreichs verpestete Luft verboten und gab dann Jahr für Jahr dem verhaßten Bürgerkönige Beweise von jener rücksichtslosen Grobheit, welche in diesen Tagen russischer Allmacht von unseren Kleinkönigen als geniale Willenskraft angestaunt ward. Er ließ sich nicht ausreden, daß der Kronenräuber demnächst an der Spitze der europäischen Revolution stehen werde; nimmermehr sollten ihm diese Bourgeois in die Schwägerschaft der legitimen Höfe eindringen. „Der Czar, klagte Ludwig Philipp dem österreichischen Gesandten, will meine Familie zur Castration verdammen.“ In der That war es ein für das stolze Frankreich beschämendes Schauspiel, wie nun der Thronfolger vergeblich um die Hand mächtiger Prinzessinnen warb. Selbst der Schweriner Hof fand die Verschwägerung mit dem Bürgerkönigshause unangemessen, und nur das persönliche Wohlwollen des Königs von Preußen führte dem Herzoge von Orleans endlich die Prinzessin Helene zu — une princesse anodine, spottete Metternich im Kreise der Vertrauten.

Wer sollte auch Achtung hegen vor einem Cabinette, von dessen Doppelzüngigkeit jeder Tag neue Proben brachte? Noch im November 1833 wies die Regierung mit hochtrabenden Worten die Aufforderung der Ostmächte zu strengen Maßregeln gegen die Flüchtlinge zurück, und dennoch erstattete die Pariser geheime Polizei den legitimen Höfen regelmäßig Bericht über das Treiben der Revolutionäre. Man unterstützte die deutschen Unzufriedenen, welche die Demagogenjagd nach dem Elsaß versprengte, und erlaubte insgeheim den Verkehr ihrer Fußboten über die Grenze; man sah nicht ungern, wie die deutsche Demokratie sich mit der französischen verbrüderte und eine deutsche Carmagnole nach dem glorreichen gallischen Vorbilde erfand. An allen deutschen

Höfen war das geheime Circular des Ministeriums vom September 1833 bekannt, das die Agenten Frankreichs aufforderte, eine Liste der Franzosenfreunde und Oppositionsführer, namentlich aus den Ländern des linken Rheinufers, einzureichen. Und dasselbe Cabinet, das also mit der revolutionären Propaganda spielt, bedroht einige Jahre darauf die Schweiz mit Krieg, weil sie den Schweizerbürger Ludwig Bonaparte nicht ausweisen will. In allen constitutionellen Kleinstaaten gebährden sich die französischen Gesandten, als ob sie den Staat zu regieren hätten, werden überall unleidlich durch zudringliche, hofmeisternde Freundschaft. Dem Bundestage begegnet man mit offenem Hohne. Da Frankreich den Luxemburgischen Handel zu verschleppen wünscht, so spricht man die Hoffnung aus: „möge der Bundestag die Maßregeln, die er ergreifen will, mit jener Langsamkeit und jener weisen Mäßigung, die seine Handlungen auszeichnet, beginnen, alle möglichen Verzögerungen anwenden und selbst wiederholen! Diese Langmuth entspricht dem Charakter des Bundestags."*) Auf die berüchtigten Bundesbeschlüsse des Jahres 1832 antworten England und Frankreich mit einer rücksichtslosen Verwahrung und gewähren also dem Bundestage die willkommene Gelegenheit, durch eine scharfe Abfertigung der fremden Zudringlichkeit sich ausnahmsweise den Beifall der Patrioten zu erwerben. Noch nicht gewitzigt, versucht der französische Hof nach dem Staatsstreiche in Hannover, die englische Regierung zu einem gemeinsamen Proteste in Frankfurt zu bewegen; als England sich weigert, leugnet er die Absicht vor den deutschen Gesandten rundweg ab.

Seien wir gerecht. Es giebt schwunglose, unfruchtbare Epochen, die einen großen Zug der auswärtigen Staatskunst nicht gestatten. In Italien, im Oriente waren die Dinge nicht reif für große Entscheidungen, sie geboten eine zuwartende, hinhaltende Politik. Aber auch wo in dieser armen Zeit eine gesunde, zukunftsreiche Schöpfung nationaler Staatskunst gewagt wird, offenbart das Julikönigthum nur Angst und bettelhaften Neid. Unsere junge Handelseinheit fand außer Oesterreich keinen boshafteren Feind als diese Bourgeois. Im Jahre 1833 verhandelten die Höfe von Paris und Wien über den Plan, durch Handelserleichterungen an den süddeutschen Grenzen Baiern und Württemberg von dem preußischen Zollvereine abzulenken; die volkswirthschaft-

*) Circulardepesche des franz. Min. des Ausw. an die französischen Gesandten in Deutschland v. 30. Dec. 1830. Hds.

liche Unfähigkeit der beiden Cabinette ließ den Plan nicht zur Reife gelangen. Unterdessen bereisten die Gesandten Bresson in Berlin, d'Alleye in Frankfurt und vornehmlich der vielgewandte Consul Engelhardt in Mainz die kleinen Höfe, beschworen die Handelswelt sich nicht kirren zu lassen von Preußens Herrschsucht; der Parteifanatismus der Liberalen unseres Südens bot diesen Warnungen nur allzu willig sein Ohr. Zuletzt triumphirt über alle Verirrungen des Parteigeistes die Sache der nationalen Einheit, und die fremden Ränke enden in Beschämung.

Mit einem Schwalle pathetisch freisinniger Worte verkündete die Julidynastie bald nach ihrer Gründung den großen Mächten: das Recht über sich selber zu verfügen, das Frankreich für sich in Anspruch genommen, gebührt auch jeder anderen Nation. Dies Princip der Nichtintervention, das offenbar einem berechtigten Grundgedanken entsprang, aber in seiner doctrinären Kahlheit für das verschlungene Netz unserer Staatengesellschaft ebenso wenig ausreichte wie die Interventionstheorien des heiligen Bundes, warf zuerst einen ungeheuren Schrecken unter die conservativen Höfe. Fürst Metternich klagte über „dies neue unerhörte Völkerrecht, diesen Umsturz aller Regeln, welche bisher die Politik der europäischen Staaten geleitet haben.“ Bald sollte der Wiener Hof sich beruhigen: denn als Oesterreich die Revolution in Mittelitalien niederwirft, zweimal seine Truppen in den Kirchenstaat marschiren läßt und trotz der allen Kundigen offenbaren Zerrüttung seines Heerwesens die Oberherrlichkeit auf der Halbinsel unerschütterlich behauptet, da sendet der Bürgerkönig ein schwaches französisches Corps nach Ancona und läßt dem österreichischen Gesandten insgeheim erklären, diese Besetzung erfolge nur um der Form willen, nur um den französischen Nationalstolz zu schonen! Billiges Urtheil muß übrigens bekennen, daß die unredlichen Erklärungen an die Kammern der Regierung oft aufgezwungen wurden; die fortwährenden Interpellationen über die laufenden Geschäfte der auswärtigen Politik blieben eben ein unatürlicher Mißbrauch, peinlich auch für den bravsten Minister. Ruhmlos wie sie gekommen zog endlich die Expedition von Ancona wieder ab; der pathetische Ausspruch „das Blut der Franzosen gehört nur Frankreich an“ vermochte nicht, die Nation über die Demüthigung zu trösten. Frankreich wagt nur einige schüchterne Ermahnungen, um die unerträgliche Mißregierung in Rom zu mildern, und duldet langmüthig, daß der in jenen Tagen noch streng

legitimistische Karl Albert von Sardinien die Ehrenlegion in seinem Staate verbietet, dem Bürgerkönigthume die gröbste Mißachtung erweist. Nichtintervention bedeutet also im Munde dieses Systemes das Recht für Frankreich, ebenfalls nachträglich zu interveniren, sobald eine andere Großmacht in die Händel eines dritten Staates sich eingemischt hat. Man bindet allein sich selber die Hände, wie Fürst Metternich bald mit Befriedigung erkennt, man verzichtet selbst auf die Initiative, ohne anderen Mächten die Einmischung zu verwehren.

Ebenso erfolglos wirkt die Julireregierung in Spanien. Die alte Verschwägerung der bourbonischen Höfe sollte jetzt ersetzt werden durch ein edleres Band, durch die Verwandtschaft der Institutionen in den beiden illegitimen und constitutionellen Staaten; die besten Bundesgenossen für das neue Frankreich sind die freien Völker, verkündete das Pariser Cabinet. Und wirklich schien der ersehnte Bund des liberalen Westens gegründet, als Frankreich und England die Quadrupelallianz mit den beiden Königinnen der iberischen Staaten schlossen. Aber während England in seinem alten Vorwerke Portugal seine herrschende Stellung fest behauptete, gelang dem Bürgerkönige nicht, dauernden Einfluß auf das Cabinet von Madrid zu gewinnen. Er fürchtete mit gutem Grunde den reizbaren Nationalstolz der Spanier und begnügte sich darum die Carlistenbanden auf französischen Boden zu entwaffnen, die Christinos durch Kriegsvorräthe und durch eine Fremdenlegion zu unterstützen — vollauf genug, um den Ostmächten verdächtig, doch viel zu wenig, um den Spaniern unentbehrlich zu werden! Die Ränke, welche das ganze Jahrzehnt hindurch auf den Parkets des Escurial zwischen dem französischen und dem englischen Gesandten hin und her spielten, bewiesen genugsam, auf wie schwachen Füßen die gefeierte entente cordiale der Westmächte stand. In dem französischen Volke regt sich wieder der alte Haß gegen das perfide Albion so leidenschaftlich wie nur unter dem ersten Kaiserreiche, und die Freundschaft der Cabinette erleidet bald eine schwere Erschütterung durch den Gegensatz ihrer Interessen im Oriente.

Schon Ludwig XIV. hatte die Bedeutung Aegyptens für die Beherrschung des Mittelmeers wie für den indischen Verkehr erkannt und gern auf die geistreichen ägyptischen Phantasiespiele unseres Leibnitz gehört. Dann war das Land durch Bonaparte's genialen Feldzug jedem französischen Herzen theuer geworden. Der napoleonische Plan,

durch die Durchstechung der Landenge von Suez den englischen Indienfahrern den Rang abzulaufen, blieb ein Lieblingsthema der französischen Presse, zumal seit England sich in dem Felsenneste Aden ein morgenländisches Gibraltar, eine neue Etappe für seinen Seeweg geschaffen hatte. Nun begann unter Mehemed Ali's kraftvoller Herrschaft ein System der Völkerbeglückung von Oben in napoleonischem Stile; ganz Frankreich schwärmte für den aufgeklärten Despoten, in dem die altorientalische Vorliebe für französische Sitten ungewöhnlich stark sich ausprägte. Die Julireglerung will die Pforte nicht bekämpfen, aber sie vermag auch nicht der Verirrung der nationalen Phantasie Widerstand zu leisten, und ihr fehlt der Muth für den kühnen Gedanken, Mehemed Ali nach Stambul zu führen, das wankende Osmanenreich durch einen begabten Hausmayer neu zu kräftigen. So verliert sie sich denn gedankenlos auf einen abschüssigen Weg, dahin das lauernde Rußland sie längst locken wollte; sie schwächt die Pforte und verfeindet sich mit England, indem sie den meuterischen Vasallen gegen seinen Sultan unterstützt — durch treulose Mittel, die solcher Staatsmänner würdig waren — und steht plötzlich isolirt der einmüthigen Coalition der vier Mächte gegenüber.

Damals, in dem kritischen Augenblicke des Julikönigthums, trat grell zu Tage, daß ein Menschenalter parlamentarischer Regierung nicht vermocht hatte, die gesunde Mäßigung freier Völker auf diesem Boden großzuziehen. Das ganze Land hallt wieder von rohem und wüstem Kriegsgeschrei, der Minister Thiers poltert und lärmt mit den Schlagworten des Jacobinerclubs, selbst der König droht in Augenblicken des Zornes die rothe Mütze auf das Haupt zu setzen, und die deutsche Diplomatie zürnt: „1830 ist wieder am Ruder!“ Die Vereitelung seiner ägyptischen Grillen schien diesem Volke alles Ernstes ein genügender Rechtsgrund für einen frechen Raubzug gegen den Rhein. Zuletzt gewann die Friedensliebe des Bourgeoisregiments wieder die Oberhand; Guizot bewies den seltenen sittlichen Muth, der mißleiteten Leidenschaft der Nation zu trotzen. Aber die Nachgiebigkeit gegen das Ausland, verständig an sich, erschien nach den übermüthigen Drohungen der jüngsten Monate als eine schimpfliche Niederlage. Frankreichs Einfluß im Oriente war für ein volles Jahrzehnt vernichtet; England herrschte in Stambul, befehdet von russischen Ränken, desgleichen in Innerasien waren es England und Rußland allein, die den welthistorischen Kampf um die Beherrschung des Morgenlandes führten.

In Deutschland bewirkte das Toben der französischen Kriegspartei, was die Vernunftgründe besonnener Patrioten nicht vermocht hatten: unsere Liberalen begannen sich abzuwenden von den gallischen Götzenbildern, der Geist von 1813 ward wieder rege auch in den nichtpreußischen Gebieten. Das stolze England wußte den Hohn gegen das gedemüthigte Nachbarreich so wenig zu verbergen, daß ein Jahr später Lord Palmerston eine rein französische Angelegenheit, die Colonialpolitik in Algier, mit unerhört rücksichtslosen Worten öffentlich brandmarken konnte; und doch lagen von der französischen Herrschsucht zu viele Proben vor, als daß der Geist des Vertrauens in die nothdürftig wiederhergestellte entente cordiale der Westmächte jemals hätte einziehen können. Verhängnißvoller ward die Zerüttung des inneren Friedens. Man hatte so fest darauf gebaut, daß England niemals schlagen, niemals die constitutionelle Allianz aufgeben werde. Als dennoch die Niederlage erfolgte, da war das neue „Ministerium des Auslandes“ von vornherein gerichtet, jedes sittlichen Ansehens baar. „England beherrscht uns — die Verschwörung der Mächte verschließt uns den Orient — die Politik des Cabinets jagt uns die Schamröthe in's Gesicht“ — solche Schlagworte füllen fortan die Spalten auch der gemäßigten Presse. Mit krankhafter Reizbarkeit ergreift die Nation jede auswärtige Verwickelung. Selbst die paradiesische Südseekönigin Pomare gilt der Opposition als ein nationales Heiligthum, und die trockene Geschäftsfrage, wem das Recht die Sklavenschiffe zu visitiren zustehe, erregt einen solchen Sturm, daß die Wähler im Jahre 1842 unter dem Rufe pas de droit de visite! an die Urne ziehen und der bereits abgeschlossene Vertrag, welcher den englischen Kreuzern das Durchsuchungsrecht einräumte, rückgängig gemacht werden muß.

Ganz grundlos in der That war dies Mißtrauen nicht. Immer tiefer versinkt das Cabinet in reactionäre Anschauungen, immer brünstiger betheuert Guizot dem k. k. Staatskanzler den streng conservativen Charakter seiner Staatskunst — während gleichzeitig seine ministeriellen Blätter den Parisern verkünden, auf der Allianz der Westmächte beruhe die Zukunft des Liberalismus. Wo immer in diesen vierziger Jahren eine neue freiere politische Gestaltung sich an's Licht empordrängt, da steht Frankreich klein und neidisch auf der Seite der alten Unordnung. In Italien beginnt jene große Bewegung, welche unfehlbar zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft führen mußte. Guizot

aber ermuntert den neuen Papst zu liberalen Reformen, sendet Flinten für die römische Nationalgarde und — zieht zur selben Zeit zum Schutze des weltlichen Papstthums in Südfrankreich jenes Heer zusammen, welches unter der Republik wirklich auf dem Janiculus gekämpft hat. Er beschwört die Reformpartei, der Bewegung einen römischen, toscanischen, piemontesischen Charakter zu bewahren, denn eine italienische Frage wäre die Revolution! Und hätte Guizot nur mindestens den föderalistischen Ideen seines Gesandten Rossi gehuldigt, deren Unhaltbarkeit damals noch keineswegs erwiesen war! Aber der starre Conservative stimmte mit Mazzini darin überein, daß Italien nur die Wahl habe zwischen Oesterreich und der Anarchie. Seine officiellen Blätter redeten in den schnödesten Worten über Karl Albert von Sardinien, warnten die Höfe vor dem Ehrgeiz Piemonts, priesen Ferdinand von Neapel als den nationalsten König der Halbinsel. Der Gesandte in Turin erklärte Cäsar Balbo's maßvolle Schrift über „Italiens Hoffnungen“ für eine Beleidigung Frankreichs; und der Minister selbst ward von Cavour mit vernichtendem Spotte gegeißelt, weil er am Morgen dem Fürsten Brignole das Wohlgefallen des Bürgerkönigs über die albertinischen Reformen aussprach, um am Abend mit dem Grafen Appony über die Abenteurerpolitik der Piemontesen zu wehklagen! Im Januar 1848 erklärte Guizot, eine Verfassung für Neapel sei frühestens in zehn Jahren möglich — während in demselben Augenblicke die geängsteten Bourbonen die Charte bereits verkündigten. Durch solchen Kleinsinn der Tuilerien wurde der Turiner Hof gezwungen, das idealistische Programm l'Italia farà da sè aufzustellen und allein, mit ungleichen Kräften, den Kampf gegen Oesterreich zu beginnen. Die belebende Kraft dieser Staatskunst war auch hier der Neid, die alte unselige französische Vorliebe für die kleinen Nationalitäten der Bückeburger und Parmesanen, die vollendete Unfähigkeit die Zeichen einer großen Zeit zu verstehen.

Das erhellte noch klarer, als jetzt die Schweiz sich anschickte, der Anarchie ihres Staatenbundes, den Friedensstörungen der Ultramontanen ein Ziel zu setzen. Guizot wußte, daß Oesterreich die Augen des Pariser Cabinets von Italien hinweg auf die Schweiz abzulenken suchte, er kannte die Parteilichkeit der Berichte seines ultramontanen Gesandten. Trotzdem sah er in den Jesuiten von Luzern die Vertheidiger der Ordnung; ihm graute vor der Roheit, die den Freischaarenzügen der schweizerischen Radikalen allerdings anhaftete, ihm graute

mehr noch vor der **grande république unitaire**, die aus dieser Bewegung hervorgehen würde — als ob dies große Frankreich sich vor der Schweiz zu fürchten hätte! Er nimmt rückhaltslos die Partei des Sonderbundes, er muthet den Eidgenossen zu, die religiöse Streitfrage vor den Papst, die politische vor die Großmächte zu bringen. Er muß sich von Lord Palmerston sagen lassen, das heiße die Schweiz polonisiren, und wird schließlich auf das Lächerlichste von dem schlauen Nebenbuhler betrogen, der seinen Beitritt zu der Intervention der Großmächte so lange hinausschiebt, bis der Sonderbund in alle Winde zerstoben ist. Und an allen diesen alten Thorheiten hält der verblendete Mann noch im Jahre 1867 mit schimpflicher Unbelehrbarkeit fest, nachdem die schweizerische Revolution so segensreiche Früchte getragen und die Erfahrung zweier Jahrzehnte bewiesen hat, daß eine unitarische Partei in der Schweiz gar nicht existirte!

Das Julikönigthum hatte den mit so großem Pomp verkündeten Grundsatz der Nichtintervention kläglich fallen lassen, und dennoch irrte Guizot, wenn er wähnte, im Osten als ein Verfechter der conservativen Politik zu gelten. Als der Kölner Kirchenstreit den tiefen Gegensatz der Interessen Oesterreichs und Preußens enthüllte, da war Metternichs schwerste Sorge, Preußen möge sich mit dem Liberalismus und dem Pariser Hofe verbinden; er beeilte sich, die Tuilerien vor dem streitbaren Protestantismus des Berliner Cabinets zu warnen. Auch in jenen letzten reaktionären Jahren Ludwig Philipps kam der Staatskanzler immer wieder auf das Urtheil zurück, das er einst zu dem Gesandten v. Canitz aussprach: „diese Regierung kann niemals stark sein, sobald es sich darum handelt gegen die Revolution zu kämpfen; sie kann sich nicht auf dieselbe Linie wie wir stellen, das wäre wider die Natur.“ Daß der Bürgerkönig bei all' seiner Dienstwilligkeit die geheimen Pläne französischer Herrschsucht keineswegs aufgab, war selbst während jener Schweizerwirren durch allerlei kleine Kniffe verrathen worden, so durch den naiven Vorschlag Guizot's, man möge den Sitz der fünf Gesandtschaften und damit den Schwerpunkt der eidgenössischen Politik nach Genf verlegen. „Ueberall ist Frankreich geliebt und gefürchtet,“ jubelten Guizot's Vertheidiger; diese **politique calme et préponderante de la France** zeigte sich u. A. in dem stets vergeblich wiederholten Wunsche, einen Congreß nach Paris zu berufen, wo der Bürgerkönig als der Schiedsrichter des Welttheils erschienen wäre! Dann wurde Spanien abermals das

Land des Schicksals für ein französisches Herrscherhaus. Um einer politisch werthlosen Verschwägerung willen ward der gute Ruf des Cabinets durch häßliche Lügen unheilbar geschädigt und die Allianz der Westmächte zerstört; denn übermüthiger, rief der erzürnte Lord Palmerston, ist der französische Ehrgeiz seit dem Kaiserreiche nie hervorgetreten. Die Prahlereien der ministeriellen Presse erhärteten nur die klägliche Thatsache, daß dies revolutionäre Regiment in die Ideen altbourbonischer Familienpolitik zurückgefallen war. Wenn König Wilhelm IV. zu Anfang des Jahres 1848 den Bürgerkönig als das Schwert und den gehobenen Arm der Legitimität begrüßte, und Graf Nesselrode am Tage der Februarrevolution nach Paris schrieb: Frankreich sei im Frieden stärker geworden als im Kriege, es sehe sich geschützt durch einen Wall constitutioneller Staaten, die von seinem Geiste leben — so bestätigt der grelle Contrast dieser berechneten Lobsprüche abermals die Wahrheit: die Politik des Napoleon's des Friedens war so widerspruchsvoll wie sein Beiname selber.

Auch die einzige Gebietserwerbung, welche dem friedfertigen Könige gelang, erwies sich als ein zweifelhafter Gewinn. Die Nation sah befriedigt, wie zum ersten Male seit einem Jahrtausend dem Abendlande gelang, ein Stück afrikanischen Bodens der orientalischen Gesittung zu entreißen; Leichtblütige erkannten darin einen Schritt vorwärts zur Beherrschung des Mittelmeeres. In Wahrheit blieb das Ergebniß dürftig; die militärisch-polizeiliche Verwaltung ward hier, wo nur die freieste Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte fördern konnte, noch verderblicher als im Mutterlande; Fähigkeit zur Colonisation hatte schon das alte Frankreich allein auf dem Boden Canadas bewiesen, das neue nirgendwo. Die rauhe Schule dieser afrikanischen Kämpfe bildete freilich die Mehrzahl der namhaften Generale der Republik und des zweiten Kaiserreichs, aber sie beförderte auch jenen blutdürstigen Lanzknechtsgeist, der in Bugeaud seinen Lehrer, in Pelissier seinen rohesten Vertreter fand. Das Gemetzel in der Straße Transnonain bewies, daß die Wildheit der Soldaten sich auch gegen den Bürger kehren konnte; schon zur Zeit des Straßburger Attentats sprach Tocqueville die Besorgniß aus, ob nicht die größte Gefahr für Frankreichs Freiheit in diesem Heere schlummere. Die Juliregierung vermehrte die Armee um 100,000 Mann, sie schuf die neuen Specialwaffen der Jäger und Zuaven; an den zahlreichen neuen Festungsbauten schulten sich treffliche Ingenieure wie Marschall Niel,

und jeder Eingeweihte wußte, daß die Verstärkung und Fortbildung des Heeres dem Bürgerkönige zu allermeist am Herzen lag, daß nur deshalb die massenhaften Wälderverkäufe vorgenommen wurden. Trotzdem gelang es nur in der Marine dem persönlichen Einflusse des ritterlichen Herzogs von Joinville dynastische Gesinnung großzuziehen. Die Mehrzahl des Heeres wie des Volkes schaut kalt oder ungeduldig dem durchaus unmilitärischen Wesen dieser Regierung zu; wie in der Krisis des Jahres 1840, so bei tausend kleineren Anlässen bricht immer wieder die unersättliche Lust an kriegerischem Ruhme hervor. Als ein Offizier, dessen Knopfloch sich nach dem rothen Bändchen sehnte, das Märchen von dem großen Siege bei Masagran erfunden hatte, da ward freilich, nachdem der Betrug entdeckt war, der Schuldige in der Stille beseitigt, aber keine große Zeitung besaß den Muth die Täuschung einzugestehen: die gloire de Masagran blieb dem Ruhmescapitale der Nation erhalten, die Straßen von Masagran in Paris und Nancy stehen noch heute, und vor drei Jahren noch redete Napoleon III. die afrikanische Armee an als die Helden von Isly und Masagran!

Wie das System selber so vermochten auch die Personen seiner Träger nicht, diesem Soldatenvolke in's Herz zu wachsen. Mochten des Königs Schmeichler den Helden von Jemappes feiern, diese âme toute française, die nie das Schwert gegen Frankreich geführt — der Herzog von Chartres hatte doch die glorreichsten Tage seines Landes nicht mit seinem Volke verlebt. Es war, als ob der Instinkt der Massen etwas ahnte von der längst vergessenen Thatsache, daß dieser Schüler Dumouriez's während des Kaiserreichs mehrmals sich zum Kriegszuge gegen das Vaterland erboten hatte. Auch an den Orleans haftete etwas von dem Bourbonenfluche, ein nationaler Herrscher ist Ludwig Philipp nie gewesen. Nachdem die kleinen Künste des königlichen Regenschirmes vernutzt waren, verspottete die Presse die Person des Königs und seinen Birnenkopf mit einer erbitterten Ironie, einer Keckheit, die selbst gegen Karl X. nie gewagt worden. Das Mißtrauen der öffentlichen Meinung folgt jedem seiner Schritte, macht ihn zum unfreiesten Manne seines Volks; er wagt nicht einmal ein Opernunternehmen zu unterstützen, aus Furcht, die Nation werde gewinnsüchtige Speculation dahinter wittern. Man mag in alledem die Wildheit eines fieberischen Parteikampfes tadeln — ein rechter Franzose war dieser König nicht, der schlaue Handelsmann, der nie jung gewesen, der durch kleine feige Ränke hindurch den Weg zum Throne

geschlichen war und als König noch die alten schon dem Prinzen unziemlichen Krämerkünste übte, der mit all' seiner Welterfahrung die begeisternde Macht der Ideen nie gekannt, bei all' seiner Sanfmuth die schönste Pflicht des Königthums, die Beschützung der Bedrängten, nie begriffen hat und bei all' seiner bürgerlichen Solidität doch im Stande war zu Gaunerstreichen, wie zu jenem Wortbruche gegen den gefangenen Abdel-Kader. Selbst die Tugenden seines bürgerlich-schlichten häuslichen Lebens blieben diesem ritterlichen Volke unverständlich.

Fast noch fremder stand sein Guizot der Nation gegenüber. Geckenhafte Eitelkeit war den Franzosen geläufig und erträglich, doch nimmermehr die öde Langeweile dieser streng pedantischen Rechthaberei. Selbst wir deutschen Leser vergessen alle Achtung vor dem glänzenden wissenschaftlichen und manchem unbestreitbaren politischen Verdienste des Mannes, wenn wir hinter den volltönenden Sittensprüchen seiner Memoiren die Unredlichkeit, das heuchlerische Verschweigen entdecken, wenn wir auf jeder Seite dieser acht Bände in oder zwischen den Zeilen stets nur das Eine lesen: „ich hatte immer Recht.“ Er hatte das Haupt seines Vaters auf der Guillotine fallen sehen, dann die Menschenopfer des Kaiserreichs beklagt; seit jenen Jugenderfahrungen stand ihm fest, daß ihm beschieden sei den Kampf der Tugend gegen alle wüsten Leidenschaften zu führen. Nun rufen ihm seine Freunde jene Worte zu, die einst Pater Joseph an Richelieu richtete: l'oeusvre de V. Exc. est de rétablir le fort Estat de cette monarchie et de couper court aux mauvaises entreprises qui troublent l'esprit des hommes. Wer bliebe geduldig, wenn dieser Weiseste der Weisen die Politik der Doctrinäre erklärt als „eine Mischung von philosophischer Erhabenheit und politischer Mäßigung, die vernünftige Achtung der Rechte und der verschiedenen Thatsachen, eine zugleich neuernde und conservative Lehre, antirevolutionär ohne reactionär zu sein, bescheiden im Grunde, obgleich oft stolz in den Worten?“ Oder wenn der Minister diese Musterstaatskunst den Kammern als une politique un peu grande seulement anpreist, der Opposition versichert, ihre Vorwürfe würden sich nie zu der Höhe seiner Verachtung erheben, und dem König sein Erstaunen ausspricht über die Aehnlichkeit der Politik Washington's mit seiner eigenen? Als er nach den Februartagen mit dem flüchtigen Metternich in London zusammentrifft, und dieser nach seiner Weise bemerkt: „der Irrthum ist niemals meinem Geiste nahe

getreten," da antwortet Guizot: „ich bin glücklicher gewesen, ich habe mehrmals in meinem Leben bemerkt, daß ich mich geirrt hatte." Wir aber errathen leicht, welcher der Beiden der Dünkelhaftere war, und finden im gesammten Verlaufe der französischen Geschichte eine so maßlose pedantische Selbstgefälligkeit nur noch einmal wieder: in jenem Necker, der gleich Guizot der Haupturheber einer fürchterlichen Umwälzung, wie dieser niemals demuthsvoll an seine Brust schlug, um zu fragen, ob nicht das Gottesgericht der Geschichte auch seinen Sünden gegolten habe. Ist es zum Verwundern, daß die in all' ihren Verirrungen immer liebenswürdige Nation nur widerwillig die verhaßten Lehren des Friedens und der Ordnung aus dem niemals lächelnden Munde dieses starren und herrschsüchtigen Schulmeisters vernahm?

Wie unheimlich mußte nicht dieser weder legitimen noch glorreichen noch freien Regierung der Schatten des Imperators erscheinen! Der König zum Mindesten theilte keineswegs die Zuversicht Guizot's, der in dem Bonapartismus nur eine große Erinnerung sah, „die dem befriedigten Frankreich nichts mehr zu bieten habe." Wir schilderten oben, wie schon die Gründung dieses Systemes des Nothbehelfs durch die Angst vor kaiserlichen und republikanischen Umtrieben beschleunigt ward. In der That war zweimal während der Juliwoche von einer Handvoll Parteigänger und Veteranen ein Versuch gemacht worden das Kaiserthum auszurufen. Bald darauf, im September, legte Joseph Bonaparte öffentlich Verwahrung ein gegen die neue Dynastie und erinnerte die Julikammer daran, daß Napoleon II. durch die Deputirtenkammer auf den Thron gerufen worden. Seitdem wiederholen sich überall im Lager der Revolution die bonapartistischen Demonstrationen; die Presse der Opposition findet ein faktiöses Behagen daran, den Friedensfürsten an den Schlachtensieger zu mahnen. In den Straßen von Warschau zeigen sich kaiserliche Uniformen und der Napoleonstag wird festlich begangen. Eine Petition verlangt von den Kammern die Beisetzung des Kaisers unter der Vendomesäule, eine andere fordert die Rückberufung der verbannten Napoleoniden; dadurch ermuthigt verkündet alsbald Joseph Bonaparte in den englischen Blättern, daß der Kaiser stets die Freiheit gewollt, nur ihre Vollendung bis zur Zeit des Friedens verschoben habe.

Wie schwächlich und vereinzelt auch diese Kundgebungen blieben,

der Bürgerkönig wurde der Angst vor dem großen Todten niemals ledig. Er stand zu den Napoleoniden wie einst der Kaiser zu den Bourbonen. Sein mißtrauisches Verhalten zu der Revolution in der Romagna ward ihm nicht blos durch seine thatlose Friedensliebe aufgedrängt, sondern mehr noch durch die Furcht vor den jungen bonapartischen Prinzen, die „ihren erobernden Namen" zu dem Aufstande gesellten. Als darauf Hortensia mit dem geretteten Sohne durch Paris kommt, gestattet der König der Prinzessin, die sich einst unter dem Kaiserreiche gütig für ihn verwendet hatte, allerdings einen Besuch; aber die Unterredung wird selbst vor der französischen Diplomatie geheim gehalten, und kaum lassen sich an der Vendomesäule einige verdächtige Rufe hören, so müssen die gefährlichen Gäste das Land verlassen. Sobald in Belgien der Plan auftaucht einen Leuchtenberg auf den neuen Thron zu rufen, wird der Bürgerkönig durch die Angst zu einem kühnen Schritte getrieben; er läßt in Brüssel unter der Hand mittheilen, daß er die Erhebung seines Sohnes Nemours gern sehen werde. Nachdem durch diesen Schachzug die Candidatur des Napoleoniden beseitigt ist, fällt die Bourgeoispolitik wieder in die gewohnte Unfruchtbarkeit zurück und verzichtet hochherzig auf die Erhöhung ihres Prinzen. Wir erwähnten schon, wie die Sorge vor dem Flüchtling Ludwig Bonaparte dem Beschützer der polnischen Flüchtlinge sogar eine Kriegsdrohung gegen die Schweiz erpreßte. Minder bekannt ist, daß auch die innere Politik des Königs durch ähnliche Besorgnisse mitbestimmt ward. Mit auffälliger Beflissenheit ließ Graf Molé schon im September 1830 in Wien erklären, sein König werde die Verbannung der Napoleoniden aufrechterhalten, und der neue Gesandte Graf Belliard verlangte, kaum an der Donau eingetroffen, mit Marie Louise und dem Herzog von Reichstadt zu sprechen — „welcher ziemlich indiscrete Wunsch ihm natürlich abgeschlagen wurde." Seitdem kannte Fürst Metternich die schwächste Seite der Julireqierung. Er hatte selbst so oft vor dem jungen Napoleon gezittert, jetzt wollte er ihn „als eine Waffe benutzen, um gewisse Parteien in Frankreich zur Ruhe zu bringen."*) Wie sich von selbst

*) Diese Absicht äußerte Fürst Metternich gegen den preußischen Gesandten Freiherrn v. Maltzahn (dessen Bericht vom 5. Sept. 1830. Hds.). Daß die Drohung wirklich ausgesprochen wurde, meldet der piemontesische Gesandte Graf Pralormo (dessen Bericht vom 13. März 1831 bei Bianchi, storia documentata della diplomazia europea in Italia. III. 345.)

versteht, hat der ängstliche Staatsmann niemals im Ernst beabsichtigt, den jungen Despoten durch österreichische Bajonette nach Paris zu führen. Aber die Drohung wirkte; mit heiligem Eifer sorgte das Ministerium Perier für die Herstellung der „Ordnung.“

Der König empfand, wie wenig sein nüchternes Regiment dem Volke von jener Begeisterung bieten konnte, deren jede Regierung bedarf. In solcher Verlegenheit verfällt er auf ein sonderbares Mittel, das, trivial wie es ist, sich nur mit ironischen Worten schildern läßt: er pflegt grundsätzlich die napoleonischen Erinnerungen, er versucht den kriegerischen Ehrgeiz der Nation auf homöopathischem Wege zu heilen. Wenn aber vordem die Bourbonen durch ihre Verfolgungssucht die napoleonische Legende nur gefördert hatten, so blieb es vollends unmöglich den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Die Vendomesäule wird wieder mit der Bildsäule des Kaisers geschmückt, das Denkmal der großen Armee in Boulogne wird vollendet. Der Triumphbogen auf dem Carrousel-Platze erhält seine Reliefs zur Erinnerung an den glänzendsten Feldzug des Imperators. Auf den elysäischen Feldern wird der gewaltige Sternenbogen ausgebaut und mit jenen Bildwerken bedeckt, die eine Welt der Kriege dem Beschauer vorführen. Dies unbedachte Spiel mit dem Feuer nennt der Bonapartismus heute **les actes réparateurs.** Auch wo der König allen Parteien gerecht zu werden trachtet, fördert sein Mäcenatenthum allein den kriegerischen Ehrgeiz des Volkes. **À toutes les gloires de la France** lautet die Inschrift über jener historischen Gemäldesammlung in Versailles, die der königliche Geschichtsfreund mit schönem Eifer vollendet. Wer aber diese unendlichen Säle durchwandert hat und dann wirbelnden Kopfes zurückdenkt an all' den Pulverdampf und Schwerterglanz, an die Sturmcolonnen und Handgemenge, die zerschrotenen Leiber und stampfenden Hufe, die aus den tausend Rahmen uns entgegenleuchteten, dem wird zu Muthe, als ob es in Frankreich nur Einen Ruhm gäbe: den Ruhm des Kriegers. Der Krieg ist ein Liebling der Kunst. Die langweiligen Staatsactionen der Krönungen und Verfassungsverleihungen verschwinden schier neben der glühenden Lebenswahrheit jener Schlachtenbilder Horace Vernet's, die wie eine gemalte Marseillaise den Beschauer packen. Schauet sie an, die kaiserlichen Soldaten, wie sie Sonntags schnatternd und aufgeregt vor den algerischen Bildern stehen! Jener friedliche Bürgersinn, dessen das Julikönigthum bedurfte, ward durch dies Schlachtenmuseum wahrhaftig nicht geweckt.

Selber ein Bewunderer des Kaiserreichs, sieht sich der König schon durch die Feindschaft der Bourbonen gezwungen, die Männer der kaiserlichen Zeit zu begünstigen. Er beruft in seinen Rath Montalivet, den Sohn des napoleonischen Ministers, und Molé, den kaiserlichen Großwürdenträger, der nie aufhörte, das Kaiserreich als den Triumph der Ideen von 89 zu bewundern, desgleichen Soult, denn il me faut une grande épée! Sogar jener Marschall Clauzel, in dem sich der gesetzlose Lanzknechtsgeist der napoleonischen Tage so recht verkörperte, soll sich in die Rolle eines parlamentarischen Ministers finden. Gerard und Lobau erhalten den Marschallsstab, den ihnen der Verbannte von St. Helena zugedacht hatte. Gerade dies Wiederauftauchen der napoleonischen Namen vermehrte Anfangs an den Höfen des Ostens die Sorge, bevor man die Schwäche des Bürgerkönigthums durchschaut hatte. Wer das häusliche Leben der Männer von St. Helena näher kennt, wer da weiß, wie ihre Frauen vor dem Bilde des Kaisers buchstäblich beteten, die Töchter ungescheut ihrer napoleonischen Abstammung sich rühmten, dem bleibt unfaßbar, wie ein Orleans hoffen mochte, in diesen Kreisen jemals treue Anhänger zu finden. Selbst Guizot erschrak und der Schalk Palmerston vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken, als der König das englische Cabinet um die Auslieferung der kaiserlichen Leiche bitten ließ. Der Enkel des Philipp Egalité führte die Asche des Imperators zurück nach den Ufern der Seine, wo der Verbannte zu ruhen gewünscht hatte. Hunderttausende bedeckten schweigend, dichtgedrängt in der Winterkälte, die weite Straße von Neuilly nach Paris, und noch einmal erstand aus dem Grabe die Herrlichkeit einziger Tage. Neben dem Sarge des Kaisers schritten die Männer von St. Helena einher, die Gourgaud, Bertrand, Las Casas, die verschlissenen Röcke der Veteranen überstrahlten die goldenen Kleider der Mächtigen der kleinen Gegenwart, und die Geschütze der napoleonischen Trophäenbatterie begrüßten mit ihrem Donner den Kaiser, da er einzog bei seinen Invaliden. Am selben Abend schrieb Guizot befriedigt an Graf Mounier: es war ein bloßes Schauspiel! Und der Minister Du Chatel hatte schon früher die entsetzliche Verblendung des Systemes in den Worten zusammengefaßt: „Dieser neuen Monarchie, die zuerst die ganze Macht und alle Wünsche der Revolution vereinigt und erfüllt hat, ihr gebührt es fürwahr, die Bildsäule und das Grab eines volksthümlichen Helden zu errichten und furchtlos zu ehren. Denn Eines nur giebt es, ein Einziges, was die Vergleichung mit dem Ruhme

nicht zu scheuen braucht: es ist die Freiheit." O gewiß, nur die Freiheit hatte diesen Schatten nicht zu fürchten!

Unterdessen war der Herzog von Reichstadt gestorben. Vergeblich hatte sich nach den Julitagen die Marchesa Napoleona Camerata nach Wien begeben; sie wollte den Sohn des Kaisers beschwören, daß er sich aufwerfe zum Führer des revolutionären Frankreichs — „bei dem Gedanken an jenen Todeskampf, wodurch die Fürsten Europas seinen Vater büßen ließen für das Verbrechen, allzu großmüthig gegen sie gewesen zu sein." Das Wiener Cabinet wies die Schwärmerin aus, und bei dem jungen Legitimisten des Hauses Bonaparte hätte sie nimmermehr Gehör gefunden. Den hatte von allen Schreckenskunden dieser gährenden Tage keine so mächtig erschüttert wie die Nachricht, daß seine Mutter vor der Revolution aus Parma habe fliehen müssen. Weinend war er vor seinen Großvater getreten: er wolle ausziehen, mit österreichischen Truppen die letzte Scholle Landes, die noch den Napoleons gehöre, zurückzuerobern. Der Kaiser wies ihn ab, der Prinz starb im Elend, und das Buch des Legitimisten Montbel schilderte den Franzosen das erschütternde Unglück dieses jungen Lebens. Zu derselben Zeit aber, da Napoleon II. für seine Mutter kämpfen wollte, erhoben die Söhne Hortensia's das Banner der italienischen Tricolore. Ihnen galt Marie Louise nur als die treulose Oesterreicherin. Prinz Ludwig forderte den Papst auf, seine weltliche Herrschaft niederzulegen, und jetzt zum ersten Male kreuzte sich sein Lebensweg mit dem Pius' des Neunten: der junge Bischof Mastai-Ferretti hielt den Freischaaren muthig Stand. Die Bewegung ward geworfen, der ältere der Prinzen von einer raschen Krankheit hinweggerafft. Der jüngere Bruder flüchtet, er eilt dem polnischen Aufstande zu Hülfe, aber unterwegs trifft ihn die Nachricht von dem Falle Warschaus. Jetzt, nach dem Tode des Bruders und des Vetters, gilt er den Bonapartisten als der legitime Erbe des kaiserlichen Thrones; er nimmt den Namen Napoleon an — „eine schwere Last, gesteht er selber, aber ich werde sie zu tragen wissen!" Sein Ehrgeiz wird von den Bahnen des weltbürgerlichen Radikalismus hinweg auf Frankreich gelenkt; doch er hütet sich wohl das despotische Gebahren seines Vetters wieder aufzunehmen. Der Bonapartismus wirkt fortan sechszehn Jahre lang durch demagogische Mittel als ein Bundesgenosse der Revolution.

Prinz Ludwig hatte schon mit etwas hellerem Bewußtsein als sein unglücklicher Vetter die letzten Zeiten des Kaiserreichs durchlebt; er saß mit seiner Mutter hinter dem Kaiser, als auf dem Maifelde während der hundert Tage das letzte große Prunkstück des Kaiserreichs aufgeführt ward. Dann gewöhnte ihn ein unstätes Flüchtlingsleben früh an wirthschaftliche Verlegenheiten, an die Kunst des Schuldenmachens. Ein cynisches Urtheil über den Menschen drängte sich dem jungen Manne auf, der von Kindesbeinen an die durch Untreue und Widerwillen zerrüttete Ehe der Eltern beobachten mußte. Ganz gemüthlos war dies Jugendleben darum doch nicht; die Zärtlichkeit einer geistvollen und bei all' ihrer Sittenlosigkeit hochherzigen, von glühender Begeisterung für das Kaiserthum erfüllten Mutter wachte über dem Knaben. Der Mutter dankte er, wie die meisten bedeutenden Männer, den schönsten Inhalt seines Lebens. In schneidendem Gegensatze zu dem napoleonischen Ungestüm des Herzogs von Reichstadt offenbart dieser Prinz bald ein phlegmatisches Wesen, als ob holländisches Blut in seinen Adern flösse; und eben dies unfranzösische Temperament, das tiefe nachhaltige Leidenschaften keineswegs ausschließt, hat ihn befähigt, die französische Nation wie eine fremde unbefangen zu beobachten. Auf der Augsburger Gelehrtenschule tritt ihm der Idealismus unserer klassischen Erziehung entgegen; aber in seiner kühlen Natur liegt nichts von jener glühenden Phantasie, die einst den Oheim unwiderstehlich hinzog zu den Helden des Plutarch. Er lernte das Alterthum kennen, wie er Alles lernte, mit langsamer, aber starker und sicherer Auffassung; er hat als Mann dilettantische Schriften über die alte Geschichte geschaffen, da die Verehrung der Cäsaren einen Glaubenssatz seines politischen Systems bildet. Wahrhaft einzudringen in den Geist des Alterthums, die göttlichen Mächte in der Geschichte recht zu verstehen, gelang ihm doch niemals. Er blieb von Anbeginn ein einseitig moderner Mensch, die beste Kraft seines Geistes den exacten Wissenschaften, der Beobachtung der Gegenwart zugewendet.

Schlichten, gradsinnigen Naturen, wie dem wackeren Bischof Wessenberg, ward leicht unheimlich in der Nähe des verschlossenen jungen Mannes. Wer tiefer blickte, wie General Dufour, erkannte hinter dem ruhigen, sanften Betragen die eiserne Beharrlichkeit; und bald sollte sich erproben, daß der Prinz wirklich war, was sein Oheim einen homme carré nannte, daß die Kühnheit seiner Entwürfe mit der Kraft seines Willens im Gleichgewichte stand. Frühe schon hatte er gelernt,

ruhig von allen Seiten her Rath zu hören und zuletzt nach eigenem Ermessen sich zu entscheiden. Wenn die ängstliche Mutter versuchte ihm seine Pläne zu stören, dann zeigte sich der liebevolle Sohn als der doux entêté. Vergeblich mahnte sie ihn, nicht als ein Abenteurer zu beginnen, sondern zu harren auf den Ruf des Volkswillens, wie der Oheim, und dann Ordnung zu stiften mit seinem magischen Namen. Ein fatalistischer Glaube an seinen Stern, mächtig wie eine fixe Idee, hatte sich dieses nüchternen Kopfes bemächtigt. Ungeduldiger Ehrgeiz warf ihn kopfüber in die Revolution der Romagna; prahlerisch genug zog der junge Fant einher auf dem mit grünweißrother Schabracke bedeckten Rosse und redete drohend von der unüberwindlichen Macht, die hinter ihm stehe. Dann begann er während jenes geheimnißvollen Aufenthaltes in Paris sogleich eine Verschwörung anzuzetteln — so versichert wenigstens auf das Feierlichste der Herzog von Aumale — und lernte dabei die Schwäche des neuen Regiments verachten. Seine Mutter weigerte sich, durch die Ablegung ihres großen Namens den freien Aufenthalt des Sohnes in Frankreich zu erkaufen. Noch ein kurzes Verweilen in Boulogne, ein Blick von der Napoleonssäule auf jene Felder, wo einst das Heer von Austerlitz sich versammelt hatte, und man war wieder in der Verbannung. Auch auf den stillen Arenenberg reichten die Fäden der demokratischen Propaganda. Der Prinz stand im Verkehr mit polnischen Flüchtlingen, in deren Reihen sein Verwandter Walewski soeben gekämpft hatte. Er war „stolz darauf zu den Verbannten zu zählen, denn das Loos aller edlen Seelen ist heute das Exil," er trug sich mit philhellenischen Träumen und jubelte jeder Bewegung zu, welche die Verträge von 1815 zu zerreißen drohte. Dann und wann kam auch ein Unzufriedener aus Paris herüber, und verheißungsvoll klang dem Napoleoniden der Gruß, den der greise Chateaubriand ihm entgegenrief: „die Vergangenheit kommt, um die Zukunft zu begrüßen."

Der Prinz hat immer verstanden treue Freunde sich zu erwerben, seine Umgebung in blinder Unterwürfigkeit an sich zu fesseln, und das Glück führte ihm jetzt den zuverlässigsten und ergebensten Genossen zu, Fialin Persigny. Um unseren Lesern anschaulich zu machen, in welchem Stile der Bonapartismus heute seine Mythenbildung treibt, sei hier die erhebende Geschichte erwähnt, wie dieser Saulus zum napoleonischen Paulus ward. Herr Joseph de la Roa hat in seiner officiösen Biographie des Herzogs von Persigny die Wundermäre zuerst berichtet, und

Herr Veron erzählt sie mit pflichtschuldiger Rührung nach. Der junge Wildfang, der es in der Friedensarmee des Bürgerkönigs nicht ausgehalten, lernt irgendwo auf einer Reise durch Schwaben eine Dame kennen und verabredet mit ihr ein Stelldichein in Ludwigsburg. Als er liebestrunken am bestimmten Tage hinübereilt, da schwenkt plötzlich sein schwäbischer Kutscher in hellem Jubel den Hut und ruft — natürlich auf französisch: — vive Napoléon! Ein würtembergischer Cadet mit napoleonischen Zügen, der heutige Prinz Napoleon, war eben vorbeigefahren. Der Ruf trifft den Träumer wie ein Donnerschlag. „Wie? fragt er sich — diese schwäbischen Barbaren jubeln dem Namen des Kaisers zu — und wir Franzosen?!" — Vergessen sind das Stelldichein und die Schäferstunden; brütend und träumend verbringt er die Nacht im Freien. Als der Tag graut, ist sein Entschluß gefaßt: er will der Loyola der napoleonischen Religion werden. Genug der Narrheit. Gewiß bleibt, daß der junge Mann fortan mit der Leidenschaft und Hartnäckigkeit eines Fanatikers an der Herstellung des Kaiserthums arbeitete. Er gründet eine bonapartistische Revue, die es nur zu einmaligem Erscheinen bringt, er legt dem Exkönig Joseph eine Denkschrift vor über die Erneuerung der bonapartistischen Partei und findet nur laue Ermuthigung, bei Ludwig von Holland gar eine kühle Abfertigung. Endlich eilt er auf den Arenenberg: rasch verständigen sich die beiden Gesinnungsgenossen und brüten nun selbander über dem tollen Gedanken des Straßburger Handstreiches.

Der Neffe führte gern die Lehre des Oheims im Munde: „bei jedem Unternehmen soll man ein Drittheil dem Zufalle, zwei Drittel der Vernunft überlassen;" sie zu befolgen verstand er noch nicht. Ob der Prinz ahnte, daß er in Paris am Allerwenigsten auf Anhänger rechnen könne? Oder blendete ihn der glänzende Ausnahmefall der hundert Tage? Genug, er erdreistete sich, in diesem centralisirten Lande eine Staatsumwälzung von der Provinz aus zu beginnen. Das vierte Artillerieregiment hatte einst zu Toulon den jungen Ruhm seines Hauptmannes Bonaparte mit begründet und während der hundert Tage in Grenoble das Signal gegeben zum Abfall des Heeres von den Bourbonen. Der Prinz bedachte nicht, daß diese alten Erinnerungen der Truppe nicht eben so glühend vor der Seele stehen müßten wie ihm selber: er wähnte, schon das Erscheinen im kaiserlichen Rocke werde die Kanoniere ihrem Eide abtrünnig machen. Der tollkühne Streich nahm ein klägliches Ende, aber die Höfe von Berlin und Wien zitterten in

athemlosem Schrecken. Denn gleichzeitig ward unter den Husaren in Vendome ein republikanisches Complott entdeckt, das dem Prinzen schwerlich unbekannt war; und die elsasser Geschworenen sprachen unter dem donnernden Beifall der Hörer die Mitverschworenen des Prätendenten frei. Der Gleichheitsfanatismus dieses Volks fand den Eidbruch der Jury lobenswerth, da ja der Hauptschuldige begnadigt ward. Im Uebrigen schaute die Masse dem Attentate mit einer Gleichgiltigkeit zu, welche den Prinzen, wenn er schärfer nachsann, eher anspornen als entmuthigen mußte; unter einer im Volke wurzelnden Regierung hätte eine so frivole, so zuchtlose Verschwörung einen Sturm der Entrüstung erregt.

Der Gefangene sendet in schwacher Stunde einen demüthigen Brief an Ludwig Philipp, und in der Einsamkeit der Haft regt sich ihm noch einmal ein sentimentaler Nachklang aus der deutschen Schulzeit. Er übersetzt Schiller's Ideale: „ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn (Louis Philipp's) entweiht.“ Bekehrt ist er nicht; „ich bleibe bei meinem Glauben, schreibt er der Mutter, und kümmere mich nicht um das Pöbelgeschrei.“ Und Persigny verkündet trotzig, Frankreich werde dereinst bereuen, daß es den Ruf der Napoleon's überhört habe. Der Prinz wird aus der Haft entlassen unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandere. Nach kurzer Frist kehrt er trotzdem in die Schweiz zurück. Da nun die Julireregierung drohend seine Entfernung verlangt, so wartet er gemächlich ab, bis die unverständige Angst der Bourgeois seinem Namen wieder einigen Glanz verliehen hat, und erklärt endlich pathetisch den Eidgenossen, er wolle nicht durch längeres Verweilen die Sicherheit seiner zweiten Heimath gefährden. Dann wendet er sich nach England, theilt seine Zeit zwischen ernster Arbeit und leichtem Genuß und läuft Gefahr, in die Nichtigkeit des gemeinen Abenteurerlebens zu versinken. Seine Umgebung redet in der Theaterloge mit vorlauter Prahlerei von der großen Zukunft des Prinzen. Selbst mit dem tollen Karl von Braunschweig wird eine verzweifelte Verbindung angezettelt, und auf dem Turniere des Tory-Adels zu Eglinton erscheint der Prätendent in sinnvoller Maske als Wilhelm III. von Oranien.

Als die Orleans den Sarg des Kaisers zurückführen wollen, legen der Prinz und sein Oheim Joseph öffentlich Verwahrung ein: einem Glücklichen von Waterloo gezieme nicht den Degen des Besiegten in die Hand zu nehmen. Die napoleonische Begeisterung, die durch das Land

geht, ermuthigt den Prinzen zu einem neuen Attentate. Er wagt die Landung in Boulogne und nun in der That scheint er untergehen zu müssen unter dem Gelächter der Welt. Denn welch' eine Posse: dieser lebende Adler, der, sinnreich abgerichtet in feierlicher Stunde auf das Haupt des Imperators herabzuschweben, jetzt an Bord des Kaiserschiffes aufgefangen wird! Und welch' ein hochkomischer Contrast: der Erbe Napoleon's triefend aus dem Wasser gezogen und von den Nationalgardisten gefangen, in demselben Augenblicke, da die Belle Poule den Herzog von Joinville mit der Asche des Kaisers durch den Ocean führt! Aber selbst dieser Fluch des Lächerlichen, der in Frankreich verderblicher wirkt als irgendwo, vermag den Prätendenten nicht zu entmuthigen, der unbeirrt vor den Schranken der Pairskammer verkündet: „Ich vertrete vor Ihnen ein Princip, eine Institution und eine Niederlage. Das Princip ist die Volkssouveränität, die Institution ist das Kaiserreich, die Niederlage ist Waterloo. Das Princip haben Sie anerkannt, dem Kaiserreiche haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen. Es besteht kein Gegensatz zwischen Ihnen und mir." Wenn der König den unverbesserlichen Verschwörer jetzt nach Ham führen ließ, so war das freilich ein Schritt der Nothwehr, aber wahrhaftig weder hochherzig noch ein Zeichen der Kraft, wie Berryer in seiner Vertheidigung treffend bemerkte. Die Wohlthat der französischen Gesetze war dem ohne eigene Schuld von Kindheit auf Verbannten nie zu Theil geworden, nur ihre Härte sollte er fühlen. Abermals hatten die Orleans die Augen der Welt auf den Prätendenten gelenkt. Während der Prinz in der Haft eine stille Zeit der Sammlung verbringt, die er selber als seine Lehrjahre auf der Universität Ham feiert, giebt er den Kampf nicht auf: er schreibt [illegible] Artikel in das neue journal de l'empire, den Progrès du Pas de Calais. Unterdessen benutzt die [illegible] den [illegible] für ihre faktiösen Angriffe. [illegible] Dulbergestalt am Gitterfenster [illegible] Emil Girardin, die [illegible] eine abenteuerliche Flucht seinen Namen nochmals auf alle [illegible]

Auf solche Weise [illegible] hafter Gewinn. Der Prinz [illegible] ein Narr. Wer mit so [illegible] Plan wieder und wieder versuchte, der mußte [illegible] — oder ein ungewöhnlicher Charakter, und die [illegible] der Welt [illegible]

es jederzeit bequemer das Räthselhafte mit Spott abzufertigen. Der anspruchsvolle Name des Prinzen stand in lächerlichem Mißverhältnisse zu seinen Leistungen, und jener klägliche Brief, welchen der alte König Ludwig an Ludwig Philipp richtete, um den jeune étourdi zu entschuldigen, konnte das Ansehen des Sohnes nicht steigern. Die Schriften des Prinzen waren den Meisten unbekannt; wer sie zur Hand nahm, legte sie rasch hinweg, denn während die gesammte Publicistik um die Fragen des parlamentarischen Staates sich bewegte, ward hier ein Standpunkt außerhalb aller Parteien vertheidigt. Solche Auflehnung gegen die Durchschnittsbildung des Augenblicks wird in der modernen Welt regelmäßig durch schweigende Mißachtung bestraft.

Uns, die wir heute die Schriften des Prinzen minder befangen überblicken, erscheint schier unbegreiflich, wie man diesen Autor jemals mißachten konnte. Denn sie entsprechen nicht nur keineswegs den Erwartungen, die man gemeinhin den literarischen Sünden eines Prinzen entgegenbringt, sie verdienen schlechthin einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Publicistik. Nicht ein geistreicher, aber ein eminent praktischer Kopf, nüchtern und sicher im Beobachten, fest und selbständig im Urtheilen, hat sie geschaffen. Auch die Darstellung ist klar und bündig, von echt französischer netteté; der Prinz weiß seine Leser rasch zu orientiren, allen seinen Sätzen eine praktische Spitze zu geben. Der Ideenreichthum, das Pathos der Wahrhaftigkeit, die Macht der Phantasie, die den Historiker machen, sind ihm versagt, doch er versteht vortrefflich, in discussiver Darstellung, mit Gewandtheit und ohne Gewissensbedenken, die historischen Voraussetzungen der Gegenwart für seine Zwecke sich zurecht zu legen. Kurz, er zeigt sich als ein begabter Journalist; und wer da wußte, daß diese Schriften nicht literarisch etwas bedeuten, sondern das Programm einer praktischen Staatskunst bilden sollten, der mußte bei einiger Unbefangenheit bekennen, daß hier ein ungewöhnliches staatsmännisches Talent sich offenbare.

Als Ludwig Bonaparte den Präsidentenstuhl bestieg, pflegten ihn Herr Thiers und Genossen mit zudringlichen Rathschlägen zu bestürmen, denn er kenne ja Frankreich gar nicht. Wunderliche Eitelkeit! Der Verbannte hatte aus der Fremde sein Land weit schärfer und richtiger beobachtet als die Redner der Bourgeoisie daheim. Während die gesinnungstüchtige Presse die Monarchie nur aus christlichem Mitgefühl als ein letztes Zugeständniß an veraltete Vorurtheile vorläufig

dulden wollte, sagt der Prinz sicher und schneidend: „eine Monarchie von acht Jahrhunderten wird nicht durch die Stürme weniger Jahre in eine Republik verwandelt.“ Wie einst Mirabeau scharfblickend gemeint hatte, ein Richelieu würde seine Freude haben an der Beseitigung der feudalen Gesellschaft, so begreift auch der Napoleonide, daß eine starke monarchische Gewalt durch die Nivellirung der Gesellschaft gefördert und gefordert werde. Die Republik bedürfe der Aristokratie, unsere demokratische Gesellschaft verlange nach einer Krone. Er sieht nach dem Untergange der alten Stände die Nation zu Sandkörnern zerrieben, zu Sandkörnern, welche, durch eine machtvolle Staatsgewalt zusammengehalten, einen unerschütterlichen Fels bilden können, aber vereinzelt nur Staub sind. Damit ist der Lieblingssatz der Napoleon's ausgesprochen, eine Metapher, die tausendmal umschrieben in allen Schriften des Bonapartismus ebenso oft und ebenso bedeutsam wiederkehrt, wie in den Briefen Metternich's das Bild von dem brennenden Nachbarhause, das ich löschen muß, will ich nicht selbst zu Grunde gehen. Derweil die alleinseligmachende Lehre des Parlamentarismus alle Köpfe beschäftigt, erkennt der Prinz sogleich, daß Frankreich seit fünfzig Jahren vorwärtsschreite allein kraft jener Institutionen, die sein Kaiser ihm gegeben. Das parlamentarische System findet in Frankreich keinen Rückhalt an einem starken gesetzlichen Sinne, einer unerschütterlichen Liebe zur persönlichen Freiheit: man werfe einen französischen Bürger willkürlich in den Kerker, und die öffentliche Stimme wird ruhig bleiben, so lange nicht die Parteileidenschaften des Tages berührt werden. Gleichheit ist dem Franzosen das höchste politische Gut; in Zeiten der Gährung muß die Nation durch Waffengetöse und Kriegsruhm beschwichtigt werden. Man sieht, dieser Staatsmann denkt klein, fast cynisch niedrig von seiner Nation; aber die Schattenseiten ihrer Bildung hat er klar durchschaut.

In diese zersetzte, nach Ordnung verlangende Gesellschaft tritt der Prinz mit dem unerschütterlichen Glauben, daß hier allein die populäre Tyrannis frommen könne, sie allein legitim sei. Wie weiland der erwählte Kaiser seine Deputirten anherrschte: „ich habe einen Rechtstitel, ihr habt keinen!“ — so sagt der Neffe: „der Erbe einer von vier Millionen gewählten Regierung kann einem von 200 Deputirten gewählten Könige sich nicht beugen.“ Inmitten einer von tausend skeptischen Zweifeln gepeinigten Welt wandelt der Napoleonide mit der Sicherheit des Traumgängers. Er glaubt an sich und an den

militärischen Absolutismus, dem er den Namen der napoleonischen Idee verleiht. Diese Idee wird aus der Asche auferstehen nach einem göttlichen Vorbilde; der politische Glaube hat wie der religiöse seine Märtyrer gehabt, er wird, wie dieser, seine Apostel und sein Reich haben. Er wird, wie der heilige Remigius zu dem Frankenkönig, einst zu den Franzosen sprechen: nieder mit dem Haupt, Sicamber! Verbrenne was Du verehrt und verehre was Du verbrannt hast! — Der Prinz lebt und webt in diesem Ideenkreise; wenn er auf den Kaiser zu reden kommt, so ist es oft, als ob eine Hallucination dieses nüchternen Hirnes sich bemächtige. Da jener Leichenzug von Neuilly nach Paris zieht, richtet der Neffe aus seiner Haft einen Brief an den Oheim. Er redet zu ihm wie zu einem Lebenden, nennt ihn Sire und vous; er schildert die Mächtigen des Tages, wie sie dem Helden huldigen, doch im Stillen beten: „Gott erweck' ihn nicht," wie sie die junge Armee versammeln, doch ihr zurufen: „kreuzt die Arme!" — wie sie die Tricolore erneuert haben, doch nicht die Adler, den Todten ehren, doch seinen Erben in den Kerker werfen, und sieht zuletzt den Kaiser sich tröstend zu dem Neffen neigen: „Du leidest für mich, ich bin mit Dir zufrieden!"

Der Prätendent wird durch seine Lage gezwungen sich den Anschein zu geben, als ob er vor dem Kaiser in blinder, urtheilsloser Bewunderung ersterbe. Die plumpsten Märchen der napoleonischen Mythologie werden getreulich wiederholt, denn dieser Cyniker weiß, daß eine hartnäckig nachgesprochene Lüge von dem gedankenlosen Haufen zuletzt geglaubt wird. Den Völkern an der Donau und der Spree sagt er vorher, daß sie einst den mit Undank belohnten Wohlthäter anbeten, daß alle freien Nationen des Kaisers Werk wieder aufrichten werden. Das Alles ist keineswegs unredlicher als die große Mehrzahl der französischen Parteischriften, ja, der Prinz redet ehrlicher als Guizot, denn die Zweiseitigkeit des Bonapartismus kommt ihm zu Gute: er kann oder will nur die eine Seite des napoleonischen Wirkens sehen. Frankreich verjüngt durch die Revolution, organisirt durch den Kaiser — Napoleon der wahre Vertreter, der Testamentsvollstrecker der Revolution, der Vermittler zwischen zwei Jahrhunderten, zwischen Monarchie und Demokratie — der Held, der die Demokratie disciplinirt und darum die Gleichheit vollendet, die Freiheit vorbereitet hat — der plebejische Soldat, der ein schützendes und demokratisches Regiment errichtet — dies sind die allbekannten Grundsätze der neu-napoleonischen

Doctrin, und jeder darunter enthält eine halbe Wahrheit. Wer zwischen den Zeilen liest, entdeckt bald, daß der Prinz die Fehler, welche seinen Oheim stürzten, sehr wohl kennt, doch ohne sie einzugestehen. Von einer Erneuerung der Weltmonarchie ist nicht die Rede. Auch im inneren Staatsleben verwirft der Prätendent jene roheste Form des Despotismus, die in dem Kaiserreiche sich zeigte, er will zurück zu seinem Ideale, der Consularverfassung. Er giebt zu, daß Napoleon nur die sociale, nicht die politische Revolution vollendet habe, und vermeidet nur weislich die Frage, ob auf dem Boden einer consularischen Dictatur die Fortbildung zur politischen Freiheit überhaupt möglich sei.

Prinz Ludwig hat die schlechten Künste aller Prätendenten, das Klappern, das zu diesem Handwerke gehört, keineswegs verschmäht; daß er sein Volk kurzweg durch tönende Versprechungen getäuscht habe, darf man doch nicht behaupten. Die Verfassung, die er am 14. Januar 1852 den Franzosen auferlegte, ist in der That eine Nachbildung der Consularverfassung; in dem Vorworte, das ihr vorausgeht, kehren die Hauptsätze aus den Schriften des Prätendenten fast wörtlich wieder. Solche Consequenz ist selten in dem Leben eines durch den Zwang der Dinge hart bedrängten Staatsmannes. Auch wir Gegner müssen jene Sicherheit der Seele achten, die den Kaiser bewog, die Schriften seiner Jugend unverändert wieder herauszugeben. Einzelne schwarze Punkte, wie jener demüthige Brief an Ludwig Philipp, sind freilich weggelassen. Im Ganzen darf der Kaiser sich rühmen, daß der Mann hielt, was der Jüngling versprach. Niemals, auch nicht in seinen um die Gunst der Masse buhlenden Zeitungsartikeln, spendet der Prinz den parlamentarischen Ideen seiner Zeit ein Wort des Lobes. Wie der Oheim der Welt nur die Wahl ließ zwischen den Kosaken und der Republik, so preist der Neffe unter den Regierungen der Gegenwart allein Rußland und Nordamerika als folgerichtig und selbstbewußt. Er will ein persönlich verantwortliches Staatsoberhaupt, das durch Fachmänner, durch Specialitäten, nicht durch Parteiführer die Verwaltung leiten läßt. Der Parlamentarismus wird verhöhnt als die Herrschaft der Rhetoren, seine Parteikämpfe sind ebenso inhaltslos wie weiland die dogmatischen Zänkereien des Mittelalters; er bringt nicht die Freiheit, sondern das Regiment einer bevorrechteten Oligarchie nach englischer Weise. Diese gewandte Sophisterei konnte ihres Eindrucks auf französische Leser nicht verfehlen, und sie fand einen starken

Anhalt an den Zuständen des Landes unter der Herrschaft der Bourgeoisie. Ebenso entschieden wendet sich der Prinz, mit napoleonischem Hasse, gegen die aristokratischen Anschauungen der feudalen Welt: sogar in seiner Geschichte der Artillerie versagt er sich's nicht, den altfranzösischen Adel zu geißeln, der die neue bürgerliche Waffe erst verspottete und dann von ihr aus dem Felde geschlagen ward.

Danach bleibt kein Zweifel, sein Ziel ist die revolutionäre Monarchie, gewählt durch das souveräne Volk, sorgsam für die kleinen Leute, immer bereit das Schwert des Brennus für die Civilisation in die Wagschale zu legen. Auch über die Mittel zur Gründung dieser demokratischen Krone spricht er mit durchsichtiger Deutlichkeit: ein Staatsstreich wie der 18. Brumaire darf nicht zum Principe erhoben werden (aber wer in aller Welt hatte je die Brutalitäten des Brumaire als ein Princip angesehen?), doch er kann unter Umständen nothwendig sein. Wenn der Prinz gelegentlich auch das lockende Bild der Freiheit mit in seine Schriften verwebt, so müssen wir gerechtermaßen zugestehen, daß er diese Krönung des Gebäudes in eine unbestimmte duftige Ferne hinausschiebt. Schon seine frühesten Schriften sagen: es ist süß von der Herrschaft der Tugend zu träumen — wenn nur der Rhein ein Meer wäre u. s. w. Und späterhin versichert er: die Freiheit ist erst möglich, wenn die Parteien vernichtet, Gleichheit und Ordnung befestigt, der öffentliche Geist neu gebildet, der religiöse Sinn gekräftigt und neue Sitten geschaffen sind!

Auch dieser kalte Kopf verfällt also dem unsterblichen Wahne aller Absolutisten, als ob die Erziehung zur Freiheit auf einem anderen Wege möglich sei denn allein durch die Freiheit selber. In den Fragen der Verwaltung dagegen zeigt er eine seltene Unbefangenheit. Wie er schon als ein junger Mann von 25 Jahren in einem scharfsinnigen Aufsatze über die Schweiz der modischen Schwärmerei für die Republik die kühle Bemerkung entgegenhält: „die Republik ist kein Princip, sondern eine Staatsform wie andere auch, sie giebt an sich durchaus keine Bürgschaft für die Freiheit“ — so weiß er auch die Vorzüge anderer Staaten, wenn sie seinem Systeme nicht schnurstracks zuwiderlaufen, ruhig zu würdigen. Er preist an England die persönliche Freiheit, die ungehemmte Bewegung der Genossenschaften, die Sicherheit des Rechts. Er bewundert an Preußen die Selbständigkeit der Gemeinden, den gediegenen Volksunterricht und vor Allem die auch von dem Oheim mit den Lippen gepriesene allgemeine Wehrpflicht,

welche dereinst überall in der Welt den weißen Sklavenhandel, Stellvertretung genannt, verdrängen werde. Er verwirft die Vielgeschäftigkeit seines heimischen Staates: es bleibt eine Thorheit, daß der Staat thue, was der Einzelne selbst besorgen kann. Wenn der Prätendent auf dem Throne alle diese Reformen entweder zurückschob oder nach tastenden Versuchen fallen liß, so war es bald das Verhängniß jeder Gewaltherrschaft, bald die Natur des französischen Staates selber, was der besseren Erkenntniß in den Weg trat. Nur die Gedankenlosigkeit wird einen Staatsmann, der gerechten Vorwürfen so breite Blößen bietet, darum auch noch der Heuchelei zeihen, weil er das Unmögliche nicht ermöglicht hat.

Mit Behagen übt der Prätendent die bequeme Kunst der politischen Kritik an dem Julikönigthume, zumal an dessen europäischer Politik. Keine Uebertreibung, keine Verdrehung ist ihm dabei zu niedrig; mit erfinderischer Bosheit sucht er alle Schwächen des Systemes auf und liefert also ein Vorbild, das heute von dem Herzog von Aumale mit geringerem Talente nachgeahmt wird. Er schildert beweglich, wie die Regierung den Ruhm und die Schätze des Landes in das Feuer wirft, um dann die Asche zu verkaufen! Wenn sie die Lieblinge des Kaisers begünstigt, so schmückt sie sich mit fremden Federn; decorirt sie den General Dupont, der einst bei Baylen capitulirte, so belohnt sie den Verrath u. s. w. Am häßlichsten erscheint diese demagogische Polemik, sobald sie den Ernst der Geschichte mißbraucht — so in der berufenen Parallele „1688 und 1830.“ Vortrefflich zeigt der Prinz hier die Nichtigkeit jener gelehrten Vergleichung, aber wenn er dann den Spieß umkehrt und den Bürgerkönig mit Jakob II. vergleicht, so enthüllt sich der mit Bewußtsein lügende Agitator.

Inmitten aller dieser Entstellungen bleibt doch unverkennbar, daß der Kritiker den Staatsmännern der Bourgeoisie mit überlegenem Geiste entgegentritt. Wenn er in dem berühmtesten seiner Aussprüche von dem Politiker verlangt, er solle an der Spitze der Ideen seines Jahrhunderts schreiten, auf daß sie ihn nicht stürzen, so hat der Kaiser selber dieser Forderung freilich nur halb genügt. Gerade jene Mächte des Idealismus, die auch unserer nüchternen Epoche nicht fehlen, sind dem Napoleoniden fremd geblieben; das lehrt der Zustand des zweiten Kaiserreichs heute, da bereits die Altersschwäche den weiland kräftigen Körper befällt. Aber einige neue und hochwichtige Erscheinungen in der Bewegung der Geister hat allerdings schon der Prätendent unver-

gleichlich richtiger als der Bürgerkönig gewürdigt. Vornehmlich die Bedeutung des vierten Standes und der socialen Frage. Der Prinz macht Ernst mit dem prahlerischen Worte: die napoleonische Idee geht in die Hütten, nicht um den Armen die Erklärung der Menschenrechte zu bringen, sondern um den Hunger zu stillen, die Schmerzen zu lindern. Er versucht in angestrengter Arbeit das wirthschaftliche Leben zu verstehen. Von nationalökonomischer Weisheit ist freilich in seinen Aufsätzen vorderhand nur wenig zu finden: die schutzzöllnerischen Ideen des Oheims halten ihn noch befangen. Er preist in schier dithyrambischen Worten die Runkelrübe und würdigt keines Wortes die Opfer, welche die künstliche Ausbildung der Rübenzuckerindustrie den Consumenten auferlegt hat. Auch sein Plan, die Massenarmuth durch eine Organisation von oben zu heilen und die Genossenschaft der Armen zur reichsten Association von Frankreich zu erheben, zeugte noch von geringer Sachkenntniß. Immerhin blieb es bedeutsam, daß der Prätendent den Leiden der Masse eine so rege Theilnahme widmete, und dies zu einer Zeit, da unter dem hohen Adel Europas wohl nur Prinz Oscar von Schweden und Prinz Albert von England den schweren Ernst solcher Fragen erkannten. Mit vollem Rechte durfte der Freund des vierten Standes der Krone der Bourgeois zurufen: „Ihr müßt unfruchtbar bleiben, denn Ihr habt wohl Geist, aber kein Herz!"

Inzwischen hatte die napoleonische Legende ihren Höhepunkt erreicht. Selbst die Männer der äußersten Linken schwärmten für Napoleon, und Louis Blanc rief: „der Kaiser wäre ein Halbgott gewesen ohne seine Familie!" Die rastlosen Weiber der Napoleoniden webten unablässig an neuen Verschwörungen; die Prinzen von Canino, die wild radikalen Nachkommen Lucian's, traten in die Geheimbünde der Italiener. In Frankreich wirkte Persigny aus der Stille seiner Haft, der jüngere Las Casas als Deputirter schon etwas offener für die Herstellung des Kaiserreichs. Das Alles bedeutete wenig. Aber ein begabter, entschlossener Prätendent harrte seiner Stunde und lenkte den Ehrgeiz des Hauses auf ein festes Ziel. Und dieser Mann kannte Frankreich, er kannte die katholische Gesinnung wie die militärischen Erinnerungen des Landvolkes, er war entschlossen den schweigenden Gehorsam der Bourgeoisie zu erzwingen, die Massen zu beschützen und durch den Segen der Arbeit an sein Haus zu fesseln.

Um die Bedeutung dieser Massen und ihrer steigenden Ansprüche zu verstehen, haben wir noch einen Blick zu werfen auf die geistige Bewegung der Epoche. Während die Stubengelehrsamkeit und die polizeiliche Seelenangst der guten alten Zeit die revolutionäre Kraft der Theorie zu überschätzen pflegten, hat die weltkundigere Geschichtsforschung der Gegenwart längst begriffen, daß große Umwälzungen in der Regel durch den Gegensatz der socialen Interessen hervorgerufen werden; solcher Erkenntniß froh ist sie sehr geneigt die Wirksamkeit des politischen Denkens gering zu achten. Aber auch im Leben der Völker lassen Leib und Seele sich nicht trennen; der historische Zusammenhang erschließt sich uns nur, wenn wir die Arbeit des Gedankens in ihrer Wechselwirkung mit den Institutionen des Staates, den Zuständen der Gesellschaft betrachten. Grade in der Zeit des Julikönigthums ist die unmittelbar praktische Wirksamkeit der Ideen handgreiflich nachzuweisen. Die Leiden der Arbeiter allein konnten den Zusammenbruch des Regimentes nicht herbeiführen, wenn nicht eine massenhafte, fieberisch erregte, durch und durch oppositionelle Literatur das Volk an die beiden Gedanken gewöhnt hätte, daß der Genuß der Güter höchstes, jedem Sterblichen in unbegrenztem Maße bestimmt sei — und daß der Staat für die Mißstände der Gesellschaft allein verantwortlich, zu ihrer Heilung allein verpflichtet sei. Beide Gedanken — unzweifelhaft die belebenden Kräfte der lärmenden Schriften des Tages — erklären sich wieder aus den socialen und politischen Zuständen. Der rohe Materialismus bildet die nothwendige Weltanschauung eines Volkes, das von einem herzlosen Geldadel beherrscht wird; das Idealbild einer allmächtigen, durch und für die Masse herrschenden Staatsgewalt war das ungeliebte aber rechtmäßige Kind der napoleonischen Bureaukratie.

Wenige Worte werden genügen. Besitzen wir doch selber in unserem Radikalismus der dreißiger und vierziger Jahre ein getreues, wenn auch verblaßtes, Abbild dieser französischen Bewegung; denn nie zuvor, auch nicht in den Tagen Ludwig's XIV. oder des Bastillesturmes, hatte die französische Gesittung gleich tief und gleich verderblich auf unser Volksthum eingewirkt. Seitdem hat Napoleon III. unsere Begeisterung für Frankreich längst wieder in das Gegentheil umschlagen lassen, und wir laufen jetzt oft Gefahr, mit einem pharisäerhaften Dünkel, welcher der bescheidenen Tüchtigkeit der Deutschen schlecht ansteht, über die Unzucht der Sitten und der Schriften unserer Nachbarn abzusprechen. Wir wollten sie wahrlich gern entbehren, jene

tugendhaften Urtheile idealer Kritiker über das reale Laster des neuen Frankreichs, welche heute ehrenfest in den Feuilletons unserer Zeitungen einherstolziren und — alsbald dem allgemeinen Hohngelächter verfallen würden, wenn die anonymen Verfasser ihre eigenen reinen Namen enthüllen wollten. Am lautesten pflegt das Verdammungsurtheil über das neu-französische Babylon in den Wiener Blättern angestimmt zu werden — in jenem Wien, das sittlich unzweifelhaft tiefer steht als Paris; — denn an der Donau wird schwerlich weniger gesündigt und gewiß weit weniger gearbeitet als an der Seine. Die Urheber solcher wohlfeiler Moralpredigten vergessen, wie tief wir einst selber, zur Zeit des jungen Deutschlands, in die Netze der Pariser Sirene verstrickt waren. Sie vergessen, daß das Urtheil grade über die feinsten sittlichen Fragen, trotz des Christenthums und trotz des schwunghaften Weltverkehres, ein je nach dem Volksthume verschiedenes sein und bleiben muß. Das ungestüme Blut unserer Jugend liebt einmal beim Zechen und Raufen, das Feuer der jungen Franzosen in galanten Abenteuern sich auszutoben; und die Frage, welche dieser nationalen Schwächen für haltlose Naturen verderblicher sei, ist keineswegs leicht, sie ist jedenfalls nicht für alle Menschen auf die gleiche Weise zu beantworten. Wir bleiben ein in jedem Sinne schwereres Volk denn unsere Nachbarn. Der Charakter der Manon Lescaut ist, seit der alte Abbé Prévost ihn zuerst mit bezaubernder Anmuth darstellte, eine unsterbliche Lieblingsfigur der französischen Dichtung geblieben; und wer darf, bei allem Widerwillen, die hinreißende Liebenswürdigkeit, die unverwüstliche Lebensfrische dieses Weibes verkennen? Desgleichen zeigt auch die radikale Jugend des Julikönigthums, die sich das Hirn berauscht hatte an begehrlichen Gedanken und das Herz an lüsternen Bildern, dennoch manche Züge hochherziger Aufopferung, heroischer Tapferkeit, welche dem Moralisten sein trauriges Handwerk erschweren. Aber selbst das mildeste, die Eigenart der Nation billig erwägende Urtheil muß doch gestehen, daß die Literatur jener Zeit — sinnlich, unklar, weichlich wie sie ist in ihrer kokett zur Schau getragenen Unzufriedenheit — ein abschreckend widerwärtiges Schauspiel bietet. So viel sinnliche Gluth und schamlose Nacktheit, und doch so wenig starke Leidenschaft! So blutige Drohungen, und doch so viel gemachter Schrecken! So schmetternde Anklagen wider alles Bestehende, und doch so wenig von jenem reformatorischen Ernst, der die knarrende Welt zu heben und wieder einzurenken

geht, ermuthigt den Prinzen zu einem neuen Attentate. Er wagt die Landung in Boulogne und nun in der That scheint er untergehen zu müssen unter dem Gelächter der Welt. Denn welch' eine Posse: dieser lebende Adler, der, sinnreich abgerichtet in feierlicher Stunde auf das Haupt des Imperators herabzuschweben, jetzt an Bord des Kaiserschiffes aufgefangen wird! Und welch' ein hochkomischer Contrast: der Erbe Napoleon's triefend aus dem Wasser gezogen und von den Nationalgardisten gefangen, in demselben Augenblicke, da die Belle Poule den Herzog von Joinville mit der Asche des Kaisers durch den Ocean führt! Aber selbst dieser Fluch des Lächerlichen, der in Frankreich verderblicher wirkt als irgendwo, vermag den Prätendenten nicht zu entmuthigen, der unbeirrt vor den Schranken der Pairskammer verkündet: „Ich vertrete vor Ihnen ein Princip, eine Institution und eine Niederlage. Das Princip ist die Volkssouveränität, die Institution ist das Kaiserreich, die Niederlage ist Waterloo. Das Princip haben Sie anerkannt, dem Kaiserreiche haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen. Es besteht kein Gegensatz zwischen Ihnen und mir." Wenn der König den unverbesserlichen Verschwörer jetzt nach Ham führen ließ, so war das freilich ein Schritt der Nothwehr, aber wahrhaftig weder hochherzig noch ein Zeichen der Kraft, wie Berryer in seiner Vertheidigung treffend bemerkte. Die Wohlthat der französischen Gesetze war dem ohne eigene Schuld von Kindheit auf Verbannten nie zu Theil geworden, nur ihre Härte sollte er fühlen. Abermals hatten die Orleans die Augen der Welt auf den Prätendenten gelenkt. Während der Prinz in der Haft eine stille Zeit der Sammlung verbringt, die er selber als seine Lehrjahre auf der Universität Ham feiert, giebt er den Kampf nicht auf; er schreibt geharnischte Artikel in das neue journal de l'empire, den Progrès du Pas de Calais. Unterdessen benutzt die Oppositionspresse den Prätendenten für ihre faktiösen Angriffe. Sentimentale Stahlstiche stellen die bleiche Duldergestalt am Gitterfenster dar; wiederholt wird, am Lautesten durch Emil Girardin, die Befreiung des Prinzen gefordert, bis endlich eine abenteuerliche Flucht seinen Namen nochmals auf alle Lippen bringt.

Auf solche Weise viel genannt zu werden ist freilich ein zweifelhafter Gewinn. Der Prinz galt der öffentlichen Meinung kurzweg als ein Narr. Wer mit so unentwegter Beharrlichkeit einen tollkühnen Plan wieder und wieder versuchte, der mußte ja ein Tropf sein — oder ein ungewöhnlicher Charakter, und die Trägheit der Welt findet

es jederzeit bequemer das Räthselhafte mit Spott abzufertigen. Der anspruchsvolle Name des Prinzen stand in lächerlichem Mißverhältnisse zu seinen Leistungen, und jener klägliche Brief, welchen der alte König Ludwig an Ludwig Philipp richtete, um den jeune étourdi zu entschuldigen, konnte das Ansehen des Sohnes nicht steigern. Die Schriften des Prinzen waren den Meisten unbekannt; wer sie zur Hand nahm, legte sie rasch hinweg, denn während die gesammte Publicistik um die Fragen des parlamentarischen Staates sich bewegte, ward hier ein Standpunkt außerhalb aller Parteien vertheidigt. Solche Auflehnung gegen die Durchschnittsbildung des Augenblicks wird in der modernen Welt regelmäßig durch schweigende Mißachtung bestraft.

Uns, die wir heute die Schriften des Prinzen minder befangen überblicken, erscheint schier unbegreiflich, wie man diesen Autor jemals mißachten konnte. Denn sie entsprechen nicht nur keineswegs den Erwartungen, die man gemeinhin den literarischen Sünden eines Prinzen entgegenbringt, sie verdienen schlechthin einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Publicistik. Nicht ein geistreicher, aber ein eminent praktischer Kopf, nüchtern und sicher im Beobachten, fest und selbständig im Urtheilen, hat sie geschaffen. Auch die Darstellung ist klar und bündig, von echt französischer netteté; der Prinz weiß seine Leser rasch zu orientiren, allen seinen Sätzen eine praktische Spitze zu geben. Der Ideenreichthum, das Pathos der Wahrhaftigkeit, die Macht der Phantasie, die den Historiker machen, sind ihm versagt, doch er versteht vortrefflich, in discussiver Darstellung, mit Gewandtheit und ohne Gewissensbedenken, die historischen Voraussetzungen der Gegenwart für seine Zwecke sich zurecht zu legen. Kurz, er zeigt sich als ein begabter Journalist; und wer da wußte, daß diese Schriften nicht literarisch etwas bedeuten, sondern das Programm einer praktischen Staatskunst bilden sollten, der mußte bei einiger Unbefangenheit bekennen, daß hier ein ungewöhnliches staatsmännisches Talent sich offenbare.

Als Ludwig Bonaparte den Präsidentenstuhl bestieg, pflegten ihn Herr Thiers und Genossen mit zudringlichen Rathschlägen zu bestürmen, denn er kenne ja Frankreich gar nicht. Wunderliche Eitelkeit! Der Verbannte hatte aus der Fremde sein Land weit schärfer und richtiger beobachtet als die Redner der Bourgeoisie daheim. Während die gesinnungstüchtige Presse die Monarchie nur aus christlichem Mitgefühl als ein letztes Zugeständniß an veraltete Vorurtheile vorläufig

Staatsallmacht hin und her. Und hatte nicht die Verfassung von 1791 bereits den denkwürdigen Versuch gemacht, dies Feuer und dies Wasser zu verschmelzen? Phantasiereiche Naturen wie Lamartine gehen weiter und fordern als die erste Bedingung der Demokratie, daß sämmtliche Staatsgewalten aus Volkswahlen hervorgehen und nur auf Zeit verliehen werden sollen. Wer dann aus demselben Munde die Versicherung hört, daß die Centralisation um so stärker sein müsse, je größer die Freiheit, der wird nicht ohne Schauder an diese demokratische Staatsallmacht denken können. Alle demokratischen Fractionen aber begegnen sich in dem Verlangen nach dem allgemeinen Stimmrechte: das suffrage universel ist der Adelsbrief des Volks, der allenfalls auch unter den Trümmern des Thrones gesucht werden muß.

Verhängnißvoller als diese Wünsche wurde dem Staate die phantastische Verehrung für die blutigen Schatten der Revolution, die aus dem demokratischen Lager über die Nation sich verbreitete. Wir kennen bereits jene unklare Schwärmerei für die Revolution und ihren Bändiger zugleich; doch während früherhin die Begeisterung nur den ersten Jahren der Revolution gegolten hatte, beginnt jetzt in einem neuen Geschlechte der tiefe Ekel zu verschwinden, den das Treiben der Blutmenschen der Guillotine bei den Augenzeugen zurückgelassen. Die Opposition wird täglich gehässiger und berauscht sich endlich, noch bevor die neue Revolution begonnen hat, an jenen Gräuelscenen, womit die entartende erste Revolution endete. Der classische Spruch aus den Schreckenstagen: „mag das Land untergehen, die Principien bleiben" war so recht nach dem Herzen der modischen radikalen Doctrin. Das Bild Robespierre's im Strahlenkranze prangt auf den Titelblättern republikanischer Kalender; hundert Brandschriften verherrlichen die Guillotine und preisen den Tag, da Philipp sein Haupt auf diesem Altare der Freiheit niederlegen wird. Und eben jetzt erscheint, epochemachend in der Geschichte der öffentlichen Meinung, jenes unselige Buch, das den Cultus des Schreckens allen Gebildeten vertraut machte: Lamartine's Geschichte der Girondisten. „Er beklagte die Männer, er beweinte die Frauen, er vergötterte die Philosophie und die Freiheit," so schildert der Verfasser selber seine sentimentale Geschichtsauffassung. Die unbestreitbare Wahrheit, daß in solchen Zeiten krampfhafter Erregung kein Einzelner mehr die vollständige Verantwortung für seine Frevel trägt, wird durch weinerliche Gefühlsseligkeit dergestalt übertrieben, daß die Stimme des Gewissens schweigt, jede Zurechnung

aufhört. Prachtvoll geschmückt mit der Toga der Freiheit, eine rechte Augenweide für die nationale Eitelkeit, erscheinen die Fanatiker des Berges und vornehmlich die begeisterten Frauen der Jacobiner. Mit freudigem Erstaunen vernehmen die Leser, daß die fürchterliche Prosa jener Massenmorde im Grunde hochromantisch gewesen. Selbst der harte Lanzknecht St. Arnaud gesteht in seinen Briefen, daß er dem Zauber dieses Buches nicht habe widerstehen können; die Gebildeten gewöhnen sich mit dem Entsetzen ein wollüstiges Spiel zu treiben. Der Dichter aber, der zuerst den Weihrauchkessel schwang vor diesen falschen Götzen, war gemäßigter Demokrat; er sollte dereinst mit ehrenhaftem Muthe dem ersten Versuche einer erneuerten Schreckensherrschaft sich entgegenstemmen. So blind war die Arglosigkeit eines im Frieden aufgewachsenen Geschlechtes, das nicht mehr wußte, wie leicht es ist das Thier im Menschen zu entfesseln; so unheilbar die Unklarheit einer Demokratie, die alle ihre Impulse allein von der Phantasie empfing! Die Einen schwärmen für den Convent, die Anderen für Amerika, während in Wahrheit Niemand die Vorbedingungen der amerikanischen Freiheit ernstlich will. Wieder Andere, wie gelegentlich Emil Girardin, finden das Ideal der Demokratie in einem verantwortlichen höchsten Beamten, dem Fleisch gewordenen Volkswillen. Alle diese widerspruchsvollen Lehren werden vorgetragen mit jacobinischer Härte und Unduldsamkeit. Wenn eine Partei, so unklar und haltlos in sich, jetzt noch mit den Communisten sich verbündete, so mußte ihr die Erfahrung werden, daß ein Bund mit dem Fanatismus jederzeit eine Löwengesellschaft ist.

Es bleibt doch eine tiefbeschämende Erinnerung, daß erst der drohende Lärm der Communisten, erst die Angst vor dem rothen Gespenst unsere Besitzenden bewogen ha, dem durch die freie Concurrenz verwandelten Zustande der arbeitenden Klassen ernstlich nachzudenken. Wenn St. Simon die schnöde Selbstsucht der Legisten geißelt (so nennt er die Liberalen) und versichert, ihr Wahlspruch sei ôte-toi de là que je m'y mette; wenn Rouher in jener Schmährede gegen das Julikönigthum erklärt, das Volk sei erst im Jahre 1848 entdeckt worden, so liegt in diesen Uebertreibungen doch eine schwere Wahrheit. Die officielle Volkswirthschaftslehre predigte behaglich den Dienst des Mammons, wenn auch nicht immer mit jener cynischen Offenheit, welche in England dem Dr. Ure und der Harriet Martineau eine traurige Unsterblichkeit erworben hat. Das officielle Frankreich zeigt

in der That einige Aehnlichkeit mit jenem Rom des Polybios, wo Niemand schenkte, wenn er nicht mußte: — soweit ein christliches Zeitalter mit der Herzenshärtigkeit des Alterthums sich überhaupt vergleichen läßt. Vergessen von der Bourgeoisie, an bureaukratische Formen gewöhnt, ohne das Recht, nach englischer Weise durch Versammlungen und Massenpetitionen dem Parlamente ihre Wünsche kundzugeben, verfallen die Massen der eigenen Verzweiflung und den Wühlereien der Demagogen. Unkundig der Selbsthilfe, die sich jeden Tag erneut, träumen sie von einem jähen Umsturze der socialen Ordnung. Wie sollte auch der kleine Arbeitsmann gelassen sich zurechtfinden inmitten jener wildfremden, unerhörten Erscheinungen, welche die neue Großindustrie in das Verkehrsleben einführte? Die Arbeitskräfte und Capitalien, danach der Landbau sich vergeblich sehnt, strömen massenhaft den Fabriken zu. Eine fein ausgebildete Arbeitstheilung läßt den Unternehmer mit einem Federzuge große Summen gewinnen, und dem unwissenden Arbeiter erscheint die gesammte Vertheilung der Güter als ein Betrug oder ein Glücksspiel. Dazu die Handelskrisen, welche, dem Arbeiter unfaßbar, urplötzlich hereinbrechend, Tausenden den Erwerb entziehen, und die ungeheure Uebermacht der großen Capitalisten, welche in dem positiven Rechte vollauf genügende Waffen finden um die Arbeiter sich zu unterwerfen. Obgleich in dieser Epoche die Zahl der mittleren Grundbesitzungen nachweislich, die der mittleren Vermögen höchstwahrscheinlich sich vermehrte, so tritt doch innerhalb der Großindustrie das Mißverhältniß der Gütervertheilung unleugbar grell und verbitternd hervor. Und diese große Wandlung kommt über einen vierten Stand, desses stolzes Selbstgefühl in der Welt ohne Gleichen dasteht; denn das ließ sich nimmermehr vergessen, daß einst fünf Jahre lang die Besitzenden vor den Pikenmännern der Arbeiterviertel gezittert hatten. Wenn der Staat, wie die demokratischen Modelehren lauten, nur auf der Willkür des Einzelnen ruht, muß dann nicht auch die Vertheilung der Güter nach den Bedürfnissen des Einzelnen sich richten? Ist der Staat allmächtig, wie im Grunde alle Parteien annahmen, muß er dann nicht die Ausbeutung der Arbeitskraft durch das Capital mit einem Schlage beseitigen? Wo jedes politische Recht an das Eigenthum gebunden ist, da führt eine unerbittliche Logik die Opposition zum Kampfe gegen das Eigenthum selber. Auf die Zeit der planlosen Arbeitertumulte und Maschinenzerstörungen folgt eine Epoche des Kampfes um die Grundlagen der Gesellschaft. Der

Socialismus und Communismus, unter den Bourbonen kaum beachtet, finden jetzt bei dem namenlosen Elend der Fabrikplätze lauten Widerhall, sie treten auf mit dem trotzigen Anspruche, ein schlechthin Neues, eine nie gehörte Lehre des Heiles, den Leidenden zu bringen; und wie lächerlich auch dieser Anspruch klingen mag in einem Lande, das bereits einmal unter der Herrschaft des praktischen Communismus geblutet hatte, er wird geglaubt von der Angst der Besitzenden.

Wir Deutschen sollen nicht vergessen, daß Frankreich in diesen socialen Kämpfen für den ganzen Welttheil gerungen und gelitten hat. Denn warum fanden damals die Lehren des Communismus auf unserem Boden nur geringen Anklang? Ein Grund dieser Erscheinung liegt allerdings in dem germanischen Unabhängigkeitssinne unserer Arbeiter, die sich williger als ihre französischen Genossen zu geregelter Selbsthülfe entschließen. Ein anderer Grund liegt in dem minder selbstsüchtigen Charakter unserer Mittelklassen. Der deutsche Name Bürgerthum ist ein Ehrenname: will unser Communist den Bürger schmähen, so muß er von den Franzosen den Ausdruck Bourgeoisie entlehnen, der auf unsere Zustände paßt wie die Faust auf das Auge. Vergleichen wir den Lieblingsdichter unseres neuen Bürgerthums, Gustav Freytag, mit Scribe, dem getreuen Sänger der Bourgeoisie, so dürfen wir ohne Selbstüberhebung kühnlich fragen, welcher dieser beiden Mittelstände reicher sei an Kraft und Klarheit und guter Menschensitte. Den durchschlagenden Unterschied bildet jedoch die Thatsache, daß in jenen Tagen die deutsche Industrie minder entwickelt war, als die französische. Nur einzelne Fabrikgegenden, namentlich am Niederrhein, kannten schon eine Massenarmuth, die an Lille oder Lyon erinnerte, und hier fanden auch die communistischen Lehren leichten Eingang. Als nachher in den fünfziger Jahren auch bei uns das Fabrikwesen in großem Stile sich entfaltete, da lagen bereits warnend vor den Augen der Arbeiter die harten Erfahrungen, die in den socialen Kämpfen der Franzosen gesammelt waren.

Den revolutionären Gesellschaftslehren gebührt der Ruhm, daß sie die grausame Einseitigkeit des Systems der freien Concurrenz der schlummernden Welt schonungslos dicht unter die Augen rückten; schon der Name jener Proudhon'schen Schrift „wirthschaftliche Widersprüche oder Philosophie des Elends“ war nur möglich in einer Zeit schwerer socialer Leiden. Die Frage, von der die Communisten alle ausgehen: was hilft mir das Recht Vermögen zu erwerben, wenn ich nicht die

Macht dazu besitze? — war, einmal aufgeworfen, mit ihrer drastischen Plumpheit nicht wieder zu beseitigen, sie mußte zu socialen Reformen führen. In der That tauchen inmitten der Utopien schon einzelne mögliche Reformgedanken auf: die Arbeiterzeitschrift l'Atelier verlangt das allgemeine Stimmrecht, wirksamen Volksunterricht und freie Associationen der Arbeiter. Doch freilich, solche Gedanken sind nur ein Körnlein Wahrheit in einem Meere des Unsinns; alle verwerflichen Neigungen der Zeit finden in dieser socialen Literatur einen breiten Tummelplatz. Die Lust an pikanten Paradoxen erhebt endlich das Verdrehen aller Begriffe zum Systeme: das Eigenthum ist Diebstahl, das Weib die Wollust, Gott ist die Sünde. Wenn Fourier tiefsinnig die Arbeit selber als ein Glück bezeichnet, so ziehen geistlose Nachtreter alsbald den Schluß, daß jede Arbeit angenehm und genußreich werden, ihren Lohn nach dem Bedürfnisse des Arbeiters bestimmen müsse. Die Erkenntniß der Immanenz Gottes, diese köstlichste Frucht der modernen philosophischen Arbeit, wird von dreister Sinnlichkeit mißbraucht, um „die Wiederherstellung des Fleisches" zu begründen, jedem Gierigen das Anrecht auf eine unbeschränkte Consumtion zu geben.

Die roheste Form der socialen Theorien war auf die Dauer am wenigsten gefährlich. Wenn die Barbès, Bernard und Blanqui dem infamen Eigenthum, diesem Ursprung aller Uebel, diesem letzten der Privilegien, den Krieg erklärten und kurzab den Mord als die Waffe der Weltverbesserung priesen, so brachte die Raserei dieser sogenannten materiellen Communisten die gemäßigtere Demokratie auf einen Augenblick zur Besinnung, zur Auflösung des Bundes mit dem Communismus. Aber bald gelingt es feineren Köpfen, wie Considérant und Cabet, den Bund des politischen und des socialen Radikalismus von Neuem zu schließen, und selbst Lamartine spricht huldigend: die sociale Partei ist eine Idee! Louis Blanc verlangt in halbwegs staatsmännischer Haltung, daß der Staat als der größte Industrielle die Uebermacht der Capitalisten vernichte; Pierre Leroux weiß durch seine mystische Theosophie die philosophische Halbbildung zu gewinnen, und Lamennais erbaut katholische Hörer durch einen Schwall christlicher Phrasen, die immer nur das eine Bild umschreiben; „das Volk klagt: mich dürstet! die Reichen antworten: trinke deine Thränen!" Die Katechismen der école sociétaire überfluthen das Land; sie verstehen bald zu drohen, bald zu rühren, heute den Nationalstolz zu erwecken durch die Schilderung des uralten socialisme gaulois, morgen den Aengstlichen

gemüthlich zuzureden: man wolle ja nur einen Versuch in einer einzigen Gemeinde, nur eine progressive Erbschaftssteuer als sanften Uebergang. Wer dies wahnwitzige Treiben allein betrachtet, der muß sich schier verwundern, daß der Despotismus nicht noch früher in Frankreich triumphirte. Kein Satz in diesen Lehren, der nicht das Bewußtsein der persönlichen Kraft, den Eckstein aller Freiheit, bekämpfte; kein Satz darin, der nicht die Zuchtlosigkeit der Menge, die gemeine Angst der Besitzenden weckte. Ja, einzelne consequente Denker unter den Communisten bekennen bereits ihre Gleichgiltigkeit gegen jede Staatsform. Die Losung der kühneren Geheimbünde lautet gemeinhin: „Gleichheit, Brüderlichkeit und Industrie," die Freiheit ist vergessen. War man so weit, so konnte der Herr nicht fehlen; denn in der Kunst, den Begehrlichen das Größte zu versprechen, ward der Despotismus niemals übertroffen. Obgleich jener mißleitete Idealismus, der in jeder radikalen Bewegung sich einstellt, auch an diesen socialen Lehren einigen Antheil hat, so ist doch der sittliche Grundton der Schule roh-materialistisch: das Bild der Edénisation du monde, des faulen und satten Schlaraffenlebens schaut auch aus sentimentaler Umkleidung überall lockend hindurch. Darum findet der Communismus seine beste Waffe in dem socialen Romane.

Es war ein Ereigniß in der Geschichte der modernen Bildung, daß Emil Girardin durch die Gründung der wohlfeilen Zeitung la Presse und durch die Ausbildung des Annoncenwesens der Journalistik einen massenhaften Absatz sicherte und nun der pikante Feuilletonroman um die Gunst der buntgemischten Kundschaft werben mußte. Eine tief unglückliche, mit Gott und sich selber zerfallene Zeit redet aus den Werken der neuen Dichtung, die grundsätzlich das Obscöne und Gräßliche an die Stelle der Leidenschaft setzen. Ueberall neben maßlosen Ansprüchen und Anklagen das geheime Bewußtsein der eigenen Unfruchtbarkeit, des Epigonenthums; neben den wüsten Gebilden häßlicher Sinnlichkeit eine trostlose Blasirtheit, eine nie befriedigte Sehnsucht. Einzelne Gedichte von Alfred de Musset schildern mit ergreifender Wahrheit die hoffnungslose Ermüdung dieser gestern geborenen Greise, die Verzweiflung einer Jugend die stets nur das Gespenst der Liebe, doch nie die Liebe selbst gekannt, die den Segen der Dichtung als einen Fluch, die Macht der Leidenschaft als eine Krankheit empfindet. Furchtbare, echt moderne Empfindungen, die jeder geistvolle Jüngling in argen Stunden einmal durchgekostet hat, um sie

als Mann zu überwinden. Im Grunde liegt auch in den besseren Werken der Poesie des Weltschmerzes viel erkünstelte, gegenstandslose Empfindung; denn die jungen Stürmer und Dränger kämpfen nicht gegen eine unerträgliche moralische Tyrannei, sondern gegen eine Gesellschaft, die allerdings an schweren conventionellen Lügen krankt und, unsicher in ihrem sittlichen Urtheile, dann und wann Anfälle einer heuchlerischen Prüderie zeigt, doch in der Regel dem heißen Blute der Jugend eine sehr duldsame Nachsicht gewährt. Die gesammte Bildung der Zeit bewegt sich in Uebertreibungen. Wer wirksam schreiben will, verfällt der Hyperbel: wenn Lamartine in seiner Marseillaise des Friedens den Chauvinisten Mäßigung predigt, so geht er selber über alles Maß hinaus und versichert, daß nur der Haß und die Selbstsucht ein Vaterland habe.

Indeß nicht die Dichtungen des Weltschmerzes, nicht Georges Sand, die mit schöpferischer Kraft selbst den Socialismus zu verklären und als den Kampf des Genies gegen das Krämerthum zu schildern weiß, nicht Balzac, der uns über der Feinheit seiner psychologischen Analyse sein plattes Evangelium von dem Rechte des Menschen auf unendlichen Genuß fast vergessen läßt — nicht diese Dichter bestimmen die Empfindung der Zeit. Die Herrschaft über die Phantasie der Masse fällt vielmehr der gemeinen Mittelmäßigkeit jener literarischen Industrieritter zu, welche, wie Eugen Sue, den Neid und die Gier durch grellfarbige, niemals von dem Schimmer einer Idee durchleuchtete Schilderungen zu reizen wissen. Wer aus einem dieser socialen Romane die typischen Gestalten des tugendhaften Gurgelabschneiders, des harten Wucherers und der englisch reinen Bordellschönheit kennen gelernt hat, der kennt die ganze Richtung und mag ermessen, wie furchtbar entsittlichend eine solche Literatur, massenhaft unter das murrende Volk geworfen, wirken mußte.

Alle Wortführer des Radikalismus wetteifern in dem Laster der Schmeichelei gegen das Volk. Ein Grundsatz der Gesellschaft der Menschenrechte lautet: jedes Gesetz muß von der Voraussetzung ausgehen, daß das Volk gut und die Regierung der Versuchung ausgesetzt ist! Wird ein Arbeiteraufruhr zu Boden geworfen, so wagen die radikalen Blätter nur selten und nur schüchtern ein Wort des Tadels gegen die Unklugheit, aber sie finden des Lobes kein Ende für den Heldenmuth der schwieligen Hände, der nervigen Arme. Der vierte Stand ist das eigentliche Volk, peuple-roi, peuple tout-puissant, peuple-idée; der Gamin von Paris athmet, nach Victor Hugo, mit

der Luft der Welstadt die Unschuld ein; die Ouvriers sind die wahre Aristokratie. Jeder Skandal der vornehmen Welt, die Ermordung der Herzogin von Praslin, der große Schwindel der Nordbahngesellschaft, wird gewandt benutzt, um die Unschuld der mißhandelten Heloten mit der Ruchlosigkeit der passenden Sybariten zu vergleichen. Auch der Mittelstand wagt, eingeschüchtert, oftmals nicht mehr die Ordnung des Staates gegen das unschuldige Volk offen zu vertheidigen; die Ungerechtigkeit der Schwurgerichte wird schlechthin zur Regel in allen politischen Processen. Die Blasirtheit der Reichen begrüßt, trotz der Angst um den Beutel, jedes Attentat, jeden Aufruhr als eine willkommene Abwechslung in dem Einerlei des Genusses. Nach dem Attentate Fieschi's, das unter allen ähnlichen Versuchen sicherlich den Ruhm der größten Brutalität verdient, stellt sich Nina Lassave für Geld zur Schau, und die vornehme Welt strömt in Schaaren herbei, um die blatternarbige Dirne des Banditen Fieschi zu betrachten! Was Wunder, daß die Demagogen die Widerstandskraft dieser blasirten, von einer nervösen Aufregung in die andere taumelnden Gesellschaft sehr niedrig, allzu niedrig anschlugen?

Und kannten sie denn wirklich das „Volk," das sie vergötterten? Ein großer Theil der städtischen Arbeiter allerdings war dem Communismus verfallen; ihre Jugend träumte von der Barrikade und gab in ihren Gassenhauern der Guillotine zärtliche Schmeichelnamen. Fanden sich Führer, die das starke persönliche Ehrgefühl dieser Klassen zu packen wußten, so ließ sich von den tapferen, verwogenen Schaaren Großes erwarten. Aber der dem städtischen Leben entnommene Gegensatz des popolo grasso und popolo minuto reicht nicht aus für die vielgestaltige Gesellschaft einer modernen Nation. Wie einst die Marat und Hebert, so besaßen auch die neuen Demagogen gar kein Verständniß für die größere Hälfte des vierten Standes. Ihr peuple lebte in der Stadt. Die Bauern dagegen schauten wohl wie der Ouvrier mit Haß auf den heischenden Seckel des Staates, sie mochten allenfalls eine Volkszählung durch rohen Widerstand stören, weil sie die Erhöhung der Steuern davon fürchteten; doch das Eigenthum war ihnen heilig und heiliger noch die Kirche. Die Zeit sollte kommen, da die Bauerschaft den erstaunten Demagogen bewies, daß sie die Mehrheit der Nation bildete.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals den Hexensabbath dieser revolutionären Kräfte, so werden wir erinnert an das Urtheil, das

Napoleon über die Hochzeit des Figaro fällte: „c'est la révolution déjà en action!“ Die Anhänger des Bestehenden treten immer kleinlauter auf, der große Haufe der Royalisten läßt den Thron blos noch als ein nothwendiges Uebel gelten, und nur wenige Blätter, vor Allem mit Muth und Uneigennützigkeit das journal des débats, vertreten noch offen den positiven Monarchismus. Unheimlich genug erscheint solche Zaghaftigkeit neben der stündlich steigenden Zuversicht der Radikalen. Wir allein sind jung in der alternden Welt! lautet ihr Schlachtruf. „Auch Christus“, versichert Louis Blanc, „ward ein Narr gescholten gleich uns Communisten.“ Proudhon prophezeit den Tag, da die Unproductiven um Gnade flehen werden zu den Füßen der Productiven. Lamartine bezeichnet öffentlich Marrast als den Camille Desmoulins der künftigen Republik, und kurz vor dem Februar singt Beranger mitleidsvoll:

on bat monnaie avec l'or des couronnes,
ces pauvres rois, ils seront tous noyés!

Zudem war die Partei des Umsturzes organisirt, im Straßenkampfe wohlerfahren, und Jedermann empfand, daß der Besitz der Tuilerien über diesen Staat entscheide. Es fehlte nicht an warnenden Stimmen. Mit Genugthuung verkündete Montalembert zu Anfang des Februars: in vierzig Tagen ist Ninive zerstört! Auch der wunderliche Marquis von Boissy sah den Zusammenbruch voraus, und Herr v. Morny bat den Minister dringend um einige Nachgiebigkeit, bevor die Bewegung in jene gährende Welt übergreife, die von den Schwätzern das Volk genannt werde. Tocqueville hatte schon im Herbst 1847 mit seinen Freunden ein Programm zur Rettung der Monarchie entworfen: Erweiterung des Wahlrechtes, umfassende Zugeständnisse an die sociale Bewegung; der Hauptzweck der Regierung sei fortan die sittliche und wirthschaftliche Förderung der niederen Stände. Am 27. Januar spricht er in der Kammer die prophetischen Worte: „sehen Sie denn nicht, daß die politischen Leidenschaften social geworden sind? Wir schlafen auf einem Vulcane!“ Aber Guizot würdigt Tocqeville's Warnungen nicht einmal der Erwähnung: er berichtet kühl, der Glaube an die Nebenbuhlerschaft des dritten und vierten Standes habe damas viel Köpfe bethört. Daß dieser Gegensatz der Klassen bestand, in furchtbarer Wirklichkeit bestand, das hat dem Minister der Bourgeoisie

selbst die welthistorische Junischlacht nicht gelehrt; noch in seinen jüngsten Schriften erwartet er Frankreichs Heil von der Versöhnung der Bourgeoisie mit dem Adel! Ein also der Zeit entfremdetes Regiment mußte fallen.

Das parlamentarische System war auf diesem Boden vorderhand vernutzt. Das junge Geschlecht dachte zu meisterlos, um die alte Ordnung zu ertragen, zu unklar, um einen festen Neubau zu schaffen. Die Dinge waren reif für eine ziellose Umwälzung, das will sagen: für den Despotismus.

---

4. Die Republik und der Staatsstreich.

In den Tagen, da Napoleon von Moskau heimkehrte, entfloh eines Morgens der General Mallet seinem Pariser Irrenhause. Er sprengt das Märchen aus, daß der Kaiser gefallen sei, und alsbald versagt die Maschine dieses gewaltigen Despotenreichs den Dienst. Beamte und Offiziere beugen sich vor dem Tollkopfe, der sich erdreistet zu erklären: „ich bin die Regierung!" Der Seinepräfekt stellt den Saal zur Verfügung, darin Mallet's provisorische Regierung tagen soll; ein Minister wird unter Schloß und Riegel gehalten; die Truppen der Wache öffnen den Genossen der Verschwörung das Gefängniß. Als der Kaiser erfuhr, wie herrisch während einiger Morgenstunden ein Wahnsinniger in der Hauptstadt schalten konnte, rief er zornig aus: „Ist denn ein Mann hier Alles? Gelten die Eide, gelten die Institutionen gar nichts?" — Seitdem war eine lange Zeit vergangen, das parlamentarische Leben schien sich zu stützen auf die freie Mitwirkung des Volkes oder doch der herrschenden Klasse. Dennoch war das Wesen dieses Staates despotisch geblieben, seine Regierung lag in unablässigem Kampfe mit den wandelbaren Stimmungen der Gesellschaft. Ein unbewachter Augenblick der Schwäche in den Tuilerien, und der kecke Handstreich einer kleinen Partei konnte die Staatsgewalt unterwerfen, dem Reiche eine Verfassung auferlegen, die von der Mehrzahl der Nation verwünscht ward. Ein solcher Handstreich war die Februarrevolution, nicht ganz so unsinnig, aber kaum minder unberechtigt, als jenes Attentat des Jahres 1812.

Der Minister Rouher erregte einst die Entrüstung der liberalen Parteien, als er noch unter der Republik das erste und verrufenste seiner geflügelten Worte aussprach und die Revolution des Februar eine Katastrophe nannte. Täuschen wir uns nicht völlig, so wird dereinst das Urtheil der Geschichte noch weit härter lauten und die Februarerhebung als eine Thorheit, ein Verbrechen bezeichnen. Wer die Unhaltbarkeit des gegebenen Zustandes erkennt — und wir haben die Fehler der Julireregierung nicht bemäntelt — rechtfertigt darum noch nicht Jene, die ohne Plan und Ziel das Bestehende zerstören. Während die grandiose Bewegung von 1789 und die Nothwehr des Jahres 1830, hochberechtigt in sich, durch ihren gewaltigen Rückschlag auf die europäische Welt nur eine erhöhte Bedeutung empfingen, bietet die Februarrevolution selber des Bewunderungswürdigen gar nichts. Ihre Größe besteht allein in den von Niemand gewollten Folgen, die sie über Frankreich herbeiführte, und vornehmlich in der Einwirkung auf Deutschland und Italien, wo der Gedanke der nationalen Einheit, in langen Leiden gezeitigt, nur des Signales harrte um sich im Kampfe zu versuchen. Gewiß war ein so bedeutendes Ereigniß kein Zufall; vielmehr liegt eine tiefsinnige Nothwendigkeit in der zwiefachen Thatsache, daß die Bourgeoisie von Frankreich keinen Finger rührte für die Vertheidigung ihrer eigenen Herrschaft, und daß ein scheinbar wohlgesichertes Regiment durch einen improvisirten Straßenkampf fallen konnte. Aber nur die Volksschmeichelei wird in diesem Gewirr von kopfloser Schwäche und trüber Leidenschaft einen Zug der Größe, die Stimme des empörten nationalen Gewissens entdecken.

Die Opposition greift in dem Kampfe um die Reform des Wahlgesetzes mit kindischer Unvorsichtigkeit zu dem gefährlichen Mittel der Massendemonstrationen. Die Partei des Umsturzes, die nach ihrem eigenen Geständniß die Zahl ihrer zuverlässigen Anhänger in Paris nur auf 3000 Köpfe berechnete, benutzt den Anlaß zu einem Barrikadenkampfe; der Kampf scheint beendigt, da der König nachgiebt und Guizot entläßt. Da fällt, nach geschlossenem Frieden, aus der dichtgedrängten Menge vor dem Hotel des Auswärtigen jener räthselhafte Schuß, von dem heute noch Niemand mit Sicherheit sagen kann, ob er ein Zufall war oder die Uebereilung eines Schwächlings oder ein demagogisches Bubenstück nach dem Muster verwandter Vorfälle in den Kriegen der Fronde. Die Wachmannschaft vor dem Hotel wähnt sich angegriffen, sie erwidert den Schuß durch ein mörderisches Feuer, und

nun hallt aus den Massen ein wilder Schrei der Rache. Die Arbeiter erheben sich in blinder Wuth. Der König, darniedergeworfen von jenem verhängnißvollen, in allen Pariser Revolutionen gefürchteten **abattement du troisième jour**, giebt fassungslos vor der Zeit das Spiel verloren; die für den Augenblick siegreiche Partei verkündet die Republik. Ueber einer despotischen Verwaltungsordnung, welche kaum im Stande war einen parlamentarischen Thron zu ertragen, steht nun eine republikanische Spitze. Ein hochgesittetes Culturvolk erhält seine Regierung durch die Zurufe eines Pöbelhaufens im Palais Bourbon; diese improvisirte Regierung muß sich alsbald ergänzen durch die Namen einer zweiten Liste, die von einer anderen Volksmasse im Stadthause ausgerufen worden. Die üppigste Stadt der Welt soll sich plötzlich gewöhnen an die Einfachheit des republikanischen Staatslebens, das in solcher Umgebung nichts anderes sein kann als ein Zerrbild der Monarchie. Eine Nation, deren gebildete Klassen fast nach altspanischer Weise allein in den Staatswürden das Ziel des Ehrgeizes sehen, wirft diese unermeßliche Staatsgewalt in die Hand einer wechselnden Behörde. Wahrhaftig, einen tolleren Widersinn hat die Unvernunft politischer Phantasten nie gewagt.

Fünfunddreißig Millionen Franzosen empfingen durch den Telegraphen die Nachricht, daß ihr Staat seine Form geändert habe, und sie fügten sich ohne Widerstand der neuen Ordnung. Es gewann den Anschein, als ob die für jedes germanische Land entscheidende Frage, wie die Provinzen sich zu dem Handstreiche der Hauptstadt stellen würden, in diesem centralisirten Staate gar nicht in Betracht käme. In Wahrheit war die Willenskraft des Landes noch nicht völlig gebrochen. Schon unter Ludwig Philipp meinte ein liberales Blatt: Paris ist nur noch die Citadelle der Staatsgewalt, nicht mehr das Herz von Frankreich. Dieser Ausspruch sollte jetzt während einer kurzen Frist in Erfüllung gehen, zum ersten Male seit den Tagen des Convents zeigte die Provinz mit einigem Erfolg einen selbständigen Entschluß gegenüber der Dictatur der Hauptstadt.

Die Bourgeoisie und die conservative Bevölkerung der Provinzen waren der politischen Arbeit zu sehr entfremdet, die Beamten zu sehr an mechanischen Gehorsam gewöhnt, um die beschworene Charte entschlossen zu vertheidigen. Aber nachdem der erste Schreck der Ueberraschung überwunden war, arbeitete die Mehrheit der Nation mit folgerichtiger Festigkeit, mit dem unbeirrten Instinkte der Verzweiflung

darauf hin, die Improvisation des Februars rückgängig zu machen, das Joch der Radikalen und der hauptstädtischen Arbeiter abzuschütteln. Die Nation war ohne jede Anhänglichkeit an eine bestimmte Dynastie, doch von der Nothwendigkeit der Monarchie und mehr noch von der Unantastbarkeit der bestehenden Eigenthumsordnung fest überzeugt, und sie bekundete diese Gesinnung mit sicherem Takte zuerst durch die reactionären Wahlen für die Nationalversammlung, sodann durch ihre feindselige Haltung gegen den Juniaufstand, zuletzt durch die Erhebung eines Prätendenten auf den Präsidentenstuhl. Halten wir diese Erkenntniß fest, so müssen wir das Volk in Schutz nehmen gegen den patriotischen Zorn mancher edler Franzosen, welche über diesen rasenden Umschwung achselzuckend urtheilen, der Charakter dieses Volkes sei so originell, daß es sich immer über sich selbst verwundere.

Wer es über sich brächte, die Februarrevolution mit der Gesinnung des Satirikers zu betrachten, dem würde das scheußliche Durcheinander dieser zerrütteten Gesellschaft den dankbarsten Stoff gewähren. Allerdings die milde Gesittung unserer Zeit verleugnete sich auch nicht in jenen Tagen des Taumels. Sobald die Roheit des Pöbels sich bei der Plünderung einiger Schlösser vorderhand ausgetobt hat, beginnt ein menschliches und ehrliches Regiment unter persönlich rechtschaffenen Männern. Sehr erfreulich erscheint diese Mäßigung in dem Verfahren der neuen Regierung gegen die Orleans, und mit gerechtem Stolze durfte Lamartine in der Nationalversammlung sagen: „Niemand kann uns die Frage stellen: was habt Ihr aus dem Leben eines Bürgers gemacht?" Aber wenn die Bewegung im Beginne vor unnützem Blutvergießen zurückschrickt, so zeigt sie doch auch sehr wenig von jener jugendlichen idealistischen Begeisterung, von jenem Rausche der Hoffnung, welcher die Anfänge der ersten Revolution verklärt und durchglüht. Tausende von eidbrüchigen Beamten verlangen die Abschaffung der politischen Eide und die Republik gewährt die Bitte. Wir verlieren kein Wort über die politische Unklugheit der Maßregel: — grade die Gewissensangst der Pflichtvergessenen beweist, daß der Eid für den Durchschnitt der Menschen doch ein festeres Band der Treue bildet als die Frivolität zugeben will. Wir fragen nur: ob jemals der Jünglingsmuth einer echten Volksbewegung zu einem solchen Ausspruche cynischer Menschenverachtung fähig war? Und was war erreicht durch den Sturz der Monarchie, durch die allgemeine Untreue des Beamtenthums? Abermals nur eine Thronrevolution, nur eine Aenderung an der Spitze des Staates.

Keine Feder eines Dritten kann die Zwecklosigkeit dieser Umwälzung drastischer schildern, als dies Lamartine selber mit beneidenswerther Naivetät gethan hat. Sobald die provisorische Regierung auf dem Stadthause sich des ersten Andranges der Pöbelmassen entledigt hat, setzen die neuen Staatslenker sich nieder, um nach den großen social-politischen Ideen zu suchen, welche die Republik verwirklichen soll. Die Volkstribunen greifen in ihre Brust, um „jene großen Gedanken zu finden, welche aus dem Herzen quellen und die höchste Politik sind, weil sie die höchste Natur und die höchste Wahrheit sind." Denn der Instinkt, so belehrt uns Lamartine, ist der oberste Gesetzgeber; wer die Aussprüche des Instinktes als Gesetz niederschreibt, der schreibt unter dem Hauche Gottes! Endlich erheben sich die Denker und verkünden hochbegeistert folgende „Philosophie der Revolutionen": Allgemeines Stimmrecht und Aufhebung der Septembergesetze (zwei Forderungen, die Ludwig Philipp am letzten Tage seiner Herrschaft im Wesentlichen schon bewilligt hatte); dazu einige neue Errungenschaften: Brüderlichkeit als oberster Staatsgrundsatz, Ausrottung des Elends durch die Liebe und — Beseitigung der Negersklaverei! Tags darauf fügt Lamartine noch das Princip der Aufhebung der Todesstrafe hinzu; dann geben sich die großen Männer weinenden Auges „den Kuß des Lebens" und verkünden dem jauchzenden Volk die frohe Botschaft. Darum also waren die Straßen der Hauptstadt vom Blute geröthet, darum der Frieden der Welt einer furchtbaren Erschütterung preisgegeben worden! Wohin war es doch gekommen mit deutscher Redlichkeit und Klarheit, wenn wir einen solchen Schwindel jemals bewundern konnten! Das ganze Rüstzeug der revolutionären Rhetorik wird entfaltet: „Alles was in seinem Titel „„Mensch"" die Rechte des Bürgers trägt," ist zur Wahlurne berufen; jeder Franzose ist Selbstherrscher, keiner kann fortan zu dem anderen sagen: „du bist mehr ein Herrscher als ich." Die alten Parteien sind in drei Tagen um ein Jahrhundert gealtert, und wie einst der große Carnot den Sieg der Freiheit über den Despotismus organisirte, so wird der neue Unterrichtsminister Carnot den Sieg des Lichts über die Aufklärung organisiren! Auf jedem Platze prangt der Freiheitsbaum, auf jeder Kirche, jedem Staatsgebäude die Inschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Der stolze Name „Bürger" verdrängt wieder das höfische „Herr;" in prahlenden Hyperbeln preist der Volksdichter Festeau das neue „Erwachen des Volkes:" le géant souffle, un trône est emporté! Auch die

erhabene Einfachheit der Freistaaten des Alterthums darf nicht fehlen: ein von Ochsen gezogener Wagen führt die Bildsäule der Freiheit den lächelnden Blicken der blasirten Pariser vor, und auf den Boulevards fährt man eine große Staatsbettelbüchse spazieren, darein jeder Bürger sein Scherflein für die Republik werfen kann.

In den Adern des modernen Radikalismus fließt kein Tropfen von jenem strengen sittlichen Ernste, der einst die gottseligen Genossen der englischen Demokratie beseelte. Daher regt sich, sobald die Strenge der Obrigkeiten nachläßt, nirgendwo das Bewußtsein der politischen Pflicht, überall nur die schamlose Begehrlichkeit des socialen Eigennutzes. Es lag wenig nachhaltige Kraft in jener hochherzigen Begeisterung, die wohl auf Augenblicke in dem erregbaren Volke erwachte, wenn etwa die Rachel im Freitheater mit glühender Inbrunst die Marseillaise declamirte. Keine Schicht der Gesellschaft, bis herab zu den Invaliden und den Taubstummen, die nicht heischend und drohend ihre Wünsche der Staatsgewalt vorlegte. Eine Legion von Stellenjägern bestürmt die Regierung; jeder Ehrgeiz, der unter dem parlamentarischen System keine Befriedigung gefunden, drängt sich hervor. Wenn wir die Masse der neuen republikanischen Uniformen und den dreisten Nepotismus beobachten, welcher nach dem Muster des Julikönigthums sich in der Republik einnistet, so erinnern wir uns mit Schrecken, wie einst Ludwig Philipp vorhersagte, die Zustände des spanischen Amerika würden das Vorbild für Frankreich werden. Allmacht der Staatsgewalt und rascher Wechsel ihrer Inhaber — so lautet der Kern der neuen Volkswünsche. Gleich in den ersten Tagen der Revolution wird der gewählte Gemeinderath von Paris abgesetzt; eine ernannte Commission von Gesinnungstüchtigen tritt an seine Stelle. Alle Beamten sind aus Gründen des Staatswohles ohne Weiteres entlaßbar. Vornehmlich die Absetzbarkeit der Richter gilt für ein Kleinod republikanischer Freiheit — ein Satz, der in der That ausgeführt ward und seitdem von Victor Hugo und seinen Genossen mit Eifer vertheidigt wird. Das Alles im Namen der Freiheit! Alle Beamten sollen Besoldung, alle Dürftigen vom Staate Unterstützung empfangen.

Die Arbeiter bewähren nach dem Siege alsbald den alten Satz, daß jeder Stand, wo er als Stand auftritt, der Selbstsucht, der *πλεονεξία* verfällt. Das Arbeiterparlament, das in den Sälen des Luxemburgpalastes unter Louis Blanc's Vorsitz über die Lösung der socialen Frage berathschlagt, hadert über Alles und Jedes; nur darin

ist man einig, daß die Pariser Arbeiter eine Stunde weniger am Tage arbeiten sollen als die Kameraden in der Provinz, desgleichen, daß von den 34 Reichstagscandidaten für Paris blos 20 dem Arbeiterstande angehören sollen! Als die Landwirthe Zulassung zu den Berathungen fordern, gewährt man ihnen vier Vertreter neben vierhundert städtischen Arbeitern. Der besorgte Familienvater der Mittelklassen hält für zweckmäßig der neuen Macht des Arbeiterstandes seine Hochachtung auszusprechen. Jedermann — auch der Künstler, der Kaufmann, der Fabrikant — behauptet ein Ouvrier zu sein, und selbst der reactionäre Wahlcandidat, der nicht leugnen kann, daß er mit der Sünde des Grundbesitzes behaftet ist, nennt sich mindestens einen propriétaire cultivateur. Man betrachtet mit Gefühl die Blouse des Arbeiters und Regierungsmitgliedes Albert; sie war in der Werkstatt ausgestellt, wie der Moniteur anzeigte, und Jedermann konnte sich überzeugen, daß Frankreich wirklich das Glück habe von einem leibhaftigen Schlossergesellen regiert zu werden. Ueber dieser Gesellschaft, in der alle Selbstsucht der niederen Klassen erwacht, alles starke Pflichtgefühl erstickt ist, steht eine Regierung, die sich am Besten kennzeichnet durch das Geständniß Lamartine's: la popularité c'est le pouvoir tout entier — eine Regierung, abhängig von jeder Laune des aufgeregten Volkes, ohne irgend einen allgemein anerkannten Führer. Eine neue Zeit war gekommen, alle alten Parteiführer schienen vernutzt, überall erscholl der Ruf nach neuen Menschen.

Bedeutsamer als solche, von großen Umwälzungen unzertrennliche, Symptome der Zerüttung ist die allgemeine Verlogenheit fast aller Parteien. Sie bildet den häßlichsten Charakterzug der Bewegung, eine unvergeßliche Warnung für Alle, welche die ernsten Geschäfte der Politik als ein phantastisches Spiel behandeln. Wie oft hatte Cormenin in seinen giftigen Libellen dem Julikönigthume höhnend zugerufen: „die Republik ist wahrhaftig todt! Gegen wen erlaßt Ihr denn Eure Septembergesetze, wenn nicht gegen die Republikaner?" Wie oft war selbst von gemäßigten Männern der Arbeiterstand als das eigentliche Volk gepriesen und das geistreiche Wort nachgebetet worden: „die Republiken scheinen unmittelbar von der Vorsehung geleitet zu werden, denn man sieht keine vermittelnde Hand zwischen dem Volke und seinem Schicksal!" Jetzt war das Staatsideal gegründet durch die Erhebung jenes vergötterten vierten Standes, und augenblicklich ward offenbar, daß die belobte echtfranzösische Staatsform in den gebildeten Klassen

nur wenige ernsthafte Anhänger zählte. Aber die Einen waren gebunden durch die Macht ihrer eigenen Phrasen, die Anderen huldigten der Republik aus Furcht.

Die baare Gedankenlosigkeit der Todesangst ist der zweite kaum minder traurige Charakterzug der neuen Gesellschaft. Die Sorge um die Sicherheit des Beutels und des Kopfes betäubte jedes andere Gefühl. Die Nation hatte seit dem Sturze des Kaiserreiches nicht mehr eine längere Epoche inneren Friedens gesehen, sie trat daher in die neue Revolution fast ebenso ermüdet ein, wie sie am Schlusse der ersten gewesen. Sie fühlte, wie wenig sittliche Kraft zum Widerstande gegen die Anarchie ihr geblieben war, sie wußte aus einer schrecklichen Erfahrung, was die Herrschaft des vierten Standes bedeute, und sie lernte jetzt, daß in dem kunstvollen Gewebe der modernen Geld- und Creditwirthschaft jede Störung der socialen Ordnung ungleich verheerender auftritt, als in den einfacheren Verkehrsverhältnissen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Angst ward die große Knechterin der Zeit; es bleibt ein denkwürdiges tief beschämendes Schauspiel, wie verdummend und verbitternd diese gemeinste der Leidenschaften auf die besitzenden Klassen wirkte. Dupin, einer der lautesten unter den Aengsterlingen, gesteht selber, in solchen Tagen scheine Milton's kühnes Bild von der sichtbaren Finsterniß zur buchstäblichen Wahrheit zu werden. Frau von Girardin schloß jetzt die geistreichen Feuilletonartikel, welche sie in der Zeit des Friedens unter dem Namen des Vicomte de Launay geschrieben hatte, mit einer grellen, leider allzu wahren, Schilderung der ideenlosen Gegenwart. Frankreich, ruft sie aus, zerfällt in zwei Heere mit den Schlachtrufen guillotinez! und fusillez! Die Einen verlangen die Plünderung, die Anderen Abwehr der Plünderer durch jedes Mittel der Gewalt.

Der Gegensatz der Interessen des dritten und vierten Standes, der nach den Julitagen nur leicht und unklar sich gezeigt, tritt im Februar sofort gewaltsam und mit hellem Bewußtsein hervor. Die Arbeiter hatten die Straßenschlacht geschlagen; die Bourgeoisie, während des Gefechtes zur Seite geworfen, gelangt rasch zur Besinnung und muß in blutigen Klassenkämpfen darum ringen, daß dem vierten Stande die Früchte seines Sieges entrissen werden. Daher beginnen bald selbst alte Republikaner des Mittelstandes, wie Arago und Marie, irre zu werden an ihrem Ideale. Daher spricht auch der maßvolle Tocqueville mit leidenschaftlicher Heftigkeit über die Bourgeoisrepubli-

kaner, über die verwünschte Rosafarbe der Politik; denn diese Handvoll wohlmeinender Schwärmer hatte das Reich arglos mit einer Staatsform überrascht, welche allein unter der Herrschaft des vierten Standes Lebenskraft erlangen konnte. Aber kein gebildetes Volk, am wenigsten das centralisirte Frankreich, kann der Regierung auch nur einen Augenblick entbehren. Die Republik bestand, sie hielt die bureaukratische Maschine vor der Hand in ihrer Gewalt, sie bot die einzig mögliche Gewähr für die Sicherheit des Beutels. So geschah es, daß dieselben Bourgeois, welche im Stillen der Republik und ihren Gründern grollten, sich dennoch einmüthig um die neue Regierung schaarten. Schon die Parteinamen „Republikaner von heute" und „Republikaner von gestern" bekunden die sittliche Verkommenheit dieser angstgepeitschten Gesellschaft. Wie tief mußte die geistreiche Nation gesunken sein, wenn sie den nichtigen Phrasen Lamartine's zujauchzte, weil er die Sache der „Ordnung" vertrat! Selbst der arge Verschwörer Caussidière wird von den dankbaren Bourgeois bewundert. Der hatte aus den Helden der Barrikaden eine Polizeigarde gebildet, und diese verwegenen Gesellen „schafften Ordnung durch die Unordnung." Den Werth solcher Huldigungen gegen die Gewalten des Augenblicks kannte Niemand besser als die siegreiche Partei. Darum verkündet sie den Grundsatz: „die Republik steht über dem allgemeinen Stimmrecht"; sie bestreitet dem Volke wie der Volksvertretung das Recht die Monarchie herzustellen und verlangt Verschiebung der Wahlen bis das Volk belehrt sei. Ledru-Rollin befiehlt den Präfekten, sogleich alle Maßregeln zu ergreifen, welche der Republik die Mitwirkung des Volkes sichern können! Nachher will er sogar Commissäre mit unbeschränkter Vollmacht in die Provinzen senden, um nach der Weise des Convents die Nation umzuschaffen. Die Frage: erkennt Ihr die Republik an? wurde weislich nicht unmittelbar der allgemeinen Abstimmung unterworfen. Die Wahl zur Nationalversammlung war, was die Nordamerikaner a Hobsons-choice nennen: eine Wahl, bei der ein Nein nicht möglich ist. Nur der verblendete Doctrinarismus der neufranzösischen Demokratie kann irgend einen Werth legen auf die selbstverständliche Thatsache, daß die im Namen der Republik gewählten Abgeordneten die neue Staatsform mit siebzehn- oder sechsundzwanzigfachem Zuruf grüßten. Wie die Dinge lagen, bedeutete der Ruf lediglich: wir wollen, daß der Staat bestehe. Die ungeheure Mehrheit der Abgeordneten war entschlossen die Republik zu stützen, so

lange sie das letzte Bollwerk des Eigenthums bildete, und sie augenblicklich preiszugeben, sowie die Möglichkeit der Monarchie sich zeigte.

Jener tiefe Riß, welcher die Gesellschaft spaltete, ging auch mitten durch die Regierung. Der Zufall hatte diese Männer auf die Bresche der Gesellschaft gestellt; sie regierten, wie Lamartine treffend sagt, nach dem Rechte des vergossenen Blutes, das gestillt werden muß. Wenn nur der Wille dies Blut zu stillen bei allen Gliedern der Regierung gleich fest und klar bestanden hätte! Doch neben den gemäßigten Republikanern Lamartine, Arago, Dupont war der rothe Radicalismus in allen seinen Schattirungen bis zum Communismus hinüber durch Ledru-Rollin, Louis Blanc, Albert vertreten. Die hochaufgeregten und für den Augenblick unversöhnlichen Standesleidenschaften der Bourgeoisie und der Arbeiter sollten sich innerhalb Einer Regierung vertragen! Die gesittete Welt wird es Lamartine nie vergessen, wie oft er in jenen ersten Tagen der Verwirrung bald mit schwungvollen Phrasen, bald mit bereitem Spotte, immer mit hohem persönlichem Muthe den tobenden Anarchisten entgegentrat. Er erschien in der That für einen Augenblick als der Vorkämpfer des dritten Standes und des Eigenthumes, er ward als solcher weit über Frankreichs Grenzen hinaus von begeisterten Rednern des Bürgerthums gepriesen. Er rettete den Franzosen ihre glorreiche Tricolore und sühnte dergestalt einen Theil der Schuld, welche auf ihm lastete, seit er selber unbedacht die Revolution entfesselt hatte. Aber der Muth des wunderlichen Phantasten vermochte die Angst vor dem rothen Gespenste nur auf Augenblicke zu beschwichtigen; Lamartine selber bezeichnet den Gang seines Regiments als ein Vorwärtstreiben in ungewisse Fernen (marcher vers l'inconnu). Einheit innerhalb der Regierung herzustellen, die Socialdemokraten auszuschließen schien bei der Schwäche der Gemäßigten vorerst unmöglich; auch fürchtete man von einem kühnen Schritte den Ausbruch des Bürgerkrieges. Daher bestand so wenig Zusammenhang zwischen den Mitgliedern dieses Regiments, daß Lamartine gar nichts wußte von dem wahnwitzigen Plane Ledru-Rollin's, Conventscommissäre durch das Land zu schicken!

Die gemäßigten Republikaner in der Regierung waren nicht mehr frei, sie hatten die Folgen ihrer eigenen Vermessenheit zu tragen und mußten, nachdem sie mit Hilfe der Communisten den Thron zerstört,

mindestens durch tönende Worte der Begehrlichkeit ihrer Bundesgenossen schmeicheln. Lamartine erklärt, der Staat, die Vorsehung der Starken und der Schwachen, müsse im Nothfalle den Bedürftigen Arbeit verschaffen. Carnot verkündet, die Nationalökonomie, bisher eine Wissenschaft des Reichthums, solle fortan eine Wissenschaft der Brüderlichkeit werden. Noch weit bedenklicher lautete die Sprache der Regierungsblätter über das Eigenthum, und es blieb nicht bei den Worten. Die gemäßigten Finanzmänner Garnier-Pagès und Duclerc entwerfen den Plan einer Progressivsteuer, sie wollen die Verwaltung der Eisenbahnen, der Banken, der Versicherungsgesellschaften in der Hand des Staats vereinigen. Der Scharfblick Cavour's erkannte sogleich, daß solche schwächliche Nachgiebigkeit der Gemäßigten die Besitzenden ungleich mehr erschrecken müsse als das Drohen der Rothen. Stimmten nicht jene wirthschaftlichen Experimente fast wörtlich überein mit den Maßregeln, welche der Ikarier Cabet vorgeschlagen hatte, um aus der Zwangsordnung des Privateigenthums allmählich in das communistische Eden hinüberzugelangen? Und stand man nicht bereits mitteninne in dem Paradiese der Communisten, wenn der Staat die Sparer zwang, statt der 335 Mill. Francs baaren Einlagen, welche sie in die Sparkassen getragen hatten, Staatsrentenbriefe anzunehmen, und zum Ueberflusse ihnen die Renten um ein Achtel zu hoch anrechnete? Schon tauchte der unheimliche Plan, Assignaten in beliebiger Menge auszugeben, wieder auf; er ward nur mit Mühe durch Fould und durch Bastiat's meisterhafte Flugschrift „maudit argent“ bekämpft. Schon hatte Louis Blanc seine Nationalwerkstätten eröffnet; Tausende von brotlosen Arbeitern strömten hier zusammen, um von dem Staate für ihr Nichtsthun besoldet zu werden und — nebenbei für den Straßenkampf sich militärisch zu organisiren. Kein Wunder, daß von den 1329 Millionen Staatseinnahmen dieses Jahres 613 Millionen (61 Millionen mehr als im Jahre 1847) allein in der Hauptstadt ausgegeben wurden!

Noch waren dem zitternden Bourgeois jene Schreckensscenen der Februartage unvergessen, da ein heulender Volkshaufe, ein Metzger mit hochgeschwungenem Schlachtmesser voran, das Palais Bourbon stürmte, und die Eroberer der Tuilerien aus dem Königsschlosse erst dann abzogen, als ihnen zugesichert war, ihre Taschen sollten nicht durchsucht werden. Und jetzt beschwört Ledru-Rollin die blutigen Schatten Robespierre's und St. Just's herauf, seine allmächtigen Commissäre beginnen bereits da und dort in der Provinz Lohntaxen zu

erlassen, die Herrschaft des praktischen Communismus einzuleiten. Aus den Massen ertönt tausendstimmig der Ruf: „Entweder das Eigenthum muß untergehen oder die Republik! Das Roth der Menschenliebe soll die Farben einer überwundenen Epoche (la tricolore de nos devanciers) verdrängen! Nieder mit allen Lastern der monarchischen Zeit, vor Allem mit der Erblichkeit des Vermögens und der Namen!" Wenn der bescheidene Radikale die Republik über das allgemeine Stimmrecht stellte, so dachte Proudhon noch kühner und erklärte: die Revolution steht über der Republik! Kein Zweifel, hinter jenem hirnverbrannten Geschrei stand keineswegs immer ein ernster Entschluß. War schon das Pathos der ersten Revolution von rhetorischer Uebertreibung nicht frei gewesen, so zeigen vollends die an Marat's Vorbilde geschulten Schmutzblätter der neuen Republik einen epigonenhaften, unwahren, krampfhaft erzwungenen Blutdurst. Immerhin bleibt sehr begreiflich, daß eine Gesellschaft des Genusses und der Arbeit bei solchen Drohungen einem tauben und blinden Entsetzen anheimfiel. Die fünfprocentige Rente sank schon im Februar von 120 auf 55, die Ausfuhr der Pariser-Früjahrsmodewaaren stockte völlig. Ganze Reihen von Häusern standen leer in der Fremdenstadt, hunderte von Maschinen feierten, und dem arbeitslosen Volke brachte die Republik als erste Segnung einen Steuerzuschlag von 45 Centimes — eine Last, die durch die Abschaffung der Salzsteuer keineswegs ausgeglichen ward. Auch Bonaparte hatte einst nach dem 18. Brumaire sein Regiment mit einer Steuererhöhung von 25% begonnen; der Zuschlag ward willig ertragen, weil das Volk den neuen Despotismus wünschte. Jetzt aber, da die verhaßte Republik zur unglücklichsten Stunde neue Steuerlasten auflegte, ging durch alle Klassen der Besitzenden ein Schrei des Zornes. Bourgeoisie und Bauerschaft hielten zusammen wie ein Mann, einträchtig nicht in irgend welchem politischen Gedanken, sondern in der Leidenschaft der Selbsterhaltung. Wie in Preußen zu jener Zeit die Bauern um Berlin am treuesten zu der königlichen Fahne standen, so waren in Frankreich die kleinen Gartenbauer der Bannmeile von Paris die wildesten Feinde des Communismus. Jener vielgescholtene Ausspruch Machiavelli's, daß der Mensch leichter die Ermordung seiner Eltern und Brüder als den Raub seiner Habe verzeihe, fand damals seine Bestätigung. Mit Unrecht nahmen die Feinde der Communisten den Ehrennamen der gemäßigten Parteien für sich in Anspruch; ungleich treffender bezeichnete ein Witzwort die zwei Parteien als la montagne

rouge und **la montagne blanche.** Fanatismus, gewaltthätige Wuth flammte auf beiden Seiten. Beide Theile waren entschlossen zu einer socialen Entscheidungsschlacht, und die Wahlen zur Nationalversammlung ließen errathen, wem der Sieg zufallen würde.

Diese Wahlen verkündeten den Doctrinären des Radicalismus zum ersten Male die unliebsame Wahrheit, daß Niemand weniger demokratisch ist als die Masse. Der Instinkt der wirthschaftlichen Selbsterhaltung erwies sich stärker als die Drohungen der Parteien und der Beamten. Umsonst sprach der Minister Carnot in seinem Wahlrundschreiben eine höchst aufgeklärte Ansicht aus, die heutzutage von den Präfekten des Kaiserreichs willig wiederholt wird: er erklärte die alte Meinung, daß Besitz und Bildung dem Abgeordneten wohl anstehe, für ein reactionäres Vorurtheil. Der Bauer in seiner Einfalt dachte anders; er schenkte nur den Besitzenden sein Vertrauen, denn jeder Eigenthümer galt als Feind der Communisten. Zahlreicher denn jemals in den Kammern des Julikönigthums war der Grundbesitz in der Nationalversammlung vertreten. Die überschuldete, abhängige, unwissende, an passiven Gehorsam gewöhnte Bauerschaft beugte sich diesmal nur vor Einer Autorität: vor der Kirche. Die Raserei der socialen Angst hatte alle trüben und unklaren Kräfte der Seelen geweckt, auch die gedankenlose Bigotterie: tausende verwirrter Gemüther suchten Trost im Beichtstuhle, die Ernte der Ultramontanen begann zu reifen. Da nur ein Siebentel der Franzosen in Städten über 10,000 Einwohnern lebte, so gaben die Bauern den Ausschlag, und im Palais Bourbon erschien neben einer starken Bergpartei ein winziges Häuflein blauer Republikaner, dagegen eine erdrückende Mehrheit von Reactionären. Unter allen Parlamenten jenes stürmischen Jahres war keines unfruchtbarer, keines unsittlicher. Die wenigen politischen Köpfe verschwanden fast unter der allgemeinen Mittelmäßigkeit und Unwissenheit dieser 900 Volksvertreter. Auch die Talente litten unter der großen Lüge der Epoche: die Republik fürchtete sich vor sich selber. Der reactionären Mehrheit galt die Republik nur als ein neutraler Boden, der bei gutem Glück verlassen werden sollte; die landläufige Versicherung: „wir erkennen die Republik ehrlich an als eine Regierung von Allen für Alle," drückte solche Gesinnung sehr durchsichtig aus. Herr Thiers, der im ersten Schrecken ausgerufen hatte: „jetzt bleibt uns nur übrig uns vergessen zu lassen," schöpfte bald frischen Muth und meinte harmlos: „Ich habe früher die englische Staatsform vor-

gezogen. Vielleicht habe ich mich geirrt, vielleicht ist die amerikanische Form für Frankreich besser geeignet!" Von den Legitimisten war allbekannt, daß sie den Augenblick einer Schilderhebung ersehnten; nur die Feigheit und Unfähigkeit ihres Prätendenten hat sie daran gehindert. Und eine solche Versammlung, deren Mehrheit weder an sich noch an ihr Verfassungswerk glaubte, sollte jetzt jenes kühne Spiel um Sein und Nichtsein beginnen, welches gemeinhin das Schicksal der Constituanten bildet!

Nach dem Wahlsiege faßten die Besitzenden den Muth, die Arbeiterbanden, welche den Frieden der Hauptstadt bedrohten, niederzuschlagen. Die Kraft der provisorischen Regierung hatte sich erschöpft in den socialen Kämpfen der ersten Wochen; auch die von der Nationalversammlung ernannte Vollziehungscommission war, wie Lamartine sagt, zugleich nothwendig und unmöglich. In den Mittelklassen befestigte sich die Meinung, daß allein der Säbel die Anarchie niederwerfen könne. Der Dichter, dessen beredten Versöhnungsworten die Bourgeoisie noch im Februar und März zugejubelt hatte, war nach wenigen Wochen ein verbrauchter, ein todter Mann. Nun offenbarte der wüste Aufruhr des 15. Mai, welch' eine furchtbare Verwilderung und Begriffsverwirrung die Massen beherrschte: „das Volk" versuchte die Nationalversammlung zu sprengen. In der That, wenn im Februar ein beliebiger Volkshaufe die monarchische Kammer auseinanderjagen konnte, warum sollte nicht im Mai ein anderer Volkshaufe mit dem Parlamente der Republik das Nämliche versuchen? „Das Volk verletzt nie die Verfassung" — sagte der Advocat Michel, als er die Verschwörer des 15. Mai vertheidigte. Nicht blos die anarchische Wildheit, auch die eroberungslustige Propaganda der ersten Revolution trat an diesem Tage hervor: „Befreiung Polens, Krieg gegen die Ostmächte!" lautete der Schlachtruf der Verschwörer. Seitdem war die Bourgeoisie von der Nothwendigkeit der Dictatur völlig überzeugt. Als am 20. Mai das Eintrachtsfest abgehalten ward, und die Hunderttausende der Nationalgarde, die bewaffnete Bourgeoisie, stundenlang vor den dichtgedrängten Arbeitermassen vorbeizogen, da fühlte sich Mancher ahnungsvoll gemahnt an den Morgen des Tages von Belle-Alliance: es war, als ob zwei kampfbereite Heere vor der Schlacht einander ihre Stärke zeigen wollten.

Die Entscheidung nahte. Im Juni erhoben sich die Arbeiter zu dem furchtbarsten socialen Kampfe, den die neue Geschichte seit dem

deutschen Bauernkriege gesehen hat. Nicht oft haben Söhne Eines Volkes mit gleicher Wuth gerungen; auf die Wildheit des Streites können wir schließen, wenn wir heute noch aus dem Munde verständiger Franzosen oft unbillig harte Urtheile über den reinen Charakter Cavaignac's vernehmen. Der Bürger stritt für seine Habe, der Arbeiter wollte den Siegespreis seiner Februarerhebung ungeschmälert genießen, der Soldat aber verlangte längst seine gekränkte Standesehre zu rächen. Die Armee hatte, nachdem sie in den Februartagen ihre Dienstpflicht erfüllt, ohne viel Bedenken das friedliche Bürgerkönigthum preisgegeben; sie hoffte von der Republik eine Zeit der Siege, sie erwartete, als Italien sich erhob, abermals die „heilige Straße“ von Montenotte und Lodi zu durchziehen. Aber der Völkerfrühling brachte ihr statt der Lorbeeren nur Pein und Demüthigung. Schon die Sieger des Juli hatten dem Heere wenig Rücksicht erwiesen; vollends die Helden des Februar fanden des Hohnes kein Ende für die verthierten Söldlinge — eine unbegreiflich thörichte und ganz unfranzösische Verirrung! Vergeblich mahnte die provisorische Regierung, „die für einen Augenblick gestörte Einheit des Volkes und des Heeres wiederherzustellen.“ Die Soldaten, meist Bauern und den Klassenanschauungen ihres Dorfes auch im bunten Rocke nicht entwachsen, waren erbittert durch den unablässigen Postendienst dieser unruhigen Tage, sie sahen sich fort und fort den Schmähungen der Demagogen preisgegeben, und diese Armee, die einst der ersten Revolution hochbegeistert ihr Schwert geliehen hatte, stand den Gründern der neuen Republik sehr bald mit unversöhnlichem Hasse gegenüber.

Die rothe Fahne lag endlich am Boden, die Staatsgewalt hatte mit der Socialdemokratie gebrochen, die Nationalwerkstätten blieben geschlossen. Das Eigenthum war gerettet, und was mehr sagen will, die Ueberzeugung war gewonnen, daß die Grundlagen unserer Gesellschaft denn doch fester stehen, die „sociale Frage“ durch mildere Mittel zu lösen ist, als die Radikalen der vierziger Jahre behauptet hatten. Hierin vornehmlich liegt die historische Bedeutung dieser Straßenschlachten: durch Kampf und Gräuelthaten war der Weg geöffnet für eine Epoche friedlicher socialer Reformen. Vorderhand herrschte der Säbel, und die Regierung Cavaignac's bewährte unleugbar mehr Kraft und Muth, als irgend ein deutsches Ministerium dieser Epoche. Die unendliche Ergebenheit, welche der gerettete Bourgeois dem Dictator entgegenbrachte, ließ errathen, von welcher maßlosen Angst man befreit war.

Wer tiefer blickte, konnte freilich berechnen, daß auch der neue Gewalthaber binnen Kurzem verbraucht und vergessen sein werde. Auch Cavaignac sollte wie vordem Lamartine erfahren, daß demokratische Zeiten die Gewalt lieben und die Gewaltigen hassen. Seine Partei, die blauen Republikaner blieben nach wie vor eine kleine Schaar ohne Boden im Volke. Die Arbeiter grollten ihrem Bändiger, den Bauern aber und einem großen Theile der Bourgeoisie war im Juni noch nicht genug geschehen: sie strebten zurück zur Monarchie.

Wie sollte auch eine solche Republik auf die Liebe der Franzosen zählen? War sie nicht wirklich nur eine aufgeregte Knechtschaft? Mußten nicht auch Gemäßigte beistimmen, wenn Proudhon eiferte: „diese parlamentarische Republik mit Jacobinismus und Doctrinarismus verzuckert ist nichts als die Contrerevolution" —? Der Belagerungszustand lag über der Hauptstadt, unter dem Schutze der Bajonette ward das Grundgesetz der neuen Freiheit berathen. Gesetze mit rückwirkender Kraft stellten die Aufständischen vor Ausnahmegerichte. Die Erbrechung der Briefe, alle schlechten Künste der geheimen Polizei blühten wie einst unter dem Soldatenkaiser. Tausende von Arbeitern wurden über das Meer in's Elend geschafft, die Rachsucht der Transporteurs gab der Wuth der Niveleurs nichts nach. Das war die Freiheit, um derentwillen der Wohlstand des Landes in Trümmern lag, um derentwillen dies stolze Reich in der großen Politik zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt war!

Mit gerechtem Schmerze beklagte später Thouvenel, daß sein Vaterland während der republikanischen Epoche in Europa vermißt worden sei. Niemals unter Ludwig Philipp hatte das Ansehen des Reiches so tief gestanden, niemals waren seine europäischen Interessen von eitlen Dilettanten leichtfertiger, sinnloser behandelt worden. In tönenden Phrasen verkündete Lamartine's Manifest an Europa dem beglückten Welttheile, daß eine Zeit allgemeiner Brüderlichkeit unter der Führung des freien Frankreichs beginne. Zur vollkommenen Beruhigung der Nachbarn war auf dieser „schönen Seite nationaler Philosophie" noch der Schlußsatz zugefügt: „Glücklich wäre Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärte und es also zwänge, trotz seiner Mäßigung, an Macht und Ruhm zu wachsen!" Ueberall bricht durch das Phrasengeklingel weltbürgerlicher Bruderliebe die Sehnsucht nach Belgien und Savoyen, die maßlose nationale Eitelkeit hindurch. „Die Ideen dringen heute überall ein, und die Ideen tragen den Namen

Frankreichs!" Derselbe Geist der Ueberhebung redet aus jeder Seite von Garnier-Pagès' Revolutionsgeschichte und aus Proudhon's Prophezeiung: die Grenzen der Länder würden von selber verschwinden, sobald die neufranzösische Nationalökonomie überall triumphirt habe. Die Allianz mit Rußland ist nach Lamartine „der Schrei der Natur, die Offenbarung der Geographie" — und im selben Athemzuge wünscht er die Befreiung Polens! Er hofft, Preußen werde den anderen Ostmächten bei der Wiederherstellung Polens mit gutem Beispiele vorangehen, und bezweifelt nicht, daß unser Staat sich freuen werde, für die Rheinlande sich in Schleswig-Holstein, Hannover oder sonstwo (et ailleurs) zu entschädigen! Ebenso erstaunlich wie die Neuheit dieser Gesichtspunkte ist Lamartine's Bekanntschaft mit den leitenden Personen. König Friedrich Wilhem IV. erscheint ihm als ein fürchterlicher Kraftmensch, „fähig Alles zu verstehen, Alles zu versuchen, Alles zu wagen!" Doch genug der Proben einer Staatsweisheit, für deren himmlische Unschuld der parlamentarische Sprachgebrauch nicht ausreicht; es ist wahrhaftig, wie man im Göttinger Lande sagt, „eine Politik wo's gar nicht giebt." Mit welchem sardonischen Lächeln mag jener schlaue Prätendent, der lauernd zur Seite stand, diese republikanischen Orakelsprüche vernommen haben! Zum Heile der Welt kam Lamartine nie in die Lage, seine geniale auswärtige Politik zu verwirklichen; alle Kräfte des Staates wurden in den bürgerlichen Kämpfen verbraucht.

Unter Cavaignac trat endlich wieder ein Geschäftsmann, Bastide, in das auswärtige Amt, freilich ein rauher Republikaner, der von diplomatischer Gewandtheit ebenso wenig besaß wie der Dictator selber. Auch jetzt noch war die erschütterte Republik kaum im Stande, in europäischen Fragen einen Entschluß zu fassen, und wo sie dies vermochte, da folgte sie getreulich den Spuren Guizot's — nur daß sie die conservativen Schlagworte mit radikalen vertauschte. Auch die menschenfreundliche zweite Republik huldigte dem altfranzösischen Grundsatze, wonach Frankreichs Macht auf der Verkommenheit seiner Nachbarn beruht. Nur der Unbillige wird tadeln, daß Frankreich zögerte die deutsche Centralgewalt anzuerkennen, unseren Reichsgesandten Friedrich von Raumer, der plötzlich neben dem preußischen Gesandten von Willisen auftauchte, amtlich zu empfangen. Wer durfte den Franzosen verargen, wenn sie den feinen Unterschied zwischen einem preußischen Deutschen und einem deutschen Preußen nicht be-

griffen, wenn sie offen gestanden, daß man bei unserer imaginären Centralgewalt sich nichts denken könne? Ein Gesandter, der dem Minister Bastide gelegentlich wohlgelungene „Betrachtungen eines alten Professors der Geschichte über den Zustand Frankreichs" einreichte, konnte doch nicht im Ernst verlangen, als der Vertreter einer großen Macht zu gelten. Bedenklicher war die unfreundliche Haltung der Republik gegenüber dem schleswig-holsteinischen Aufstande und schlechthin verwerflich das neidische Mißwollen, das sie dem Kampfe der Piemontesen bezeigte. Tochterrepubliken in Mailand und Venedig wollte sie dulden, doch nimmermehr ein lebenskräftiges subalpinisches Königreich. Die Herrschaft Oesterreichs in Italien schien dem Dictator minder bedenklich als ein neuer General Bonaparte an der Spitze eines siegreichen Heeres. Als König Karl Albert in Paris um die Zusendung eines kriegserfahrenen Führers für seine geschlagenen Truppen bat, ward ihm eine kalte Abweisung. Wir wollen die Freiheit Italiens, schrieb Bastide an Bixio in Turin, aber nicht die Uebermacht Piemonts, welche für Italien leicht gefährlicher werden kann als Oesterreichs Regiment. Bei solcher Ansicht gelangte man nur zu halben Maßregeln; selbst die Republik Venedig, welche dringend den Beistand Frankreichs erbat, wurde nur durch eine werthlose Demonstration der französischen Flotte unterstützt.

So schwankte der unglückliche Staat daher, zerrüttet, unfrei im Innern, mißachtet, fast willenlos nach außen. Würdig solcher Verhältnisse war auch die neue republikanische Verfassung, — unzweifelhaft die widersinnigste unter den vielen todtgeborenen Constitutionen jenes Jahres. In dem Verfassungsausschusse der Nationalversammlung saßen mehrere ausgezeichnete Männer wie Tocqueville; daß sie ein so unmögliches Werk zu Stande brachten, ward verschuldet durch die verlogenen Zustände dieser Republik wider Willen. Der alltägliche aufreibende Kampf für die Sicherheit von Hab' und Leben war schöpferischen politischen Gedanken nicht förderlich. Die Gesetzgeber konnten sich der Einsicht nicht entziehen, daß Frankreich einer starken Regierung bedürfe, aber sie fürchteten die Willkür eines Convents und mehr noch die Uebergriffe eines ehrgeizigen Präsidenten. Solchen Gefahren hoffte man zu entgehen, indem man den doctrinären, noch in keinem Staate der Welt vollständig verwirklichten Gedanken der absoluten Theilung der Gewalten als den obersten Grundsatz jeder

freien Regierung verkündigte. Das souveräne Volk überträgt die gesetzgebende Gewalt einer Nationalversammlung, welche drei Jahre lang permanent und unauflösbar bleibt. Wenn sie sich selber zeitweise vertagt, so ernennt sie zu ihrer Vertretung eine Commission aus ihrer Mitte; an dem Tage da ihr Mandat erlischt, nimmt sofort eine neugewählte Versammlung ihre Stelle ein. Nichts, schlechthin nichts war vorgesehen, um diesen Körper von 750 Köpfen vor Uebereilungen zu schützen; jedes Gesetz, das er beschließt, tritt einen Monat, in dringenden Fällen schon drei Tage nach der Abstimmung in Kraft. Es ward kaum beachtet, daß selbst die Demokratie von Nordamerika auf jenen Quell gegenseitiger Berichtigung und Ermäßigung, welcher in dem Zweikammersystem enthalten ist, nicht verzichtet hat. Aber nicht der Gleichheitseifer der Radicalen, nicht die socialen Zustände eines Volkes, das zu einer ungeschiedenen Masse von Steuerzahlern verschmolzen ist, gaben den Ausschlag für das Einkammersystem, sondern die sociale Angst der Besitzenden. Wir bedürfen der Dictatur, und sie läßt sich nicht theilen — nur die Einheit der Gewalt sichert die Ordnung — so lauteten die reactionären Erwägungen, welche die Mehrheit zu ihrem radikalen Beschlusse verführten. Der einen und untheilbaren Republik entsprach die eine Kammer; man wollte nicht sehen, daß allein despotische Regierungen den Vorzug der Einfachheit besitzen. Dergestalt schien jenes Schreckbild einer schrankenlosen Gesetzgebung vollendet zu sein, welches einst Mirabeau zu dem Ausrufe bewogen hatte: „ich möchte lieber in Konstantinopel leben als in Frankreich unter der Herrschaft eines solchen Parlamentes!"

Aber unter dieser theoretisch allmächtigen Versammlung stand ein Präsident als Haupt der executiven Gewalt, der force publique. Der Gedanke, ein Collegium an die Spitze der ausführenden Gewalt zu stellen, fand wenig Anhänger. Die traurigen unter dem Wohlfahrtsausschusse, dem Directorium, der provisorischen Regierung gesammelten Erfahrungen warnten allzu vernehmlich; die innerste Natur dieses Staates verlangte nach Einem leitenden Manne — das will sagen: nach der Monarchie. Frankreich zählte damals an Beamten und vom Staate für öffentliche Dienstleistungen besoldeten Bürgern: 535,365 Köpfe, wobei 18,000 Beamte und Pensionäre der Ehrenlegion, 15,000 Cantonniers und die nicht angegebene Zahl der Agenten des Handelsministeriums nicht mitgerechnet sind. Nehmen wir dazu die etwa gleich starke Land- und Seemacht, bedenken wir ferner, daß

die Revolution fast alle großen selbständigen Vermögen zerstört hatte und demgemäß Departements und Gemeinden, Wohltätigkeitsanstalten und Private seit Jahrzehnten gewohnt waren den Staat um milde Beiträge anzugehen, so leuchtet ein: das Oberhaupt einer solchen Verwaltung war Monarch, wie immer sein Titel lauten mochte. Und dieser mächtige Mann war der geborene Feind der Verfassung, denn sie verbot seine Wiedererwählung! Zum Ueberfluß gab die Nationalversammlung dem Präsidenten eine Weihe, welche in der modernen Welt mehr bedeutet als das Salböl von Rheims: er sollte direkt durch das souveräne Volk gewählt werden. Vergeblich warnten die aufrichtigen Anhänger der Republik vor einer solchen populären Tyrannis, welche in einem centralisirten Staate offenbar dem politischen Pantheismus gleichkommt. Der Socialist Felix Pyat sagte in denkwürdiger Rede das kommende Verhängniß voraus: ein also gewählter Präsident werde zu der Nationalversammlung sprechen können: „ich allein habe so viel Stimmen hinter mir wie Ihr allesammt, ich allein gelte dem Volke mehr als jede Eurer Majoritäten.“ Harmlose Leute wollten das nicht gelten lassen, sie meinten: der Präsident wird im Herbst, die Nationalversammlung erst im folgenden Mai von Neuem gewählt, dann besitzt also die Versammlung das jüngere, wirksamere Volksvertrauen. Andere hegten sittliche Bedenken gegen die Erwählung des Präsidenten durch die Nationalversammlung: das heiße die Versammlung corrumpiren, die Zügel der Verwaltung in die Hände einer abhängigen Mittelmäßigkeit legen und schließlich — eine Conventsherrschaft gründen. Die Mehrheit der Versammlung ward bestimmt durch den Haß gegen die Republik: sie wollte eine selbständige Gewalt neben dem Hause, um vielleicht dereinst den Thron herzustellen. Daher stimmten die ehrlichen Republikaner zumeist für den minder populären Weg, die Erwählung durch die Versammlung, die geheimen Monarchisten für die radikale Maßregel der Volkswahl.

Während man dergestalt den Präsidenten mit einer unberechenbaren moralischen Macht ausstattete, umgab man seine Gewalt mißtrauisch mit rechtlichen Schranken, welche für einen ehrlichen Mann überflüssig, für einen Gewissenlosen nichtig waren. Er verfügte über das Heer, ernannte alle Offiziere, aber er sollte weder Uniform tragen noch den kleinsten Truppentheil in Person befehligen — ein grober Verstoß gegen alle Gewohnheiten und Standesbegriffe dieses Heeres. Ein Gehalt ward ihm zugetheilt, viel zu hoch für die Tugend eines

Republikaners, aber bettelhaft gering für die Ansprüche, welche Frankreich seit Jahrhunderten gewohnt ist an sein Staatsoberhaupt zu stellen; der kleine Mann, der den Abgeordneten ihre Tagegelder beneidete, vermißte ungern den Prunk der königlichen Zeiten. Der Präsident darf der Nationalversammlung Gesetze vorschlagen, aber er hat kein Veto, er kann nur einmal die Gesetzentwürfe zu wiederholter Berathung an das Haus zurückverweisen. Dennoch soll er die volle Verantwortung tragen für die Ausführung der Gesetze, die er mißbilligt. Noch mehr. Er ist nicht nur verdammt, drei Jahre lang neben einer feindlichen Nationalversammlung zu stehen, ohne das Recht durch eine Apellation an das Volk den Widerspruch auszugleichen; man erwartet sogar, der persönlich verantwortliche Präsident werde seine gleichfalls verantwortlichen Minister aus der Mehrheit des Hauses wählen. So gänzlich lebte und webte die Majorität in monarchischen Vorstellungen, daß sie das parlamentarische Regiment, das nur in Monarchien denkbar ist, auch von der Republik verlangte!

Und derweil man vorgab in einer Republik zu leben, ließ man den Verwaltungsdespotismus Napoleon's unwandelbar bestehen — bis auf einige unmögliche Abänderungen. Der Staatsrath sollte mit einem erweiterten Verordnungsrechte ausgestattet, seine Mitglieder auf sechs Jahre durch die Nationalversammlung ernannt werden — offenbar eine sinnlose Verletzung des Grundsatzes der Gewaltentheilung. Der verantwortliche Präsident sieht sich also selbst bei der Vorberathung der Gesetzentwürfe, bei der Auslegung der Verwaltungsregeln auf Männer angewiesen, die nicht sein Vertrauen besitzen. Der Staatsrath war bisher das lockende Ziel für den berechtigten Ehrgeiz der Beamten, der Bewahrer der Standesehre und der bureaukratischen Traditionen. Wie sollte dies herrschsüchtige Beamtenthum ertragen, daß dieser Schlußstein der Verwaltung den Schwankungen parlamentarischer Parteikämpfe preisgegeben würde? — Die Legitimisten verlangten Selbständigkeit der Gemeinden, aus jenen zweideutigen Gründen, die wir kennen; doch die Mehrheit des Hauses verwarf ebenso bestimmt wie weiland der Convent jede Annäherung an das amerikanische Vorbild. Die eine und untheilbare Republik schaut mit wachem Mißtrauen auf jede Regung der Selbständigkeit in den Provinzen; sobald die Kaufleute von Marseille eine Genossenschaft bilden, um die Beseitigung drückender Quarantänemaßregeln durchzusetzen, geht durch die Pariser Blätter der Angstruf, der Föderalismus der Gironde erhebe wiederum

sein Haupt! Die Verwaltung der Departements und der Gemeinden bleibt im Wesentlichen wie unter dem Bürgerkönige: nur an den Unterbezirken des Departements wird ein zusammenhangsloser, dilettantischer Reformversuch gewagt. Das Arrondissement wurde vordem von dem Unterpräfekten mit dem Beirathe eines Bezirksrathes verwaltet; der Canton dagegen, die Unterabtheilung des Arrondissements, blieb für die Verwaltung ohne jede Bedeutung und galt nur als der Jurisdictionsbezirk der Friedensrichter. Jetzt sollte plötzlich der Unterpräfekt in dem Arrondissement allein schalten und dafür in jedem Canton ein gewählter Cantonsrath bestehen. Legitimisten wie F. Béchard und Radikale wie Lamennais hatten oft daran erinnert, daß die Mehrzahl der Ortsgemeinden für eine selbständige Verwaltung zu klein sei. Man gedachte also den Schwerpunkt einer neuen Selbstverwaltung in den Canton zu legen. Aber aus dem eisernen Gefüge der napoleonischen Verwaltung lassen sich nicht nach Willkür einzelne Glieder lösen. Dieser Staat erträgt keinen gewählten Verwaltungsrath, dem nicht als entscheidender Chef ein Staatsbeamter vorsteht; darum sind auch die Cantonsräthe nie in's Leben getreten. Die einzigen wirklichen Reformen, welche die Verfassung auf diesen Gebieten brachte, bestanden in der Wiederherstellung der in den Tagen des Schwindels beseitigten Unabsetzbarkeit der Richter und in der Einführung eines Tribunales für die Entscheidung der Competenzconflicte. Auch das Heer blieb was es war: die Selbstsucht der Besitzenden wollte nicht anerkennen, daß die gerühmte Gleichheit aller Franzosen zur allgemeinen Wehrpflicht führen müsse.

Nochmals: wodurch unterscheidet sich das [illegible] dieses [illegible]tenstaates von einem Könige? [illegible] zur [illegible]chischen Gewalt die Erblichkeit. [illegible] XVI., Karl's X. und [illegible], wird die [illegible]hauptung, daß die neue [illegible] ohne Heiterkeit [illegible] war von den [illegible] wie in England. [illegible] wer darf im Ernste [illegible] wortung getragen? [illegible] ein Mann war, [illegible] Tod gegen die [illegible] ahnten, so [illegible]

der Präsident, sobald er in die Befugnisse der Nationalversammlung übergreife, augenblicklich seines Amtes verlustig gehe, daß der höchste Gerichtshof sich sofort versammeln solle u. s. w. Aber auch solche Drohungen blieben wirkungslos gegen die Allmacht des napoleonischen Beamtenstaates; daher verfiel man auf ein letztes Sicherungsmittel: der Präsident mußte den Eid auf die Verfassung leisten. Wunderbare Verblendung! Alle politischen Eide blieben abgeschafft, die gesammte Nation beanspruchte das Recht, nicht durch Gewissenspflichten an die Staatsordnung gebunden zu werden. Und jener eine Mann, der wie kein Anderer den Wunsch und die Macht besaß die Verfassung zu zertrümmern, er allein sollte schwören! Ihm sollte das Gewissen in den erhobenen Arm fallen, wenn er die Frucht der Herrschaft brechen wollte, die lockend dicht vor seinen Augen hing. Wenn es aber jederzeit ein Unrecht und eine Unklugheit ist, gesetzliche Forderungen zu stellen, welche über den Durchschnitt menschlicher Tugend hinausgehen: wie kleinsinnig erschienen vollends diese Gesetzgeber, welche ein unhaltbares Verfassungswerk dadurch zu retten gedachten, daß sie die Verantwortung für seine Fortdauer dem Gewissen eines Dritten in die Schuhe schoben!

Nach alledem erscheint es keineswegs befremdend, daß in vielen Gemeinden der Maire der einzige Mensch war, der bei der Verkündigung des vollendeten Werkes ein vive la constitution! rief. Desgleichen konnte der alte Schalk Dupin in seinem gelehrten Commentar über die Verfassung seine ironische Bosheit kaum verbeißen. Auch der übrige Inhalt der Charte war nicht dazu angethan die Seelenangst der Besitzenden zu beschwichtigen. Zwar das Privateigenthum ward, nach einer trefflichen Rede von Thiers, anerkannt, die Progressivsteuer verworfen. Aber der Gedanke des Phantasten Lamennais, einige allgemeine Rechte und Pflichten voranzustellen, welche über der Verfassung stehen sollten, ließ sich in dieser begehrlichen Zeit nicht von der Hand weisen. Da prangten denn neben erhebenden Lehren der Weisheit und Tugend — als zum Beispiel: „es ist die Pflicht der Bürger ihr Vaterland zu lieben und die Republik mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen“ — auch einige minder unschuldige Sätze, die zum Mindesten in communistischem Sinne gedeutet werden konnten, wie dieser: „es ist die Pflicht der Republik, bedürftigen Bürgern Unterhaltsmittel zu verschaffen u. s. w.“ Wenn endlich der Art. 110 die Verfassung der Aufsicht und der Vaterlandsliebe jedes einzelnen Franzosen anvertraute, so schöpfte Ledru-Rollin daraus das Recht,

inmitten der Nationalversammlung das Volk zu den Waffen aufzurufen; die Besitzenden aber blickten zitternd in eine Zukunft voll bürgerlicher Kämpfe.

Jenes Schwanken der Mehrheit zwischen entgegengesetzten Befürchtungen erklärt sich leicht, da die Gesetzgeber bei jedem Artikel angstvoll hinüberschauten nach einem Präsidentschaftscandidaten, dessen Name schon den Untergang der Republik bedeutete. Ludwig Bonaparte sagte die Wahrheit, als er im Sommer 1850 den Elsassern zurief: „Diese Verfassung ist zum großen Theile gegen mich gemacht.“

Die Herstellung des allgemeinen Stimmrechtes, die der homme principe Heinrich V. niemals anerkennen durfte, bedeutete für die Napoleons die Erneuerung des Rechtstitels, dem sie selber den Thron verdankten. Sie allein unter allen Prätendenten konnten sich auf den Boden des neuen Staatsrechtes stellen. Der Name des illegitimen Hauses tauchte überall auf wo die alte Ordnung zerbrochen war; selbst in der Republik Venedig wurde über die Erhebung der Leuchtenbergischen Dynastie verhandelt. Wie an allen Straßenschlachten der königlichen Zeit, so hatten auch an den Februarkämpfen einzelne Bonapartisten theilgenommen: es war ein kaiserlicher Oberst, der bei dem Sturm auf das Palais Bourbon zuerst die Tricolore auf der Rednerbühne aufpflanzte. Seitdem verging kein Monat ohne einige kleine bonapartistische Aufläufe auf den Boulevards. Schon am 26. Februar sagt eine Proclamation der provisorischen Regierung: „Kein Legitimismus, kein Bonapartismus mehr, keine Regentschaft! Die Regierung hat alle nöthigen Maßregeln getroffen, um die Rückkehr der alten Dynastie und die Erhebung einer neuen unmöglich zu machen.“ Die Heißsporne der Partei fanden sich, wie einst nach den hundert Tagen, im Café Foy zusammen, darunter der socialistische Abgeordnete Peter Bonaparte, der mit heiligem Eifer erklärte: „welcher verständige Mensch kann das Kaiserreich wollen? Es ist nichts als eine glorreiche historische Erinnerung, seine Herstellung eine Chimäre.“ Unter den zahllosen Eintagsblättern, welche den Namen der Republik mit einem wohllautenden Beiwort auf dem Schilde führten, war auch eine „napoleonische Republik.“ Das Verfahren der Partei ergab sich von selbst aus ihrer Lage: sie mußte Unruhen stiften, auf daß die Parteien sich an einander zerrieben, und den Besitzenden eine starke Staatsgewalt

als der Güter höchstes erschiene. Das Treiben ward bald so verdächtig, daß die provisorische Regierung Persigny verhaften ließ. Am 12. Juni floß dann das erste Blut seit den Februartagen, bei einem geringfügigen Straßenkampfe, der unter dem Rufe: „es lebe der Kaiser“ begann. Ohne Zweifel haben bonapartistische Agenten bei den Anfängen des Juniaufstandes die Hand im Spiele gehabt, obwohl selbstverständlich ein so bedeutsamer unvermeidlicher Klassenkampf nicht allein aus künstlichen Wühlereien hergeleitet werden darf. Es lohnt nicht der Mühe diesen Umtrieben nachzuspüren, denn wahrhaftig nicht durch die kleinen Künste der Verschwörer werden Millionen Stimmen geworben. Als organisirte Partei bedeutete der Bonapartismus noch immer sehr wenig. Er besaß in den corsischen Abgeordneten Pietri und Conti ergebene Werkzeuge, er gewann später in Emil Girardin, der sich mit Cavaignac überworfen hatte, einen gefährlichen Bundesgenossen, in der „Presse“ ein gewandtes, gewissenloses Organ. Vielleicht zählte man auch auf den radikalen Volksvertreter Napoleon Bonaparte, den Sohn Jerome's, der zwei Jahre zuvor bei seinem Erscheinen im Invalidenhause die alten Helden durch seine Aehnlichkeit mit dem Kaiser begeistert hatte und jetzt mit seinem Vetter Peter in donnernden Reden gegen die Mordlust der Könige wetteiferte.

Folgenreicher war die Haltung des Prätendenten selber. Der säumte keinen Augenblick die Gunst der Stunde auszunutzen; fünfmal binnen fünf Monaten hat er durch offene Briefe der Nation sein Dasein in Erinnerung gebracht. Noch im Februar erschien er in Paris, „um seinem Vaterlande zu dienen.“ In seinem Briefe an die provisorische Regierung liegt die correcte bonapartistische Auffassung der Februarrevolution ausgesprochen: er bewundert das Volk von Paris, das „heldenmüthig die letzten Spuren des Einfalls der Fremden zerstört habe.“ Mißtrauisch von der Regierung aufgenommen, kehrt er bald nach London zurück, nicht ohne in einem zweiten Briefe den Gewalthabern zu sagen: „Sie werden aus diesem Opfer die Reinheit meiner Absichten erkennen.“ Bei den Nachwahlen für die Nationalversammlung im Juni geht der Name des Prinzen in vier Departements, auch in Paris, aus der Urne hervor, während das alte Verbannungsgesetz noch über ihm hängt. Die Regierung beantragt das Gesetz aufrecht zu erhalten. Da indeß die Radikalen, Jules Favre voran, zuversichtlich erklären, die Bonapartes könnten nun und nimmermehr der Republik gefährlich werden, so beschließt man die

Zulassung des Prinzen. Solche Verblendung der Gegner bringt den Prätendenten einen Augenblick aus seiner ruhigen Fassung; er lehnt in einem Briefe vom 15. Juni drei jener Wahlen ab, fügt aber die aufrichtigen Worte hinzu: „ich hege keinen Ehrgeiz, doch wenn das Volk mir Pflichten auferlegt, so werde ich sie zu erfüllen wissen.“ Schon am nächsten Tage erkennt er den Mißgriff und beeilt sich, in einem Briefe zu erklären: er wolle eine weise, große, verständige Republik. Im Juli wird das Rührstück nochmals aufgeführt und durch einen fünften Brief auch die Wahl in Corsica abgelehnt. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob nicht der Prinz einige dieser aus London datirten Briefe in Paris geschrieben hat. Klugheit läßt sich seiner Taktik nicht absprechen; denn indem der Prätendent die Bürgertugend der Entsagung übt, vereitelt er die Pläne seiner Gegner, welche ihn in den Debatten der Nationalversammlung vor der Zeit zu vernutzen hofften. Auch war er kein Mann der Rede und der Kranz, den er ersehnte, nicht durch Worte zu erringen. Unterdessen rückte die Präsidentenwahl heran, es ward Zeit sich dem Volke persönlich zu zeigen: der Prinz nahm an, als bei den Nachwahlen im September jene vier Wahlbezirke ihm treu blieben und noch ein fünfter sich ihm zuwandte.

Er trat am 26. September unter dem allgemeinen Rufe le voilà! in das Haus, führte sich ein mit ein paar treurepublikanischen, übrigens inhaltlosen Worten und verharrte dann in tiefem Schweigen. Seine Feinde ersparten ihm das Reden. Jeder erdenkliche Unglimpf, den die ermattende Phantasie der Radikalen noch ersinnen konnte, ward von der Presse und von der Rednerbühne auf den Prinzen ausgeschüttet, auch die Mythologie der ersten Revolution trat wieder in's Leben. Ludwig Bonaparte war ein Agent des perfiden Albions, besoldet um die glorreiche Republik zu stürzen, er war ein Wahnsinniger, ein Tropf, merkwürdig allein durch seinen steifen Schnurrbart. Einzelne scharfe Köpfe, wie Montalembert, sind durch jene Schmähreden des Berges zuerst auf die Frage gebracht worden, ob ein so grausam gescholtener Mann ganz unbedeutend sein könne. Die Mehrzahl unter den Gebildeten ließ sich bethören, sie glaubten fest an die persönliche Nichtigkeit des Prinzen und sollten späterhin eine Enttäuschung erfahren, wie sie seltsamer seit der Thronbesteigung Sixtus V. nicht erlebt worden ist.

Aber ahnten jene leichtfertigen Redner, wie ihre übermüthigen Worte auf die Masse wirken würden? Waren sie redlich, wenn sie

neben solchen persönlichen Schmähungen zugleich eine grenzenlose Verachtung gegen die Macht des Bonapartismus aussprachen? Oder zeigten sie nur den Muth des Kindes, das im Dunkeln pfeift um seine Angst zu verbergen? Wie war es möglich, daß die Republik, derweil sie die Bourbonen verbannte, die ungleich gefährlicheren Napoleoniden zurückrief? Auch der ehrlich republikanische Antrag, die Prinzen der vormaligen Dynastien von dem Präsidentenstuhle auszuschließen, wurde verworfen, weil die Doctrinäre darin eine rechtswidrige Ungleichheit sahen, die Conservativen bereits im Stillen die Erwählung des Prinzen hofften, die Radikalen aber ihn nicht zu fürchten vorgaben. Als im Frühjahr der Bürger Pietri als Civilcommissär nach Corsica geschickt wurde und sämmtliche Wahlen der Insel auf Bonapartisten fielen, da tröstete sich die republikanische Presse: das sei nur eine harmlose Schrulle des Lokalpatriotismus, der treue Republikaner Pietri trage keine Schuld. War man wirklich so arglos? Hat auch die neunfache Erwählung des Prinzen den Verblendeten nicht die Augen geöffnet? — Von einzelnen Republikanern steht allerdings zu vermuthen, daß sie nur eine erheuchelte Geringschätzung zur Schau trugen. Wenn Lamartine noch im October versicherte, die Befürchtung, daß ein Bonaparte oder ein Bourbon das Volk mißbrauchen könne, sei thöricht und lächerlich — warum hatte er selber im Juni beantragt, daß die Verbannung Ludwig Bonaparte's aufrecht erhalten werde? Desgleichen wenn in einzelnen radikalen Kreisen der Plan auftauchte, alle Bonapartes in einer Nacht aufzuheben und nach Cayenne zu schaffen, so beweist dies zum Mindesten, daß nicht alle Republikaner die Sorglosigkeit theilten. Die große Mehrheit der Republikaner dagegen hat in der That den Bonapartismus für todt und abgethan gehalten; alle Schriften, welche ihre Genossen nach dem Staatsstreiche veröffentlichten, kommen überein in der Versicherung, daß man keine Fraction weniger gefürchtet habe als die Bonapartisten. Dies Geständniß enthält zugleich die Selbstverdammung der Republikaner; denn eine Partei, welche das Volk so wenig kannte, war offenbar unfähig eine Demokratie zu regieren. Die ungeheure Täuschung, worin die gebildete Pariser Gesellschaft sich damals bewegte, lehrt, welch' eine hohe Scheidewand selbst in unserem demokratischen Zeitalter die Gebildeten von den Ungebildeten trennt; sie läßt uns einen tiefen Blick thun in die unnatürliche Lage eines übercentralisirten Staates, wo man ganz vergessen hatte, daß es noch Provinzen gab.

Uns Rückschauenden sind die Beweggründe, welche die Erwählung des Prätendenten herbeiführten, längst kein Räthsel mehr. Auch nach der Niederlage der Junikämpfer blieb die Angst vor dem rothen Gespenste die herrschende Leidenschaft der Besitzenden. Ueberall im Welttheile war die Hochfluth des Frühlings im Ebben, überall trat jene armselige Schlummersucht hervor, welche bei uns ihr bezeichnendes Stichwort fand in dem Ausspruche: gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Die Verirrungen des europäischen Radikalismus arbeiteten dem Prätendenten in die Hände. Gewohnheit und Dummheit, Trägheit und wirthschaftliche Sorge, jene uralten Bundesgenossen der Reaktion, beherrschten die Köpfe der Bauern. Cavaignac's Dictatur war doch nur ein ewiger Kampf um die Grundlagen der Gesellschaft; der Bauer aber verlangte nach dauernder Ruhe. Die Verdienste des Generals, ohnehin nicht zu vergleichen mit den glänzenden Thaten, worauf einst Bonaparte sich berufen konnte, galten dem Landvolk wenig, denn Cavaignac zählte zu den verhaßten Republikanern. Die städtischen Arbeiter dagegen verfolgten den Besieger der Junikämpfer mit unauslöschlicher Rachsucht; ihnen war jeder Gewalthaber willkommen, der die afrikanischen Generale zu Paaren trieb. Ludwig Bonaparte hat dies vorausgesehen. Als er in London von Cavaignac's eiserner Strenge hörte, sagte er trocken zu dem Schauspieldirector Lumley: „der Mann säubert den Weg für mich."

Es ist nicht anders, die Masse des Landvolkes wollte die Monarchie. Von den beiden bourbonischen Dynastien war die jüngere für jetzt, die ältere für immer unmöglich. Beide stellten keinen Bewerber auf. Der von einzelnen Vielgeschäftigen betriebene Plan, die Zweige des Hauses Bourbon zu verschmelzen, mußte scheitern, da die Orleans ihren revolutionären Ursprung nicht verleugnen konnten, die strengen Legitimisten den Genossen des Kronenräubers [illegible] einen noch grimmigeren Haß nachtrugen als jener [illegible] Partei. Darum blieb, wenn die Nation den Thron besetzen wollte, Ludwig Bonaparte der einzig mögliche Prätendent. [illegible] weil es kein anderes Mittel gab [illegible] zu beseitigen, [illegible] deshalb [illegible], [illegible] treten soll. [illegible] zuzurufen: wenn [illegible] Bonaparte [illegible] thum. Wenn [illegible] Bonaparte [illegible]

unter Unbefangenen über die monarchische Gesinnung der Bauern nicht mehr gestritten werden. Wir können Ludwig Napoleon nicht Lügen strafen, wenn er in jener Proclamation, welche den Staatsstreich rechtfertigen sollte, die Wahl vom 10. December gradezu als einen Protest gegen die republikanische Verfassung bezeichnete. Die zahlreichen Stimmzettel mit der Inschrift Napoléon empereur, welche von den zählenden Behörden für ungültig erklärt wurden, gestatten vollends keinen Zweifel an der Absicht der Wähler. Die Schmähreden der Radikalen dienten nur die Bedeutung des Prinzen in der Meinung des Landvolkes zu heben. Für die lächerlichen Züge der Abenteuer von Straßburg und Boulogne hatte der kleine Mann kein Auge; ihm gefiel, daß der Prätendent zweimal seinen Kopf für seine Sache gewagt hatte. Und wenn auch Viele unter den Wählern den Prinzen wirklich für einen Thoren hielten, so war das journal des débats darum doch nicht berechtigt zu dem verzweifelten Ausrufe: „Frankreich spielt, Frankreich will spielen!“ Die Meinung der Wähler ging dahin: „wir halten jede mögliche Form der Monarchie für heilsamer als diese Republik“ — und wer hat den Muth, solche Ansicht thöricht zu schelten?

Die weitaus mächtigste Waffe des Prätendenten war sein Name. Selten ist ein Volk für die Wahngebilde seiner nationalen Eitelkeit grausamer bestraft worden. Die Gebildeten hatten den Soldatenkaiser in phantastischem Spiele zu einem Götzen erhoben; jetzt sollten sie erfahren, daß auch im neunzehnten Jahrhundert Millionen leben, die an Götzen glauben. — Seltsamerweise zeigte sich das Heer vorerst wenig empfänglich für den Zauber des großen militärischen Namens. Freilich Cavaignac's Gestirn war auch in der militärischen Welt im Verbleichen. Die Offiziere hatten erwartet, er werde mit einem napoleonischen le règne du bavardage est fini! die Nationalversammlung aus einander jagen; denn maßlos war in diesen Kreisen der Haß gegen die pékins, die schwatzenden Advocaten. Als er statt dessen im Verein mit Charras, Lamoriciere, Leflô eine musterhaft parlamentarische Haltung bewahrte, da begann das Ansehen der afrikanischen Generale bei den Truppen fühlbar zu sinken. Da indeß der Prätendent selber ein pékin war, so vermochte sein Name diesmal nur bei einigen Truppentheilen den tapferen General auszustechen. Die Mannschaft der großen Garnisonen war zum Theil von den Communisten gewonnen. Kurz, die Armee, welche, wie Jedermann ahnte,

das Schicksal Frankreichs dereinst entscheiden sollte, war vorderhand noch getheilten Sinnes. Bei den Parteien fielen — außer jenen beiden gewaltigen Mächten des monarchischen Instincts und der napoleonischen Glorie — noch allerhand Nebengründe für den Prinzen in die Wagschale. Ein großer Theil der Royalisten glaubte fest, daß der Prinz für sie die Brücke bilden werde — ein Prätendent für andere Prätendenten! Der gute Wille sich leiten zu lassen sollte ja die schätzbarste Tugend des traurigen Tropfes sein. Desgleichen wähnten viele Socialisten: der Prinz wird bald genug vernutzt sein, dann kommt unser Tag. Wieder Andere meinten verzweifelnd wie St. Arnaud in seinen Briefen: „der Prinz ist das Unbekannte, und in dem Unbekannten liegt doch noch Rettung.“ Manche Schlauköpfe endlich rechneten also: „wenn keiner der Candidaten zwei Millionen Stimmen erhält, so fällt die Wahl der Nationalversammlung anheim, die sicherlich einen blauen Republikaner ernennen wird“ — und stimmten darum für den Prinzen.

Die Regierung wollte Commissäre in die Provinzen schicken, um die Meinung des Landes zu „erforschen;“ sie mußte davon abstehen, da jede Erinnerung an den Convent die Bauern in Aufruhr brachte. Die Agenten des Prinzen hatten also freies Spiel und sie zeigten der Welt, daß das allgemeine Stimmrecht eine neue, rohere und gewissenlosere Parteitaktik hervorruft. Die plumpsten Märchen wurden in Umlauf gesetzt, je abgeschmackter um so wirksamer: der Prinz wollte die 2000 Millionen, die er von seinem Oheim geerbt, unter das Volk vertheilen, alle Steuern auf zwei Jahre erlassen. In jedem Dorfe feierten Bänkelsänger und Bilderhändler die Herrlichkeit des Kaiserreiches; von großer Wirkung war die erhabene Poesie jenes Orgelliedes, das wir der Muse Emil Girardin's verdanken:

si vous voulez un bon,
prenez Napoléon!

Wie manches wackere Bäuerlein hat alles Ernstes geglaubt, der alte Kaiser selber sei zurückgekehrt! Der Prinz, der seit zwei Jahrzehnten sich als der Erbe der Revolution gebährdet hatte, stellt sich jetzt, da die Fanatiker der Ruhe auf ihn schauen, kurzweg zu den Hochconservativen. „Mein Name ist das Symbol der Ordnung und Sicherheit,“ sagt sein Wahlmanifest. Er will der Familie und dem Eigenthum ein Schirmherr werden, dem Franzosen soll wieder vergönnt sein „auf ein Morgen

zu zählen.“ Niemand unter den Republikanern wollte glauben, daß der arme Narr dies wohlgeschriebene und klug berechnete Manifest selber verfaßt habe; Niemand bemerkte, daß der letzte Satz des Aufrufs wörtlich übereinstimmte mit dem Schlusse jener Proclamation, die man einst in Boulogne bei dem Abenteurer gefunden. Nur die dem Prinzen näher traten und ihn zu beherrschen gedachten, erfuhren bald, daß hinter seiner phlegmatisch wohlwollenden Weise der Eigenwille des Selbstherrschers sich verbarg. Da der Wahltag näher rückte, konnte selbst Cavaignac an der monarchischen Gesinnung der Bauern nicht mehr zweifeln; doch eine starke Mehrheit für den Prinzen ward von den Wenigsten für möglich gehalten. Nun gar das Ausland, das seine Kenntniß von Frankreich allein aus der Pariser Presse schöpfte, verfiel unbeschreiblicher Ueberraschung bei dem Ausgange der Wahlen. Allein Cavour, Einer unter Millionen, sagte im November ruhig voraus, die gepriesenen energischen Maßregeln der Revolution würden über ein Kleines damit enden, daß Ludwig Bonaparte den Kaiserthron besteige.

Als der Prätendent von mehr denn $5^1/_2$ Millionen gewählt, die Hauptstadt durch die Provinzen, die Bourgeoisie durch die Bauern auf das Haupt geschlagen war, da brachen mit einem Schlage die stillen Hoffnungen der Royalisten zusammen; denn die Erwartung, der Prinz werde dem Königthum die Wege ebnen, beruhte auf der Voraussetzung, daß er nur eine schwache Stimmenzahl erhalten könne. Jetzt stand er mächtig über den Parteien, gedeckt durch die ungeheure Mehrheit der Nation. Die Natur der Dinge wies ihn darauf hin, die Zersetzung aller alten Parteien sich gänzlich vollenden zu lassen. Verwandte und Schmarotzer, Lakaien und Stellenjäger, der ganze Pomp eines fürstlichen Hofes empfing den Präsidenten, da er von der republikanischen Einfachheit der Vereidigungsceremonie in den elysäischen Palast heimkehrte. Er aber sagte in diesen Tagen: „ich weiß es wohl, die wenigsten Stimmen verdanke ich meiner Person, einige den Socialisten und Royalisten, die allermeisten meinem Namen.“ Ein anspruchsloses Wort, nur schade, daß es die Ankündigung enthielt: die Legitimität der vierten Dynastie ist wieder hergestellt!

Die parlamentarischen Kämpfe, welche jetzt entbrennen gleich dem letzten Aufzüngeln der Flammen in einem verlöschenden Krater, sind mit ihrer rohen Heftigkeit und zugleich ihrer ohnmächtigen Unwahrheit das leibhaftige Gegenstück jenes dahinsiechenden Parteigezänkes, das einst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft die Nation beunruhigte — nur noch weit schwächlicher, würdeloser, verlogener als jenes. Ein kaiserlicher Präsident, eine überwiegend royalistische Nationalversammlung und eine todtgeborene republikanische Verfassung bildeten die drei bewegenden Kräfte des Staates; Frankreich war, wie die Socialdemokraten schadenfroh bemerkten, in seine neue Charte wie in einen Engpaß eingesperrt. Wollte der Präsident die monarchische Gewalt, die er als Oberhaupt der Verwaltung besaß, auch gegenüber der Nationalversammlung festhalten, so stand ihm vornehmlich ein Hemmniß im Wege: der gänzliche Mangel einer namhaften bonapartistischen Partei im Parlamente. Dies unnatürliche Verhältniß hat den gewaltsamen Verlauf des Streites wesentlich bestimmt, und es war unabänderlich gegeben, da die rubeselige Bauerschaft, die Stütze des Bonapartismus, keine parlamentarischen Männer in ihrer Mitte zählte. Bei den vier anderen Parteien, Legitimisten und Orleanisten, Republikanern und Socialdemokraten, tauchte nicht die [illegible] Frage auf: ob man den Ehrgeiz eines Mannes, [illegible] Gewalt unter [illegible] Stimmen hinter [illegible] sammlung, [illegible] ständigung [illegible] Der Parteigeist [illegible] bestand, [illegible] Partei die [illegible] bessre im [illegible] schlagen. [illegible] Vertrag [illegible]

[illegible]

erscheint, die Bedeutung eines verhöhnten Gegners anerkennen zu müssen. In Paris waren die Warnungen des Grafen Molé und weniger anderer Unbefangener in den Wind gesprochen; die Mehrzahl der Nationalversammlung gewann es nicht über sich, den Präsidenten ruhig zu würdigen. Hatte man ihn vordem nicht gekannt, jetzt wollte man ihn nicht kennen. Seine erste Botschaft an das Haus gab eine klare verständige Uebersicht über die Lage des Landes; aber selbst der phrasenlose Stil, die staatsmännische Haltung dieses Schriftstückes galt als ein neues Zeugniß für die Unfähigkeit des Präsidenten. Der Prinz war und blieb ein Narr, ein „Streichhölzchen," ein Elender beseelt von dem gemeinen Ehrgeize alte Schulden abzutragen und neue aufzunehmen, Monseigneur zu heißen, Dirnen und Pferde zu halten — oder wie sonst die Artigkeiten lauten, welche Victor Hugo der Große über Napoleon den Kleinen ausgeschüttet hat.

Der Prinz hatte im Namen der „Ordnung" sein Amt erlangt, er umgab sich demnach mit „Männern der Ordnung von allen Parteien." Es begann jene trostlose Zeit der europäischen Reaktion, da unter allen Staaten, die der Märzsturm heimgesucht, allein das kleine Piemont den sittlichen Muth bewährte den liberalen Ideen treu zu bleiben. Der Präsident bedurfte der Conservativen, schon um sein Ansehen zu behaupten in dem nach Ruhe verlangenden Europa. Zu den willigsten Helfershelfern dieser Reaktion zählte die neue Nationalversammlung, welche, im Frühjahr 1849 gewählt, unter Dupin's schamlos parteiischer Leitung tagte. Die Wahl war ein neuer Protest des Volkes gegen die Februarrevolution. Die gemäßigten Republikaner verloren fast sämmtlich ihre Sitze, denn ihr Bündniß mit den Fanatikern der Ordnung hatte sich schon im Herbst aufgelöst. Die ungeheure Mehrzahl der Gewählten bestand aus Reaktionären, d. h. aus Royalisten. Der bonapartistische Club in der Straße Montmartre hatte sich mit dem großen Club der sogenannten Gemäßigten in der Straße Poitiers verbündet; der bonapartistische Bauer wählte durchweg Royalisten, da dies die einzigen gebildeten Reaktionäre waren, die er kannte und die sein Pfarrer ihm empfahl. Nur aus den Urnen der großen Städte gingen zahlreiche socialdemokratische Namen hervor — Grundes genug die Parteiwuth der Reaktionäre von Neuem zu entflammen.

Im Juni 1849, fast gleichzeitig mit dem Zusammentritte dieser Versammlung, bricht in Paris und Lyon ein rasch gedämpfter repu-

blikanischer Aufstand aus, abermals fliegt die Raserei des Schreckens über das Land, und nun kennt der Terrorismus der „Gemäßigten“ keine Schranken mehr. „Es ist Zeit, sagt eine Proclamation des Präsidenten, daß die Guten Muth schöpfen und daß die Bösen zittern.“ Dieselben Menschen, welche einst die mäßige Härte der September-gesetze unerträglich fanden, können sich jetzt kaum genug thun in Maßregeln der Willkür gegen die Republikaner. Odilon Barrot gebraucht als Minister unbedenklich gegen die Volksversammlungen dasselbe verjährte Gesetz vom Jahre 1793, das Guizot im Februar gegen Barrot und die Reformbankette hervorgesucht hatte. Die Regierung wird bevollmächtigt alle politischen Clubs zu schließen, den Arbeitern verboten Genossenschaften zur Verbesserung des Lohnes zu bilden. Der Gemeinderath von Paris wird durch den Präsidenten ernannt, die Freizügigkeit nach der Hauptstadt für die Arbeiter beschränkt. Unterdessen währten die Deportationen fort; wie oft erklang in Lambessa der verzweifelnde Ruf der Gefangenen „Richter oder den Tod!“ Der letzte Zauber, der noch den großen Namen der Republik umglänzte, ging in diesen Saturnalien der Reaction verloren. Es schien [illegible] verständlich, daß schon im Januar 18[illegible] die Freiheitsbäume von den Plätzen von Paris entfernt wurden. [illegible] Weniges hinzuzufügen [illegible] vom 18. Fructidor, [illegible] verrufensten [illegible] Jene drakonische [illegible] nalartikels [illegible] Genossen [illegible] 1848 in der [illegible] und sein [illegible] übrig [illegible] Versammlung [illegible] mus [illegible] ab[illegible]. [illegible] Erinnerun[illegible] auf der [illegible] [illegible] [illegible] Gemäß[illegible]

wählung des Socialisten Eugen Sue in Paris die Besitzenden nochmals in blödem Schrecken erzittern macht, spielt die Reaktion ihren letzten Trumpf aus: das Gesetz vom 31. Mai streicht aus den Listen alle Wähler, welche nicht dreijährigen Aufenthalt an ihrem Wohnsitze nachweisen können. Damit war die große Mehrzahl der Arbeiter, von 10 Millionen Wählern 3 Millionen, des allgemeinen Stimmrechts beraubt. Die siegestrunkene Majorität frohlockte; bald sollte sie erfahren, daß dies gerühmte „Hauptwerk der socialen Restauration" der Anfang des Endes war.

Auch in nichtpolitischen Fragen zeigt die Mehrheit, wie weiland unter dem Bürgerkönige, die freche Stirn der socialen Selbstsucht. Wer diese Fabrikanten auf den freien Handel der Nachbarstaaten verweist, dem wird die höhnende Antwort: „mögen andere Völker um leerer Theorien willen ihre Industrie zu Grunde richten, um so besser für unseren geschützten Gewerbfleiß!" In solchen Anschauungen stimmen fast alle namhaften Zeitungen, der republikanische National so gut wie der ultramontane Univers, überein. St. Beuve's liberaler Zollgesetzentwurf wird zur Seite geschoben, die freihändlerischen Minister Buffet und Leon Faucher müssen mit einstimmen in den Angstruf der Schutzzöllner, der Handelsvertrag mit Piemont darf nur unter Beschränkungen erneuert werden, da Piemont in Sachen der Schifffahrt nicht zu den kleinen ungefährlichen Staaten zu zählen ist! War es Uebermuth, wenn Massimo d'Azeglio schon im April 1849 seinem Freunde Rendu spottend schrieb: „nennt Ihr Euern Staat noch immer eine Republik?"

In solchen Eintagsmaßregeln der Parteiwuth und der socialen Selbstsucht vernutzt die Nationalversammlung ihre Kräfte. Auch die einzige dauernde Schöpfung dieser Gesetzgeber, das Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850, trägt den breiten Stempel der Parteigesinnung. Der ultramontane Minister Falloux berief kurz nach der Erhebung des Präsidenten eine Commission zur Neugestaltung des Schulwesens; an ihrer Spitze stand Thiers, der Voltairianer. Nicht umsonst waren die annales de la propagande de la foi in 170,000 Exemplaren im Lande verbreitet, nicht umsonst hatte der Bischof Dupanloup seit Jahren die Ideen von 89 gepriesen. Der Clerus war der Republik mit frommer Unterwürfigkeit entgegengekommen, um alsbald die Freiheit des Unterrichts und der Genossenschaften für die Kirche zu

fordern. Wenn die Liberalen bisher Bedenken getragen hatten, die Macht der Kirche, die einzige sociale Kraft, welche dem allgewaltigen Staate gegenüber noch einige Selbständigkeit besaß, noch mehr zu verstärken, so rief jetzt die wirthschaftliche Angst nach Ordnung um jeden Preis, die Solidarität der conservativen Interessen verlangte die Bildung ruhiger Geister durch den Clerus. Um der Ordnung willen beschließen Voltairianer und Ultramontane in schönem Bunde nicht blos — was jeder freie Kopf wünschen mußte — die Beseitigung der Alleinherrschaft der Pariser Universität, sondern die Unterwerfung des gelehrten Unterrichts unter den Einfluß der Kirche. Vier Bischöfe treten in den Oberstudienrath, daneben Anstands halber auch einige Vertreter anderer Glaubensbekenntnisse; die Kirche gründet Gelehrtenschulen nach Belieben, der Staat prüft nicht mehr die wissenschaftliche Befähigung des geistlichen Lehrers.

Derselbe blinde Eifer reaktionärer Parteigesinnung offenbart sich auch in der auswärtigen Politik. In dem Streite um die deutsche Verfassung stand Frankreich natürlich auf Oesterreichs Seite und verwahrte sich nur gegen den Vorschlag, daß das gesammte Oesterreich in den deutschen Bund trete — da man von diesem Plane, harmlos genug, eine Verstärkung Deutschlands befürchtete. Die italienische Frage, längst verfahren durch die Unterlassungssünden des vergangenen Jahres, ward jetzt gänzlich verdorben. Als König Karl Albert kurz vor dem Feldzuge von Novara in Paris um Hilfe bat, war der Präsident geneigt auf den Vorschlag einzugehen. Die Minister aber fürchteten den Ehrgeiz Piemonts, und Frankreich schaute thatlos zu, wie Oesterreich seine Säbelherrschaft im Süden von Neuem befestigte. Auch in Rom die bewaffnete Intervention der Oesterreicher und Neapolitaner zu dulden schien doch unmöglich. Aber die Männer der Ordnung donnerten wider den hochherzigen Radikalismus der kühnen römischen Triumvirn, die Ultramontanen klagten um das geraubte patrimonium Petri, und selbst liberale Protestanten, wie Coquerel, priesen in diesen Tagen der reaktionären Seligkeit den Papst als den besten Freund der Freiheit. Aus solcher Verlegenheit entstand der Plan, daß Frankreich selber zu Gunsten des Papstes und der Freiheit zugleich intervenire. Ludwig Bonaparte hatte sich bereits vor seiner Erwählung nach beiden Seiten hin vorsichtig zu decken versucht: er schrieb am 2. December an den Nuntius, er habe nichts gemein mit seinem radikalen Vetter Canino zu Rom, er wolle die Herstellung des päpstlichen

Staates; fünf Tage später an den Constitutionel: er könne trotzdem den Kriegszug nach Rom nicht billigen. Als er an's Ruder gelangte, war die römische Expedition bereits beschlossene Sache, und der Mann, welcher einst dem weltlichen Papstthum den Frieden aufgesagt, mußte jetzt während fünf Monaten sich aufreiben in dem unmöglichen Versuche, dem Papste und dem Liberalismus zugleich gerecht zu werden. Die erste ernsthafte auswärtige Action der Republik, welche „niemals gegen die Freiheit anderer Völker Krieg führen durfte," begann mit einer Verfassungsverletzung. Der erste Kriegszug des Napoleoniden mit einer Niederlage. Die entscheidende Wendung kam endlich durch die neue Nationalversammlung. Sobald dies reaktionäre Parlament versammelt ist, wird der liberale Unterhändler Lesseps zurückgerufen, der Angriff auf Rom mit blutigem Ernst erneuert. Die römische Republik fällt durch die Waffen der französischen Freiheit; Frankreich leistet Schergendienste für das zurückkehrende Papstthum, die Ultramontanen jubeln über den Untergang der gottlosen Demagogen. Vorderhand ärntete Frankreichs Vermittlungspolitik in Rom denselben Lohn wie einst in Spanien unter Ludwig XVIII: die schweren Opfer an Geld und Soldaten und gutem Rufe kamen allein der Macht Oesterreichs und der reaktionären Partei zu statten. Daß der Präsident eine bedingungslose Wiederherstellung des Papstkönigs keineswegs wünschte, ist zweifellos; selbst Gioberti bezeugt, mit welchem Eifer der Minister des Auswärtigen, Tocqueville, sich bemühte, Bürgschaften für die politischen Rechte der Römer zu erwirken. Doch der Präsident besaß nicht die Macht, der reaktionären Wuth der Nationalversammlung zu widerstehen; der Napoleonide durfte die Niederlage der französischen Waffen nicht ungerochen lassen. Nachdem Garibaldi's heldenmüthige Schaar vertrieben und das alte Unwesen hergestellt ist, richtet der Prinz an Edgar Ney jenen berufenen Brief, welcher Amnestie, weltliche Verwaltung, liberale Regierungsgrundsätze und den Code Napoleon für den Kirchenstaat fordert. Es war kein Rath für den Augenblick — denn der Präsident mußte, derweil er schrieb, die unversöhnliche Rachsucht der Curie kennen — es war ein Vorbehalt für die Zukunft, zugleich ein Wink für die Liberalen Europas, daß der Prinz den revolutionären Träumen seiner Jugend noch nicht für immer entsagt habe.

Dergestalt war die Nationalversammlung der Handlanger einer rachsüchtigen Reaktion, das republikanische Gaukelspiel ein Ekel für

jeden freien und redlichen Mann geworden. Wie sollten solche Institutionen ehrfürchtige Scheu bei einem kaiserlichen Prinzen erwecken? Kein Zweifel, der Präsident hätte einen gesetzlichen Weg nach jenem Ziele, dahin ein fatalistischer Glaube ihn drängte, vorgezogen. Es war der gesicherte Weg, und dem schwunglosen, keineswegs hartherzigen Wesen des Neffen blieb jene brutale Lust an Gewaltthaten, welche der unbändigen Kriegernatur des Oheims eigen war, völlig fremd. Stand allein der Weg der Gewalt offen, so mußte freilich Allen, welche die Vergangenheit dieses Cynikers kannten, einleuchten, daß er seinen Eid brechen werde mit der kalten Gelassenheit eines Spielers, der den Erfolg als seinen Gott verehrt. Und wahrhaftig, die sittliche Atmosphäre dieser glauben- und ideenlosen Epoche war gewissenhafter Treue wenig günstig. Werfen wir einen Blick auf die royalistischen Umtriebe in der Nationalversammlung, so können wir das harte Wort nicht zurückhalten: in dieser Majorität waren Hunderte, welche vor dem Wagniß des Staatsstreiches, aber nicht Dreißig, welche vor dem Eidbruche zurückgeschreckt wären. Wenn Thiers und Emil Girardin den Präsidenten, dem sie zur Macht verholfen hatten, bald darauf verließen, so wagen wir die unhöfliche Behauptung, daß nicht Gewissensbedenken' diesen Abfall bewirkten. Die Herren kehrten Ludwig Bonaparte den Rücken, weil ihre Hoffnung den Selbstherrscher zu leiten sich als eitel erwies.

Der Präsident empfand namentlich seit dem Aufstande des Juni 1849 die Nothwendigkeit mit den Reaktionären zusammenzugehen. Er versuchte vorerst parlamentarisch zu regieren und trat auch auf der Reise, die er im Sommer 1849 durch das Land unternahm, sehr vorsichtig auf. Eine willkommene Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen und beim Klange der Gläser die ersten Fäden der großen Verschwörung anzuspinnen. Wer heute diese Trinksprüche und Festreden kaltblütig mustert, den überfällt immer von Neuem das Erstaunen, wie nur die selbstgefälligen Redner der Nationalversammlung über so gewandte, so gefährliche Verführungskünste lächeln konnten. Ueberall weiß der Prinz dem Provinzialstolze zu schmeicheln: er lobt in Rouen den Fleiß der Gewerbe, in Saumur, dem Sitze der großen Reitschule, den militärischen Geist; in Poitiers erinnert er an die bedrängten Tage Karl's VII., in Epernay an die letzten Kämpfe des Kaisers. Er redet salbungsvoll als ein frommer Mann der Ordnung, er warnt vor hirnverbrannten Theorien, mahnt zum Glauben, zur

Achtung vor dem Eigenthum und der Familie. Auch hält er für nöthig, einen Staatsstreich nach dem Muster des 18. Brumaire zurückzuweisen; denn, meint er unschuldig, „Frankreich ist jetzt nicht in der Lage, welche so heroische Heilmittel verlangt.“ Ja, in Ham, wo die Bevölkerung sich jubelnd dem befreiten Gefangenen entgegendrängt, bekennt er reuig die Sünden seiner Jugend: er begreift nicht mehr jene Vermessenheit, die ihn einst zu gewaltsamen Umsturzversuchen trieb, und beklagt nicht, daß er sie büßen mußte. Nur einmal, in Angers, verräth er etwas deutlicher seine stillen Wünsche: „ich besitze weder das Genie, noch die Macht meines Oheims“ — ein bedeutsames Wort in einem Lande, dessen Provinzen gewohnt sind alles Heil von dem Haupte der Verwaltung zu erwarten.

Trotz solcher Zurückhaltung des Prinzen blieb es unmöglich, daß ein verantwortliches Staatsoberhaupt sich an die Rathschläge Dritter binden sollte. Auf das Bestimmteste erklärte der Präsident seinem vorlauten Vetter, dem Prinzen Napoleon: er werde nie Einfluß von irgend Jemand dulden, er wolle regieren im Interesse der Massen, nicht einer Partei. Auch die Minister empfanden bald die Macht des eigensinnigen Willens über ihnen; sie ließen sich sogar herbei, die Mitverschworenen von Straßburg zu decoriren — vermuthlich für Verdienste um die Republik — und konnten doch die Zufriedenheit ihres Herrn nicht erwerben. Nun versuchte der Prinz, den bedeutendsten Kopf des Cabinets, Tocqueville, für sich zu gewinnen. Der aber meinte: „der Prinz will Creaturen, nicht Minister.“ Hierauf, am 31. October 1849, verkündet der Präsident der Nationalversammlung, daß die Republik einer einheitlichen und festen Leitung bedürfe; er habe darum seine Minister entlassen und sich mit Männern umgeben, „die um meine Verantwortlichkeit ebenso besorgt sind wie um die ihrige.“ „Frankreich, ruft er aus, sucht die Hand, den Willen, das Banner des Erwählten vom 10. December. Ein ganzes System hat am 10. December triumphirt. Der Name Napoleon ist allein ein Programm, er bedeutet im Innern: Ordnung, Autorität, Religion, Wohlsein des Volkes; nach außen: nationale Würde.“ Das persönliche Regiment begann. Gemäß den Weisheitslehren der napoleonischen Idee werden Fachmänner wie Fould, Rouher, Hautpoul in das Cabinet berufen, welche ausdrücklich erklären, daß sie außerhalb der Parteien stehen und nur eine Partei anerkennen, „die der Errettung Frankreichs.“ Es war eine Wendung, die sich so unvermeidlich aus

der verantwortlichen Stellung des Präsidenten ergab, daß sogar Tocqueville gestand: „der Prinz thut vielleicht Recht uns zu entlassen.“ Einige Tage darauf belehrte der Präsident die versammelten Würdenträger des Richterstandes: Verfassungen und Regierungen habe Frankreich in buntem Wechsel gesehen, aufrecht geblieben seien allein die Schöpfungen des Kaisers!

Schon mehrmals waren die Herrschsucht der Versammlung und der immer unverhohlener hervortretende persönliche Wille des Präsidenten in gehässigen Händeln aneinandergerathen. Der Prinz lebte, getreu der lockeren Weise seiner Flüchtlingsjahre, in ewiger Geldverlegenheit. Aber die Versammlung irrte, wenn sie hoffte, die Nation werde wie vormals Cormenin's Witze über Louis le désireux höhnend wiederholen. Der Bauer murrte über die Kargheit der Deputirten, als der Präsident mit Ostentation den Verkauf seiner Pferde öffentlich anzeigen ließ; der getreue Achille Fould fand immer wieder Geschäftsmänner bereit ihr gutes Geld an das hohe Spiel des Prinzen zu wagen. Die Feindschaft der beiden Gewalten, hundertmal mühselig vertragen, kommt endlich zum offenen Ausbruch nach dem Wahlgesetze vom 31. Mai 1850. Jedermann hatte Unruhen befürchtet nach diesem Eingriffe in das Allerheiligste der Nation, dieser plumpen Verletzung der Gleichheit. Als das Volk trotzdem in seiner dumpfen Trägheit verharrte, da ward unter allen Parteien die Frage laut: wird nicht bei solcher Schlummersucht der Nation auch ein Staatsstreich gelassen ertragen werden? Alte Hoffnungen, neue Sorgen erwachen. Der Sommer 1850 sieht alle monarchischen Parteien in emsiger Thätigkeit, offenbart abermals die tiefe Unredlichkeit der Republikaner von heute. Die Legitimisten wallfahrten nach Wiesbaden, die Orleanisten nach Claremont. Thiers wollte natürlich nur dem alten Könige seine persönliche Verehrung aussprechen; offenherziger bekannte Berryer, er sei nach Wiesbaden gegangen, um eine politische That zu vollziehen. Beide Demonstrationen blieben ohne Erfolg. Der Herzog von Chambord war sogar jetzt nicht zu unbedingter Anerkennung des neuen Staatsrechtes zu bewegen. Unter den Orleanisten tauchte zwar der Plan auf, daß der Herzog von Joinville sich um den Präsidentenstuhl bewerben solle. Der Verfassungseid würde auch für diese Partei kein Hinderniß: er wäre, wie Dunoyer unbefangen erzählt, nur geleistet worden unter dem stillen Vorbehalte, daß Frankreich [illegible] durch friedliche Mittel die Monarchie herstelle. Aber es fehlte die Kühnheit des Entschlusses

Währenddem benutzte der Präsident gewandt die Gunst des Zufalls, welche ihm erlaubte die von den Orleans gebauten Eisenbahnen zu eröffnen. Er bereist zum zweiten Male das Land und buhlt unverhohlen um die Gunst der Massen. „Meine besten Freunde wohnen in den Hütten, nicht in den Palästen," ruft er den Eisenbahnarbeitern der Picardie zu; dann erinnert er an das Wort des Plebejerkaisers: „mein Pulsschlag entspricht dem Euern!" und beklagt schmerzlich, daß die Verfassung ihm das Recht der Begnadigung verkümmert habe. In Lyon zeigt er lebhafte Theilnahme für die Unterstützungskassen der Arbeiter; der Beifall der Seidenweber öffnet ihm das Herz, und er spricht zu ihnen als der „Vertreter jener beiden großen nationalen Manifestationen, welche in den Jahren 1804 und 1848 durch die Ordnung die erhabenen Grundsätze der Revolution retten wollten." Er verkündet noch deutlicher, die Vaterlandsliebe könne je nach Umständen Entsagung oder Ausdauer gebieten, und nimmt zuletzt inbrünstiglich Abschied: „es wäre unbescheiden, wenn ich wie der Kaiser sagen wollte: Lyoneser, ich liebe Euch! Aber erlauben Sie mir aus der Tiefe meines Herzens Ihnen zu sagen: Lyoneser, liebet mich!" In diesem Stile spricht er weiter, bis er endlich in Caen rund heraussagt: „sollte das Volk mir eine neue Last auferlegen, so wäre es sehr schuldvoll, wenn ich mich diesem hohen Berufe entziehen wollte!" Indeß der Jubel der Arbeitermassen bedeutete wenig; die Geschicke des Landes schwebten auf der Spitze des Schwertes. Der Haß des Heeres gegen alles parlamentarische Wesen bestand auch unter der reaktionären Nationalversammlung ungemildert fort. Man begann die afrikanischen Generale als Schwätzer zu verachten: kaiserliche Veteranen und ehrgeizige junge Lanzknechte wünschten längst über die Schultern der verdienten Führer sich emporzuschwingen. Unermüdlich nährten geschäftige Agenten die Erinnerung an die kaiserliche Glorie; in hundert Kasernenstuben prangten die Bilder der beiden Napoleons, darunter der Refrain:

Dieu nous l'a pris et Dieu nous l'a rendu!

Nach der Heimkehr von seiner zweiten Reise hält der Prinz die großen Revuen auf der Ebene von Satory, der Wein fließt in Strömen, die trunkenen Soldaten rufen: es lebe der Kaiser! Abermals erschallte durch die europäische Presse ein lautes Hohngelächter über den armseligen Narren; man verglich die bengalischen Flammen von Satory mit dem Donner von Austerlitz, den Neffen im Feuer mit dem Oheim

im Feuer. Man bedachte nicht, wie oft in der Aera der Cäsaren das Schicksal der Welt durch ähnliche Mittel entschieden wurde. Bald darauf wird der Commandant der bewaffneten Macht von Paris, General Changarnier, entfernt, seine Aemter getheilt und ergebenen Männern übertragen. Der General hatte lange geschwankt, eine gefürchtete „Sphinx" für die streitenden Parteien; endlich schlug er sich auf die Seite der Royalisten, weil er den Prinzen zu übersehen wähnte und die Lage des Landes nicht durchschaute. Keine Compagnie, versicherte er pathetisch, werde dem Präsidenten bei einem Staatsstreiche helfen: „berathet im Frieden, Vertreter des Volkes!" So standen die Dinge, als die Nationalversammlung nach kurzer Vertagung wieder zusammentrat. Wüthende Anklagen und Gegenklagen kreuzten sich von beiden Seiten, alle gleich berechtigt, alle gleich schmählich — das widrige Bild eines verlogenen Gemeinwesens, wo man die Treuen an den Fingern zählen konnte. Wir dürfen dem Prinzen wohl glauben, daß ihm bei diesen wilden parlamentarischen Händeln oft der Muth sank. Zuletzt fand er seine kalte Sicherheit wieder. Er erklärte auf dem Stadthause am zweiten Jahrestage seiner Wahl, seine Gewalt sei die einzige legitime, die seit dem Februar entstanden: er schmeichelte dem Heere, wechselte seine Minister nach Belieben. Thiers aber rief warnend: l'empire est fait.

Millionen empfanden, daß dieser unabsehbare Kampf zwischen den beiden höchsten Staatsgewalten nicht dauern könne, nicht dauern dürfe. Eine dumpfe Verstimmung lastete auf dem Lande. Das Volk war todmüde, verekelt an allen politischen Kämpfen. Niemand wollte seine Meinung sagen, weil man sich fürchtete; Niemand konnte es, denn selbst die Phantasie der Menschen war erlahmt, sie hatten kein Urtheil, keine Vorstellung von der nächsten Zukunft. Die schwermüthige Schrift Raudot's über den Verfall Frankreichs, eine Kränkung für den nationalen Stolz, fand trotz ihrer Uebertreibungen zahlreiche Leser. Handel und Wandel wollten sich nicht erheben, Wissenschaft und Kunst schwiegen gänzlich. Noch tröstete man sich, das sei die Folge der aufgeregten Tage; erst später ward erkannt, daß wirklich nach dem Fieber dieser sechszig Jahre die schöpferische Kraft der Nation für einige Zeit versiegt war.

Schwerer als alle Sorgen des Augenblickes drückte die Angst vor den Räthseln des Jahres 1852, das zu gleicher Zeit die Neuwahlen für den Präsidentenstuhl und für die Nationalversammlung bringen

sollte. Der Clerus, der sich vor drei Jahren noch von dem Prätendenten fern hielt, war seit dem Sturze der römischen Republik dankbar in die Reihen der Bonapartisten getreten. Auch mochte der Prinz auf seinen Reisen durch seine Liebenswürdigkeit manche Anhänger erworben haben. Wahrhaft beliebt beim Volke war er keineswegs, da ihm jede Gelegenheit fehlte den Massen seine Bedeutung zu zeigen. Aber zu jenen Vorzügen, die ihn schon vor drei Jahren dem Volke empfahlen, trat jetzt ein neuer hochwichtiger hinzu: Ludwig Bonaparte war bereits am Ruder, und der Nation graute vor jeder ungewissen Neuerung. Da überdies ein namhafter Gegencandidat nicht auftrat, so stand zweifellos fest — kein Unparteiischer hat dies je bestritten — daß das Volk den Prinzen, der Verfassung zuwider, abermals wählen würde. Dies war so sicher, daß selbst eine Erklärung des Präsidenten, er werde die Wiederwahl nicht annehmen, die Nation in ihrem verfassungswidrigen Willen nicht beirrt hätte. Welch' eine Aussicht, wenn dergestalt das Volk selber den Staatsstreich vollzog, die Untreue, die Zuchtlosigkeit in jede Hütte drang, wenn tausende von Beamten, das gesammte officielle Frankreich, die Nation zum Verfassungsbruche aufstachelten! Und waren denn die Volksvertreter einer Demokratie berechtigt, dem Willen des souveränen Volkes den Buchstaben einer unmöglich gewordenen Verfassung entgegenzuhalten? Nein, wahrlich, wenn in den Stürmen des Parteigezänkes noch ein Funken vaterländischen Geistes wach geblieben war, so mußte die Nationalversammlung die gesetzliche Aenderung der Verfassung beschließen. So war der Wille des Landes; 79 von den 85 Generalräthen der Departements forderten die Verfassungsrevision. Daß hinter dem Verlangen nach Revision manche sehr unlautere Beweggründe sich verbargen, daß es nicht heilsam war das kaum erst neugegründete öffentliche Recht abermals in Frage zu stellen, das Alles durfte nicht in Betracht kommen neben der Gefahr einer politischen Entsittlichung ohne Gleichen und neben der anderen Gefahr des Bürgerkrieges. Mögen die Spießgesellen des Bonapartismus über die finsteren Pläne der Rothen noch so wunderbar gefabelt haben — soviel ist sicher, daß die Socialdemokratie für die Wahlen von 1852 einen letzten verzweifelten Schlag vorbereitete. Sollte man solches Unheil thatlos reifen lassen? General Changarnier meinte, als er am Morgen des 2. Decembers verhaftet wurde: das hätte man sich ersparen können, die Wiedererwählung des Präsidenten sei ja doch gewiß. Den gedankenlosen Moralisten, welche noch heute diesen Aus-

spruch wiederholen und den Staatsstreich für eine überflüssige, müßige Gewaltthat erklären, geben wir zu erwägen, ob nicht unter allen denkbaren Schlägen, die Frankreich treffen konnten, der coup d'état populaire, der von der Gesammtheit der Nation vollzogene Verfassungsbruch der schrecklichste gewesen wäre?

Mit alledem ist das Bild der unerhört verworrenen Lage noch nicht vollendet. War die Wiederwahl des Prinzen sicher, so stand doch nicht minder fest, daß die Bauern wiederum eine Mehrheit von royalistischen Reaktionären in die Nationalversammlung wählen würden, denn eine starke parlamentsfähige Partei des Bonapartismus bestand noch immer nicht. Also eröffnete auch die Verfassungsrevision, wenn sie sich damit begnügte die Wiederwahl des Präsidenten zu ermöglichen, nur die Aussicht auf neue unendliche Händel. Lediglich die von den Massen längst geforderte Herstellung der Monarchie, der jetzt noch allein möglichen napoleonischen Krone, konnte dem Staate Rettung bringen; und in der That wurde die Frage: Republik oder Monarchie? von dem Ausschusse der Versammlung, der im Sommer 1851 über die Revision verhandelte, ernstlich erwogen. Ein trefflicher Bericht aus Tocqueville's Feder schlug der Versammlung vor, die Revision zu beschließen. Aber die Verblendung des Berges und einiger fanatischer Gegner des Präsidenten verhinderte, daß die Dreiviertelmehrheit zu Stande kam. Das bestehende Recht war unhaltbar, seine gesetzliche Umbildung durch die Abstimmung vom 19. Juli versperrt. Die Frage der nächsten Zukunft lautete — nach dem rohen Worte des Radikalen Schölcher: — à qui le canon?

Der tiefe Ekel, den die rohen Schmeichelreden der bonapartistischen Presse jedem Rechtlichen erregen, darf uns nicht hindern anzuerkennen, daß der Präsident in jenem Augenblick der einzige Mann war, der ein klares, erreichbares politisches Ziel verfolgte. Seit Monaten sprach alle Welt von dem drohenden Staatsstreiche, und doch schien bei der unendlichen Ermattung der Nation ein Gewaltstreich ebenso schwierig wie der Gedanke der Abwehr. Die Parteien der Nationalversammlung verzehrten sich in nichtigen Händeln und suchten nach der Katastrophe ihre Unthätigkeit mit der hohlen Phrase zu rechtfertigen, die Verachtung gegen den

unwürdigen Präsidenten habe jede Wachsamkeit verhindert. Auch Tocqueville kam nur zu dem trostlosen Entschlusse den Staatsstreich abzuwarten und nachher dazwischenzutreten, damit etwas von bürgerlicher Freiheit gerettet werde! Wie sicher und überlegen erscheint neben solcher Zerfahrenheit der Präsident! Er unternahm im Sommer 1851 seine dritte Rundreise, und wer in den Reisepredigten des Prinzen die wiederholte Versicherung wandelloser Verfassungstreue dicht neben der unverblümten Ankündigung des Staatsstreiches vernahm, der mußte bekennen, daß die Gewissenlosigkeit des Oheims einen würdigen Erben gefunden habe. In Dijon sprach der Prinz die bereits nicht mehr ungewöhnliche Versicherung aus, daß er dem Rufe des Landes jederzeit folgen werde — „und glauben Sie mir, Frankreich wird nicht untergehen in meinen Händen“ — er wagte auch einen heftigen Ausfall gegen die Nationalversammlung, die alle Maßregeln der Strenge gebilligt, alle Vorschläge der Milde verworfen habe. Obwohl der Moniteur diesen Satz unterdrückte, so brach doch in der Nationalversammlung ein neuer Sturm des Unwillens los. Die erregten Gemüther wurden nicht beschwichtigt, als der Prinz einige Wochen später in Beauvais die gottergebenen Worte sprach: „es ist ermuthigend zu denken, daß in den größten Gefahren die Vorsehung oft einen Einzelnen zum Werkzeuge der Rettung auserwählt.“ Durchgängig tritt in diesen Reden das Bestreben hervor, den Bonapartismus darzustellen als ein System der rechten Mitte, gleichweit entfernt von unmöglichen Utopien wie von dem alten Regime, „in welche Formen dieses sich auch verkleiden möge.“ Wie Guizot in solchen Tagen sein Buch über Monk schreiben konnte — in der unverhohlenen Hoffnung, der Prinz werde dem kläglichen Beispiele dieses Helden folgen — das war auch den Verehrern des eigenrichtigen Ministers ein Räthsel.

Dem Präsidenten blieb noch ein letzter Trumpf: das Gesetz vom 31. Mai. Uns scheint durchaus glaubhaft, daß der Prinz nur widerwillig seine Zustimmung gegeben hatte zu dieser Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes, des einzigen Rechtstitels seiner Dynastie; das Gesetz zu verhindern war er ohnedies nicht berechtigt. Jetzt entschloß er sich, das unbedachte Werk als Waffe gegen die Nationalversammlung zu gebrauchen. Die bonapartistische Presse, voran der nie verlegene Veron, eröffnet den Federkrieg gegen das Gesetz. Der Prinz versucht sogar eine bald wieder aufgegebene Annäherung an

die Socialdemokraten und sagt endlich am 4. November der Versammlung in einer Botschaft: „habt Ihr weniger Vertrauen als wir zu dem Ausdruck des Volkswillens? Das allgemeine Stimmrecht wiederherstellen heißt dem Bürgerkriege seine Fahne, der Opposition ihren letzten Grund nehmen." Es war, nächst der Verwerfung der Verfassungsrevision, der zweite große Mißgriff der Versammlung, daß sie aus Haß gegen den Präsidenten das Gesetz aufrechterhielt, dessen Unhaltbarkeit Jedermann zugab. Der Präsident erschien jetzt den Massen als ein Vertreter der Demokratie gegenüber einer herrschsüchtigen Kaste.

Ein Kampf zwischen der ausübenden und der gesetzgebenden Gewalt muß in einem bureaukratischen Staate unfehlbar zum Siege der Executive führen, wenn anders das Haupt der Verwaltung auf die Festigkeit des eigenen Willens und auf die Theilnahmlosigkeit der Massen zählen kann. Seit Ende Octobers war der Krieg erklärt, ein Cabinet von ergebenen persönlichen Anhängern umgab den Präsidenten. Der neue Kriegsminister St. Arnaud erinnerte die Truppen an die Pflicht des blinden militärischen Gehorsams, der Präsident empfing die Offiziere mit der Versicherung: „am Tage der Gefahr werde ich nicht handeln wie meine Vorgänger; ich werde nicht zu Euch sagen: marschiret, ich folge Euch! Ich werde sagen: ich marschire, folget mir!" Nach solchen Ereignissen stellten die Quästoren des Hauses den Antrag, daß die Versammlung die Verfügung über das Heer für sich in Anspruch nehmen solle. Daß dieser Gedanke bei der feindseligen Gesinnung des Heeres erfolglos bleiben mußte, leuchtet ein; doch sollte nicht das gesammte Thun der Versammlung als leeres Wortgepränge erscheinen, so mußte der letzte Versuch der Abwehr gewagt werden. Die Versammlung hatte unvergeßlich gesündigt, da sie so oft den reaktionären Parteihaß über das Wohl des Landes stellte; jetzt beschied ihr eine gerechte Vergeltung unterzugehen durch die Parteiwuth des Berges. Den Socialisten war der Haß gegen die Verächter der heiligen Februartage theurer als die Erhaltung der Republik. Sie bewährten sich als die echten Vertreter jener Demokratie des Neides, welche die Italiener mit dem treffenden Namen democrazia di rapresaglia bezeichnen. Sie wollten den Mördern des allgemeinen Stimmrechts nicht noch Waffen leihen; der Antrag der Quästoren ward verworfen. Es war der dritte große Mißgriff des Hauses. Das Parlament gab selber sein Spiel verloren. Der Präsident wußte jetzt, daß nicht der Schatten

eines Willens ihm gegenüberstand, und wenn der Staatsstreich tausend Gegner fand — um diese Versammlung hat nie ein Mann getrauert.

Die einzig mögliche Rechtfertigung des Staatsstreiches liegt in den unabsehbaren Wirren, die das Jahr 1852 zu bringen drohte, und in der Nothwendigkeit der Monarchie, welche durch die unzweideutigen Aussprüche des Volkswillens, ja im Grunde auch durch die letzten Verhandlungen der Nationalversammlung anerkannt war. Der Präsident vermied die Mißgriffe des 18. Brumaire, er nahm sich ein Muster an jener rasch durchgreifenden, eisernen Strenge, wodurch der Oheim einst am 13. Vendemiaire das aufständische Paris niederwarf. Auch den vier Männern, die der Prinz allein in sein unheimliches Geheimniß einweihte — Morny, St. Arnaud, Persigny und Maupas — gebührt das Zeugniß, daß sie die Lehren des Tyrannenkatechismus Machiavelli's mit virtuoser Sicherheit befolgten. Wenn der 2. December eine Nothwendigkeit war — und welcher Mann von politischem Urtheile darf das heute noch bestreiten? — so bleibt doch nicht minder sicher, daß von jenem tiefen Ernste, womit ein welthistorisches Wagniß die vermessenen Thäter erfüllen soll, schlechthin nichts zu finden ist in den flachen Seelen jener frechen Glücksritter, welche sich dem Staatsstreiche als Handlanger boten. Herr v. Morny sagte am Abend des 1. Decembers: „wenn es zum Ausfegen kommt, so werde ich suchen auf der Seite des Besenstieles zu stehen;" und derweil am Frühmorgen des 2. Decembers die Häscher in die Häuser der Volksvertreter drangen, unterhielten sich St. Arnaud und Mocquart mit faden Witzeleien: wie spaßhaft wird der kleine Thiers und der kleine Baze ausschauen, wenn sie im Hemdchen vor den Polizeisergeanten stehen! Und all diese alten Schandgeschichten werden von Herrn Veron nach fünfzehn Jahren mit selbstgefälligem Behagen wieder aufgetischt. Der unanfechtbare Satz, daß ein Staatsmann nichts Sittlicheres wollen kann als das Nothwendige, reicht offenbar nicht aus, den frivolen Frevelmuth der Werkzeuge des Nothwendigen zu entschuldigen. Wenn eine Verschwörung, die von den Hütern des Gesetzes selber ausgeht, sicherlich die häßlichste aller Rechtsverletzungen ist, so wurde vollends diese That durch die sittliche Nichtigkeit der Gesellen, welche der Präsident benutzen mußte, fast unsühnbar. Auch die Ausführung des Staatsstreiches erfolgte mit maßloser und unnützer Brutalität. Wir überlassen Anderen in diesem Schmutze zu wühlen und im Einzelnen zu schildern,

wie General Forey die Abgeordneten am Kragen packen ließ, wie die trunkene Soldatesca nach dem Siege unter den Spaziergängern der Boulevards mordete und tobte, wie man die gebliebenen Barrikadenkämpfer in Haufen halb verscharrte und dann die Hinterlassenen auf den Friedhof strömten, um an einem Arme, einem Fuße, der aus der Erdschicht herausragte, ihre gefallenen Lieben zu erkennen. Das System der Deportationen und Verbannungen, von der Nationalversammlung mit so schnödem Eifer gehandhabt, richtete sich jetzt gegen seine Urheber. Wir dürfen wohl rechnen, daß unter dem Belagerungszustande, der über einen großen Theil des Landes verhängt ward, gegen 80,000 Menschen verhaftet worden sind; selbst die Reaktion in Rom und Neapel hatte so gründlich nicht aufgeräumt unter den Gegnern.

Dem sittlichen Urtheile erscheint als das schmachvollste Ereigniß der Brumaire-Revolution nicht jener brutale Einbruch der Soldaten in den Saal der Fünfhundert, sondern die in den meisten Geschichtswerken nicht erwähnte Abendsitzung vom 19. Brumaire, da derselbe Rath der Fünfhundert erklärte, Bonaparte habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Desgleichen liegt auch das erschütternde tragische Moment des Decemberstaatsstreichs nicht in den Roheiten der Schergen, nicht in dem wohlfeilen rhetorischen Pathos, das die Abgeordneten den eindringenden Soldaten entgegenstellten: — es bleibt ja das Loos der Volksvertretungen, daß ihre geistigen Waffen beim Zusammenstoßen mit der Macht der Fäuste armselig erscheinen, und wir wollen den Bonapartisten überlassen darüber zu spotten. Das Schreckliche der Katastrophe liegt in der Thatsache, daß die Mehrheit der Nation den Staatsstreich billigte. Es mag sein, daß der Präsident als ein fatalistischer Bekenner seines napoleonischen Glaubens die Sympathien der Masse für stärker hielt als sie waren; immerhin hatte er die ungeheure Mehrheit der Provinzen für sich, die Arbeiter der Hauptstadt nicht gegen sich. Kaum tausend Kämpfer, zumeist aus den gebildeten Ständen, eilten auf die Barrikaden; der Blousenmann sah schadenfroh zu, wie die vornehmen Transporteurs von der Vergeltung ereilt wurden. So unendlich tief war die Kluft, welche die Massen von der Bourgeoisie schied! Auch die vereinzelten Widerstandsversuche in den Provinzen blieben geringfügig. Wir legen keinen Werth darauf, daß das wohlgedrillte Beamtenthum auch diesmal sich fügte und in seiner großen Mehrheit die förmliche Anerkennung des Staatsstreiches

unterschrieb, welche der neue Gewalthaber mit sicherer Menschenkenntniß sogleich verlangte; wir lassen dahingestellt, ob die Hausse, womit die Pariser Börse den 2. December begrüßte, durch gewandte Aufkäufe der Genossen Fould's bewirkt war. Aber die blinde Freude der Besitzenden, die rasche Ermannung des Verkehrs, die vollendete Gleichgültigkeit, welche jedem neuen Gewaltschritte der Regierung folgte, gestattet keinen Zweifel an der Meinung der Nation. Sieben Millionen Franzosen genehmigten durch ihre Abstimmung den Staatsstreich. Und das Heer? Wie hätten diese Bauernsöhne dem Napoleoniden ihr Schwert geliehen, wenn nicht die Bauerschaft das Kaiserreich wollte?

Dem Politiker geziemt, statt an einzelne Fälschungen sich anzuklammern, welche bei der allgemeinen Abstimmung mit untergelaufen sind, vielmehr ernsthaft das Wesen einer demokratischen Gesellschaft, die Bedeutung des frevelhaft mißbrauchten Wortes vox populi vox Dei ins Auge zu fassen. Der härteste Absolutismus, den das neunzehnte Jahrhundert kennt, ist durch eine Kundgebung des demokratischen Volkswillens gegründet. Dem neuen Herrscher standen in den ersten Jahren fast alle bedeutenden Geister der Nation, fast alle glänzenden Namen der Kunst und Wissenschaft, der Politik und der Waffen als Feinde gegenüber — mit einer Einstimmigkeit, die in der Geschichte kaum erhört ist. Es begann eine Zeit, da die ermatteten Köpfe in dem reinen Nichts der Gedankenlosigkeit ausruhten, und edleren Naturen fast Alles verloren ging, was ihnen des Lebens besten Inhalt bildet; die Massen aber waren während einiger Jahre unleugbar glücklich und zufrieden. So gering ist die Bedeutung des Talents und des Gedankens in einem Zeitalter der Demokratie und der Volkswirthschaft! Die Februarrevolution verletzte die Interessen des Eigenthums, darum erhob sich wider sie augenblicklich ein siegreicher Widerstand. Der Staatsstreich war ein Segen für Handel und Wandel, er traf Niemanden schwerer als die geistigen Häupter der Nation, die Männer des Gedankens; darum ist der Widerstand langsam erwacht, ja noch heute, nach siebzehn Jahren, erscheint es fraglich, ob die Macht der Ideen in diesem Volke die Kraft besitzt den Despotismus zu vernichten oder auch nur zu ermäßigen. Der Parlamentarismus, der während eines Menschenalters den geistigen Adel des Landes erregt und beschäftigt hatte, verschwand an Einem Tage, spurlos, wie von der Erde eingeschluckt, ohne auch nur eine mächtige Erinnerung, eine be-

geisterte Partei zurückzulassen; denn er hatte niemals wahrhaft gelebt in diesem bureaukratischen Staate.

Die letzten Gründe der Katastrophe reichen weit zurück. Die Gegenwart, dem Narcissus gleich in sich selbst verliebt, wiederholt achtlos die schwere Wahrheit, daß Frankreich mit seiner Geschichte gebrochen hat. Sie weiß nicht, welch' eine Welt voll historischer Schuld in diesem einen Worte liegt. Die Erfahrung jedes Tages lehrt, wie der Entschluß ein neues Leben zu beginnen auch starke Seelen verwüstet, und wie selten er gelingt. Und wir wundern uns, wenn eine große Nation, die ihrer Vergangenheit vergessen hat, zwischen zuchtloser Unbotmäßigkeit und blinder Unterwerfung einherschwankt! Wir Protestanten können die jähen Zuckungen des französischen Lebens nicht betrachten, ohne abermals jene unheilvolle Fügung zu beklagen, welche den evangelischen Glauben aus Frankreich vertrieb. Wenn einem kühnen geistvollen Volke nur die Wahl bleibt zwischen der Kirche der Autorität und der platten Verneinung, wenn ihm in den heiligsten, höchstpersönlichen Fragen die maßvolle Freiheit, der Boden der Verständigung fehlt, dann dringt in sein gesammtes geistiges Leben eine krampfhafte Aufregung; furchtbare Gegensätze stoßen unvermittelt aufeinander, und die Gesellschaft, geängstet durch den unversöhnlichen Kampf, sucht immer von Neuem ihre Rettung in der Knechtschaft.

Dem Deutschen steht wohl an, auch der Mitschuld unseres eigenen Volkes, der Mitschuld des gesammten Welttheiles zu gedenken. Nicht blos der Papst begrüßte den Helden des 2. Decembers mit überschwänglichen Segensworten; in allen Ländern Europas jauchzten die Besitzenden dem neuen Gewalthaber zu. Einzelne, wie Lord Palmerston, durchschauten die Nothwendigkeit des Umschwunges, die Meisten freuten sich gedankenlos, der Sorge um die Sicherheit des Beutels endlich enthoben zu sein. Schon der Name „Retter der Gesellschaft“ stellt dem Mannesmuth jener tiefgesunkenen Epoche ein unvergeßliches Armuthszeugniß aus. Noch armseliger sogar als die Freude des geretteten Philisterthums erschien die Feigheit des deutschen Radikalismus, der, statt den Sünden der heimischen Reaktion mannhaft zu widerstehen, jahrelang in ungefährlichen Witzeleien über „Ihn“ seinen Bürgermuth bewährte. Aber je lauter die Radikalen spotteten und höhnten, um so tiefer griff das neue System in die Gesittung der Nachbarländer ein. „Das allgemeine Stimmrecht

ist die Arbeit," so lautet die bestbegründete unter den Prahlereien des neuen Bonapartismus; der 2. December bezeichnet für ganz Europa den Beginn einer Epoche voll hochgesteigerten wirthschaftlichen Schaffens. Während das erste Kaiserreich durch seinen gewaltthätigen Uebermuth alle sittlichen Kräfte der Nachbarn wachrief, drang jetzt verheerend und bethörend die neufranzösische Unzucht und Schwelgerei über die Grenzen — eine Tyrannei der ideenlosen Unsittlichkeit, der in jenen fünfziger Jahren kein Volk Europas sich gänzlich entzog.

Der neue Gewalthaber stand sicherlich hoch über seiner Umgebung. Schon damals konnte unbefangenem Urtheile nicht entgehen, daß er weder den blutigen Spuren des Oheims zu folgen, noch in die Nichtigkeit sieggekrönter Glücksritter zu verfallen gedachte. Aber er begann zum erstenmale in dem neuen Frankreich ein Regiment, das schon in seinen Anfängen mit dem Widerstande der Hauptstadt zu ringen hatte: noch unter dem Belagerungszustande sprach ein Drittheil der Pariser Stimmen sein Nein gegen die neue Ordnung. Bei solchem Wagniß konnte der Präsident keine Waffe, die sich ihm bot, verschmähen. Er brauchte den Säbel und sprach nach der Weise des Oheims zu dem Heere als zu der Elite der Nation. Er brauchte den Beichtstuhl und ermuthigte die Ultramontanen zu den verwegensten Hoffnungen. Er brauchte die Knechtung der Geister, und das allezeit willige Beamtenthum übte bald alle Ränke altkaiserlicher Polizei. Die Wuth des Schweigens, la fureur de silence, herrschte in Frankreich, und die Presse des Präsidenten verkündete frohlockend: wir haben einen Herrn! Der Eingang der neuen Verfassung erklärte, daß das Staatsoberhaupt persönlich verantwortlich sei. Der Artikel ward viel bespottet, und doch enthält er eine der wenigen Wahrheiten unter den gehäuften Lügen dieses Grundgesetzes. Die ungeheure Verantwortung, welche auf dem neuen Herrscher lastete, ließ sich nur ertragen, wenn ihm gelang seine Regierung von dem Makel ihres Ursprungs zu befreien und jene Gedanken des Fortschrittes zu entfalten, welche in dem proteischen Wesen des Bonapartismus unzweifelhaft enthalten sind.

Die Ruhe war wiederhergestellt, doch nicht der Frieden der Geister. Zu den alten Gegensätzen, welche das Land zerklüfteten, trat jetzt ein neuer hinzu, so mächtig, daß daneben alle anderen Par-

teiungen fast verschwanden: Frankreich zerfiel wieder wie nach den hundert Tagen in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten vom 2. December. Und dieser Gegensatz besteht noch heute. Das zweite Kaiserthum hat der Macht und dem Wohlstande des Reiches manchen glänzenden Erfolg gebracht, aber nach siebzehn Jahren ist ihm nicht gelungen, die Nation zur ruhigen, rückhaltlosen Anerkennung der neuen Ordnung zu bewegen. —

ist die Arbeit," so lautet die bestbegründete unter den Prahlereien des neuen Bonapartismus; der 2. December bezeichnet für ganz Europa den Beginn einer Epoche voll hochgesteigerten wirthschaftlichen Schaffens. Während das erste Kaiserreich durch seinen gewaltthätigen Uebermuth alle sittlichen Kräfte der Nachbarn wachrief, drang jetzt verheerend und bethörend die neufranzösische Unzucht und Schwelgerei über die Grenzen — eine Tyrannei der ideenlosen Unsittlichkeit, der in jenen fünfziger Jahren kein Volk Europas sich gänzlich entzog.

Der neue Gewalthaber stand sicherlich hoch über seiner Umgebung. Schon damals konnte unbefangenem Urtheile nicht entgehen, daß er weder den blutigen Spuren des Oheims zu folgen, noch in die Nichtigkeit sieggekrönter Glücksritter zu verfallen gedachte. Aber er begann zum erstenmale in dem neuen Frankreich ein Regiment, das schon in seinen Anfängen mit dem Widerstande der Hauptstadt zu ringen hatte: noch unter dem Belagerungszustande sprach ein Drittheil der Pariser Stimmen sein Nein gegen die neue Ordnung. Bei solchem Wagniß konnte der Präsident keine Waffe, die sich ihm bot, verschmähen. Er brauchte den Säbel und sprach nach der Weise des Oheims zu dem Heere als zu der Elite der Nation. Er brauchte den Beichtstuhl und ermuthigte die Ultramontanen zu den verwegensten Hoffnungen. Er brauchte die Knechtung der Geister, und das allezeit willige Beamtenthum übte bald alle Ränke altkaiserlicher Polizei. Die Wuth des Schweigens, la fureur de silence, herrschte in Frankreich, und die Presse des Präsidenten verkündete frohlockend: wir haben einen Herrn! Der Eingang der neuen Verfassung erklärte, daß das Staatsoberhaupt persönlich verantwortlich sei. Der Artikel ward viel bespottet, und doch enthält er eine der wenigen Wahrheiten unter den gehäuften Lügen dieses Grundgesetzes. Die ungeheure Verantwortung, welche auf dem neuen Herrscher lastete, ließ sich nur ertragen, wenn ihm gelang seine Regierung von dem Makel ihres Ursprungs zu befreien und jene Gedanken des Fortschrittes zu entfalten, welche in dem proteischen Wesen des Bonapartismus unzweifelhaft enthalten sind.

Die Ruhe war wiederhergestellt, doch nicht der Frieden der Geister. Zu den alten Gegensätzen, welche das Land zerklüfteten, trat jetzt ein neuer hinzu, so mächtig, daß daneben alle anderen Par=

teiungen fast verschwanden: Frankreich zerfiel wieder wie nach den hundert Tagen in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten vom 2. December. Und dieser Gegensatz besteht noch heute. Das zweite Kaiserthum hat der Macht und dem Wohlstande des Reiches manchen glänzenden Erfolg gebracht, aber nach siebzehn Jahren ist ihm nicht gelungen, die Nation zur ruhigen, rückhaltlosen Anerkennung der neuen Ordnung zu bewegen. —

5. Das zweite Kaiserreich.

Ständische Selbstsucht war jederzeit die unveräußerliche Gesinnung aller herrschenden Klassen; sie erscheint dem Auge der Nachwelt dann am häßlichsten, wenn sie, den Herrschenden zur anderen Natur geworden, sich naiv und unbewußt ausspricht. Jedermann hört jetzt aus den Schriften des Alterthums den geistigen Hochmuth jener Massenaristokratien heraus, welche über die Sklaven und Banausen wie über die leere Luft hinwegsahen. Die Wenigsten ahnen, wie sehr wir selber in verwandten Gesinnungen befangen sind. Der Mittelstand, welcher heute die öffentliche Meinung in Deutschland bestimmt, erkennt in dem schrankenlosen Wettbewerbe das Wesen der socialen, in der ungehemmten Discussion die erste, unentbehrliche Voraussetzung der politischen Freiheit, er ist in unvergeßlichen Kämpfen dem urtheilslosen Kirchenglauben entwachsen. Solchem Geiste danken wir die Emancipation des Landvolkes; durch ihn sind unsere gebildeten Stände die freieste und gerechteste von allen regierenden Klassen der Geschichte geworden. Strenge Selbstprüfung sagt uns jedoch, daß auch wir, indem wir für diese reinen politischen Ideale arbeiten, nur wie aus Fesseln heraus reden. Ein stolzer Edelmann des achtzehnten Jahrhunderts vermochte leichter die Ideen des heranwachsenden Bürgerthumes zu verstehen, als wir, uns einzuleben in den Gedankenkreis des vierten Standes.

Die Gesinnung der arbeitenden Klassen ist von Aristoteles mit dem klassischen Ausspruche gezeichnet worden: *χαίρουσιν ἐάν τις*

ἐᾷ πρὸς τοῖς ἰδίοις σχολάζειν — einem Worte, das in den freieren modernen Tagen wohl gemildert, aber nie widerlegt werden kann. Das Privatleben, Schweiß und Sorge der Wirthschaft, ist diesen Schichten der Gesellschaft der Kern des Daseins; sie mögen mit vollem Rechte danach trachten Einfluß zu gewinnen auf die Leitung des Staates, zu dauernder regelmäßiger Arbeit für den Staat sind sie nicht im Stande. Sie werden selten warm für jenen lebendigen Kampf der Geister, der dem gebildeten Manne das Brot des Lebens ist, und sind sehr geneigt, die Freiheit des Gedankens dahinzugeben für eine wohlwollende Staatsgewalt, welche kraftvoll das Wohlsein der Vielen fördert; unter allen geistigen Mächten ist es noch immer die Kirche, welche auf diese Gemüther den stärksten Zauber übt. Hier liegt der Grund, der dem Gelehrten ein sicheres Urtheil über die jüngste Entwickelungsstufe des Bonapartismus erschwert. Die Bedeutung des vierten Standes war niemals in der modernen Welt so gewaltig wie unter dem zweiten Kaiserreiche. In den Tagen des Conventes beherrschten die Massen von Paris die Staatsgewalt und entlehnten einen Theil ihrer Macht der sicher arbeitenden Verwaltungsmaschine. Heute stehen sie außerhalb der Regierung, und doch bildet der vierte Stand die wichtigste Klasse des Staates, beständige Rücksicht auf die Zufriedenheit der kleinen Leute bleibt der leitende Gedanke des neuen Bonapartismus. Um das Verdienst eines solchen Systems aus einer Fülle von Heuchelei und Unsittlichkeit heraus zu erkennen, muß der gebildete Mann manche der theuersten und edelsten Anschauungen seines Standes gewaltsam zurückdrängen.

Das zweite Kaiserreich fällt in die beiden politisch reichsten Jahrzehnte der Gegenwart; und wenn wir gedenken, wie rasch in tollen Sprüngen das Urtheil der Welt über den dritten Napoleon gewechselt hat, so empfinden wir lebhaft, wie alt wir wurden in kurzen Tagen, aber auch, wie kurzsichtig die Meinung der Vielen stets von dem Eindruck der letzten Stunde sich bestimmen läßt. Das leibhaftige Gegentheil des unthätigen Bürgerkönigthums, hat der neue Bonapartismus tiefer, gewaltsamer als irgend eine Regierung der Gegenwart die socialen Zustände seines Landes umgestaltet; die Kühnheit seines absoluten Willens wagte manche tief einschneidende Reformen, wozu ein Parlament weder den Muth noch die Unbefangenheit gefunden hätte. Aber dies vielgeschäftige System bestätigt nochmals die Regel, daß eine Regierung um so weniger fest steht, je weiter sie ihre Thätig-

keit ausdehnt. Die Ahnung, auch dieses prunkende Kaiserthum werde sich am Ende nur als ein neues Provisorium erweisen, hat allen Urtheilen der Feinde wie der Freunde einen leidenschaftlichen Zug der Uebertreibung aufgeprägt. Jedes Wort der Anerkennung vertrocknet uns in der Feder, wenn wir hören, mit wie schamloser Marktschreierei der Bonapartismus seinen eigenen Ruhm zu singen weiß; an die Größe jenes Rouher'schen Ausspruches: „nein, nein, es ist niemals ein Fehler begangen worden“ wird unser bescheidenes deutsches Lob ja doch nie heranreichen. Auch ruhiger Tadel erscheint trivial gegenüber einem Systeme, dem selbst gemäßigte Gegner als einem gigantischen Abenteuer schon längst in feierlichster Form den Grabstein gesetzt haben.

Wenn wir dennoch darzustellen versuchen, was die noch unfertigen Bildungen des neuen Bonapartismus bisher bedeutet und geleistet haben, so geht der Deutsche an solches Wagniß zum Mindesten mit dem stolzen Gefühle der Ruhe. Nicht als ob wir uns in thörichter Sicherheit wiegten. Seit den Tagen Ludwig's XIV. werden bekanntlich alle Völker, deren Politik das Unglück hat den Franzosen zu mißfallen, von maßlosem Ehrgeize gepeinigt; und auch wir Preußen sind heute, wenn wir den Pariser Blättern glauben wollen, von diesem Laster angefressen, wir haben längst verdient durch einen französischen Zuchtmeister zu sanfteren Empfindungen bekehrt zu werden. Sollte solcher Bekehrungseifer jemals zur That schreiten, so würde ganz Norddeutschland bitter einen Krieg beklagen, der zwei große Völker auf Jahrzehnte hinaus zu entfremden droht. Eine Kriegspartei giebt es nicht in Deutschland. Wir wissen auch, daß Frankreich ein ganz anders furchtbarer Gegner ist als weiland Oesterreich, wir hoffen nicht, daß uns zum zweiten Male das Glück so ungetrübt lächeln werde wie im Sommer 1866. Aber der Norden würde den Handschuh aufnehmen mit der gelassenen Zuversicht, daß der Einbruch in das Hausrecht unseres Volkes heutzutage mit einer Niederlage des fremden Uebermuthes enden muß. Auch den Parteien Frankreichs steht der Deutsche ohne Haß und Vorliebe gegenüber, denn wir können nicht finden, daß die Haltung unserer Nachbarn gegen uns seit den Wiener Verträgen sich wesentlich verändert hätte. Wir suchen den Grund dieser bald aufreizenden bald drohenden Staatskunst nicht in irgend welchem politischen Systeme, sondern einestheils in dem Nationalcharakter, der sich nicht ändern wird, so lange die Volkserziehung der

Franzosen darauf ausgeht, den äußerlichen Ehrgeiz statt des sittlichen Kernes der Menschenseele zu erwecken — zum anderen Theile in uns selber. Wenn Frankreich noch heute in der großen Politik eine Bedeutung behauptet, welche weit über seine wirkliche Macht hinausgeht, wenn die Entscheidung über Krieg und Frieden noch immer in Paris — nicht, wie die Gesittung des Jahrhunderts fordert, in den Hauptstädten aller Großmächte zugleich — liegt, so fällt die Schuld an diesem ungesunden Zustande auf unsere Rheinbundsstaaten, deren unvaterländischer Geist den Franzosen erlaubt auf unsere Zersplitterung zu zählen. Erst wenn das neue Deutschland vollendet ist, wird dauerhafte, ungetrübte Freundschaft und Achtung die beiden Nachbarvölker verbinden. Wer aber die Nothwendigkeit dieser Vollendung klar und sicher voraussieht, der darf schon jetzt mit einiger Unbefangenheit über den neuen Bonapartismus sprechen; nur daß er sich hüte vor jenem Scheine der Anmaßung, der scharfen Urtheilen über fremde Leiden so leicht anhaftet. — —

Wir erinnern zuvörderst das kurze Gedächtniß der Gegenwart an die Hauptstadien, welche das zweite Kaiserreich durchmessen hat. Auf den Staatsstreich folgt zuerst ein Jahr des Ueberganges, die Blüthezeit der Unsittlichkeit des neuen Systemes. Während die verlogenen Reden des Präsidenten aus der Zeit der Nationalversammlung in der politischen Lage ihre Erklärung finden, erscheint das republikanische Gaukelspiel des Jahres 1852 schlechthin frivol und gemein. Hielt der Präsident eine dritte Volksabstimmung für nöthig um seine Macht zu befestigen? Oder meinte der Fatalist, nur auf drei Stufen gleich dem Oheim zur höchsten Gewalt emporsteigen zu können? Entscheidend war wohl, daß der Prinz am 2. December den Schein behaupten mußte, als gelte der Staatsstreich der Rettung der Republik. Genug, das officielle Frankreich spielte noch zehn Monate lang mit den gleißnerischen Phrasen republikanischer Treue, obgleich der Staatsstreich nichts anderes bedeuten konnte als die Aufrichtung des Thrones. Noch im September 1852 versicherte der Präsident auf seiner Rundfahrt durch das Land: er sehe in dem wiederholten Ruf: „es lebe der Kaiser“ mehr eine rührende Erinnerung als eine Hoffnung; der Minister des Innern aber ließ sich die Namen aller Personen melden, welche auf dieser Kaiserreise mit dem Prinzen in Berührung kamen, „damit sie der Geschichte nicht verloren gehen.“ Einige Wochen darauf schien die Sehnsucht des Landes nach der Herstellung des Kaiserreichs unwider-

stehlich; die Nation verlangte, wie der Maire von Sevres schwungvoll sich ausdrückte, die Vermählung Frankreichs mit dem Abgesandten Gottes. Nun folgt jener Senatsbericht aus Troplong's Feder, den wir getrost als das Meisterstück des modernen Byzantinerthums bezeichnen dürfen. Warum sollte auch die Sprache des getreuen Senates sich nicht zu dithyrambischer Kühnheit steigern? Troplong gesteht ja selbst: es giebt Augenblicke, wo der Enthusiasmus auch das Recht hat Fragen zu lösen! Die Nation krönt nur sich selber, indem sie Napoleon III. krönt, sie nimmt dadurch eine edle und friedliche Rache für die Verträge von 1815. Die Republik liegt dem Wesen nach in der durch das souveräne Volk übertragenen Kaiserwürde, und der große Schatten in den Wolken schaut befriedigt der Erhebung des Neffen zu! —

Unter dem Schutze des neuen Thrones entfalten sich gewaltig alle Mächte der Arbeit und des Schwindels; tiefe Stille lagert über dem geistigen und politischen Leben. Die Meinung der Völker haßt den Kaiser als den Hort der europäischen Reaktion, der überall bis in die Asyle freier Länder die Kämpfer der Republik verfolgt; sie zittert vor der Stunde, da er unfehlbar in die Wege des Oheims einlenken wird. Die Höfe schwanken zwischen dem Widerwillen gegen den Emporkömmling und der Verehrung für den Retter der Gesellschaft. Rußland giebt den Ausschlag in den europäischen Händeln, und gerade dieser Hof steht dem Napoleoniden mit starrem legitimistischen Hochmuthe gegenüber. Da bieten die orientalischen Wirren den Anlaß, Frankreichs Macht und das Talent seines Führers zu erproben. Es erfolgt eine durchgreifende Verschiebung der Allianzen und Machtverhältnisse, die lebhaft an jene glänzende Zeit des Consulats erinnert, da Bonaparte, kaum erst von einer übermächtigen Coalition bedroht, nach wenigen Monaten die Staaten des Südens und des Nordens zum Bunde gegen das englische Seerecht vereinigte. Zwar die Ergebnisse des Krimfeldzuges für die orientalische Welt mußten dürftig, fast nichtig bleiben; aber der Waffenruhm der kaiserlichen Adler wurde bewährt; die Hülfsquellen des Landes schienen unerschöpflich, da die Hauptstadt mitten im Kriege das neu-napoleonische Prasserleben weiter führte und dem Gewerbfleiße Europa's eine prunkende Ausstellung bereitete. Dem Napoleoniden ward die Genugthuung, daß am Jahrestage der Eroberung von Paris ein europäischer Congreß an der Seine unter dem Vorsitze des französischen Gesandten den Friedensschluß unterzeichnete.

Rußlands Uebergewicht war gebrochen. Frankreich nannte sich wieder die große Nation. Bald darauf wurde der kaiserliche Prinz geboren, das nationale System war verewigt, wie die Behörden im Stile des ersten Kaiserreichs sagten. Im Februar 1857 konnte der Kaiser den ergebenen gesetzgebenden Körper entlassen mit der Zuversicht, bald werde man von dem zweiten Kaiserreiche sprechen wie einst von dem Consulate: „die Befriedigung war überall, und wer nicht schlechte Leidenschaften im Herzen hegte, freute sich an dem Glücke des Landes.“

Dann trat ein kurzer Rückschlag ein: das Attentat Orsini's brachte Napoleon III. für eine Weile außer Fassung, das kaum erst gemilderte System der Bedrückung ward durch das Sicherheitsgesetz aufs Neue angespannt. Die überschwänglichen Glückwünsche aber, welche dem Kaiser nach seiner Errettung zuströmten, bewiesen der Welt, wie sehr die Massen dieses Mannes bedurften; aus ihnen redete unzweifelhaft ein eben solches Gemisch von ehrlichen Empfindungen und Liebedienerei, wie aus jener Ode divis orte bonis, die einst Horaz in verwandter Zeit dem Augustus zusang. Den idealen Grund solcher Anhänglichkeit hat Niemand so treffend bezeichnet, wie das enfant terrible der Bonapartisten, der Marquis von Boissy, mit den Worten: „wir lieben alle den Kaiser; denn Jeder sagt sich: in welchen Sumpf würden wir gerathen, wenn Napoleon stürbe!“ Eben in diesen Tagen, da die liberale öffentliche Meinung an dem Kaiser wieder irre ward, traf er zu Plombières mit Cavour zusammen, brachte den kühnsten und segensreichsten Gedanken seiner europäischen Politik zur Reife. Denn was auch der Kaiser später an Italien gesündigt hat, und wie sehr auch der Verlauf der Bewegung den Erwartungen des Napoleoniden widersprechen mochte — der Ruhm wird dem dritten Napoleon bleiben, daß ohne seine Hilfe die Erhebung Italiens vielleicht nie begonnen, sicherlich niemals triumphirt hätte. In jenen Stunden, da der Kaiser unter dem jubelnden Zurufe der Arbeiter von Paris sich in das Feldlager begab, galt er wirklich als ein volksthümlicher Herrscher, als der Vertreter der Revolution. Nach dem Siege von Solferino schien Frankreichs Hegemonie unter den romanischen Völkern gesichert: auch besonnene Liberale beugten sich vor dem Befreier Italiens, in weiten Kreisen wiederholte man das überschwängliche Lob: Napoleon der Kleine ruht bei den Invaliden, der große Napoleon herrscht in den Tuilerien. Es war die Zeit, da der Welttheil

an jedem Neujahrsfeste mit der Angst des gebrannten Kindes nach Paris hinüber horchte. Im Bewußtsein seiner Macht wagt jetzt der Kaiser die große handelspolitische Reform; der stolze Gedanke, ganz Westeuropa zu einem freien Marktgebiete zu vereinigen, geht der Erfüllung entgegen. Ungleich bedachtsamer schritt man an den Ausbau der Verfassung; immerhin erweckte das Decret vom 24. November 1860 bei Leichtblütigen die Hoffnung, es werde die demokratische Tyrannis mit den constitutionellen Ideen sich versöhnen, und aus der Auflösung der alten Parteien eine neue Mittelpartei, liberal und dynastisch zugleich, hervorgehen.

Alle Welt weiß, wie grausam diese Hoffnung betrogen ward. Gleichwie einst bald nach dem Jahre 1840 die Meinung sich bildete, das Gestirn der Orleans sei im Niedergehen, so steht heute schon längst das nicht minder berechtigte Urtheil fest, daß das zweite Kaiserreich seit sechs oder acht Jahren seinen Höhepunkt überschritten hat. Das Sinken begann, seit die Geschichte überall neue Verwickelungen hervorrief, welche dem Anspruche Frankreichs, der Lehrmeister aller Welt zu sein, schlechterdings nicht entsprachen. Schon die Gründung des Königreichs Italien war dem Ansehen der napoleonischen Krone zum Mindesten nicht förderlich. Dann bewies die unvermeidliche Unthätigkeit des Cabinets während des polnischen Aufstandes, daß Frankreich nicht stark genug war seine sogenannten Alliirten zu schützen. Vergeblich versuchte der Kaiser nochmals als der Schirmherr des europäischen Friedens aufzutreten; er lud die Großmächte in fast drohender Sprache zu einem Congresse: jede Weigerung verrathe geheime Pläne, welche das Licht des Tages scheuten! Gerade als diese hochtrabenden Worte in die Welt hinausgingen, begann der schleswig-holsteinische Krieg und mit ihm der große Gang der deutschen Politik. Die staatsmännische Haltung des Kaisers während der Kämpfe um Düppel und Alsen erwarb ihm bei den Deutschen Anerkennung und oftmals Ueberschätzung, bei seinem Volke nur Spott und Tadel. Unterdessen hatte das zweite Kaiserreich in Mexico sein Spanien gefunden. Eine Kette grober Fehlgriffe, ein unbegreifliches Verkennen der Lebenskraft der Vereinigten Staaten führte zu beschämenden Niederlagen, gefährdete die Würde und den Ruf der Krone, zerrüttete Finanzen und Heer dergestalt, daß der Staat beim Ausbruch des großen deutschen Krieges zum bewaffneten Eintreten nicht im Stande war. So vollzog sich die Gründung des deutschen Staates, ein furchtbarer Schlag für

alle theuersten Vorurtheile unserer Nachbarn, und zugleich wurde die von Frankreich begonnene Einigung Italiens durch Preußens Siege weiter geführt.

Unterdessen war der Kaiser gealtert, und von den kräftigen Gehilfen, die seine Krone stützten, Einer nach dem Andern dahingegangen: St. Arnaud und Magnan, Pietri und Mocquart, Fould, Pelissier und Walewski, dazu jene drei Unersetzlichen, welche vor Allen mit staatsmännischem Ernst an der dauerhaften Begründung des Kaiserreichs arbeiteten: Billault, Thouvenel und Morny. Der Despotismus aber hatte sich hier wie überall unfähig erwiesen neue staatsmännische Talente großzuziehen. Jetzt ist der Widerstand der gebildeten Klassen zu neuem Eifer erwacht, das Frondiren wieder eine modische Kunst geworden, und seit dem Rückzuge aus Mexico ertönt unter den Gegnern immer zuversichtlicher der Ruf: l'empire est défait. Der erneute Anlauf zur Reformpolitik, den die Regierung im Januar 1867 wagte, hat nur zu tastenden Versuchen, zu wiederholten Rückfällen geführt und nicht entfernt jenes Vertrauen gefunden, wie weiland das Decret vom November 1860. Durch den Bankbruch des Credit-Mobilier und die fortschreitende Ueberschuldung der Staatsfinanzen, durch die Entvölkerung des flachen Landes und den Umbau der Städte ist der Zweifel an der Gesundheit der neuen wirthschaftlichen Blüthe erregt, durch den Tag von Königgrätz der Blick geschärft worden für die Schäden des heimischen Staates. Auch das Vertrauen der Nachbarvölker ist seit dem häßlichen Luxemburger Handel und der Wiederbesetzung Roms bis auf den Grund zerstört. Die Umgestaltung des Heeres und vornehmlich die großartigen Versuche zur Hebung der Volksbildung beweisen freilich, daß der Bonapartismus nicht gesonnen ist den Gefahren der Zeit nach der Weise der Orleans nur eine unfruchtbare Politik des Widerstandes entgegenzustellen. Aber die Mahnung „Krieg oder Freiheit," die heute selbst von verständigen Franzosen erhoben wird, giebt ein trauriges Zeugniß zugleich für jenen Uebermuth, der das Recht der Nachbarn mit Füßen zu treten gewohnt ist, wie für die Verzweiflung einer Nation, welche die Unwürdigkeit ihrer Lage empfindet, ohne die nachhaltige Kraft zur Erhebung in sich zu fühlen. Wer die Gewalt des Gegensatzes der Parteien und der Stände in dem neuen Frankreich kennt, den nimmt es nicht Wunder, daß die Dynastie nicht auf die Zukunft zählen kann, und der Kaiser kürzlich für nöthig hielt, der Nation wieder einmal die Rechtstitel seines Hauses vorzurechnen;

trauriger ist, daß nach sechzehnjährigem Bestande des Kaiserreichs noch immer die Frage aufgeworfen werden muß: ob diese große Nation überhaupt eine Verfassung besitze?

Die wiederholten gewaltsamen Thronwechsel der neuen französischen Geschichte, die rücksichtslose Selbstsucht, womit dort jede herrschende Klasse ihre Gewalt ausbeutete, haben schließlich die Monarchie in dem alten, einfachen Sinne des Worts vernichtet. Das neue bonapartistische System ist weder ein aufgeklärter Despotismus im Stile des achtzehnten Jahrhunderts, noch schlechtweg eine Erneuerung des napoleonischen Soldatenkaiserthums, sondern eine selbständige, durchaus moderne Staatsform: eine persönliche Tyrannis, gewählt durch die Massen und regierend zum Besten dieses zu seinem Selbstbewußtsein gelangten vierten Standes. Während in dem gesetzlichen Königthume, auch unter einer absoluten Krone, alle Institutionen und Staatssitten darauf ausgehen, die Person des Monarchen dem Kampfe der Parteien zu entziehen und selbst unter einem unfähigen Fürsten den geregelten Gang des Gemeinwesens zu sichern, trägt umgekehrt in dem neuen Frankreich die Person des Monarchen grundsätzlich die Verantwortung für das Schicksal des Staates. Niemand bezweifelt, daß sogar ein genialer Minister unter einem talentlosen oder verhaßten Kaiser nicht im Stande wäre das System auf die Dauer zu erhalten. Der Doctrinär des zweiten Kaiserreichs, der Herzog von Persigny, pflegt den Erwählten des Volkes den homme-peuple zu nennen; der Ausdruck enthält in schmeichlerischer Wendung den richtigen Sinn, daß dies Kaiserthum eine höchstpersönliche Würde ist, die durch täglich erneute Sorge für das Wohl der Vielen behauptet werden muß. Es ist wahr, die Mehrzahl der Wähler hat den dritten Napoleon erhoben um seines Namens willen; aber kein Unbefangener wird aus dieser Macht der napoleonischen Erinnerungen den Schluß ziehen, daß die Masse der Franzosen mit derselben Treue an den Bonapartes hänge wie die Preußen an den legitimen Hohenzollern oder weiland die Holländer an dem Tyrannenhause der Oranier. Jedes Band der Pietät zwischen Volk und Fürstenhaus ist in Frankreich durch die Stürme zweier Menschenalter zerstört. Das Interesse bildet hier die einzig mögliche Verbindung der Regierenden mit den Regierten, und in der That hat kein Staat der neuesten Geschichte so unbefangen wie das zweite Kaiserreich die Selbstsucht seiner Bürger verwerthet. Der neue Bonapartismus ist wirklich, wie Freund und Feind ihn oftmals nannten,

ein gouvernement indiscutable: nicht blos wegen seines unheimlichen Ursprunges, sondern vornehmlich, weil der Geist dieses Systemes materialistisch sein und bleiben muß, also rückhaltslose Prüfung nicht verträgt.

Es leuchtet ein, daß das Oberhaupt eines solchen Gemeinwesens verantwortlich sein muß. Wenn Laboulaye und andere Liberale gegen diese Thatsache zu Felde ziehen mit den bekannten constitutionellen Sätzen, daß Regieren und Verantwortlich sein, gleichzeitig gedacht, einen Widerspruch bildet, und mithin seit der Einführung des Erbkaiserthums die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes hinweggefallen sei, so erwidern wir: die Rechtslehren des parlamentarischen Königthums lassen sich auf eine demokratische Tyrannis nicht anwenden. Die Gründung des Kaiserthums war lediglich ein Namenwechsel, der an der rechtlichen Natur der Präsidentenwürde nichts Wesentliches änderte. Die Erblichkeit dieser Krone ist vorderhand noch eine unsichere Anweisung auf die Zukunft, die Verantwortlichkeit des Kaisers dagegen ein Grundsatz, dessen unwandelbare Fortdauer noch heute von den Würdenträgern des Kaiserreichs Rouher und Troplong ausdrücklich behauptet wird und dessen praktische Durchführung durch die Verfassung selber ermöglicht ist. Glaubt der Kaiser der Massen sicher zu sein, so darf er nach Artikel 5 an das souveräne Volk appelliren — eine gewaltige Waffe des Despotismus, welche, zur rechten Stunde und mit napoleonischer Sittlichkeit gebraucht, die Vollgewalt der Krone jederzeit vermehren kann und auch unbenutzt jede Hoffnung auf ein parlamentarisches Regiment ausschließt.

Finden dagegen die Massen, daß der Erwählte ihre Interessen nicht mehr vertritt, so weist das Vorwort der Verfassung den Weg, um den Kaiser zur Verantwortung zu ziehen. Ein französisches Staatsoberhaupt für unverantwortlich erklären, heißt es dort, „das bedeutet: das öffentliche Gefühl belügen, das bedeutet: eine Fiction aufstellen, welche dreimal unter dem Lärm der Revolutionen zerstoben ist.“ Deutlicher läßt sich doch nicht sagen, daß der Kaiser seine Krone trägt und tragen will auf die Gefahr hin durch eine vierte Revolution vertrieben zu werden. Man mag betrauern, daß das Grundgesetz einer gesitteten Nation mit cynischer Unbefangenheit gesteht: unser Regiment ist ein va-banque-Spiel. Aber es frommt nicht, mit gutherziger Selbsttäuschung in diese Verfassung eine Festigkeit des Rechtes hineinzudeuteln, welche in dem modernen Frankreich unmöglich ist. Die

napoleonische Krone besitzt nicht die Sicherheit des Erbkönigthums, eben darum ist sie ausgerüstet mit einer Machtfülle, welche ein legitimer Monarch nie erreicht: „da das Staatsoberhaupt verantwortlich ist, sagt jenes Vorwort, so muß seine Thätigkeit frei und ohne Hemmnisse sein.“

Kein Zweifel, der neue Bonapartismus hegt die Absicht, gleich dem ersten Kaiserreiche, einen neutralen Boden zu bilden, darauf die Trümmer der alten Parteien sich zusammenfinden sollen. Er kümmert sich nicht um die Vergangenheit seiner Helfer und nimmt Alle in seinen Dienst, welche die neue Ordnung anerkennen. Er hat nach einigen Jahren des Druckes jedem verbannten Gegner, der sich zum Gehorsam verpflichtet, die Rückkehr gestattet, er kommt immer wieder zurück auf die Mahnung, die Größe des Vaterlandes über die Parteien zu stellen. Wer kennt nicht jenes pathetisch-großherzige Schreiben des Kaisers, das die Freilassung des gefährlichen Verschwörers Barbès befahl, weil dieser seine patriotische Begeisterung für den Krimkrieg ausgesprochen hatte? Das Kaiserthum will auch nicht einem Stande allein dienen; es weiß den Ehrgeiz und die Erwerbslust der Bourgeoisie zu befriedigen und hat sogar den Adel hergestellt — ein vortreffliches Mittel, tausend Familien durch den gemeinen Ehrgeiz sowie durch die Angst vor der Beseitigung erschlichener Adelstitel an die Krone zu binden, aber auch ein Beweis, daß man Neigungen und Vorurtheile der höheren Stände schonen will. Ja, Herr v. Persigny preist in Tischreden und Proclamationen als den eigenthümlichen Vorzug, „den eminent socialen Gedanken“ des neuen Systemes, daß jede frühere Regierung nur eine der drei Klassen der Gesellschaft vertreten habe, das Kaiserreich dagegen alle zugleich. Solches Selbstlob trägt einigen Anschein der Wahrheit. Der vierte Stand beherrscht allerdings das Gemeinwesen nicht mehr durch Straßentumulte, wie in den ersten Tagen der Republik; er ist überhaupt in geordneten Zuständen niemals im Stande sich so unmittelbar der Staatsgewalt zu bemächtigen, wie dies einst der Adel und die Bourgeoisie vermochten, und er hat heute scheinbar gleich den anderen Ständen lediglich die Aufgabe zu gehorchen und zu arbeiten.

Nichtsdestoweniger bildet der vierte Stand die politische Klasse in Frankreich und wird von dem Beamtenthume mit unablässigen Schmeichelreden verherrlicht. „Dieser zahlreichsten und interessantesten Klasse der Gesellschaft hat Gott zuerst den Retter offenbart,“ so versichern die Rundschreiben der Präfekten; und vor den Wahlen von

1857 erklärte der Minister Billault amtlich: „die Feldarbeiter und Handwerker haben das Kaiserthum geschaffen, jene Massen fleißiger Menschen, welche die breite Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes bilden." Darum ermahnte Herr von Morny die Wähler, statt der sogenannten politischen Männer Geschäftsleute aus dem Kreise ihres eigenen Gewerbes in den gesetzgebenden Körper zu senden; und noch derber versicherte Herr Granier aus Cassagnac: die Bauerschaft, der Kern der Nation, fragt bereits: warum regiert der Kaiser nicht allein? Napoleon III. selber bezeichnet sein System stets als das gouvernement du grand nombre, und wenn er in einem oft wiederholten Ausspruche erklärt, seine Regierung ruhe „auf dem Volke, dem Quell aller Staatsgewalt, auf dem Heere, dem Quell aller Macht, und auf der Religion, dem Quell aller Gerechtigkeit," so sagt er in dreifacher Umschreibung lediglich das Eine, daß dieses Regiment des vierten Standes sich wesentlich auf jene Mächte stützt, welche die Haltung der Massen bestimmen. Daher erscheint auch die seltsam gemischte Gesellschaft des neuen Hofes, dies harmlose Nebeneinander von Hofpfaffen, Hofdemagogen und Hofsoldaten, durchaus zweckmäßig. Erwägen wir die Entstehung des Systemes und sein langjähriges Dasein, das ungleich friedlicher verlief als die rastlos angefeindete Regierung der Bourbonen und der Orleans, so läßt sich nicht verkennen, daß diese Staatsform sich nothwendig aus den socialen Zuständen des Landes entwickelt hat. Die zur Herrschaft gelangte Masse, empfänglich für die einfachen allgemeinen Ideen der Gleichheit und der einen, allmächtigen Staatsgewalt, neigt jederzeit zur gleichmäßigen Unterwerfung Aller unter einen volksthümlichen Tyrannen. Selbst in den ungleich gesünderen Verhältnissen Nordamerika's ist, zur Zeit Jackson's und Abraham Lincoln's, dem souveränen Volke diese Versuchung nahe getreten. Vollends die der Selbstregierung ungewohnte Masse in Frankreich besitzt, nach dem Geständnisse des Socialisten Duveyrier, „im höchsten Grade das Gefühl der Hierarchie," sie hat über dem Fanatismus der Gleichheit das Verständniß der Freiheit so vollständig verloren, daß Tausende in gutem Glauben jenem bis zum Ekel wiederholten Selbstlobe des Bonapartismus beistimmen: „der dritte Napoleon ist der wahre Gründer der Freiheit, denn seit dem zweiten Kaiserreiche giebt es keine politischen Heloten mehr."

Das allgemeine Stimmrecht besteht, nicht mehr abgeschwächt durch Listenwahlen, wie unter dem ersten Napoleon, sondern vollständig und

in regelmäßiger Wirksamkeit. Die einst von dem Arbeiterparlamente im Luxemburgpalaste ausgesprochene Forderung, daß die Ueberlegenheit der Bildung fortan ebenso wenig ein Recht begründen solle wie die Ueberlegenheit der Muskelkraft, ist in Erfüllung gegangen. Das **suffrage universel** bildet die Grundlage des neuen Staatsrechts, es tritt in Kraft bei jeder Wahl, bei jeder Aenderung der Hauptgrundsätze der Verfassung und hat in kurzer Zeit so feste Wurzeln geschlagen, daß keine Partei mehr ernstlich an seine Beseitigung denkt. An den Wahlen des Jahres 1863 betheiligten sich 73,9 %, an den Plebisciten, welche die Verfassung und das Kaiserthum gründeten, sogar 75 bis 84 % aller erwachsenen männlichen Franzosen. Aus solchen Thatsachen ziehen gewandte Werkzeuge der Regierung, wie Thuillier, den Schluß: „das Kaiserreich ist die größte, die glücklichste Demokratie, welche die Welt, von dem Ruhme und der Freiheit gekrönt, je gesehen hat;“ der Unbefangene aber erblickt gerade in dieser massenhaften Betheiligung des Volkes den Beweis für die schrankenlose Gewalt des demokratischen Despotismus.

Die Geschichte der meisten Staaten hat in den Tagen des Ueberganges vom Mittelalter zur neuen Zeit „Könige der armen Leute“ gesehen, welche, wie der erste Tudor in England, gestützt auf die Massen, den Trotz der kleinen Herren brachen. Von anderem Schlage ist der neufranzösische Despotismus. Er findet das gemeine Recht längst gesichert vor und fühlt sich berufen, den großen Interessenkampf der modernen Volkswirthschaft durch positive Leistungen einer allmächtigen Staatsgewalt auszugleichen. Er will, wie Napoleon III. sagt, „die Thätigkeit dieser athemlosen, unruhigen, heischenden Gesellschaft, welche Alles von der Regierung erwartet, nähren und befriedigen“ — mit anderen Worten, das System ist ein monarchischer Socialismus. Sehr treffend faßte kürzlich St. Beuve im Senate die Aufgabe des **socialisme autoritaire**, dessen Spuren wir schon in den ersten Schriften Ludwig Bonaparte's erkannt haben, dahin zusammen: „er will das Gute aus den socialistischen Ideen nehmen, um es der Revolution zu entziehen und in die regelmäßige Ordnung der Gesellschaft einzufügen.“ Nicht blos die allen Socialisten eigenthümliche Gleichgiltigkeit gegen Verfassungsfragen, sondern das Bewußtsein der Wahlverwandtschaft hat Viele, die einst den Schulen der Socialisten nahe standen, die Bixio, Chevalier, Duveyrier in das Lager der Bonapartes geführt. Auch jene Socialisten, welche jahrelang die Börsenwelt des

Bonapartismus beherrschten, die beiden Pereire und ihre Genossen, haben keineswegs ihren Glauben abgeschworen.

Jedes despotische Regiment ist mit einem mystischen Zuge behaftet: der Mysticismus des zweiten Kaiserreichs offenbart sich in der religiösen Andacht, womit die Majestät des Volkswillens, die Weihe des homme-peuple verherrlicht wird. Daß diese Weihe augenblicklich hinfällig wird, sobald der Volkswille sich ändert, darf natürlich nicht gesagt werden. Sicherlich, der Bonapartismus hegt keine Vorurtheile, er will nicht, wie einst die Bourbonen, die Vergangenheit streichen, sondern erkennt sich als solidarisch verbunden mit allen früheren Regierungen; er preist die Ideen von 89 als die Grundlage, die Lebensflamme seiner Verfassung und bekennt sich mit beredtem Munde zu den Grundsätzen der Freiheit, auch wenn er sie durch die That unterdrückt. Der Kaiser versichert: „ich betrachte, treu meinem Ursprunge, die Prärogative der Krone weder als ein geheiligtes unantastbares Pfand, noch als ein Erbe meiner Väter, das ich vor Allem unversehrt meinem Sohne übergeben müßte.“ Aber wenn legitimistische Grillen den Bonapartismus nicht berühren können, so krankt er dafür an dem Erbleiden der Tyrannis, an dem Hasse gegen jede feste gesetzliche Beschränkung der Staatsgewalt.

Der Kaiser mag dem Liberalismus Zugeständnisse gewähren, und er hat sie gewährt, aber der Erwählte des Volks kann nie eine wahrhafte Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten zwischen sich und dem gesetzgebenden Körper, nie eine wirkliche Verfassung anerkennen. Ein Gesetz darf freilich nur durch die Uebereinstimmung des Kaisers, des Senates und des gesetzgebenden Körpers zu Stande kommen; indeß der Kaiser allein erläßt die zur Ausführung der Gesetze nöthigen Decrete, und jene weise Verfügung des ersten Napoleon, welche dem Senate die Regelung aller in der Verfassung nicht vorgesehenen Verhältnisse überträgt, ist auch auf das zweite Kaiserreich übergegangen. Da außer dem Kaiser keine Gewalt besteht, welche diese schwierigen staatsrechtlichen Begriffe auseinanderzuhalten vermöchte, so sind thatsächlich alle großen gesetzgeberischen Acte des Kaiserreichs bisher allein von dem Kaiser ausgegangen. Ein kaiserliches Decret ordnete die Thronfolge; ein Decret gründete im Jahre 1858 den geheimen Rath — ein Collegium von persönlichen Vertrauten, dem der Monarch Alles was ihm beliebt zur Berathung vorlegt — und doch sollte der mit der Vorberathung aller Gesetzentwürfe beauftragte Staatsrath nach dem

Staatsgrundgesetze „das wichtigste Rad unserer neuen Organisation“ bilden. Ein kaiserliches Decret gab dem gesetzgebenden Körper das Recht der Adreßberathung, ein anderes Decret nahm dies Recht wieder und gewährte als Ersatz die Erlaubniß, die Regierung zu interpelliren. Der Kaiser darf jederzeit den Belagerungszustand verhängen und ist nur verpflichtet, nachträglich die Genehmigung des Senates einzuholen. Kurz, das furchtbare napoleonische Schlagwort le pouvoir reprend ses droits kann jeden Augenblick in Kraft treten; keine rechtliche Schranke verhindert, daß morgen abermals wie im Jahre 1858 durch ein Sicherheitsgesetz ganze Klassen von Staatsbürgern außerhalb des Gesetzes gestellt werden.

Die eiserne Hand im weißen Handschuh, jenes beliebte Heilmittel der Absolutisten für unsere kranke Zeit, ist dem neuen Frankreich in der That zu Theil geworden. Nur fünf Hauptgrundlagen der Verfassung können allein mit Zustimmung des souveränen Volkes beseitigt werden: das verantwortliche Staatsoberhaupt, die von dem Kaiser allein abhängigen Minister, der vorberathende Staatsrath, der die Gesetze beschließende gesetzgebende Körper und der Senat als pouvoir pondérateur. Zu deutsch: die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt, der Uebergang zum parlamentarischen System ist ohne die Genehmigung der Nation unmöglich; dagegen steht dem Kaiser ohne Weiteres frei seine Macht auszudehnen, nur darf er nicht den gesetzgebenden Körper selber aufheben. Wie einst der erste Napoleon sagte: „der Verfassungsplan von Sieyes enthielt nur Schatten, wir brauchen aber eine Substanz, und ich habe diese Substanz in die Regierung gelegt“ — so darf auch der neue Bonapartismus sich rühmen, daß die executive Gewalt die einzige lebendige Kraft seines Staatsrechtes bildet. Gewiß, die neue Verfassung hat nicht gleich der Consularverfassung zu immer gewaltsamerer Steigerung des Despotismus geführt. Der Kaiser hat das Bedürfniß freierer Zustände oft anerkannt. Er beklagte, nach der Versicherung des Herzogs von Morny, im Jahre 1861 vor dem Geheimen Rathe den Mangel an Oeffentlichkeit und Controle als den Krebsschaden des Systemes, er erklärte im Februar 1866 dem Senate: „meine Regierung ist nicht stationär, sie schreitet fort, sie will fortschreiten.“ Er ließ vor drei Jahren die wichtigsten Kundgebungen seiner Regierung in dem Sammelwerke la politique impériale dem Publikum vorlegen, in der sicheren Erwartung, daß das öffentliche Urtheil die Verdienste des Regiments nicht verkennen werde. Auch die grollen-

den alten Parteien beginnen sich zu bekehren zu der hausbackenen Klugheitsregel, daß die beste Verfassung die bestehende ist — wenn man sie nur zu benutzen weiß — und sind bei den Wahlen von 1863 zahlreich unter den Wählern und Candidaten erschienen. Die allezeit hoffnungsvollen Mitglieder der dynastisch-liberalen Mittelpartei erklären sogar zuversichtlich, von der Verfassung des Januars 1852 sei heute fast nichts mehr übrig. Wir aber können diese sanguinische Auffassung nicht theilen. Die erste Vorbedingung der politischen Freiheit, die Sicherheit des öffentlichen Rechtes, welche mehr bedeutet als einzelne Zugeständnisse an den Liberalismus, ist in dem kaiserlichen Frankreich ein für allemal unmöglich.

Das zweite Kaiserreich ist bis zur Stunde eine Gewaltherrschaft geblieben, und Napoleon III. hat den letzten Grund dieses rechtlosen Zustandes aufgedeckt in den allbekannten Worten seiner Thronrede vom 14. Februar 1853: „die Freiheit hat nie geholfen ein dauerhaftes politisches Gebäude zu gründen, aber sie krönt es, wenn die Zeit es befestigt hat.“ Spotte man immerhin über die flache, geistlose Auffassung des Wesens der Freiheit, die sich in dieser echt-napoleonischen Halbwahrheit verräth; ganz unsinnig ist die berüchtigte Theorie von der Krönung des Gebäudes mit nichten. Das von den Bonapartisten tausendmal angeführte Beispiel des englischen Staates läßt sich nicht abweisen. Auch England trat erst dann in den vollen Genuß der parlamentarischen Freiheit, als die Stuart'schen Prätendenten nicht mehr gefährlich waren, und doch wurde das Haus Hannover nur in einzelnen Theilen des Reiches ernstlich bedroht. In Frankreich dagegen liegen regelmäßig drei Viertheile der Volkskraft für die Staatsgewalt brach, da drei Parteien stets die vierte herrschende bekämpfen. Die Regierung muß, wie im Grunde alle ihre Vorgänger seit 1815, täglich um ihr Dasein kämpfen, und sie hat das lebendige Bewußtsein ihrer Lage, sie glaubt selber nicht an die baldige Erfüllung jener pomphaften Prophezeiung ihrer Thronreden: „die feindseligen Leidenschaften, das einzige Hinderniß der Ausdehnung unserer Freiheiten, werden untergehen in der Unermeßlichkeit des allgemeinen Stimmrechts.“ Weit klarer ist des Kaisers wirkliche Meinung ausgesprochen in dem Satze der vie de César: „die politischen Parteien entwaffnen niemals, nicht einmal vor dem nationalen Ruhme.“ Darum fällt das Kaiserthum immer auf's Neue in die Angstlehren der Tyrannis zurück: hat das Land im Sinne der Regierung gewählt, so ist die Nation befriedigt und bedarf keiner

Reformen; fallen die Wahlen zu Gunsten der Opposition aus, so leben die alten Parteien noch und jedes Zugeständniß bringt Gefahr. So lange die Zukunft der Dynastie nicht einigermaßen fest steht, wird nicht blos was wir Freiheit nennen den Franzosen versagt, sondern auch die Unsicherheit des öffentlichen Rechtes unheilbar bleiben. Die Regierung besorgt nach ihrem eigenen Geständniß mehr Unheil von dem Mißbrauch der Freiheit, als von dem Mißbrauch der Staatsgewalt, sie giebt nie ein Recht endgiltig aus der Hand.

Durch die Massen erhoben fürchtet der Kaiser auch nichts mehr als die Unzufriedenheit der Massen. Der Ruf: silence aux pauvres! den einst Lamennais als das Feldgeschrei der Bourgeoisie bezeichnete, gilt noch heute, aber in einem neuen Sinne: man darf in dem neuen Frankreich Alles sagen, nur nicht zu dem Volke. Daher die furchtbare, selbst von dem ersten Kaiser kaum überbotene Knebelung des Gedankens, welche von den Massen selber nicht unmittelbar als ein Druck empfunden und doch nur um ihretwillen aufrecht erhalten wird. Von „jenem schuldvollen und unvorsichtigen Gehenlassen, das man manchmal mit dem Namen der Freiheit ziert,“ hat sich der Bonapartismus unleugbar fern gehalten. Seiner väterlichen Sorgfalt bot der Bücherhausirhandel ein dankbares Feld: schon in den ersten zwei Jahren des Kaiserreichs wurden 6000 Schriften als unsittlich von den Listen der Hausirer gestrichen. Selbst das bescheidenste der politischen Rechte, das Recht der Bitte, ist verkümmert. Petitionen dürfen nur an den Senat gerichtet werden, der sie nach Belieben unerörtert läßt; zwischen dem gesetzgebenden Körper und den Massen soll schlechthin keine Beziehung bestehen. Daß das Recht der politischen Versammlungen, das zu der allgemeinen Abstimmung gehört wie der Anker zum Schiff, durch das Kaiserreich geradezu vernichtet wurde, mag befremdlich erscheinen, wenn wir erwägen, wie rasch und unfehlbar, bei dem Zusammenströmen aller Talente in der Hauptstadt, neue oppositionelle Gedanken durch die freie Unterhaltung sich in der gesammten gebildeten Gesellschaft verbreiten. Aber die Stimmung der Gebildeten kommt für den Bonapartismus wenig in Betracht. Auch die Arbeiter mögen unter sich ihre socialen Wünsche besprechen. Nur die politische Einwirkung der Gebildeten auf die Massen muß verhindert werden, die tiefe Unzufriedenheit der Denkenden darf nimmermehr in den vierten Stand hinüberdringen. Daher die von dem Minister Pinard aufgestellte tiefsinnige Unterscheidung zwischen dem angeborenen Geselligkeitstriebe

und dem blos relativen Versammlungsrechte. Daher bildete bisher der deutsche Turnverein zu Paris, Dank der Gunst des Hauses Rothschild, den einzigen Verein in Frankreich, der politischen Gedanken nicht ganz fremd war, und die stolze Nation, welche das Versammlungsrecht dem Festlande erobert hat, war noch vor Kurzem in ihren Hoffnungen so tief gesunken, daß selbst Liberale sich nur bis zu dem Wunsche erhoben, es möchten öffentliche Versammlungen mindestens in den letzten zwanzig Tagen vor den Wahlen gestattet sein! Auch das neueste Vereinsgesetz giebt Kunde von dem wachen Mißtrauen des Despotismus: keine Versammlung, wenn nicht alle Theilnehmer zuvor über Person, Stand, Wohnsitz sich ausgewiesen haben; für den Präfekten unbedingte Befugniß zur Vertagung, sobald er Gefahr für die öffentliche Ruhe fürchtet. Daß in der Stille kein Unheil gebrütet werde, dafür sorgt die geheime Polizei, die pflichteifrige Schülerin der Maupas, Pietri, Lespinasse. Auch ein schwarzes Cabinet besteht, soweit der ungeheure Aufschwung des modernen Briefverkehres die armseligen Künste einer überwundenen Epoche noch gestattet. Napoleon III. beim Einzuge in Mailand, mit Jubel begrüßt von einem Volke, dem er die Freiheit bringt, und auf Schritt und Tritt verfolgt von einer Wolke von Mouchards, deren wohlbekannte italienische Banditengesichter das Lächeln der Wälschen erregen — das ist eine Scene, die den Charakter dieser popularen Tyrannis im vollen Lichte erscheinen läßt.

Aus ähnlichen Gründen erklärt sich auch, daß die Ungleichheit des Rechtes für die dauernden und für die flüchtigen Erzeugnisse der Presse, welche in einem unfertigen Staate allerdings unvermeidlich ist, in dem Kaiserreiche über jedes Maß hinaus gesteigert wird. Die Ideen von 89 begründen nach Herrn Rouher nur ein Recht des Einzelnen seine Meinung zu veröffentlichen, nicht aber ein Recht zu collectiver Mittheilung. Bücher, die der kleine Mann nicht liest, genießen einer fast vollständigen Preßfreiheit. Herr Prevost-Paradol pflegt noch jetzt, wie einst unsere Liberalen unter der Karlsbader Censur, nachträglich in seinen Büchern jene Aeußerungen bekannt zu machen, welche die Polizei seiner Zeitschrift nicht gestatten wollte. Für die Zeitungen gilt der Orakelspruch Granier's aus Cassagnac: die Presse verbittert die Streitfragen, ohne sie zu lösen, die Regierung löst sie, ohne sie zu verbittern. Ein Rüstzeug weitaus genügend zur Zähmung der Presse lag bereits in den Gesetzen der Republik vor; das Kaiserreich fügte im Februar 1852 noch die polizeilichen Verwarnungen hinzu. Durch ein-

undneunzig Verwarnungen, die binnen fünfzehn Monaten auf die längst eingeschüchterten Zeitungen herabregneten, schuf Herr v. Persigny in der öffentlichen Discussion „jene gemäßigte Temperatur, in welcher allein die Freiheit gedeiht." Wichtiger für das System ist der hohe Zeitungsstempel; er verwickelt viele Blätter in Geldverlegenheiten, bringt sie in unsaubere Beziehungen zu den Mächten der Börse, und vor Allem er verschließt die gebildete Presse den Massen. Der kleine Mann mag sich aus dem billigen kleinen Moniteur von dem Glanze des Kaiserreichs überzeugen oder an der vollendeten Albernheit und den Zoten des petit journal und verwandter Klatschblätter seine sittliche Bildung kräftigen. Das Preßgesetz von 1868 ist allerdings ein dankenswerther Fortschritt, den nur der Parteihaß verkennen kann; es setzt das Urtheil der Zuchtpolizeigerichte an die Stelle der Willkür polizeilicher Verwarnungen und gewährt durch die Erniedrigung des Stempels den großen Blättern die Möglichkeit finanzieller Ordnung und Unabhängigkeit. Aber das Eindringen der gebildeten Presse in den vierten Stand, worauf Alles ankommt, wird durch die geringe Ermäßigung des Stempels nicht erleichtert werden. Die auswärtige Presse unterliegt nach wie vor einer schlechthin russischen Brutalität; nicht einmal auf Umwegen soll dem Volke die Kunde werden, daß irgendwo Thoren leben, welche das Kaiserreich nicht für den freiesten und glücklichsten Staat der Welt halten. Nehmen wir hinzu eine Theatercensur, deren hochkomische Seelenangst oft an die Zeiten des alten Kaisers Franz erinnert, so müssen wir gestehen, daß die Gewalt für die politische Unschuld der Massen gethan hat, was die Gewalt vermag.

Zu diesem jede ernstliche Aenderung des Systemes verhindernden Gefühle der Unsicherheit gesellt sich noch der sittliche Makel, der an dem Staatsstreiche haftet und wohl vergessen, doch nicht verziehen werden kann. Napoleon III. bekennt in dem Leben Cäsar's, die schwerste Aufgabe einer durch Gewalt entstandenen Regierung sei: die ehrlichen Männer zu versöhnen. Auch der 2. December brachte freilich wieder nur eine Thronrevolution, er änderte nur Weniges an den wichtigsten Institutionen der Verwaltung, desto mehr an ihrem Geiste: für den gebildeten Mann, der ohne die Freiheit des Gedankens nicht wahrhaft zu leben vermag, begann mit jenem Tage in Wahrheit ein neues Zeitalter. Deshalb konnte selbst der maßvolle Tocqueville sich nie entschließen, dem Kaiserthum den Eid zu leisten. Für den tiefen

sittlichen Ekel des geistigen Adels der Nation bietet die Ergebenheit gewandter Geister keinen Ersatz. Wenn der alte Dupin ein hohes Amt des Bonapartismus übernahm, weil der Unglückliche bereits dahin gelangt war, „die Zinsen seines Vermögens angreifen zu müssen," wenn der Prinz Napoleon, den am 2. December Niemand finden konnte, nach dem Siege in das Lager seines glücklichen Vetters eilte, und so weiter in's Unendliche — so mögen diese Männer sich selber mit dem hehren Worte Dupin's trösten: „ich habe immer Frankreich angehört, niemals einer Partei." Dem klugen Selbstherrscher aber wird oft der Zweifel sich regen, ob dies die sittlichen Kräfte sind, worauf ein Reich sich stützen kann. Ein Würdenträger des Kaiserreichs predigte einst: „Für die Massen wie für die Einzelnen gilt die Regel, daß wer Gunst erbittet und erhält sich dem Gewährenden zu Dank verpflichtet. Also will es das öffentliche Schamgefühl." Die Wahrheit dieser Worte, deren erhabener Tugendstolz an Guizot erinnert, wird jedem Unbefangenen einleuchten, aber schwerlich einem Beamtenthume, das schon so viele Throne fallen sah. Und diese Bureaukratie hegt bei aller Dienstbeflissenheit doch eine sehr bestimmte Standesgesinnung; sie ist emporgekommen im Namen der „Ordnung," sie will der herrschende Stand bleiben und denkt darum, vom Präfekten bis zum Flurschützen herab, reaktionär. Auch die Regierungspartei, welche durch die sanfte Beihilfe dieser Präfekten in den gesetzgebenden Körper gelangte, besteht aus Fanatikern der Ordnung. Der Kaiser ist der freieste Kopf seiner Regierung, und dennoch, so lange die Dynastie von den Liberalen nicht rückhaltslos anerkannt wird, sieht er sich gezwungen seine Reformen durchzuführen durch Männer, welche jeden Fortschritt verabscheuen. So gelangen wir von allen Seiten her zu dem Ergebniß, daß das Kaiserreich in der nächsten Zukunft ein demokratischer Despotismus bleiben muß.

Solcher Zustand wäre erträglich, wenn der Bonapartismus wirklich dem politischen Genius der Nation entspräche und ein in sich folgerechtes System errichtet hätte. Auf den ersten Blick scheint die Consequenz dieser Staatsform unzweifelhaft. Die Pyramide der altnapoleonischen Verwaltung, durch und für den Despotismus geschaffen, gegründet auf den Gedanken der Allmacht des Staats, hat ihre naturgemäße Spitze gefunden in dem erwählten Selbstherrscher, der die Staatsgewalt zum Besten der Massen verwendet und im äußersten Falle der Revolution gewärtig ist. Auch der Staatsrath, dessen

Mitgliederzahl namhaft verstärkt wurde, bildet wieder wie unter dem ersten Kaiser das Haupt und die hohe Schule der Verwaltung. Er schützt die Beamten vor gerichtlicher Verfolgung und verhandelt so förmlich und umständlich über die Gesetzentwürfe, daß eine weitere Berathung in einem Parlamente dem großen Haufen als überflüssig erscheint. Das Beamtenthum ist durch die massenhafte Vermehrung der Aemter und die Erhöhung der Gehälter an das System gebunden, die Entfernung unbequemer Charaktere ohne viele Umstände durch die neu errichteten cadres de non-activité erleichtert. Auch die Unabhängigkeit des Richterstandes erscheint kaum noch als eine Schutzwehr gegen den Absolutismus. Beförderungen der Richter erfolgen grundsätzlich nur zur Belohnung dynastischer Gesinnung; die Einweisung der Mitglieder der Gerichtshöfe in die Gerichtscommissionen geschieht nicht mehr wie sonst durch den Gerichtspräsidenten und die ältesten Räthe, sondern durch den Präsidenten und den Generalprocurator. Neben dieser Hierarchie der Autorität steht als ein kluges Zugeständniß an die Ideen vergangener Tage die von Persigny so genannte Hierarchie der Freiheit — der gesetzgebende Körper, die General-, Bezirks- und Gemeinderäthe — ohne wirklichen Antheil an der Staatsgewalt, aber berechtigt der Bureaukratie zu Zeiten im Namen der Besitzenden Rath zu ertheilen. Gelänge es nun, das Heer durch kurze glückliche Kriege, die Massen durch Spiele und öffentliche Arbeiten in guter Stimmung zu erhalten, die Gebildeten ganz und gar mit dem strebsamen Knechtssinne der fonctionnomanie und der Lust am Golde zu erfüllen, so bestände ein Gemeinwesen, allerdings ohne sittlichen Inhalt, aber sehr wohl fähig die Ordnung und die Arbeit im Innern, die Staatsmacht nach außen aufrecht zu erhalten — ein modernes Gegenbild des byzantinischen Reichs. Auch dort konnte der Kaiser, einmal von den Parteien der Rennbahn anerkannt, auf eine leidlich ruhige Regierung zählen. Eine stramme Bureaukratie zog alle Talente an sich, sicherte dem Staate ein tausendjähriges Dasein, der Gesellschaft schwunghaften Verkehr. Ein technisch vortreffliches Heer errang die Jahrhunderte hindurch Triumphe über Ostgothen und Vandalen, Kreter und Syrer, Armenier und Bulgaren — und wenn wir Carlyle und anderen starken Geistern der Gegenwart glauben, so sind die Freiheitsideale unseres Jahrhunderts überhaupt nur als eine Art Hautkrankheit der Neuzeit zu betrachten.

Aber Gott sei Dank, die eiserne Consequenz des neu-napoleonischen

Staatsbaues ist nur ein Schein. Der tiefe innere Widerspruch, der den französischen Staat seit zwei Menschenaltern erfüllt, ist auch durch das Kaiserreich keineswegs gelöst worden. Wenn die Habgier und Herrschsucht der Franzosen den demokratischen Despotismus begünstigen, so sind doch in dem hochbegabten Volke selbst während dieser Epoche der Ermattung ideale Kräfte lebendig, die nach freieren Staatsformen drängen. Die Nation fühlt noch immer das Bedürfniß von einer starken Gewalt regiert zu werden und dann die Regierung anzugreifen. Wenn das parlamentarische System auf diesem Boden eine Unwahrheit war und den Verwaltungsdespotismus für die Zwecke der Parteien mißbrauchte, so ist doch das Kaiserthum nicht minder eine Unwahrheit. Die Erinnerungen an die großen Tage der Revolution und an jene Zeit, da der Welttheil auf die Rednerbühne des palais Bourbon lauschte, leben unausrottbar fort; die Macht dieser Traditionen hat verhindert, daß die verspottete „Hierarchie der Freiheit" zu einem unschädlichen Beiwerke des Staates werde. Die Nothwendigkeit constitutioneller Ordnungen wird heute leise anklopfend sogar in Rußland hörbar; die Sünden der europäischen Reaktion haben das Gefühl der Gemeinsamkeit unter den Völkern gekräftigt. Die Gesittung des Jahrhunderts zwingt dem Despotismus überall eine liberale Maske auf, sie nöthigt die Bonapartisten, den Soldatenkaiser als einen Helden der Freiheit und des Friedens zu feiern. Sie hat sogar dem traurigen gesetzgebenden Körper des Kaiserreichs eine unverkennbare Bedeutung gegeben. Wie lebhaft die Regierung selber diesen Widerspruch empfindet, das bezeugen ihre stets vergeblichen und stets erneuten Versuche eine haltbare Mittelstellung zwischen dem sogenannten système consultatif und dem parlamentarischen Regimente zu gewinnen.

Der Kaiser hat sicher in den zuversichtlichen Jahren seiner Herrschaft sich nicht träumen lassen, daß die Natur der Dinge ihn zu schüchterner Annäherung an das parlamentarische System zwingen würde; denn gerade dieser Staatsform galten die gehässigsten Angriffe seiner älteren Schriften, und noch auf dem Throne sprach er gern seine Verachtung aus über diese „absonderlichen Doctrinen der Theoretiker, diese übergeistreichen Systeme, diese leeren Abstractionen." Vollends die Werkzeuge des Kaisers befleißigen sich in ihren Reden eine grenzenlose Verachtung gegen den Parlamentarismus zur Schau zu tragen. Da eifert St. Arnaud über die alten kothigen Geleise, darin man

erbärmlich fällt, Baroche wider die pedantischen Skrupel der constitutionellen Juristen, Troplong wider das hemmende und verwirrende Räderwerk der parlamentarischen Maschine. Persigny und der Prinz Napoleon kommen unaufhörlich auf den alten Glaubenssatz des Bonapartismus zurück, daß das parlamentarische System oligarchisch sei, dem Wohl der Vielen verderblich, nur schmeichelhaft für die Eitelkeit Einzelner. Ja Herr v. Morny beklagt sogar das theatralische Wesen parlamentarischer Verhandlungen — ein seltsamer Vorwurf im Munde des Bonapartismus, der in den Künsten der Marktschreierei niemals seinen Meister fand. Solcher Widerwille, dem Instincte des Despotismus entsprungen, wird genährt durch die aufregende Erinnerung an die Orleans. Sie sind dem zweiten Kaiser was die Bourbonen dem ersten waren, ein Gegenstand unablässiger Sorge und Verfolgung. Wir verweisen nicht auf die berufene Einziehung der Güter des Hauses; denn der Kenner der französischen Domänengeschichte darf nicht leugnen, daß diese That, wie gehässig sie scheinen mag, den Traditionen der Krone vollständig entsprach. Wohl aber bezeugen die boshaften Ausfälle und Seitenhiebe gegen das Julikönigthum, die in den kaiserlichen Reden immer wiederkehren, den unversöhnlichen Groll des Gefangenen von Ham. Wie unfürstlich war jene Rede des Präsidenten im Schlosse von Amboise, da er den gefangenen Abdelkader entließ und die Großmuth seiner eigenen mit dem Kleinsinne der gestürzten Regierung verglich! Sogar das Anstandsgefühl kommt dem nachtragenden Manne abhanden, wenn er der Orleans gedenkt: als er den hohen Staatskörperschaften seine Verlobung anzeigte, versagte er sich's nicht über die kleine mecklenburgische Prinzessin, mit welcher der Thronerbe Ludwig Philipp's sich begnügen mußte, zu spotten. Und als der Herzog von Aumale den Prinzen Napoleon durch seinen anzüglichen Brief über die Geschichte Frankreichs geärgert hatte, da erging ein allgemeines Verbot wider alle Schriften der verbannten Dynastie — von demselben Fürsten, der einst im Kerker des Julikönigthums vollständige Preßfreiheit genossen hatte.

Von diesem Hasse gegen das Julikönigthum giebt auch die Verfassung des Kaiserreichs ein Zeugniß; die Begriffe der parlamentarischen Zeit sind hier bis auf die letzte Spur zerstört, von einer Volksvertretung kann nur in figürlichem Sinne geredet werden. Auch wir Deutschen kennen den Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Parlamentswahlen, wir haben, vornehmlich seit den jüngsten Vorfällen in Würtemberg, kein Recht mit unserer Wahlfreiheit zu prahlen; immerhin

dürfen wir dreist behaupten, daß die schimpflichsten Fälle deutscher Wahlcorruption, wegen der Unabhängigkeit unserer Gemeinden, der Bildung unserer Massen, kaum an die Beispiele der Tage Guizot's heranreichen. Dem Bonapartismus blieb vorbehalten, alle seine Vorgänger zu verdunkeln und die zweischneidige Wirkung des allgemeinen Stimmrechts der Demokratie so furchtbar deutlich zu machen, daß der republikanische Minister Carnot jüngst gestehen mußte: „die allgemeine Abstimmung ist ohne Volksbildung eine Gefahr, ohne Freiheit eine Lüge." Das Lob der Offenheit, das die satisfaits dem Wahlsysteme des Bonapartismus zu spenden lieben, ist in der That wohl begründet. „Die Zeit der kleinen, der geheimen Mittel ist vorüber," sagte der Minister Persigny in seinem ersten Wahlrundschreiben vom Februar 1852. „Welche Verlegenheit für die Wähler, wenn die Regierung nicht selber die Männer ihres Vertrauens bezeichnete!" — und, fügten dienstwillige Präfekten hinzu, „da es der Würde der Regierung nicht entspricht etwas halb zu thun, so wird sie die Gegencandidaten bekämpfen." In jedem Bezirke wird ein officieller Candidat aufgestellt. Jeder andere Candidat ist désavoué d'avance. Denn entweder er ist ein Gegner, dann wäre es eine thörichte Hoffnung, jetzt noch, unter dem verantwortlichen Kaiser, regierungsfeindliche Tendenzen durchsetzen zu wollen; oder er ist ein Freund, dann soll nicht um eines kleinlichen persönlichen Interesses willen das öffentliche Wohl gefährdet werden! Man ging so weit selbst bonapartistische Candidaten zu bekämpfen, wenn sie sich nicht um den Schutz des Präfekten bewarben; wer seinen Sitz allein sich selber verdankt, kann ja dem Laster der Unabhängigkeit verfallen. Die Kriecherei der also gebildeten Regierungspartei ward allmählich so bedenklich, daß Herr Rouher vor drei Jahren ihr herablassend erklären mußte: „wir gestehen der Regierungspartei das Recht zu unsere Fehler zu verbessern, wenn wir Unrecht haben."

Auch die Heimlichkeit gewährt keine Bürgschaft für die Freiheit der Wahlen. Die Abstimmung erfolgt gemeindeweise, und die kleinen Communen des flachen Landes gehorchen unfehlbar dem Befehle ihrer Maires, deren Amtseifer sich noch gehoben hat, seit Herr v. Persigny auf den glücklichen Einfall kam, auch dem Dorfschulzen die ihm bisher verschlossene Aussicht auf das rothe Band zu eröffnen. In den ersten Jahren baute der Kaiser so fest auf das Ansehen seiner Beamten, daß der Minister Billault den Maires verbot persönlich bei

den Gemeindewahlen zu erscheinen. Die Wahlbezirke werden von der Regierung nach Belieben verändert, bei der Bildung der Wählerlisten verfährt das Beamtenthum mit souveräner Freiheit, dergestalt daß die unermeßlich gestiegene Bevölkerung von Paris im Jahre 1863 weniger Wähler zählte als sechs Jahre früher. Seit bei den zweiten Wahlen des Kaiserreichs einzelne Eidverweigerer sich wählen ließen, muß jeder Candidat im Voraus den Eid auf die Verfassung leisten. Wahlcomités fielen bisher unter das Verbot des code Napoléon; die Freiheit der Wahl erfordert — so erklärte Herr Thuillier amtlich im Jahre 1865 — daß die Wähler nicht durch Ausschüsse terrorisirt werden. Ein gütiger Zufall fügt es gemeinhin, daß am Morgen des Wahltages Plakate an den Straßenecken von neuen Eisenbahnen und neuen Canälen, die der Staat dem Departement schenken will, erzählen. Mit dieser Wahlcorruption von oben hat sich allmählich ein System der privaten Bestechung verbunden, gleich als gälte es alle Sünden des englischen und des altfranzösischen Parlamentarismus in das Kaiserreich aufzunehmen. Die Kosten der Wahl — ohnehin, bei der großen Ausdehnung der ländlichen Bezirke, sehr erheblich selbst für den officiellen Candidaten, dem der Staat einen Theil der Ausgaben abnimmt — werden dem Unbemittelten fast unerschwinglich, seit die Candidaten sich gewöhnen der Wählerschaft gemeinnützige Stiftungen zu versprechen, Denkmäler und Brunnen zu bauen u. s. f.

Ein gesetzgebender Körper von solchem Ursprunge darf folgerecht nicht Herr sein im eigenen Hause: der Kaiser ernennt die Präsidenten und Quästoren, und die Welt weiß, wie parteiisch das Amt des Vorsitzenden gehandhabt wird. Ein Meisterstück des demokratischen Despotismus ist auch die hohe Besoldung der Abgeordneten. Frankreich besitzt die kostspieligste Volksvertretung in Europa; das Budget für beide Häuser, das unter Ludwig Philipp 2,2 Millionen betrug, stellt sich in dem Kaiserreich auf 12 Millionen Francs. Diese Einrichtung, die dem Nachdenken unserer deutschen Diätenschwärmer entgangen zu sein scheint, entspricht, wie das Gesetz sagt, „der demokratischen Grundlage unserer Verfassung,“ sie nährt jene Abneigung gegen den unentgeltlichen Bürgerdienst, welche der bureaukratische Staat begünstigen muß, und sie schmälert unzweifelhaft das sittliche Ansehen der Volksvertretung. Ob wir die Nichtwählbarkeit der Beamten beklagen sollen, ist schwer zu sagen. Von einem napoleonischen Beamten läßt sich eine halbwegs unabhängige Haltung im gesetzgebenden Körper nicht erwarten; aber

in diesem bureaukratischen Gemeinwesen wird mit dem Beamtenthum auch die Sachkenntniß dem Parlamente entzogen: die große Mehrheit des Hauses besteht aus Dilettanten. Der folgenreichste Satz der Verfassung über den gesetzgebenden Körper war jedoch die Vorschrift, daß die Presse nur eine amtliche Inhaltsübersicht über den Verlauf der Sitzungen veröffentlichen dürfe. Damit war der Sache nach die Heimlichkeit des Parlaments und der Wille der Regierung, diese Versammlung niemals erstarken zu lassen, unzweideutig ausgesprochen. Der gesetzgebende Körper genehmigt oder verwirft die Gesetzentwürfe im Ganzen; über Verbesserungsanträge, „welche so oft die Oekonomie eines Gesetzes stören,“ darf nur berathen werden, wenn der Staatsrath sie im Voraus für zulässig erklärt hat. Der Grundsatz der Abhängigkeit der Minister von dem Kaiser allein war in der Verfassung so hartnäckig festgehalten, daß nur Mitglieder des Staatsrathes, nicht die Minister als solche, vor dem gesetzgebenden Körper die Regierung vertreten durften. Der Vorschlag einer Dotation für den berüchtigten Grafen von Palikao — welche in anderer Form doch durchgesetzt wurde — und der unsinnige Plan einer umfassenden Entwaldung sind fast die beiden einzigen namhaften Gesetzentwürfe, die vor dem Widerspruche der Abgeordneten zurückgezogen wurden. In zweifelhaften Fällen spricht die rechtliche Vermuthung natürlich gegen den gesetzgebenden Körper; da der Kaiser allein berechtigt ist Handelsverträge zu schließen, so ward auch die jüngste durchgreifende Umgestaltung des Zolltarifs allein durch die Krone vollzogen.

Nicht minder kläglich steht es um die finanziellen Rechte des Hauses. Jene Tage der Siegesgewißheit sind freilich vorüber, da der Minister Vineau die harmlose Theorie aufstellen konnte: die Volksvertretung bestimmt, welche Summe für die Staatsverwaltung ausgegeben werden soll, über die Verwendung im Einzelnen entscheidet die Regierung allein. Aber es bestehen fünf Budgets, das **budget général**, **extraordinaire**, **supplémentaire**, **rectificatif** und das **budget de l'amortissement**, welche sämmtlich in provisorischer oder definitiver Form erscheinen können. Die provisorischen Budgets brauchen oft drei, ja fünf Jahre, bis sie ihre definitive Gestalt erlangen. Stets liegen drei oder vier Jahresbudgets gleichzeitig unabgeschlossen vor. Das Senatusconsult vom 31. December 1861, wonach kein Supplementarcredit ohne Genehmigung des gesetzgebenden Körpers aufgenommen werden soll, hat durchaus nichts gebessert; denn die Re=

gierung besitzt die rücksichtslos mißbrauchte Befugniß der virements, des beliebigen Uebertragens der bewilligten Gelder auf andere Posten, innerhalb der 59 Sectionen des Budgets. Kurz, vor einem so chaotischen Finanzwesen, dessen wirkliche Lage selbst dem Kennerblicke Achille Fould's selten klar wurde, muß jede wirksame parlamentarische Controle verstummen.

Noch nichtiger sogar als der gesetzgebende Körper ist der napoleonische Senat. Ein Oberhaus, welches Sachkunde und Unabhängigkeit in sich vereinigte, läßt sich in dieser demokratischen Gesellschaft wohl nur durch Wahlen aus den Generalräthen der Departements bilden — ein Gedanke, der neuerdings in liberalen Kreisen viel besprochen wird. Der Kaiser hat die ausschließliche Ernennung durch die Krone vorgezogen. Der Senat bildet den Sammelplatz für die Würdenträger und Vertrauten des Kaiserreichs, doch vornehmlich die Versorgungsanstalt für alle verbrauchten Werkzeuge, welche der Kaiser zur Seite wirft. Die Verhandlungen des Senats sind allerdings, nach dem Wunsche des Gründers, nicht mehr wie jene der orleanistischen Pairskammer „blos ein schwacher Widerschein der Debatten der zweiten Kammer;“ sie bedeuten einfach nichts und erregen nur dann und wann eine flüchtige Aufmerksamkeit, sobald der Fanatismus der Ordnung unter diesen Glückskindern des Kaiserreichs in drastischen Auftritten sich entladet. Der Senat ist „der Hüter des Grundvertrages der Nation“ und wacht nach unten eifersüchtig über seinen Rechten. Er wies eine Petition, welche die Einreichung von Petitionen auch bei dem gesetzgebenden Körper erbat, mit Entrüstung zurück und verbot noch im Jahre 1865 jede Discussion außerhalb des Senats, welche die Veränderung oder die Kritik der Verfassung bezwecke. Geduldiger zeigte er sich nach oben. Gegen das Sicherheitsgesetz von 1858 erhob sich die Stimme Eines Senators, des Marschalls M'Mahon. Die kaiserlichen Decrete, welche die Verfassung umgestalteten, nahm der Hüter des Grundvertrages stets kummervoll aber gefaßt entgegen, ohne zu protestiren. Von seinem Rechte der Initiative hat der Senat unseres Wissens nur zweimal Gebrauch gemacht: als er einen Bericht über die Findelkinder erstattete und das erste Buch eines code rural berieth. Solche Bescheidenheit entspricht den bureaukratischen Staatssitten, sie hat auch ihren Lohn gefunden: nach der Verfassung stand dem Staatsoberhaupte frei einzelne Senatoren für ihr Wohlverhalten zu belohnen, heute werden alle Senatoren besoldet.

Die parlamentarischen Schöpfungen des Bonapartismus sind mit umsichtiger Berechnung für ein Scheinleben geschaffen und dennoch von dem liberalen Geiste der Epoche nicht verschont geblieben. Auf die Todtenstille der Wahlen von 1852 folgte der heftige Wahlkampf von 1857. Vergeblich prahlte die Thronrede, nur einige örtliche Meinungsverschiedenheiten hätten die allgemeine Befriedigung gestört. Die Opposition war erwacht, sie errang bei den Wahlen von 1863 und mehr noch bei den Nachwahlen sowie bei der Wiederbesetzung der Gemeinderäthe einige Erfolge, in der mächtigen Hauptstadt entschied eine bedeutende Mehrheit gegen die Regierung. Die Aussichten für die Wahlen von 1869 stehen so bedenklich, daß Emil Girardin, der Augur der Revolutionen, schon den Anfang des Endes zu schauen glaubt und selbst am Hofe die Frage laut wird, ob man nicht die Aufstellung officieller Candidaten unterlassen solle. Solchen Wandlungen der Zeitstimmung ist der Kaiser mit Vorsicht gefolgt. Das Decret vom November 1860, von dem Marquis von Boissy le décret sauveur genannt, gestattete die Veröffentlichung der Kammerdebatten. Dadurch war mit einem Schlage das Wesen des gesetzgebenden Körpers geändert, aus einem großen Generalrathe eine Art von Volksvertretung geworden. Das neu erworbene Recht der Adreßberathung offenbarte aber auch sofort die Unhaltbarkeit eines Parlamentes, das die Nation befriedigen soll ohne die Regierung zu beschränken. Die Adreßdebatten erregten das Volk durch eine heiße und im Grunde ziellose Rhetorik, quälten den denkenden Hörer durch die ewige Wiederholung der längstbekannten Elementarbegriffe der constitutionellen Doctrin; ihr praktisches Ergebniß war lediglich die Verzögerung der Geschäfte um einige Monate.

Seitdem hat jedes Jahr dem gesetzgebenden Körper neue Rechte gebracht — die Einsicht in die Actenstücke der Diplomatie u. dgl. — bis endlich sogar die Rednerbühne, ein Gräuelbild für den correcten Bonapartismus, in dem schönen Halbrunde des Palastes Bourbon wieder aufgestellt wurde. Im Januar 1867 wurde dann die Adreßdebatte, nach dem Wunsche des sterbenden Morny, durch das Recht der Interpellation ersetzt. Doch auch diese verständige Neuerung enthüllte abermals nur den Widersinn des Systemes. Der Staatsminister, der seit dem November-Decrete seine schweigenden Collegen als platonischer Vertheidiger vertreten hatte, ist jetzt in Wahrheit der Chef des Ministeriums. Er vertritt die Regierungspolitik im Ganzen, jeder Fach-

minister vertheidigt kraft besonderen Auftrags die Verwaltung seines Departements. Daraus ergiebt sich unabweisbar die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Politik des Ministeriums, wenn nicht die schon mehrmals eingetretenen Fälle schreienden Widerspruchs zwischen den Ministern noch häßlicher sich erneuern sollen. Und doch weist der demokratische Despotismus jede Solidarität zwischen den Ministern beharrlich zurück. Noch mehr, je reicher an Inhalt und Leben die Debatten werden, um so empfindlicher stellt sich heraus, daß die constitutionelle Fiction der königlichen Unfehlbarkeit nichts Anderes ist, als eine Umschreibung des Begriffes: Herrschaft des Gesetzes. Weil die Aufforderung zur Empörung in einem Parlamente gar nicht gedacht werden darf, darum müssen verantwortliche Beamte auf jede Beschwerde Rede stehen. Darum ist die verantwortliche Tyrannis mit der Redefreiheit einer ernsthaften parlamentarischen Verhandlung unvereinbar; jeder Vorwurf trifft hier den Kaiser, erschüttert das Ansehen der Krone oder — wird von der Präsidentenglocke übertäubt.

Der für jede unsichere Regierung verhängnißvolle Augenblick, da sie sich zu reformiren beginnt, währt in dem Kaiserreiche schon jahrelang. Bereits im März 1865 rief Ollivier warnend: „der Augenblick die Freiheit zu geben ist gekommen.“ Ein neues Geschlecht, das die Schrecken der Februartage nicht mit Bewußtsein durchlebte, ist herangewachsen; und wenn die Massen, gewöhnt, jedes Unheil, auch Mißwachs und Hungersnoth, dem Kaiser zur Last zu legen, in einem Augenblicke wirthschaftlicher Noth sich mit den längst grollenden Gebildeten verbinden, so mag kein Mensch und kein Gott für den Ausgang bürgen.

Soll damit gesagt sein, daß nur ein entschlossenes Einlenken in die Bahn des parlamentarischen Systems das Kaiserreich retten könne? Nein, dreimal nein. Wenn der gegenwärtige Zustand des Schwankens vom Uebel ist, so wäre der parlamentarische Bonapartismus die Lüge aller Lügen. Man setze den günstigsten Fall: man nehme an, daß die nächsten Wahlen eine liberale Mehrheit in den gesetzgebenden Körper führen oder daß die alte Majorität durch die steigende Mißstimmung im Lande gezwungen wird linksum zu schwenken — was kann denn eine parlamentarische Regierung über diesen bureaukratischen Unterbau anders sein als die Herrschaft der Parteiwillkür? Und glaubt

man etwa, der Erwählte des Volks werde sich williger in die parlamentarische Ordnung fügen als weiland der Bürgerkönig? Ein einziger Blick auf die Bedeutung der Massen lehrt, daß jene doctrinären Wünsche den faulen Fleck in dem neufranzösischen Staate gar nicht berühren, ja daß ihre Erfüllung den politisch einflußreichsten Stand ganz gewiß nicht befriedigen würde. Mag die unbelehrte Eitelkeit der Guizot und Thiers von der Rückkehr eines durch eigene Schuld gefallenen Systemes träumen — die Männer der Zukunft, der denkende Theil des jungen Geschlechts, stehen nicht blos, wie jene Grauköpfe wähnen, skeptisch, zweifelnd dem parlamentarischen Systeme gegenüber; sie wissen, daß Frankreichs Unfreiheit durch Parlamente gegründet wurde. Sie verlangen nicht Theilung der Gewalten, sondern Beschränkung der Staatsgewalt. Wen die Zwecklosigkeit der Revolution von 1848 noch nicht zum Nachdenken gebracht, dem mußte die gegenwärtige Verfassung die Augen öffnen. Heute besitzt der Bürger gegenüber einer allmächtigen Verwaltung, die sich selber ihr Recht giebt, nur noch Eine Waffe: das nichtige Recht der Petitionen an den Senat. Angesichts solcher Zustände reifte die Einsicht, daß der Staat sich bisher im Kreise bewegt und die Reform von unten zu beginnen habe: Tocqueville's Lehre von der Selbstverwaltung ist nach dem Tode des Meisters eine Macht geworden unter den Denkenden.

Der Gedanke der Selbstverwaltung wurde noch unter dem Julikönigthum als eine Chimäre verlacht, heute bildet die Decentralisation das Schlagwort einer großen Publicistenschule. Odilon Barrot und Laboulaye, Raudot und Desmarets, Regnault und der Bonapartist Baudrillart, Männer der verschiedensten Richtungen, haben über diese Frage eine Literatur geschaffen, welche durch sittlichen Ernst und freudigen Glauben an die Zukunft die Fortdauer des alten schönen Idealismus der Franzosen bekundet, während ihre liebenswürdige Frische beweist, wie neu solche Gedanken auf Frankreichs Boden sind. Man beginnt die unhistorische geistlose Willkür der Departementseintheilung einzusehen. Derweil in der Bretagne, der Normandie, unter Basken und Gascognern das alte provinzielle Selbstgefühl noch immer besteht — allerdings ein Provinzialstolz ohne politische Kraft — und der Elsasser bei allem Patriotismus auf die „wälschen Franzosen“ wie auf ein halbfremdes Volk herabschaut, sind die Departements reine Verwaltungskörper geblieben. Es war unmöglich, daß Orte wie Epinal und Vesoul zu Mittelpunkten eines eigenthümlichen Provinzialgeistes

werden sollten wie Bordeaux oder Lyon. Die Departements könnten noch immer mit Nummern bezeichnet werden, wie einst Sieyes in seinem Hasse gegen alle historische Bildung vorschlug; so schablonenhaft und farblos erscheinen sie nach siebzigjährigem Bestande. Die alten Uebelstände der Präfektenregierung werden unleidlicher denn je, seit die neuen Generalinspectoren der Polizei als Sittenwächter hinter den Präfekten stehen und seit die grundsätzlich raschen Versetzungen alle Beamten gewöhnt haben sich als heimathlose Menschen zu betrachten. Die Generalräthe werden jetzt freilich durch allgemeine Abstimmung gewählt, doch ihr Wirkungskreis ist unverändert geblieben; ja, mancher unabhängige Mann hat sich von ihnen zurückgezogen, nachdem die Regierung das Recht erlangt hat, die Präsidenten und Secretäre zu ernennen und die Wahlen allein zu prüfen. So gewiß ein Kreis nur das selber verwalten kann, was er selber bezahlt — ebenso gewiß ist die Selbstverwaltung erstorben in diesem Staate, dessen Generalräthe seit dem ersten Kaiser nur das kümmerliche Recht haben, 4% für die Zwecke des Departements zu den Staatssteuern hinzuzuschlagen. Ein großer Theil dieser 4 centimes facultatifs wird überdies für allgemeine Staatszwecke, für die Unterhaltung der Präfekturgebäude u. dergl. verwendet. Noch härter lauten die Anklagen gegen die Arrondissements; Napoleon III. gesteht in seinem Briefe über Algerien, die Beseitigung der überflüssigen Unterpräfekten sei ein fast allgemeiner Wunsch.

Die Stellung der Gemeinden ist durch den Art. 57 der Verfassung noch abhängiger geworden, da die Regierung den Maire nach Belieben aus den Gliedern des Gemeinderathes ernennt oder auch einen der Gemeindeverwaltung ganz fremden Einwohner zu der herrschenden Stelle beruft. Jener Art. 57 gilt mit Recht als einer der wichtigsten der Verfassung, da die Maires den Ausfall der Wahlen auf dem flachen Lande bestimmen. Der Gemeinderath tagt geheim, darf von der Regierung jederzeit aufgelöst oder suspendirt werden. Die stolzesten Communen stehen nicht selbständiger als jene winzigen, zu jedem eigenthümlichen Leben unfähigen Gemeinden, welche auf dem flachen Lande in Frankreich die Regel bilden. Ja die beiden größten Städte Paris und Lyon sind sogar der Wohlthat des Gesetzes beraubt; ihr Gemeinderath wird aller fünf Jahre vom Kaiser ernannt und entbehrt darum jedes Ansehens — trotz der Lobeserhebungen, welche Napoleon III. bei der Eröffnung des boulevard de Sébastopol und oftmals später seinem

getreuen Haußmann gespendet hat. Schon im Jahre 1857 wurden von 2379 Mill. Staatseinnahmen 877 Mill. im Departement der Seine ausgegeben. Die Bevorzugung der Hauptstadt macht sich längst selbst in den Geschäften des täglichen Lebens sichtbar; ist doch das gesammte Eisenbahnnetz des Reiches wesentlich für Paris geschaffen. Die Vorstellung, es könne Jemand nicht von oder nach Paris fahren, scheint der Bureaukratie ganz unfaßbar; das weiß Jeder, der einmal versucht hat von Lyon nach Bordeaux zu reisen.

Die erstaunlichsten Proben von seiner Unfähigkeit zu schöpferischem Wirken hat das System der bureaukratischen Centralisation in Algier abgelegt. Diese Colonie, die nur durch freieste Entfaltung der persönlichen Kräfte erstarken kann, ist das gelobte Land der bureaukratischen Experimente, die Caricatur der heimischen Verwaltung geworden. Hier winkt dem Beamten das Glück einer zweifachen Centralisation, da alle Geschäfte zuerst in der Colonialhauptstadt, sodann in Paris entschieden werden. Fünfzehn Systeme der Organisation sind in einem Menschenalter versucht und verworfen worden. 192,000 Europäer in 71 Gemeinden (die Hälfte der Durchschnittsbevölkerung eines Departements) leben hier unter 3 Präfekten, 13 Unterpräfekten und 15 Civilcommissären, und selbstverständlich bleibt die Regierung von Paris ohne jede Kenntniß von den wirklichen Zuständen Algeriens, trotz der unendlichen Berichte, welche dies Beamtenheer schreibt. Der Kaiser hatte befohlen die einheimischen Gerichte, Medjlehs, aufrechtzuerhalten und den Eingeborenen zwischen den arabischen und den französischen Gerichtshöfen die Wahl zu lassen. Alle Behörden meldeten, daß die Araber, beseelt von einem wunderbaren Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Franken, die fremden Gerichtshöfe stets den heimischen vorzögen — und als der Kaiser die Colonie besuchte, stellte es sich heraus, daß die Medjlehs gar nicht vorhanden waren! Die Einwanderung stockt, da ein unsicheres Dasein unter dem Segen bureaukratischer Maßregelung keinen kräftigen Mann reizen kann. Ein Heer von 76,000 Mann genügt kaum, die Colonisten zu behüten. Die zum Schutze der Eingeborenen bestimmten arabischen Bureaux erweisen sich unfähig, fremdes Volksthum zu verstehen. Napoleon III. spricht in seinem Briefe an den Marschall M'Mahon die Hoffnung aus, Frankreich möge durch eine Musterverwaltung in Afrika ein Uebergewicht erlangen unter allen Völkern bis zum Euphrat, und aus der Befreundung der Eingeborenen mit französischer Sitte werde eine neue „mächtige Individualität," ein

gallisirtes Semitenthum hervorgehen. Aber dieser Wunsch wird an der Zähigkeit orientalischer Religion und Sitte, jener an der gedankenlosen Starrheit der französischen Bureaukratie zu Schanden werden.

Der Brief über Algerien beweist, daß der Kaiser seiner alten Vorliebe für die Selbstverwaltung keineswegs entsagt hat. Das Schlagwort favoriser l'initiative individuelle kehrt in seinen Reden fast so häufig wieder wie einst in den Schriften Cavour's. Er muß wünschen, die Bauerschaft der Provinzen, die Stütze seiner Herrschaft, von dem Einflusse der feindlichen Hauptstadt zu befreien. Er weiß ebensowohl wie sein Freund Persigny, daß die Centralisation das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung in den Beamten zuletzt ersticken muß; und sein staatsmännischer Blick erkennt ohne Zweifel, wie viel köstliche Kräfte, die heute der politischen Opposition dienen, durch ein freies Gemeindeleben in minder gefährliche Bahnen geleitet werden können. Aber die Furcht vor jeder Schwächung der Staatsgewalt und die Rücksicht auf den bureaukratischen Kastengeist halten solcher Einsicht die Wage; daher sind die vielgerühmten Decentralisationsversuche des Kaisers bisher inhaltlos geblieben, sie trafen nur die Form, nicht das Wesen der Verwaltung. Schon am 25. März 1852 legte ein Decret eine Reihe von Geschäften, die bisher dem Minister oblagen, in die Hände der Präfekten; denn „man kann wohl aus der Ferne regieren, aber nur aus der Nähe verwalten.“ Natürlich berichtete später der Minister, welche herrliche Früchte dies Decret getragen habe. Minder leichtblütig als seine Räthe beauftragte der Kaiser am 24. Juni 1863 den Staatsrath abermals Bericht zu erstatten über die Vereinfachung des Geschäftsganges: welche Verzögerung, wenn die einfachsten Verwaltungsfragen durch elf Instanzen zu gehen haben! Auch wünscht er die Generaleinnehmer zu beseitigen, die Steuereinnehmer der Departements in directe Verbindung mit der Hauptstaatskasse zu setzen. Man sieht, durch solche Reformen gewinnt wohl die Verwaltung an Zeit, doch nicht das Volk an Freiheit. Nur einmal hat das Kaiserreich einen Versuch zur Begründung wirklicher Selbstverwaltung gewagt: als Persigny im Jahre 1852 den Gemeinden und Departements das Recht zugestand, sich ohne Staatsgenehmigung einige Zuschlagscentimen aufzulegen; aber die Reform ward schon nach einem Jahre durch den Widerstand der Präfekten hinfällig.

Derber gehen die Parteien dem Wesen der Streitfrage zu Leibe.

Das Programm von Nancy vom Jahre 1865 faßte die dringendsten Wünsche der Anhänger der Selbstverwaltung in folgenden Sätzen zusammen: die Generalräthe erwählen ihre Präsidenten selbst; der Maire wird allein aus den Mitgliedern des Gemeinderathes ernannt (eine Erwählung des Maires wagte man nicht zu fordern); dem Präfekten steht ein bleibender Ausschuß des Generalrathes zur Seite. Die Frucht eines Compromisses zwischen Liberalen und Legitimisten ist dieser unreife und unklare Plan dennoch ein Prüfstein geworden für die Parteien. An dem gehässigen Widerspruche, welchen das Siècle und die Opinion nationale gegen die Männer von Nancy erhoben, läßt sich der despotische Terrorismus der unbelehrbaren alten Democratie, der démocratie autoritaire, an der beredten Vertheidigung im Temps und im Journal des débats die reifere Einsicht des gebildeten Liberalismus erkennen. Leider fehlt viel, daß diese Ideen durch die Presse bereits so geklärt und gesichtet wären wie die Theorie des freien Handels. Unter den Wortführern der Selbstverwaltung werden unleugbar oft staatsfeindliche Ansichten laut: aus Haß gegen die Bureaukratie bekämpft man den Staat. Wir reden nicht von Emil Girardin, der abwechslungshalber jetzt den Etat fédéré vertheidigt und dem Staate die Aufgabe einer Versicherungsanstalt zuweist. Aber auch bessere Männer wie Ch. Dollfus fallen in die flachen Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts zurück, indem sie die Regierung auffassen als ein System von Garantien für die Freiheit der Personen. Wenn die Decentralisationskämpen des Temps in der deutschen Kleinstaaterei ein Ideal sehen, so können solche Verirrungen das Selbstgefühl der Bureaukratie nur kräftigen. Laboulaye wünscht sogar Beseitigung der Verwaltungsjustiz, und doch bildet diese für alle Staaten des Festlandes ein unentbehrliches Glied, ihre großartige technische Ausbildung einen Ruhm für Frankreich. Wenn er vollends um die Unabhängigkeit der Richter zu sichern ihnen das Avancement verschließen möchte, so verkennt er gänzlich das Wesen einer demokratischen Gesellschaft.

Nüchterne Prüfung führt zu der Einsicht, daß die Selbstverwaltung in Frankreich nur sehr bescheidene Ansprüche erheben darf. Eine besoldete Bureaukratie mit dem Beirath gewählter Collegien — das bleibt noch auf lange hinaus die nationale Form der Verwaltung. Es kann sich für jetzt nur darum handeln, die Befugnisse dieser Collegien zu erweitern und dem Bürger außer der Beschwerde an den Staatsrath auch den Rechtsweg gegen Beamtenwillkür zu eröffnen.

Nicht als wollten wir dem Charakter der Franzosen die Fähigkeit zu freiem Gemeindeleben schlechthin absprechen. Haben doch die nächsten Blutsverwandten gerade der kriegslustigsten Stämme des Landes, Wallonen und Waadtländer, die Selbstverwaltung mit großer Begabung bei sich ausgebildet; haben doch die französischen Generalräthe selbst — mindestens in der Zeit, da sie ihre Präsidenten noch wählen durften — oftmals rühmliche Proben werkthätigen Gemeinsinnes gegeben. Aber bureaukratische Gewohnheiten und Vorstellungen sind durch eine uralte politische Verbildung und vornehmlich seit der Revolution so tief in das Volk eingedrungen, daß eine gänzliche Umkehr nicht möglich scheint. Das glänzende Beispiel der ständischen Selbstverwaltung in der alten Provinz Languedoc beweist gar nichts; denn jene Zeiten sind gewesen.

Man mag den geistlosen Mechanismus der Departementaleintheilung beklagen; ihn zu beseitigen wird schwerlich gelingen. Jeder Versuch die alten Provinzen und ihre Stände herzustellen muß, wie einst unter der Restauration, den Haß des Beamtenthums und der Masse gegen das alte Regime, die unauslöschliche Angst des Haufens vor der Wiederkehr der Zehnten und Frohnden wachrufen. Der Gedanke, mehrere Departements zu einer Region mit einer beherrschenden großen Stadt zu verbinden, besticht auf den ersten Blick. Aber fragen wir: ist es heute noch an der Zeit, jenen uralten historischen Werdegang, welcher das Mark des Landes in Paris vereinigt hat, rückgängig zu machen? und wie viele selbständige geistige Kräfte besitzt denn Lyon, außer den Standesinteressen seiner Clerisei und seiner Handelswelt? — so finden wir keine ermuthigende Antwort. In den Departements kann sich schon deshalb eine kräftige Selbstverwaltung nicht entwickeln, weil diese Amtskörper kein namhaftes eigenes Vermögen besitzen; so bedeutende lokale Stiftungen, wie die Kreisarmenhäuser und Provinzial-Irrenanstalten in Preußen oder die unzähligen Grafschaftsstiftungen in England, sind nur ausnahmsweise möglich in einem Lande, wo zehn Revolutionen allen alten Corporationsbesitz vernichtet haben. Auch besteht wenig Hoffnung solche lokale Vermögen neu zu bilden. Die natürlichste der Communalsteuern bleibt in alle Wege die Grundsteuer; die Erhöhung dieser Abgabe aber würde bei dem überschuldeten Landvolke auf unbesieglichen Widerstand stoßen. Herr Thiers liebt mit der neuen Aristokratie zu prahlen, welche, nach der Revolution erwachsen, ein Unterpfand sei für die Zukunft der Freiheit — als ob nicht eine sociale Aristokratie in jeder hochentwickelten Volkswirthschaft

nothwendig entstehen müßte! Solchen Sophistereien zum Trotz bleibt die Thatsache aufrecht, daß eine politische Aristokratie von festem Ansehen im Volke nicht vorhanden ist. In der Mehrzahl der Mittelklassen lebt kein ernsthafter Wille für die Selbstverwaltung. Man berufe sich nicht auf die zahlreichen industriellen Associationen, worin die Selbstthätigkeit dieser Stände sich glänzend bewährt hat. Solche Unternehmungen, welche dem Beutel der Unternehmer direct oder indirect zu gute kommen, beweisen nichts für die Kraft des politischen Gemeingeistes. Ist doch die englische Manchesterschule, Meisterin in allen wirthschaftlichen Genossenschaften, zugleich die erklärte Feindin der „Arbeitsverschwendung“ des selfgovernment. In dem französischen Mittelstande, dessen Hand für barmherzige Werke immer offen ist, drängt sich dennoch Alles um die Ehrenlegion und die besoldeten Staatsämter, Alles flieht vor dem Ehrendienste des Schwurgerichts, der Nationalgarde, der Gemeinden. Die Denunciation gilt als eine Schande, wie bei allen Völkern von mangelhaft entwickeltem Rechtsgefühle; und doch erhebt sich bei jeder Gefahr, jeder Rechtsverletzung alsbald der Angstruf nach der Polizei.

Das allerstärkste Hinderniß für die Selbstverwaltung liegt jedoch in der Herrschaft des vierten Standes. Demokratisirte Massen zeigen selten viel Verständniß für den Werth einer Gemeindefreiheit, an welcher sie sich doch nur vorübergehend, zur Zeit der Wahlen, betheiligen können; ja sie gehorchen gemeinhin lieber einem Soldbeamten, der außerhalb der ständischen Gegensätze zu stehen scheint, als einem Ehrenbeamten aus den besitzenden Klassen. Die Begründung einer wahrhaften Selbstverwaltung setzt eine seltene Kraft der Entsagung auf Seiten der Staatsgewalt voraus; aber läßt sich solche Selbstverleugnung von dem Absolutismus erwarten, wenn nicht eine furchtbare Katastrophe, wie der Friede von Tilsit, sie ihm aufzwingt? Jede Selbstverwaltung belastet den Besitzenden mit schweren Opfern, sie kann also nur eingeführt werden durch Zwang und Befehl der Staatsgewalt. Doch was die legitime Monarchie in Preußen 1808 einem ruhigen, an strengen Gehorsam gewöhnten Volke auferlegen konnte, das wird die demokratische Tyrannis schwerlich wagen gegenüber einer aufgeregten Nation, welche sich berechtigt meint vom Staate das Größte zu fordern und das Mindeste für ihn zu leisten.

Darum steht die Vernichtung des bureaukratischen Verwaltungssystems nicht zu hoffen; nur eine Ermäßigung seiner Allgewalt bleibt

denkbar. Und von dem Gelingen dieser bescheidenen Reform hängt die Zukunft der politischen Freiheit vornehmlich ab. Es ist wahr, die Heilung eines siechenden Staates kann von unten wie von oben, bei der Verwaltung wie bei der Verfassung begonnen werden. In Frankreich indeß sind alle erdenklichen Verfassungsexperimente längst vernutzt. Die Hoffnung auf eine neue Revolution, wie sie sich ausspricht in dem landläufigen Troste: „Frankreich hat die Freiheit weggeborgt,“ wird einen ernsten Mann nicht bethören. Die Reform der Verwaltung bleibt der einzige noch offene Weg zur politischen Freiheit. So lange die Gemeinden nicht in einiger Selbständigkeit der Bureaukratie gegenüberstehen, führt die Freiheit der Presse und der Vereine unfehlbar zur Anarchie, die Erweiterung der Rechte der Volksvertretung zum Parteidespotismus. Nur eine freiere Stellung der Gemeinden — dergestalt, daß ihnen zum allermindesten ihre Bürgermeister nicht mehr aufgezwungen werden — kann vielleicht die besitzenden Klassen dahin führen, die Ehrenämter der Commune als eine Ehre zu betrachten. Nur die thätige Theilnahme der Gebildeten an den Arbeiten der Verwaltung wird die Bureaukratie zwingen, die Rathschläge der Presse nicht mehr als eine Anmaßung der hommes sans mandat zu mißachten. Und vor Allem, nur ein lebendiges Gemeindewesen kann jene ungeheure Gefahr beseitigen, welche darin liegt, daß ein leidenschaftliches geistreiches Volk sich seit zwei Jahrzehnten des öffentlichen Lebens gänzlich entwöhnt hat. Ein unheimlicher Anblick, in der That, diese Vernichtung des öffentlichen Lebens! Selbst der fröhliche Straßenlärm des Faschings ist unter der kaiserlichen Polizei nahezu verschwunden. Wenn wir gedenken, welcher Wahnsinn nach den Februarstürmen zu Tage kam, nachdem die Nation doch während eines Menschenalters aus einer freien Presse Belehrung geschöpft hatte, so können wir nicht ohne Schrecken die Frage erwägen: wie nun, wenn jetzt abermals die Stränge des Regimentes reißen, wenn eine Nation, welche die Mannszucht der Freiheit nicht mehr geübt und von den Geschäften des Staates keine Kenntniß hat, sich führerlos dem Toben der Leidenschaften überläßt?

Die Hoffnung auf Selbstverwaltung und Beschränkung der Staatsgewalt erscheint noch unsicherer, sobald wir die Leistungen des zweiten Kaiserreichs betrachten und alsbald entdecken: es ist der Staat und immer nur der Staat, der die großen socialen Umgestaltungen der jüngsten zwei Jahrzehnte geleitet und vollendet hat. Auf dem wirth-

schaftlichen Gebiete liegen die größten Verdienste des neuen Bonapartismus, hier auch die schwersten Gefahren für den Staat. Gewiß, nur die Liebedienerei kann den Kaiser kurzweg als den Schöpfer der neuen Volkswirthschaft betrachten. Lesen wir die Hymnen der Präfekten auf die baguette magique des Bonapartismus, so scheint es fast, der Kaiser habe nur an seinem Zauberringe gedreht, und alsbald sei der schwunghafte Verkehr erwacht — ganz wie einst die deutschen Hofblätter der fünfziger Jahre das naturgemäße Anwachsen unseres Handels und Wandels aus der unergründlichen Weisheit der Bruck und Beust herleiteten. Indeß Napoleon III. hat allerdings begriffen, daß bei der Selbstsucht der Reichen, dem Groll und Neide der Leidenden das System des Gehenlassens nicht ausreicht, daß unmittelbare Staatshilfe für die Hebung des vierten Standes unumgänglich ist. Durch die Verwöhnung dieser sechszehn Jahre sind die Ansprüche der arbeitenden Klassen an den Staat unermeßlich gesteigert worden, und in Zukunft wird keine französische Regierung den monarchischen Socialismus entbehren können. Der Ursprung der neuen Staatsgewalt, das Bedürfniß der Sicherheit, die Tyrannenlust an prahlerischem Glanze und nicht am wenigsten der gutmüthige, menschenfreundliche Sinn des Kaisers, dem das Helfen eine Freude ist, haben zusammengewirkt, um dem zweiten Kaiserreich die Ideen der socialistischen fraternité aufzuprägen. Nicht umsonst steht über dem Thore des neuen Louvrepalastes die Bildsäule der Arbeit mit dem Füllhorn, nicht umsonst wird in allen napoleonischen Manifesten die Ordnung als die erste Quelle der Arbeit gepriesen. Das Ideal des Kaisers ist, den Sieg der Demokratie in der Gesellschaft zu vollenden durch die Beseitigung der Massenarmuth, durch die Wohlthaten der Erziehung, des Credits und der öffentlichen Arbeiten. „Ich will, sagte er einst, für die Religion, die Sittlichkeit, den Wohlstand jenen noch so zahlreichen Theil der Bevölkerung erobern, der kaum den Namen Christi kennt, kaum die nothwendigen Lebensbedürfnisse genießen kann.“

Wir Deutschen bekennen uns zu der altväterischen Meinung, daß die brüderliche Thätigkeit des Staates nur aushelfend und ausnahmsweise in das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte eingreifen dürfe. Der Staatsgewalt Frankreichs sind nach dem Verlaufe ihrer Geschichte weitere Grenzen gesteckt, und unleugbar hat der monarchische Socialismus neben vielen hastigen unreifen Experimenten auch manche Werke von dauerhaftem Segen geschaffen. Die sociétés de secours

mutuels fesseln Tausende an das System. Eine solche Sparkasse wird gebildet in jeder Gemeinde, wo der Präfekt es für nöthig hält; den Präsidenten ernennt der Kaiser. Ihre Zahl wuchs von 2000 im Jahre 1852 binnen 7 Jahren auf 4118 mit 534,233 Mitgliedern und 23 Millionen Franken Vermögen. Die alten Wohlthätigkeitsanstalten, von jeher zahlreich in dem katholischen Lande, sind fast durchgängig neu geordnet, sie werden unter Staatsaufsicht verwaltet von Commissionen, die der Präfekt ernennt. Dazu eine Unmasse neuer Stiftungen: Krippen für die Arbeiterkinder; neue Hospitäler und Anstalten zur Verpflegung der Kranken im Hause; Asyle für die verstümmelten und genesenden Arbeiter, „damit die Invaliden der Werkstatt den Invaliden des Schlachtfeldes gleichgestellt werden.“ Die fourneaux des kaiserlichen Prinzen gewähren dem Arbeiter billiges Essen; die Handwerkerkassen sollen „das Vorurtheil widerlegen, als ob nur dem Reichen geliehen werde, und die Wahrheit erhärten, daß ein guter Ruf ein wirkliches Eigenthum ist.“ Die Hauptstadt bietet unentgeltliche Bäder, die Gemeinden der Departements erhalten Staatszuschüsse, um dem Arbeiter wohlfeile Waschungen zu ermöglichen. Für bequemen Einkauf der Lebensmittel sorgen die großen Pariser Markthallen. Die Bäckerkasse von Paris erhebt einen Centime von jedem Kilogramm Getreide und giebt den Bäckern Zuschüsse, sobald der Preis des Kilogramms Brot auf den unüberschreitbaren Satz von 50 Centimes gestiegen ist; so erhält der Arbeiter billiges Brot, und der Bäcker speculirt auf niedrige Preise. Auch die Freigebung des Bäcker- und Schlächtergewerbes soll den Verzehrern aus dem vierten Stande zu gute kommen, nur daß sie bisher bei dem Widerstande der Privilegirten fast wirkungslos blieb. Selbst baares Geld wird in den Tagen der Noth, wie zur Zeit des amerikanischen Krieges, von Staatswegen unter die Arbeiter vertheilt. Einen weiteren Schritt auf diesem Wege wagt der neueste Plan einer großen Staatsversicherungskasse für die Arbeiter. Bei allen solchen Wohlthaten ist die persönliche Verbindung des Kaiserhauses mit den Arbeitern ein wesentlicher Zweck. Napoleon III. erklärte am Tage nach seiner Krönung: „mein erster Besuch als Kaiser soll den Leidenden gelten,“ und seitdem sind fast alle Vereine zum Besten der arbeitenden Klassen unter das Protectorat des Kaisers, der Kaiserin oder des Kronprinzen gestellt worden.

Schon als Präsident ließ Napoleon III. das Buch von Henry Roberts über die Arbeiterwohnungen übersetzen, er selber entwirft

Modelle für die Häuser der cités ouvrières. Den Deutschen überkommt wohl eine bittere Empfindung, wenn er Abends aus den Thoren von Mülhausen die dichten Schaaren kräftiger Männer hinausströmen sieht nach den sauberen Gartenhäuschen der Arbeiterstadt — denn es sind zumeist unsere Landsleute, die dort dem deutschen Leben verloren gehen. Das darf uns nicht hindern die menschenfreundlichen Verdienste der société industrielle de Mulhouse anzuerkennen, ihre lehrreichen Bulletins dankbar zu lesen. Hier in der That ist eine sociale Reform, die in die Tiefe gräbt; der Arbeiter, der in jenen freundlichen Wohnungen an häusliche Sitten sich gewöhnt und durch mäßige Rentenzahlungen binnen weniger Jahre das Eigenthum seines Hauses erwirbt, wird nicht blos wirthschaftlich gehoben, sondern sittlich gebildet. Während dort sowie in dem benachbarten Gebwiler und Beaucourt der alte reichsstädtische Geist, die Thatkraft trefflicher deutscher Bürger wie J. Dollfus das gute Werk leitet und der Staat nur mäßige Zuschüsse gewährt, sind dagegen andere Arbeiterstädte allein oder überwiegend aus Staatsmitteln erbaut: so die bereits 9000 Einwohner zählende cité Napoléon in Lille und die neuen Arbeiterwohnungen in der Pariser Antonsvorstadt. Von den unter der Republik gestifteten Arbeitergenossenschaften haben sich wenige erhalten; radikalen Bestrebungen entsprungen hatten sie mit dem Unwillen der Regierung zu kämpfen, sie waren zudem meist Productiv-Associationen, bewegten sich mithin auf dem schwierigsten und undankbarsten Gebiete des genossenschaftlichen Lebens. Neuerdings wird auch diesen Arbeitervereinen die Gunst des Staates zugewendet. Das gute Recht der Arbeitseinstellung ist endlich anerkannt, das wichtige Gesetz vom 25. Mai 1864 giebt den Arbeitergenossenschaften volle Freiheit.

Ist dergestalt für das Brot des vierten Standes gesorgt, so dürfen auch die Circusspiele nicht fehlen: Paraden und Ausstellungen das ganze Jahr hindurch, Spektakelstücke jeder Art unter dem Segen der neuen Theaterfreiheit, Illuminationen und Freibühnen am Napoleonstage. Am Martinsthore, wo die alten Boulevards an die Arbeiterviertel grenzen, ließ der Kaiser das grand café Parisien errichten, wo der Ouvrier für wenige Sous unter strahlenden Kronleuchtern auf sammtenem Divan sein petit verre trinken mag. Desgleichen der Segnungen der Staatsschuld soll der vierte Stand theilhaftig werden, auch sein Beutel soll mit haften für den Kaiserthron. Nachdem die Appoints der Staatsrentenbriefe auf eine ganz

geringe Summe herabgesetzt wurden, ist die Zahl der Rentenbesitzer von 292,000 (1848) auf 1,095,683 (1867) gestiegen. Daß diese Demokratisirung der Rente dem Systeme einige Anhänger geworben hat, ist freilich klar, noch klarer aber die schädliche Einwirkung auf die Sicherheit des Staatscredits, da der kleine Mann für panischen Schrecken besonders empfänglich zu sein pflegt. Seit der Rentenconversion, die Villele unter den Bourbonen unternahm, und seit der Wiederholung dieser Maßregel durch Bineau und Fould bilden die dreiprocentigen Papiere die Regel in der französischen, wie in der englischen Staatsschuld. Von 341 Millionen Renten sind 303 Millionen dreiprocentig; sie sind die Lieblinge der Speculanten, da ihre niedrige Verzinsung zwar Sicherheit gegen weitere Zinsreduction gewährt, aber dem Geschäftsmanne nicht genügen kann. Wie furchtbar wird die Spielwuth genährt, die Festigkeit des Wohlstandes gefährdet durch die massenhafte Verbreitung solcher Papiere, die in den Kämpfen der Börse unablässig auf- und niedergeschleudert werden! Mustern wir nochmals dies vielgestaltige Rüstzeug der demokratischen Tyrannis, so müssen wir gestehen, daß eine so unmittelbare Verbindung der niederen Stände mit der Person des Staatsoberhauptes höchstens in dem römischen Imperatorenreiche, in der neueren Geschichte niemals bestanden hat.

Eines der wichtigsten unter jenen socialistischen Machtmitteln, welche die Arbeiter zugleich bändigen und befriedigen sollen, ist der berufene Umbau der Städte. Der Kaiser wollte sich in den Stand setzen jeden Straßenaufruhr niederzukartätschen — und er erfüllte nur seine monarchische Pflicht, wenn er der Wiederkehr so unseliger Ueberraschungen, wie die Februarrevolution gewesen, vorzubeugen versuchte. Die breite Rivolistraße verbindet heute die Tuilerien mit dem Stadthause, dem alten Mittelpunkte des Aufruhrs; der Boulevard von Sebastopol ist mitten hineingelegt zwischen die Straßen von St. Martin und St. Denys, die Schauplätze so vieler Kämpfe unter dem Bourgeoisregimente. Die Macadamisirung der Boulevards hat den Barrikadenhelden den gewohnten Baustoff entzogen. Das Kaiserschloß bildet mit dem Louvre eine kleine Feste, die durch die mächtigen Gitterthore des Carrousselplatzes rasch abgeschlossen werden kann. Gewaltige unterirdische Gänge dienen zur Ableitung des Unrathes wie zur unvermutheten Beförderung der Truppen an bedrohte Punkte. Feste Kasernen an allen strategisch wichtigen Stellen; grüne

Squares an den Knotenpunkten der Straßen — dem Auge und den Lungen erfreulich, aber auch leicht abzusperren beim Ausbruche der Straßenschlacht. Kurz, gegen einen rohen Handstreich scheint das Kaiserthum leidlich gesichert. Als wieder einmal eine Kartätschenstraße durch ein unruhiges Arbeiterviertel gezogen wurde, da wies der Kaiser den vorgeschlagenen Namen **boulevard de la reine Hortense** mit rührenden Worten zurück und wählte den Namen des durch eigene Kraft zum Reichthum aufgestiegenen Arbeiters Richard Lenoir; er wollte dem Adel der Arbeit seine Hochachtung aussprechen und — nebenbei den Ouvrier daran erinnern, daß das Kaiserreich die Peitsche wie das Zuckerbrot zu handhaben wisse.

Nicht blos für die Sicherheit, auch für die Schönheit und Gesundheit der Städte, für die Erleichterung des Verkehres gedachte der Staat zu sorgen. Wer Rouen vor drei bis vier Jahren gesehen hat, als die neuen sauberen Straßenlinien soeben durch das dumpfige alte Gassengewirr hindurchbrachen, der wird zugeben, daß manchen Städten allerdings Luft und Licht und freier Athem fehlten. Aber die Unternehmung, wohlberechtigt in ihren Anfängen, wuchs bald über alle Grenzen der Vernunft hinaus, sie wurde zu einer gewaltsamen socialen Umwälzung, welche so nur in unfreien Staaten möglich ist. Das Colossale ist ein Vorrecht der Despoten; die riesigen Demolirungen und Neubauten des Bonapartismus gemahnen in Wahrheit an jene grandiosen Bauwerke des Morgenlandes, welche Kunde geben nicht von der Größe des Volkes, das sie schuf, sondern lediglich von der Tiefe seiner Knechtschaft, von der Macht seiner Zwingherren. Paris und Lyon, Bordeaux und Marseille, alle großen und schließlich auch viele Mittelstädte des Reiches wetteifern in solcher Bauwuth. Straßen und Wasserleitungen, Kathedralen und Börsenpaläste wachsen aus der Erde; neben dem mächtigen Kriegshafen von Cherbourg, der Lieblingsschöpfung des ersten Kaisers, die der Neffe natürlich in großem Stile zu Ende führt, entstehen in allen Seeplätzen neue Docks und Häfen. Ein kaiserliches Decret gewährt den Gemeinden das Recht der Expropriation, und der autoritäre Socialismus wüthet mit erstaunlicher Unbefangenheit gegen das Privateigenthum, läßt auch bei der Entschädigungsfrage die politische Gesinnung der vertriebenen Eigenthümer nicht ganz außer Acht. Die solidesten Haushaltungen werden also dem Glücksspiele preisgegeben: Ledru-Rollin gewann durch einen kaiserlichen Boulevard sein halbverlorenes Vermögen wieder, hundert

Andere beklagten den Untergang ihrer Habe. In Paris, wo der Seinepräfekt Haußmann sich selber zur Expropriation ermächtigen darf, bringt jeder Sommer neue Wunder. 1222 Millionen waren bereits im Januar 1865 binnen zwölf Jahren für den Umbau ausgegeben, 1500 Millionen werden nach der mäßigsten Rechnung im Jahre 1869 für die Neugestaltung der Hauptstadt verwendet sein. Kleinigkeiten wie jene zwölf prächtigen Boulevards, die gleich den Strahlen eines Sternes von dem arc de l'étoile ausgehen, finden kaum noch Beachtung. Die schrankenlose Gewalt jenes einen Mannes in der stolzen Hauptstadt steht einzig da in der modernen Geschichte. Wo ist es jemals erhört worden, daß einer mächtigen Commune von Amtswegen erklärt wird, ihre Einwohner seien Nomaden, sie gehöre nicht sich selber an, sondern dem Staate?

Für die Beschaffung der Mittel bot zunächst die ungesunde Steuerverfassung der Städte eine bequeme Handhabe. Da die wichtigste Einnahmequelle der Städte aus den Octrois fließt, so entschließt sich hier ein Gemeinderath weit leichter zur Verschwendung als in Ländern, wo die Gemeindeausgaben durch Grund- und Miethsteuern bestritten werden. Als auch dies Mittel nicht mehr ausreichte, da wurde jene alte Irrlehre, daß es möglich sei die Lasten der Gegenwart den Schultern der Zukunft aufzubürden — jene Theorie, die einst von Gentz mit so viel unfruchtbarem Scharfsinn vertheidigt ward und heute in dem Kaiserreiche amtliches Ansehen genießt — auch auf die Gemeinden angewendet. Ein kaiserliches Decret genügt, um die Gemeinden zu Anleihen zu ermächtigen. Die Kasse der Depots gewährt Credit für lange Perioden und zu niedrigen Zinsen; noch williger zeigt sich der mit Herrn Haußmann befreundete crédit foncier, der die schwebende Schuld von Paris consolidirt hat. Wo es gelungen ist die aufgewendeten Werthe wirklich in werbende fixe Capitalien zu verwandeln, da mag selbst eine so krampfhaft gesteigerte Speculation heilsam wirken: in Lyon stieg die Schuldenlast in 9 Jahren (1854—63) von 10 auf 54 Mill., aber bei der mächtigen Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes hoben sich gleichzeitig die für Schuldentilgung und außerordentlichen Aufwand bestimmten Einnahme-Ueberschüsse von 620,000 Franken auf 3½ Mill. — offenbar ein günstiges Ergebniß. Wenn dagegen zu Marseille in 18 Jahren (1847—65) die Schulden von 17 auf 91 Mill., die Einnahmen nur von 5½ auf 20,9 Mill. stiegen, so werden ernste Bedenken wach. Vollends in Paris hat sich die Schul-

denlast seit 1859 verzwanzigfacht (sie stieg von 49 auf 984 Mill.), das Ausgabebudget für 1868 stellt sich auf 245 Mill. — um die Hälfte mehr als das Königreich Belgien für seinen Staatshaushalt braucht! Solchen Zahlen gegenüber finden wir in der That nur dann eine Beruhigung, wenn wir uns erheben zu der von den bonapartistischen Blättern mit gerechtem Selbstgefühle verkündigten Lehre: ein Staat, eine Gemeinde ist um so reicher, je schwerer ihre Schuldenlast. Auch darin liegt wenig Trost, daß der Seinepräfekt jene ungeheueren Summen nicht blos für die orientalische Pracht seiner Stadthausfeste, sondern auch für nützliche Zwecke verwendet, und die Ausgaben der Hauptstadt für den Volksunterricht von 1,1 Mill. (1847) auf 6,5 Mill. (1867) gestiegen sind.

Die Hoffnung des Kaisers, der Anblick der städtischen Prachtbauten werde den Schönheitssinn der Provinzbewohner wecken, mußte schon an der fieberischen Hast der Unternehmung zu Schanden werden. Hat der Fremde den ersten blendenden Eindruck überwunden — und namentlich auf einzelnen neuen Plätzen in Lyon ist der Anblick der prächtigen Springbrunnen unter grünen Büschen mitten im Marktgewühle wahrhaft bezaubernd: — hat das Auge des Nordländers sich erst gewöhnt an den schönen hellen Haustein, der in der milden Luft des Landes sich so klar und rein erhält, so empfinden wir bald die geistlose Armseligkeit des neuen Baustiles. Kahle Kasernenbauten, mit einigen anspruchsvollen Rococoschnörkeln überhangen, das ist Alles — das Ganze ein getreues Abbild dieser Epoche der Mathematik und des höfischen Prunkes, der Centralisation und militärischen Uniformirung. Widerwärtig berührt vornehmlich die knechtische Nachahmung der Pariser Bauten; es ist, als ob den Provinzen jeder selbständige Gedanke abhanden gekommen sei. Jedermann kennt den pont neuf mit dem Standbilde Heinrich's IV. auf der Seine-Insel; Jedermann den alten Thurm St. Jacques de la Boucherie, welcher als ein Markstein des alten Paris, eingefriedigt von einem grünen Square, in die neuen geradlinigen Prachtstraßen hineinschaut — eines der anmuthigsten Effectstücke der modernen Bauzauberei. Auf der Brücke von Rouen begegnet uns genau auf derselben Stelle die Bildsäule Corneille's; und der Gemeinderath der Normannenstadt ruhte nicht, bis ein alter stumpfer gothischer Thurm aufgetrieben war, der, genau wie St. Jacques, von Buschwerk umgeben, die Grenze des alten und des neuen Rouen bezeichnet u. s. w. Was Wunder, daß

dies ewige Einerlei den Gebildeten ermüdet, daß heftige Klagen laut werden über den lieblosen Neuerungsgeist, der die ehrwürdigsten historischen Denkmäler der alten Städte vernichtet und selbst vor dem Frieden des Montmartre-Kirchhofes, vor den herrlichen Baumgängen des Luxemburg-Gartens nicht zurückschrickt.

Schwerer als das Murren der Kunstfreunde und Historiker wiegen die Bedenken der Volkswirthe. Ein wesentlicher Zweck dieser Massenbauten war, den Arbeitern Beschäftigung und reichlichen Verdienst zu gewähren. In der That sind Hunderttausende von Arbeitern den Städten zugeströmt. Ihre Lage ist vorderhand erfreulich, da der Arbeitslohn hoch steht, die schweren Octrois für den Arbeiter durch den niedrigen Brotpreis ausgeglichen werden, und Wohnungen, welche nicht über 250 Francs Miethe abwerfen, keine Miethsteuer bezahlen. Aber es bleibt das Verhängniß des monarchischen Socialismus, daß er neue Bewegungen in der Gesellschaft wohl zu beginnen, anzuregen, nicht sie auf die Dauer zu erhalten vermag. Einmal muß diese krankhafte Bauwuth doch ihr Ziel erreichen. Die rohe, unserer banausischen Zeit längst geläufige Ansicht, daß der Staat die Kunst fördern müsse um den Künstlern Brot zu geben, wirkt auf das zweite Kaiserreich bereits mit der ganzen Wucht eines socialen Problems. Ein Heer von Unternehmern und Gehilfen verlangt dauernde Beschäftigung von dem Staate, der sie von Beruf und Heimath hinweggelockt hat — denn es war der Staat, der die Städte durch Befehl und Gunst zu dem Umbau verführte. Dergestalt sind die öffentlichen Arbeiten des Kaiserreichs nach und nach zu Nationalwerkstätten im Sinne Louis Blanc's geworden: man baut um zu bauen, und Niemand weiß, was aus dieser Schraube ohne Ende werden soll.

Bei so unmäßiger Begünstigung der städtischen Arbeiter hat die Entvölkerung des flachen Landes in hochbedenklicher Weise zugenommen. Der Kaiser sagte einst zu den von der Londoner Ausstellung heimkehrenden Gewerbtreibenden, sie hätten sich um Frankreich wohl verdient gemacht, denn jede glänzende wirthschaftliche Leistung eines Volkes lasse die Höhe seiner gesammten Civilisation erkennen. Dies prahlerische „tous les progrès marchent de front“ war nur eine der vielen Selbsttäuschungen der Staatskunst des Materialismus. Der ernste Historiker wird gerade durch die Geschichte des zweiten Kaiserreichs abermals die triviale Wahrheit, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, bestätigt finden. Ja, er soll dies Sprichwort vertiefen und erkennen: einem

Gemeinwesen, das nur nach materiellen Gütern trachtet, kommt schließlich mit dem sittlichen Ernst auch die Kraft des wirthschaftlichen Fortschrittes abhanden. Der Kaiser hoffte, die aus den Städten heimkehrenden Bauernsöhne würden daheim die Gewohnheit kräftiger Fleischnahrung verbreiten; aber Niemand kehrt zurück. Die fleißigen Landschaften der Creuse, der Marche, des Limousin schickten auch vormals ihre jungen Männer als Maurer auf die Wanderschaft; heute beginnen sie zu veröden, da der Arbeiter sich nicht mehr von den Genüssen der großen Städte trennen will. Während der Jahre 1851—1856 verminderte sich die Bevölkerung von 20 Departements, in dem Departement der oberen Saone sogar um ein volles Zehntel; die Einwohnerzahl des ganzen Reiches nahm nur um 256,000 Köpfe zu, die der Hauptstadt um 305,000. Die folgenden Jahre zeigen zwar eine etwas raschere Zunahme, aber selbst officiöse Schriften wissen diese krankhaften Zustände nur mit dem wohllautenden Ausdrucke: „die Bevölkerung bleibt stationär“ zu bezeichnen.

Die Volkszahl des Reiches wuchs in den ersten 60 Jahren des Jahrhunderts um 0,57 % jährlich, sie braucht mithin, um sich zu verdoppeln, 150 Jahre — Deutschland nach den bisherigen Erfahrungen etwa 55 Jahre. Jenen Mammonspriestern, die in einer zahlreichen Kinderschaar nur unnütze Consumenten erblicken, geben wir zu erwägen, welche Verschiebung der Machtverhältnisse durch die geringe Fruchtbarkeit der Bevölkerung Frankreichs herbeigeführt wurde. Im Jahre 1816 lebten in Frankreich auf der Geviertmeile 500 Menschen mehr als in Deutschland (ohne Oesterreich), im Jahre 1861 war umgekehrt die Geviertmeile in Deutschland um 300 Köpfe dichter bevölkert als in Frankreich — und heute wird Frankreich bereits an absoluter Volkszahl von Preußen und den verbündeten Staaten Nord- und Süddeutschlands übertroffen! Zwar daß die kleinen Städte unter 3000 Einwohnern in dem neuen napoleonischen Zeitalter um 12—14 % herabgekommen sind, wird keinen Kundigen befremden; ähnliche Erscheinungen hat die Epoche des centralisirenden Eisenbahnverkehrs überall in Europa gesehen. Aber das anhaltende Sinken der Bauerschaft, derweil Paris und Lille, St. Etienne und andere Fabrikplätze unaufhaltsam wachsen, ist unleugbar ein Zeichen socialer Krankheit. Wir beklagen auch nicht, gleich vielen patriotischen Franzosen, daß die gallische Rasse nicht mehr dieselbe Fruchtbarkeit zeigt wie im siebzehnten Jahrhundert oder noch heute in Canada; langsamere Volksvermehrung, Erschwerung der Ehen

pflegt ja in der Regel mit hochgesteigerter Cultur Hand in Hand zu gehen. Erwägen wir aber, daß Frankreich — Dank seiner Niederlassungsfreiheit und trotz des Zwangs-Coelibates seiner Soldaten sowie der 45,000 Weltgeistlichen — weniger Hagestolze zählt als irgend ein europäisches Land, so erscheint das Stillstehen der Bevölkerung in einem sehr trüben Lichte. Die anhaltende Abnahme der Zahl der Kinder (deren unter dem ersten Kaiser 4,1, unter dem zweiten 3,14 auf eine Ehe kamen) läßt sich, bei der nervösen Sinnlichkeit der modernen Menschen, im Durchschnitte schlechterdings nicht aus besonnener Klugheit erklären. Sie hängt zusammen entweder mit der sittlichen Verwüstung des Lasters oder mit der körperlichen Schwäche — und in der That hat die Ehelosigkeit des Heeres, die abermalige Vernichtung von 200,000 kräftigen Männerleben durch die Kriege des zweiten Kaiserreichs den Krüppeln und Schwächlingen die Eheschließung wesentlich erleichtert. Auch das Verbot der Vaterschaftsklage, das der rohe Lanzknechtsgeist des ersten Napoleon erließ, hat freilich die Zahl der unehelichen Geburten verringert und darum oft den Beifall der Manchestermänner gefunden; ernsteren Männern regt sich heute doch die Frage, ob nicht jenes drakonische Gesetz Verirrungen gefördert hat, welche der Leibeskraft und Sittlichkeit ungleich verderblicher sind?

Die französische Nation ist nicht mehr in der Lage, sich als die unbestritten erste Macht des Festlandes zu gebährden, sie muß sich wohl oder übel in den Zustand eines ernsthaft gemeinten europäischen Gleichgewichts finden. Wenn diese Thatsache der friedlichen Gesittung der Welt nur zum Segen gereichen kann, so erregt dagegen eine andere Folge der stockenden Volksvermehrung Frankreichs die Trauer jedes Denkenden. Die europäische Geschichte hebt an mit der Massenaristokratie der hellenischen Bürger, sie wird dereinst ihren Höhepunkt erreichen, wenn die Massenaristokratie der weißen Rasse die Länder jenseits des Weltmeeres beherrscht. In dem grandiosen Wettkampfe, der um diese schicksalsschweren Fragen sich erhebt, ist dem angelsächsischen Stamme das glücklichste Loos gefallen. Auch der Deutsche soll mit Vertrauen in diese große Zukunft blicken. Dafür ist längst gesorgt, daß deutscher Fleiß und deutsche Thatkraft am Mississippi und Yangtsekiang, in Chili wie in Japan würdige Vertreter finden; und seit dem Tage von Königgrätz dürfen wir auch hoffen, daß Deutschlands Volksthum und Sprache in den transatlantischen Ländern aufrecht bleiben werden. Der Franzose aber wird an diesem Wettstreite nur einen sehr

untergeordneten Antheil nehmen. Frankreich kennt keine Auswanderung. 200,000 Köpfe, die binnen 10 Jahren das Land verließen, bedeuten wenig; sie bedeuten fast nichts, wenn wir bedenken, daß die guten Köpfe der Mittelklassen sich schier sämmtlich zu den Beamtenstellen drängen und Frankreich nicht wie Deutschland oder England gesunde Jünglingskräfte, sondern zumeist verdorbene Subjecte in die Contore der transatlantischen Häfen schickt. Wer den vielgestaltigen Reichthum der europäischen Gesittung vollauf zu schätzen weiß, der wird schmerzlich beklagen, daß dies Versiegen der französischen Volkskraft eine unausfüllbare Lücke in der Cultur der Welt zu reißen droht. Aber die Würfel liegen bereits, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so muß Frankreich eine europäische Macht bleiben in jener gewaltigen Zukunft, da es eine Weltgeschichte geben wird, da Deutsche und Russen, Engländer und Nordamerikaner dem Welthandel neue Bahnen, der Menschenbildung neue Formen finden werden.

Hat jene Verwöhnung der städtischen Arbeiter, die das Gleichgewicht der wirthschaftlichen Kräfte so schwer gefährdet, dem Kaiserthume mindestens die treue Anhänglichkeit der verzogenen Kinder erworben? Wir zweifeln daran. Die Vortheile, welche das Kaiserreich den Ouvriers gewährt, lassen sich doch nicht vergleichen mit jener Erlösung aus namenlosem Drucke, die einst die Cäsaren Roms den Provinzbewohnern brachten. Der Arbeiter steht dem Bonapartismus minder feindlich gegenüber als weiland den Bourgeois und den Legitimisten, sein alter Haß gegen die Transporteurs des parlamentarischen Systemes ist noch nicht ganz verflogen. Auch das neuerdings von den Radikalen gepriesene Ziel der directen Volksherrschaft findet wenig Anhänger; für Theorien und Ideale ist in dieser Welt des business überhaupt kein Boden mehr. Ein Theil der Arbeiter begreift wirklich, was die Bonapartisten ihnen unablässig einschärfen, „daß allein eine starke und feste Regierung ihnen die Verbesserungen bringen kann, welche die Wühler vergeblich versprechen.“ Aber von herzlicher Dankbarkeit gegen den kaiserlichen Wohlthäter ist nichts zu spüren. Wenn die Gewaltigen des Kaiserreichs die schwieligen Fäuste liebkosen, wenn der bonapartistische Poet Mery den Arbeitern der Centralbuchdruckerei der Eisenbahnen zusingt:

> sachez bien que le jour viendra où de vos mains
> jaillira la lumière —

so zieht der vierte Stand daraus die Lehre, daß er das Kaiserreich

regiert, daß der Hof ihn fürchtet. Wahrhaftig, es führt nur ein kurzer Weg von solchen Schmeichelreden bis zu jenem gräßlichen Liede, das nach der Februarrevolution auf allen Gassen der Hauptstadt gebrüllt ward:

un jour viendra que le riche éclairé
donn'ra sa fille au forçat libéré!

Die Verhandlungen des Genfer Arbeitercongresses vom Jahre 1866 geben ein lehrreiches Bild von der veränderten Gesinnung dieser Klassen. Keine Rede mehr von der communistischen Schwärmerei vergangener Tage. Geschäftsmäßig, mit praktischem Geschick und drohendem Ernste wird verhandelt: die Arbeiter wollen selber Capitalisten werden, sie betrachten die Armuth und den Arbeitslohn als eine Schande und verlangen zum allermindesten die Herabsetzung der Arbeitszeit auf acht Stunden — während die Massen in der Februarrevolution noch zehn Stunden bewilligten. Auf dem neuesten Arbeitercongresse zu Brüssel wurde sogar die Ausgleichung der Bildung (égaliser les intelligences) gefordert, wenn die Welt zur wahren Gleichheit gelangen wolle. — Wenn die demi-monde von den Rennen von Vincennes nach dem eleganten Viertel von Notre Dame de Lorette heimkehrt — ein glänzendes Durcheinander von Cabs und Broughams und Chaisen, von englischen Rassepferden und schweren Percherons, von Livreedienern und grünen Postillonen — dann bildet das Sonntagspublikum Spalier die breiten Boulevards entlang, wirft drohende Blicke und Schimpfreden auf den Zug, und es geschieht wohl, daß einzelne Blousenmänner durch die Reihen brechen, um eine geputzte Dame aus dem Wagen zu reißen. Wer eine solche Scene gesehen, der muß sehr kindlich sein um zu wähnen, das Gewissen des Volkes erhebe sich gegen das prahlende Laster. Es ist die alte unsterbliche Scheelsucht gegen den Reichthum, und auch der Prunk des Hofes entgeht diesem Neide nicht. „Ich will mit Euren Händen arbeiten und Ihr sollt mit meinem Magen verdauen“ — so lautet nach den propos de Labienus der Grundvertrag, den Napoleon III. mit seinem Volke geschlossen, und Tausende theilen Rogeard's Meinung. Die politische Haltung dieser ungebildeten trotzigen Masse, die nicht durch Auswanderungen von ihren meisterlosen Elementen gesäubert wird, bleibt schlechterdings unberechenbar. Vor den letzten Gemeindewahlen in Marseille drohten die officiösen Blätter: wenn die Wahl gegen die Regierung ausfiele, so würden die öffentlichen Bauten der Stadt, die gegen 50,000 Menschen beschäftigten, aufhören — ein Versprechen, zu dessen Bewährung nachher natürlich der Muth

fehlte. Die Arbeiter stimmten trotzdem für die Opposition, nicht weil sie die Rhetoren der parlamentarischen Partei lieben, sondern weil ihnen die Regierung noch immer nicht genug gethan hat. Kurz, Arbeit und Capital zu versöhnen, ist auch den Zauberkünsten des monarchischen Socialismus nicht gelungen. —

Die Bevorzugung der städtischen Arbeiter vor dem Landvolke scheint auf den ersten Blick räthselhaft, da ja der Kaiser seinen Thron der Bauerschaft verdankt. Er hat sich oft mit Stolz einen Bauernkaiser genannt, oft versichert, daß er, gerechter als das Julikönigthum, die Hebung des Ackerbaues vollführen wolle vor der Reform der Handelspolitik. Er erklärt die Besserung der Landwirthschaft für wichtiger als den Umbau der Städte und verlangt von seinen Präfekten, daß sie dem Landbaue „den ihm gebührenden Rang unter den großen Interessen des Landes wieder verschaffen," worauf die Minister — da ein kaiserlicher Befehl bekanntlich immer ausgeführt wird — pflichtschuldigst betheuern, die erleuchteten Absichten Seiner Majestät seien längst erfüllt, die Landwirthschaft sei nie populärer und geachteter gewesen denn heute. Der Herzog v. Persigny pflegt diese bukolischen Neigungen des Kaiserreichs mit besonderem Eifer; regelmäßig erscheint er auf den landwirthschaftlichen Festen seiner Heimath, in der Landschaft Forez, um die Unschuld, die Treue, die Genügsamkeit der Bauern zu preisen gegenüber der Unruhe und dem Ständehasse der Städte. Auch die Präfekten haben längst gelernt die Weisen dieses bonapartischen Theokrit nachzusingen. Warum ist dennoch der Landbau das Stiefkind des Kaiserreichs geblieben? Die Bauern bilden die sicherste Stütze des Kaiserthums, ihre bonapartistische Gesinnung ist so leidenschaftlich, daß sich im Nothfalle gerade in den rohesten Strichen des Reiches eine Jacquerie für den Kaiser hervorrufen ließe. Eben darum dürfen die Bauern leichter vernachlässigt werden als die Ouvriers, von denen eine unmittelbare Gefahr droht. Auch bietet die Bescheidenheit und Langsamkeit der ländlichen Arbeit wenig Raum für jene glänzenden Paradestücke, deren die Tyrannis bedarf. Die Landwirthschaft ist das freieste Gewerbe, sie kann ohne einige Selbständigkeit der Landgemeinden nie zu nachhaltiger Blüthe gelangen und leidet daher unter dem instinctiven Widerwillen der Bureaukratie. Das Beamtenthum, durch und durch städtisch gebildet, steht dem Ackerbau mit vollendeter Unwissenheit gegenüber. Seit unvordenklicher Zeit gab es keinen Präfekten, der selbstthätiger Landwirth war; jene Verbindung der Verwaltungsstellen

mit dem großen Grundbesitze, die in dem preußischen Landrathsamte sich so trefflich bewährt, ist bei den socialen Verhältnissen Frankreichs undenkbar. Seit der Julirevolution steht der große Grundbesitz in dem Verdachte legitimistischer Gesinnung; das Bürgerkönigthum erwies dem Centralcongresse der Ackerbauer, welchem der alte bourbonische Minister Decazes vorstand, ein unverhohlenes Mißwollen, das sich seitdem in der Bureaukratie erhalten hat. Da überdies dem großen Grundeigenthum ein aristokratischer Zug anhaftet und namhafte technische Fortschritte des Landbaues in der Regel von diesen ländlichen Aristokraten ausgehen müssen, so gewährt auch die Presse in ihrem Gleichheitseifer den Reformbestrebungen der Landwirthschaft nur geringe Unterstützung.

In solcher Lage konnten die Beglückungsversuche des Kaisers nur geringen Erfolg haben, obgleich Napoleon III. für den Landbau immerhin tausendmal mehr geleistet hat als das Julikönigthum. Eine Menge landwirthschaftlicher Vereine wurden gegründet, zahllose Ausstellungen veranstaltet, wobei der Präfekt dem strebsamen Bauersmanne Ehrenzeichen mit blauen Bändchen anheftet, auch wohl in feierlichen Augenblicken männlicher Rührung einen keuschen Kuß auf die Lippen einer musterhaften Kuhmagd drückt. Großartige Creditanstalten sollten dem Capitalmangel der Bauern abhelfen, seit 1859 besteht auch eine reich ausgestattete Versicherungsanstalt für das flache Land. Den Elementarschulen wurde die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse zur Pflicht gemacht, im Jahre 1866 unter großem Lärmen eine Staatsuntersuchung über alle erdenklichen Verhältnisse des Landbaues veranstaltet. Die öden Landes des Südwestens hat der Staat mit ungeheuren Kosten urbar gemacht und an kleine Besitzer ausgetheilt, dergestalt, daß die Gascogne heute nur noch 9500 Hectaren unbebauten Landes (vor 11 Jahren 283,000) besitzt. In den verwahrlosten Strichen der Sologne und des Berry legte der Kaiser selbst Mustergüter an, deren mit unverhältnißmäßigem Aufwande erzielte technische Erfolge freilich dem armen Bauer kein Vorbild geben. Das größte Verdienst indessen, das sich der Kaiser um die Landwirthschaft erwarb, liegt in seiner Handelspolitik. Als Napoleon III. unter dem gehässigen Widerstreben der Grundbesitzer zuerst den Zoll auf Leinwand und Vieh herabsetzte, dann alle landwirthschaftlichen Schutzzölle aufhob und die Wandelscala gänzlich beseitigte, da vollführte er eine heilsame Reform, die ein unbefangeneres Geschlecht ihm dereinst danken wird.

Doch leider werden die wohlmeinenden Absichten des Monarchen stets durch bureaukratische Afterweisheit durchkreuzt. Die landwirthschaftlichen Vereine stehen unter der Aufsicht der Präfekten und gedeihen darum nur kümmerlich. Ihre Vereinigung unter einem gemeinsamen Mittelpunkte gilt für gefährlich; noch vor Kurzem wurde ein Congreß der Weinbauer verboten. Während der Handelsstand seine Handelskammern selbst wählt, ernennt der Präfekt das conseil, das ihm in landwirthschaftlichen Fragen technische Gutachten giebt. So fügt es sich oft, daß in dem landwirthschaftlichen Rathe kein einziger großer Grundbesitzer tagt; der Präfekt führt den Vorsitz und ernennt den Secretär. Die bureaukratische Allwissenheit erdreistet sich nicht selten die Ernte zu verbieten, wenn das Getreide nach der Ansicht des Präfekten noch nicht reif ist, sie verbietet das Aufharken des Strohes, weil die socialistische Tyrannis auch für die Aehrenleser sorgen muß — und was der Abderitenstreiche mehr sind, die Herr von Esterno in seiner einseitigen aber lehrreichen Schrift les privilégiés de l'ancien régime et les privilégiés du nouveau geschildert hat. Wenn das System der Vicinalwege, allen Mahnungen des Kaisers zum Trotz, sich nicht entwickeln will und einige Striche von Mittelfrankreich an das römische Gallien erinnern, da prächtige Kaiserstraßen durch ein unwegsames Land zogen, so liegt die Schuld wiederum an der bureaukratischen Verwaltung. Nur selbständige Gemeinden schaffen Vicinalwege; desgleichen nur selbständige Gemeinden gewähren Abhilfe für den Mißstand, daß der Bauerbursch die elementaren Begriffe der Theorie seines Gewerbes niemals kennen lernt.

Die mit so vielem Pomp in Scene gesetzten Creditanstalten sind, ergriffen von dem Schwindelgeiste der Epoche, dem anspruchslosen Gewerbe des Landmannes fast gar nicht zu gute gekommen. Die Gesellschaft des crédit foncier verwendete in 13 Jahren (1852—65) 714 Millionen, die Hälfte davon für den Umbau von Paris, für das flache Land nur die lächerlich geringe Summe von 57 Millionen. Auch die cités ouvrières haben bald auf den Beistand dieser Gesellschaft verzichtet, da ein wahrhaft gemeinnütziges Unternehmen die hohen Zinsen, welche der Speculant verlangt, nicht erschwingen kann. Ebenso unfruchtbar für den Landbau blieb der sogenannte crédit agricole. Noch mehr: die Steuereinnehmer, die amtlichen Agenten des crédit foncier, erhalten Prämien für jedes Capital, das sie der Gesellschaft zuführen, sie bemühen sich also, die Ersparnisse des Bauern nach Paris

zu locken, statt die Capitalien der Hauptstadt im Landbau anzulegen. Bedeutende landwirthschaftliche Genossenschaften zum Schutze gegen Hochwasser u. dgl. sind nirgends vorhanden; das Börsenspiel, die hohe Dividende der Pariser Creditgesellschaften erscheint lockender. Sobald aber der Bauer der Speculation verfällt, entfremdet er sich seinem bescheidenen Gewerbe. So leidet der Landmann zwiefach unter dem monarchischen Socialismus: die Capitalien des flachen Landes fließen nach der Hauptstadt, und zugleich steigt der ländliche Arbeitslohn, da der Umbau der Städte die Tagelöhner hinwegführt.

Der bureaukratische Schlendrian hat selbst dies ruhelose Regiment verhindert, an die alten fehlerhaften Gesetze, die den Landmann drücken, die bessernde Hand zu legen. Der code rural, daran seit dem Jahre 1808 fünf Systeme arbeiteten, harrt noch immer der Vollendung. Der segensreiche Grundsatz der freien Theilbarkeit des Bodens wirkt offenbar verderblich, wenn nicht die Zusammenlegung der Grundstücke erleichtert wird. Aber die hohe Besteuerung der Ackervertauschung, welche die Bourbonen nach dem Muster Preußens und Englands abschafften, wurde durch die Orleans wieder eingeführt und besteht noch heute, dergestalt daß Zusammenlegungen der weit zerstreuten Parcellen kaum jemals vorkommen. Die Abgaben für den Verkauf von Grundstücken und die damit verbundenen Gerichtskosten belaufen sich auf 10% des Werthes: im Jahre 1862 wurden für 2 Milliarden Grundstücke verkauft mit einem Aufwande von 214 Millionen an Kosten und Steuern. Nicht minder lästig wirkt die noch immer unveränderte Hypothekenordnung mit ihren leidigen Kosten und Förmlichkeiten. Nicht die directen Steuern erdrücken den Bauer, wie die Oppositionsredner behaupten; auch nicht die unvernünftige Thür- und Fenstersteuer — denn jene fensterlosen Höhlen, welche dem Nordländer so widerwärtig in die Augen stechen, sind bei den Lebensgewohnheiten der Südländer keineswegs unerträglich. Aber die Creditlosigkeit, gefördert durch eine unter der Herrschaft des städtischen Mittelstandes zu Stande gekommene Agrargesetzgebung und durch die Speculationswuth des Kaiserreichs, lastet schwer auf dem Landmanne. Von 7,846 Millionen Grundeigenthümern waren im Jahre 1850 drei Millionen steuerfrei wegen Zahlungsunfähigkeit. Die Unterwerfung des flachen Landes unter die Macht des städtischen Capitals, dies alte Leiden Italiens, beginnt auch in Frankreich einzureißen; sehr häufig wird der kleine Bauer in den parcellirten Küstenstrichen des Canals von den Fabrikanten von Rouen

und Elbeuf ausgekauft. Selbst für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums auf dem Lande ist nicht genugsam gesorgt. Solche Ungleichheit wird schwer empfunden in einem Volke, das mit allen Privilegien gebrochen hat.

Das wunderbar reiche Land, dessen unermeßliche Hilfsmittel nicht leicht überschätzt werden können, hat im Anfange des Kaiserreichs drei Mißernten hintereinander, die Cholera, wiederholte Kriege und Ueberschwemmungen ohne sonderliche Beschwerden überstanden. Der Landbau zog, wie billig, von dem neu erwachten volkswirthschaftlichen Eifer einigen Vortheil. Wir erinnern nur an die Zucht der Pferde, deren Zahl und Werth trotz der Eisenbahnen sich namhaft gehoben hat. Die Ausfuhr der Percherons nimmt jährlich zu, und französische Renner haben wiederholt auf den Bahnen von Baden und Paris deutsche und englische Rosse aus dem Felde geschlagen. Auch sind wir keineswegs der Ansicht vieler conservativer Politiker, daß der Uebergang zum englischen Pachtsysteme dem französischen Landbaue noth thue. Hier handelt es sich um feststehende sittliche Begriffe der Nation, welche mächtiger sind als Parteidoctrinen. Mag der englische Pächter technisch glänzendere Erfolge erzielen — in seinen Millionen freier Bauern besitzt Frankreich einen sittlichen Schatz, dessen politischer Werth leicht bei einem europäischen Kriege den Zweiflern sich erhärten kann. Aber die goldenen Berge, welche das Kaiserreich den Bauern versprach, sind doch ein Traum geblieben. Noch immer kennt der unwissende capitallose kleine Landwirth die Düngerbenutzung sehr wenig, die Drainage fast gar nicht, noch immer ertönt die alte Klage der Fachmänner, daß die Landwirthschaft sich einseitig auf den Getreidebau richte, Viehzucht und Wiesenbau vernachlässige. Der Landbau ist auch unter dem Bauernkaiser das unscheinbarste Gewerbe geblieben, unvergleichlich weniger ehrenvoll und einträglich als Beamtenthum und Barreau, Industrie und Börse. —

Während die Landwirthschaft ihr altes Siechthum nicht verwinden konnte, ward dagegen für den Handel und Gewerbfleiß eine neue glücklichere Zeit heraufgeführt durch eine That des Kaisers, welche, schon halb vergessen von den undankbaren Zeitgenossen, allein genügt dem Namen Napoleon's III. unvergängliche Dauer zu sichern. Um die Freiheit des Handels zu gründen, mußte der Kaiser brechen mit einigen Glaubenssätzen der napoleonischen Religion, mit den bureaukratischen Gewohnheiten und volksthümlichen Vorurtheilen, ja geradezu mit der histo-

rischen Ueberlieferung seines Staates. Er hatte einst die schutzzöllnerischen Gedanken des Oheims gläubig verehrt, dann ward er ein Augenzeuge der kühnen Schwenkung Robert Peel's und lernte später von Cavour, von Michel Chevalier und jenen Fortschrittsconservativen des Julikönigthums, den Morny und Girardin, welche längst durch ihre freihändlerischen Wünsche die Bourgeoisie erbittert hatten. Aber selbst Girardin erwartete erst in einer fernen Zukunft den Abfall der Regierung von der uralten Gewohnheit des Prohibitivsystems. Der Kaiser hatte inzwischen die veränderten Lebensbedingungen des Welthandels verstanden; und daß er es wagte sich in die hohe Fluth des modernen Verkehrslebens zu stürzen, daß er zu lernen vermochte von der wachsenden Zeit, daß er einmal doch der Selbstsucht der Stände eine monarchische That gleichaustheilender Gerechtigkeit entgegenstellte, darin liegt der beste Ruhm seiner Regierung. Er sah voraus, daß eine Reform der unhaltbaren Tarife von Frankreich und England unvermeidlich bevorstand, eine Reform, welche ohne gegenseitige Verständigung die Gewerbsinteressen beider Länder zu verwirren drohte. Er benutzte nun den günstigen Zeitpunkt, da das Ansehen des Kaiserreichs nach den italienischen Erfolgen auf der Höhe stand, um mit Fachmännern beider Staaten, vornehmlich mit Cobden und Chevalier, die bei der großen Verschiedenheit der zwei Tarife überaus schwierige Ausgleichung der gegenseitigen Ansprüche zu versuchen. Am 23. Januar 1860 wird dann der Handelsvertrag geschlossen. Mit Fug und Recht steht heute die Bildsäule Richard Cobden's im Schlosse von Versailles unter Frankreichs Größen. Wenn die Summe der gesammten Aus- und Einfuhr des Staates im Jahre 1850 nur 2500, 1865 aber 7614 Millionen Franken betrug, wenn die Ausfuhr, namentlich der articles de Paris und jener feineren Waaren, an denen der geschmackvolle Schönheitssinn der Franzosen zur Geltung gelangt, ganz unverhältnißmäßig gestiegen ist: so müssen solche Zahlen jedem Unbefangenen den Segen des freien Handels erhärten — trotz der anerkannten Kunstfertigkeit der kaiserlichen Statistik, welche stets beweist, was sie beweisen will.

Politische und wirthschaftliche Rücksichten zwangen den Kaiser, die Handelsfreiheit auf dem Wege der Differentialzölle und Handelsverträge zu erstreben. Es galt die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers zu umgehen, welche bei einer allgemeinen gesetzlichen Tarifveränderung sich nicht vermeiden ließ. Es galt ferner die anderen

Nachbarstaaten durch die Furcht vor dem Verluste des französischen Marktes gleichfalls in die Bahn des freien Handels zu treiben und doch dem Gewerbfleiße Frankreichs einige Entschädigung zu sichern. Vornehmlich lag dem Erwählten des Volkes am Herzen, als der Friedensbringer und Bahnbrecher eines europäischen Fortschrittes zu erscheinen. Er mußte zu der Handelskammer von Lyon sagen können: „Frankreich giebt in Europa den Anstoß zu allen großen und hochherzigen Gedanken,“ und dergestalt durch die Beschwichtigung der nationalen Eitelkeit viele verletzte Klasseninteressen versöhnen. Nun drängten sich in rascher Folge die Verhandlungen mit Belgien, Italien, Deutschland. Die Diplomatie schien, gemäß dem holden Traume der Friedensapostel, gänzlich in der Handelspolitik aufzugehen, und es entstand jene neue menschlichste Form der Handelsverträge, welche nicht mehr danach trachtet den Verhandelnden Vorzugsrechte zu sichern, sondern lediglich verhindern will, daß Dritten ein Vorrecht eingeräumt werde. Durch diese Kette von Handelsverträgen, durch den Paßvertrag mit England u. s. w. ist der freie Markt Westeuropas gegründet, das von dem Oheim mit arglistiger Herrschsucht erstrebte europäische Föderativsystem in einem gerechten und verständigen Sinne verwirklicht worden. Mit Genugthuung konnte der Kaiser verkünden: „da ist sie endlich vollzogen, jene so lange vorhergesagte schreckliche Invasion auf den englischen Boden“ — und seine Nation auffordern „muthig ein neues Zeitalter des Friedens einzuweihen.“

Wohl erregt solche despotische Völkerbeglückung nicht eine so ungetrübte Befriedigung wie einst jenes erhebende Schauspiel der Klärung der Geister im freien Kampfe, welches der Abschaffung der englischen Korngesetze vorausging. Frankreichs Freihändler klagten vormals, daß ihnen die Verbreitung ihrer Grundsätze durch das freie Wort versagt sei, jetzt aber nahmen sie den coup d'autorité mit Freude, ja mit Stolz hin. Sicherlich ein trauriger Beweis für die Unfertigkeit der politischen Bildung. Doch das harte Wort muß gesagt werden, ohne jenen kaiserlichen Machtbefehl würde Frankreich noch jahrzehntelang der Segnungen der Handelsfreiheit entbehren. Die erschreckende Unwissenheit und Selbstsucht der meisten Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, die in tausend Gewerbs- und Schwindelgeschäfte verflochten sind, gestattet daran keinen Zweifel, daß eine parlamentarische Reform der Handelspolitik unmöglich war. Der monarchische Wille hat in diesem einen Falle nicht blos die Gesetze verbessert, sondern auch die

Erziehung der Nation zur Freiheit gefördert — wenn anders wir die Freiheit nicht allein in Kammerdebatten suchen. Der politisch günstige Zeitpunkt der Reform war volkswirthschaftlich sehr unglücklich gewählt. Das Land litt unter der Mißernte von 1861, das Baumwollengeschäft unter dem amerikanischen Kriege; einzelne Zweige der Industrie waren der englischen Concurrenz in der That nicht gewachsen. Dennoch gewinnt die freihändlerische Gesinnung des Südens und Westens langsam das Uebergewicht über die schutzzöllnerische Seelenangst des Nordens. Wenn in Frankreich im vergangenen Jahrzehnt nur 10 Pfd. Kaffee und 3 Pfd. Zucker, in dem von der Natur ungleich weniger begünstigten Zollvereine 10½ Pfd. Kaffee und 4 Pfd. Zucker auf den Kopf der Bevölkerung verzehrt wurden, so mag man immerhin die verschiedenen Consumtionsgewohnheiten der Nordländer und der Südländer berücksichtigen; so viel erhellt doch aus diesen und ähnlichen Zahlen, daß die Volkswirthschaft des gesegneten Landes noch nicht leistet was sie vermag. In der Presse vornehmlich wird die Ueberzeugung immer lebendiger, daß nur die Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte die Machtmittel des Landes ganz verwerthen kann; ein Rückfall in das Prohibitivsystem scheint nach der praktischen Schule der letzten Jahre unmöglich. Der freie Handel aber giebt dem modernen Menschen erst das volle Bewußtsein seiner persönlichen Kraft. Seltsam genug, ein Gewaltstreich der bureaukratischen Regierung hat die erste breite Bresche in das System bureaukratischer Bevormundung gelegt. Das Wort Napoleon's III.: „je reicher und glücklicher ein Volk ist, desto mehr trägt es bei zu dem Reichthum und dem Glücke der anderen," ist bereits zu einem Gemeinplatze in Frankreich geworden. Es steht zu hoffen, daß man lernen wird diese humane Grundwahrheit der modernen Staatskunst auch auf das Verhältniß der Stände und auf die auswärtige Politik anzuwenden.

Der berufene Ausspruch: „Frankreich ist reich genug seinen Ruhm zu bezahlen" entbehrt nicht jedes Grundes; die ungeheure Kraft der Arbeit und des Sparens in der modernen Volkswirthschaft übertrifft jede Voraussicht. Vielleicht niemals hat das Festland ein so gewaltiges wirthschaftliches Schaffen gesehen, wie in den beiden großen Speculationsepochen des Kaiserreichs, nach dem Staatsstreiche und nach dem Krimkriege. Es war die Zeit, da Girardin sagte: **il n'y a plus rien à faire aujourd'hui que de se faire millionaire.** Selbst dies unermüdliche kaiserliche Regiment vermag den colossalen Fort-

schritten des Verkehres nicht zu folgen. Die Postreform, die Ausdehnung der Telegraphenlinien, nach dem Staatsstreiche vielbewundert, genügen längst nicht mehr. Zu dem alten Eisenbahnnetze der sechs großen Gesellschaften ist ein zweites hinzugetreten, neuerdings noch ein drittes; während im Jahre 1857 1330 Kilometer Eisenbahnen vollendet waren, sind gegenwärtig 21,050 Kilometer fertig oder im Bau, und jeder Tag bringt neue Baupläne. Die Leistungen des Kaiserthums auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik stellen die Thaten der Bourbonen und Orleans gänzlich in Schatten; doch sie kranken vornehmlich an zwei Gebrechen, welche wiederum auf die politischen Grundschäden des Systemes zurückführen. Die überspannte Centralisation lastet auch auf dem Verkehre; das Monopol der Bank steht noch immer aufrecht, ja die Bank von Frankreich ist thatsächlich nur die Bank von Paris, ihr Credit kommt überwiegend der Hauptstadt zu gute. Und jener Geist prahlerischen Schwindels, der im Wesen der demokratischen Tyrannis liegt, hat gerade in dem industriellen Leben eine furchtbare Höhe erreicht: ein goldener Regen soll die um ihre idealen Güter betrogene Bourgeoisie trösten. Das Börsenspiel ist freilich alt auf dem Boden von Paris, ja es wirkte in einer Zeit unentwickelter Volkswirthschaft, in den Tagen Law's, offenbar weit verderblicher als heute, da ein Theil der Börsenspeculanten doch das Amt der Pioniere versieht für ernste Geschäfte. Aber jene 9928 Millionen fremder Anleihen, welche in den zehn Jahren nach 1855 an der Pariser Börse negociirt wurden (im Jahre 1863 allein 1205 Millionen), deuten doch auf einen Zustand des Fiebers, um so mehr, da die schwindelhaften Anleihen der allerverrufensten Staaten, Oesterreichs und Mexicos, Italiens und Spaniens, Rußlands und der Türkei, sich der absonderlichen Gunst der Pariser Börsengrößen erfreuten. Wenn schwermüthige Gelehrte die Schlemmer des zweiten Kaiserreiches an das alte Rom erinnern, so lautet die Antwort: der moderne Reichthum ist erarbeitet, der der Römer war zusammengeraubt. Indeß Angesichts der Firmen Mirès und Solar, Pereire u. Co. und so vieler anderer neu entstandener schimpflicher Vermögen erscheint auch dieser letzte Trost von zweifelhafter Kraft.

Die Regierung selber leidet längst unter der künstlich aufgeschwellten Uebermacht der Börse, sie ist gezwungen in ihren politischen Plänen eine höchst unziemliche Rücksicht auf die Baisse zu nehmen — und sie erntet damit nur die Früchte ihres Thuns. Die Staatsgewalt des

Bonapartismus wähnt sich verpflichtet, auch dem Capitale der Nation seine Wege zu zeigen. Sie hat die Besitzenden verleitet, Milliarden in Italien, Mexico, Oesterreich anzulegen; und Jedermann weiß, wie viel parteiische Gunst der Staat den neuen Creditanstalten geschenkt hat, wie schamlos die Gesellschaft des Credit Mobilier die wichtigsten Verkehrsinteressen des Landes zur Bereicherung ihrer leitenden Firmen ausbeuten durfte. Der Gedanke einer Creditgesellschaft, welche nur dazu dienen soll, neue Anlageplätze für das Capital zu finden, neue Actienunternehmungen hervorzurufen, entspricht offenbar dem Charakter eines bureaukratischen Staates, wo Jedermann gewöhnt ist dem Antriebe von oben zu folgen; er hat darum in den Ländern selbständigster Geschäftsübung, in England und Nordamerika, niemals ernsthaften Anklang gefunden. Die Gesellschaft erlebte einige Jahre blendenden Glanzes, welche selbst den Londoner Economist zu vorzeitigem Lobe verführten; nachher in jener Epoche des Mißtrauens, die seit dem Jahre 1864 auf dem Verkehre lastet, ward offenbar, daß die Vereinigung so massenhafter und grundverschiedener Unternehmungen in Einer Hand über das Maß menschlicher Geisteskraft hinausgeht. Die glänzende Unternehmung eilt dem Untergange zu; das System wußte auch hier nur Kräfte zu wecken, nicht sie fortzuleiten und zu erhalten. Erwägen wir solche Erfahrungen, so wird verständlich, warum einer unserer ersten deutschen Geschäftsmänner, ein rechter Vertreter des alten Bürgerthumes, traurig zu sagen pflegte: „solche Zeiten wie unter Ludwig Philipp werden wir doch nie wiedersehen!“ Die Ausdehnung der Geschäfte ist unermeßlich gestiegen seit dem Bürgerkönigthum, aber die fieberische Vielgeschäftigkeit des socialistischen Staates, die rohe Genußsucht der Epoche lassen auch die wirthschaftliche Thätigkeit wie ein Abenteuer, ein vermessenes Spiel erscheinen. Zudem wird die Capitalbildung immer von Neuem durch Hofprunk und Kriege, durch die unerhörte Leichtfertigkeit der Finanzverwaltung gestört. —

Wenn irgend eine der Versprechungen des Prätendenten nicht erfüllt ward, so sind es sicher die Verheißungen napoleonischer Sparsamkeit, welche in den Schriften Ludwig Bonaparte's, unter heftigen Ausfällen gegen die Verschwendung des Parlamentarismus, immer wiederkehren. Der Neffe kann weder wie der Oheim durch die Tribute unterjochter Länder den eigenen Staat entlasten, noch besitzt er das finanzielle Talent, den soldatischen Ordnungssinn des Ahnherrn. Das

beliebte Schlagwort der Unzufriedenen „Freiheit oder Bankerott“ ist freilich eine Phrase, genau so leer und frivol wie die andere „Freiheit oder Krieg.“ Die Finanzen des Kaiserreichs stehen noch keineswegs so rettungslos, wie einst das Budget des alten Regimes vor der Revolution; wir können auch mit nichten zugeben, daß der Staatshaushalt in der parlamentarischen Epoche sich durch Ordnung und Sparsamkeit ausgezeichnet habe. Nur die Restauration hat die Finanzen musterhaft verwaltet — durch Bureaukraten wie Villele und Louis, welche der constitutionellen Doctrin keineswegs nahe standen. In der Blüthezeit des Parlamentarismus dagegen stieg die Verschuldung des Staates unaufhaltsam, obgleich das Julikönigthum für das Wohlsein der Vielen und die Macht des Reiches nur Geringes leistete. Auch die Unklarheit und Unsicherheit des Budgets ist ein Vermächtniß der parlamentarischen Zeit. Schon im Januar 1848 erhob Lasteyrie die berechtigte Klage: „das Schaugerüste unseres Budgets ist angefüllt mit Täuschungen und Fictionen.“ Die letzte Anleihe des Julikönigthums, 1847, wurde abgeschlossen zu dem Curse von 75 Francs 15 Centimes; aber die Renten wurden sofort in das große Buch eingetragen, während das Capital erst in zwei Jahren allmählich eingezahlt wurde; daraus ergiebt sich ein Curs, nur wenig günstiger als jener, den das Kaiserreich heute, nach ungleich größeren Leistungen für das Gemeinwohl, zu erreichen vermag. Der bekannte kurz vor dem Februar geschriebene Brief des Herzogs von Joinville giebt über die Bedrängniß der Staatswirthschaft der Bourgeoisie unzweideutigen Aufschluß.

Die socialistische Tyrannis will Großes schaffen und darf darum vor erhöhten Ausgaben und neuen Schulden nicht zurückschrecken; sie hat sogar die Amortisation der Schuld mehrmals ausgesetzt oder beschränkt, und allerdings mußte schon unter dem Julikönigthum der verständige Zweifel laut werden: wozu dies verlustvolle Amortisiren, wenn gleichzeitig neue größere Schulden aufgenommen werden? Das Kaiserreich will die nothwendig steigenden Staatsausgaben durch ein noch rascheres Fortschreiten der Volkswirthschaft ausgleichen. Ein solches System wird nicht verurtheilt durch die Aufführung einiger großer Zahlen. Wir müssen vielmehr fragen: ist der Volkswohlstand wirklich schneller gewachsen als die Belastung des Staates? und sind die ungeheuren Staatsausgaben in Wahrheit productiv gewesen? Die Antwort auf die erste Frage ist zweifelhaft, auf die zweite kann nur ein bestimmtes Nein erwidert werden.

Die Schuldenlast ist an sich mit nichten unerschwinglich; wenn Großbritannien seine 19 Milliarden mit Leichtigkeit erträgt, so wird Frankreich unter einer Last von 12 Milliarden und 133 Millionen nicht verbluten. Auch an Steuern kann das reiche Land bei einem rationellen Steuersysteme noch weit mehr aufbringen als heute — sicherlich 2½ Milliarden. Die Behauptung des verdienten Statistikers Horn, daß jeder Franzose ein Viertel seines Einkommens an den Staat entrichte, muß Unbefangenen als eine Uebertreibung des Parteihasses erscheinen. Aber die mangelhafte Vertheilung der Steuerlast, die durch den Staat selbst verschuldete Bedrängniß des Landmannes machen eine Erhöhung der directen Steuern unausführbar; der Staat sieht sich bei jedem neuen Bedarf auf die indirecten Abgaben und auf Anleihen angewiesen. Und in welcher rasenden Steigerung sind Ausgaben und Schulden gewachsen! Das Ausgabebudget hat längst die dritte Milliarde angebrochen und wird selbstverständlich nie wieder auf 2 Milliarden herabgehen; sehr treffend rief einst Thiers, als das Budget über die erste Milliarde hinausschritt: saluez ce milliard, vous ne le reverrez plus! Das Kaiserreich verzehrt im Jahre durchschnittlich 800 Millionen mehr als das Bürgerkönigthum; der Staat hat 5 Milliarden — und soeben wieder 440 Millionen — die Gemeinden und Departements 2 Milliarden neuer Schulden aufgenommen. Wenngleich in derselben Zeit der Güterverkehr auf den Eisenbahnen sich verzwölffachte, die Zahl der Dampfmaschinen von 7779 auf 25,027 stieg, die Kohlengruben eine Ausbeute von 11 Millionen Tonnen i. J. 1864 lieferten — erheblich mehr als der Betrag der gesammten europäischen Kohlenproduction, den Villefosse für das Jahr 1808 berechnete — so bleibt trotz alledem bei dem schwindelhaften Wesen des neuen Geschäftslebens schwer zu sagen, ob der Volkswohlstand mit den gewaltigen Sprüngen des Budgets auch nur gleichen Schritt gehalten hat.

Und wozu wurden jene colossalen Summen verwendet? Wir sahen oben, daß von den für öffentliche Arbeiten verbrauchten Capitalien ein Theil, aber auch nur ein Theil als productiv gelten kann. Auch die 1348 Millionen, welche der Krimkrieg verschlang, und die Kosten des italienischen Feldzugs muß der Politiker als productiv ansehen — die Manchesterschule mag uns solche Ketzerei verzeihen. Aber wie furchtbar ist die alte Verschwendung und Unredlichkeit der Bureaukratie unter der materialistischen Geistlosigkeit dieses Systemes

gestiegen! Wie viele Millionen wandern bei jeder großen Staatsunternehmung in die Taschen unsauberer Bauherren und Börsenschwindler! Der Hof, die Kammern und die höchsten Staatsbehörden verlangten unter Ludwig Philipp 31,5 Millionen jährlich; das Kaiserreich muß seinen Getreuen anderen Lohn bieten und bedarf für diese Zwecke 58,5 Millionen, für den Hof allein 26,5 Millionen, während der Bürgerkönig sich mit 13,3 Millionen begnügte. Selbst diese Ausgaben rechnet die Hofpresse dem Kaiser zum Ruhme an; sie stellt wie eine neue wissenschaftliche Entdeckung den Satz auf, daß der Luxus, der doch nur als ein Symptom gesteigerten Volkswohlstandes berechtigt und erfreulich ist, geradezu neue Werthe schaffe — jene alte Lehre vom „Geld unter die Leute bringen," welche einst in Deutschland zur Zeit der polnischen Auguste und der schwäbischen Karle von ergebenen Federn gepredigt ward. Aber wird ein Ammenmärchen, das vor hundert Jahren selbst die geduldigen Völkchen am Nesenbach und an der Oberelbe kaum beschwichtigte, heute bei einer stolzen unbotmäßigen Nation auf die Dauer Glauben finden?

Vor einigen Jahren wähnte der Bonapartismus das Mittel zu kostenfreier Befriedigung der nationalen Ruhmsucht gefunden: überseeische Heerfahrten in halbbarbarische Länder sollten durch Beute und Tribute ihre Auslagen selber decken. Doch schon die Züge nach China und Cochinchina brachten ein zweifelhaftes finanzielles Ergebniß; dann beschwerte vollends die unbegreifliche Thorheit der mexicanischen Expedition den Staat zwecklos und ruhmlos mit der Last einer neuen Milliarde, und seitdem sind die Heeresausgaben — la grosse affaire du budget — unermeßlich gestiegen. Es ist nur der natürliche Gang der Politik, wenn der Staat jetzt alte Unterlassungssünden sühnt und auf den Ruhm der ersten Militärmacht nicht verzichten will; ja wir fürchten, unter einem Ministerium Thiers würde das Militärbudget sich noch höher stellen, ein sinnloser Krieg gegen das neue Deutschland längst begonnen sein. Dennoch steht das Kaiserreich den Zornreden der Opposition mit schlechtem Gewissen gegenüber; denn allein seine eigene Schuld, das unselige Unternehmen gegen Mexico, hat die heutigen Rüstungen zur Nothwendigkeit gemacht. Der tüchtigste Finanzmann des Bonapartismus, Fould, erschöpfte sich in Warnungen und Mahnungen; seit seinem Tode besitzt das Kaiserreich nur zwei Männer, welche einiges Ansehen an der Börse genießen, Germiny und Vuitry. Die Staatsgläubiger, längst besorgt, verlangen um ihrer Sicherheit

wollen schärfere parlamentarische Controle über die Finanzen. Die bedeutenden Zeichnungen für die jüngste Anleihe können keineswegs als ein Anzeichen festen Staatscredits gelten, da die Handelsstockung zahlreiche unbeschäftigte Capitalien auf den Markt wirft und der Speculant nach bösen Erfahrungen sich vor anderen Börsenpapieren fürchtet. Der ernste Politiker aber darf sich nicht begnügen mit dem Witzworte des Herrn Thiers: „wenn es gefährlich ist, wie man sagt, die Freiheit zu besitzen, so ist es doch sehr kostspielig, sie zu entbehren;“ er soll vielmehr den schweren principiellen Widerspruch in diesem seltsamen Staatshaushalte erkennen. Die Staatsausgaben sind durch den monarchischen Socialismus von Grund aus verändert worden, aber das System der Staatseinnahmen hat sich, wenn wir von der Zollreform absehen, nicht wesentlich umgestaltet; ein schöpferischer staatswirthschaftlicher Gedanke, der die Mittel der Nation für die Politik der Volksbeglückung von oben flüssig machte, ist nirgends aufgetaucht. —

Wie oft ward in der allgemeinen Verdummung der Gesellschaft unter der Republik die Sehnsucht ausgesprochen: gewährt uns das Recht auf Ruhe, und der französische Genius wird sich zu neuem Fluge erheben! Die Ruhe kam, Ruhe im Ueberschwang, doch die ersehnte Blüthe des geistigen Lebens blieb aus; sie mußte ausbleiben, bewies doch jene Klage selber, daß die Welt sich gewöhnt hatte das Denken als einen Luxus, als eine Beschäftigung für Mußestunden zu betrachten. Das aristokratische Königthum der alten Zeit mochte in den bevorzugten Ständen bedeutende Persönlichkeiten ertragen; unter einem Despotismus, der sich auf der vollendeten socialen Gleichheit auferbaut, kann die Kraft der Geister und der Herzen nicht hoch stehen. Mag der Bonapartismus immerhin die Trachten und Ceremonien von Versailles sich zum Vorbilde wählen — die Tage Racine's und Moliere's sind dahin, und auch die feine Sitte Ludwig's XIV. ist nicht wiedergekehrt. Der neue Hof bleibt doch eine Gesellschaft von Emporkömmlingen und Abenteurern; die Morny, Walewski und Prosper Merimée werden durch ihre sonderbaren Beziehungen zu dem Kaiserhause noch nicht zu vornehmen Männern. Der Kaiser, der im persönlichen Verkehre nicht gesuchte Herablassung, sondern die natürliche Einfachheit des verständigen, im Leben geschulten Mannes zeigt, mag doch an seinem Hofe den geschmacklosen Prunk der Glücksritter nicht

entbehren. Nicht nur die Charaktere sind selten in diesem Gewirr des Spieles und des Scheines, darin der tadellose Patriotismus Thouvenel's sehr einsam stand; auch der Glaube an die selbstlose Treue, an das gute Gewissen der Mächtigen ist fast verschwunden. Schamloser noch als unter dem Bürgerkönige wird dem Mammon geopfert; die Gier nach Gold und Genuß, die Furcht, lächerlich zu erscheinen durch irgend welche idealistische Schwachheit, bilden die herrschende Gesinnung in weiten Kreisen der blasirten Jugend. Als vor einiger Zeit ein vom Hofe geschätzter Speculant nach unglücklichem Börsenspiele sich erhenkte, da ging den Journalen die Weisung zu, man solle die Familie schonen, den Vermögensverlust verschweigen und andeuten, daß der Mann wegen der Untreue seiner Frau seinem Leben ein Ende gemacht habe. Solche kleine Züge offenbaren deutlicher als lange Schilderungen, mit welchem Maße diese Gesellschaft die Güter des Lebens mißt.

Paris bildet wieder wie unter der Regentschaft die hohe Schule für das Laster aller Welt; Frankreichs Civilisation — jenes der ersten Revolution noch unbekannte Zauberwort, das heute die Köpfe der Franzosen berauscht — zeigt sich vornehmlich in der Propaganda der Unsittlichkeit. Längst leiten denkende Engländer die unweibliche Keckheit, die zunehmende Roheit ihrer Damen von dem Pariser Muster her; und wir Deutschen machen in jenen Spielhöllen, die von unserer kleinbürgerlichen Schwachherzigkeit den Fremden geöffnet und darum von dem echten Pariser zu Frankreich gerechnet werden, alltäglich die Erfahrung, daß die vollendete Frechheit von selber nach der französischen Sprache greift: dann erregt sie keinen Anstoß mehr. Wir überlassen den Philistern sich zu ereifern über jene wüsten Orgien, wo der Cancan, ermäßigt durch den Stadtsergeanten, die Herrschaft behauptet; solcher Schmutz wird von den bewegten Wellen des großstädtischen Lebens überall emporgewirbelt. Die eigenthümliche Fäulniß der Pariser Sitten liegt vielmehr darin, daß die Grenzen zwischen der guten und der verworfenen Gesellschaft sich mehr und mehr verwischen, daß Niemand mehr zu sagen weiß, wo der Kreis der Tuilerien anfängt und jener der Cora Pearl aufhört. Die geistreich spielende Unterhaltung der alten Salons ist verschwunden — ein unschätzbarer Verlust für die Gesittung des ganzen Welttheils. Die schamlose und doch affectirte Tracht der demi-monde, ihre männische Frechheit, ihr Rauchen und Fluchen, das Rothwälsch ihrer langue verte bürgert sich ein in den höchsten Ständen. Die Heldin der cafés chantants Theresa findet

mit ihren unfläthigen Liedern Gehör beim Kaiser und in der Fürstin Metternich eine begabte Schülerin; in den Gemächern der Prinzessin Mathilde spielt man Lanzknecht und betitelt sich mit dem vertraulichen Schmeichelnamen animal. Die leichte Anmuth der altfranzösischen Galanterie verfliegt; denn wer mag von Liebe reden zu einer femme entretenue und wer fände die Zeit dazu in dieser athemlosen Welt, welcher Ponsard also den Spiegel vorhält:

cette aimable jeunesse
donne aux femmes le temps que la Bourse lui laisse!

Nur wenige gebildete Familien bleiben dem rohen Prasserleben fern, hüten am stillen Herde die gute Sitte. Die Zahl der Mütter, die ihres Berufes warten, ist gering. Die Erziehung der Kinder außer dem Hause bildet unter den Reichen durchaus die Regel, und in den Pensionaten lernt die künftige Bureaukratie von Kindesbeinen an die schwere Kunst nach oben zu bucken, nach unten zu drucken. Der Frau wird jede Freiheit gestattet, das Mädchen wächst auf in klösterlicher Strenge.

Einer solchen Welt des Genusses und der Habgier hat die Kunst längst den Rücken gewendet. Es ist herzzerreißend in den Briefen Tocqueville's zu lesen, wie der geistvolle Mann sich in der Heimath fremder fühlt als im Auslande, wie er sein Vaterland zu überleben meint und vergeblich nach Worten sucht, um die Kellerfinsterniß der verödeten Provinzen zu schildern. Noch immer besitzt der französische Dichter vor dem deutschen ein köstliches Gut voraus: ein wirkliches Publikum, das jedem Talente gewaltige Wirkung erlaubt und noch jüngst durch die Sammlung für Lamartine seine Dankbarkeit gegen die nationale Dichtung bewährt hat. Noch ist die alte Schaulust so lebendig, daß in diesem Lande der Bureaukratie die volle Hälfte der 297 Theater durch die Stadtgemeinden unterhalten wird. Doch leider, welche Kost wird in diesen Tempeln geboten! Wo sind sie hin jene bacchantischen Klänge gallischer Lebenslust, die einst Rabelais zu Ehren der Dame Bouteille ertönen ließ? Wo jener köstliche Uebermuth, der in jedem Worte von Moliere's Celimene lacht? Wo auch nur jene letzten Funken des Schönheitssinnes, die noch aus den wollüstigen Gedichten der Tage Ludwig Philipp's hervorsprühen? Wer singt noch einmal: ah qu'elle est belle en son désordre quand elle tombe les seins nus? Es gab eine Zeit, da die Buhlerin, welche liebt oder Liebe heuchelt, schon als eine bedenkliche Heldin der Poesie galt. Heute wird die Dirne, die nie geliebt hat und gelassen ihre Rechnung macht,

ungescheut auf die Bühne geführt. Die liederlichen Söhne strenger Väter — dies uralte natürliche Lustspielmotiv — gelten für vernutzt; der moderne Poet zeichnet mit Vorliebe tugendhafte Söhne lasterhafter Väter — einen schlechthin ekelhaften Stoff, der heute nicht einmal das traurige Verdienst besitzt, im prosaischen Sinne wahr zu sein. Man vergleiche die nüchterne Langeweile der Dramen des jüngeren Dumas, welcher der Unzucht auch den letzten Schimmer einer Illusion zu rauben weiß, mit den Romanen Dumas' des Vaters, die doch noch unterhalten — es ist ein furchtbarer Verfall. Auch in den ungleich lustigeren und lebensvolleren bouffes von Offenbach tritt uns nicht mehr das Kokettiren des Lasters, die Niedlichkeit der Sünde — diese alte französische Unart — entgegen, die Unsittlichkeit erscheint anmaßend mit einer unerhört schamlosen Frechheit. Daneben wird der patriotische Stolz der Hörer befriedigt durch eine Unzahl kriegerischer Spektakelstücke, wobei die elektrische Sonne von Austerlitz und eine angemessene Abwechslung der Reime Français — succès, laurier — guerrier, gloire — victoire das Beste thut. Vollends bis zu dem Aberwitze der Puppenkomödie sinken die neuerdings beliebten Feenmärchen herab: decolletirte Radieschen und Mohrrüben in Tricots schlagen ihre Pirouetten, jedes ästhetische Gefühl erstickt in einem Schwalle schlechter Musik und pomphafter Tableaux. Die alte Herrschaft fester akademischer Regeln ist der zerfahrenen Unsicherheit des Geschmacks gewichen; der blasirte Weltmann und der naive kleine Bourgeois erbauen sich einträchtig an der obscönen Gemeinheit.

Napoleon III. hat trotz seiner prosaischen Nüchternheit mit dem Instincte des Staatsmannes erkannt, welche Gefahr für die Gesellschaft in einer so verwilderten Kunst liegt. Er schrieb Preise aus für moralische Dramen, welche tugendhafte Beispiele und „gesunde Ideen“ dem Volke vorführen sollten, er begünstigte jenes hausbackene Ponsard'sche Schauspiel „die Börse,“ das der Welt die geistreiche Wahrheit zurief

l'argent est un bonheur, mais ce n'est pas un titre.

Er mußte jedoch erfahren, daß die künstlerische Begeisterung ein Kind ihrer Zeit ist: so wenig unter Alexander ein Sophokles erstehen konnte, ebensowenig vermag in der unreinen Luft des neuen Paris eine sittliche Dramatik zu gedeihen. Einige feine Lustspiele von Augier, einige Werke von Ponsard — so vornehmlich das von einem edlen und tapferen vaterländischen Geiste durchwehte Schwanenlied dieses Poeten,

le lion amoureux — ragen einsam aus dem allgemeinen Schwachsinne der neuesten Dichtung empor. Auch in den bildenden Künsten — welch ein Sinken in jenen kurzen Jahrzehnten, seit Paul Delaroche die herrliche Rotunde in der école des beaux arts malte! Noch schenkt der Pariser wie in besseren Tagen der Kunstausstellung des Salons eifrige Theilnahme, noch ist das technische Geschick virtuoser Farbengebung der Malerei unverloren, noch wissen einzelne Künstler, wie Gerome in seinem Gladiatorenbilde, auch häßlichen Stoffen eine packende Wirkung zu geben. Aber der geistige Gehalt der Kunst ist im Versiegen, und dem Betrachter der neuesten historischen Malerei drängt sich stets die Frage auf, ob nackte Weiber und rothhosige Soldaten wirklich den ganzen Tiefsinn des Menschenlebens darstellen. Der echte Künstlerfleiß erliegt fast unter dem Ueberwuchern der Dilettanten, die an dem Director der kaiserlichen Museen, dem Grafen Nieuwekerke, einen Genossen und natürlichen Beschützer finden.

Wer solche unzweideutige Zeichen des künstlerischen Verfalls betrachtet, ist gemeinhin rasch bei der Hand mit der Behauptung, der Bonapartismus habe unter dem Neffen wie unter dem Oheim den Geist erstickt. Dem ruhigen Urtheile offenbart sich jedoch auch auf diesem Gebiete der weite Abstand zwischen dem zweiten und dem ersten Kaiserreiche. Die Kunst bildet in unserem prosaischen Jahrhundert nicht mehr einen untrüglichen Maßstab für das geistige Leben. Das Italien Cavour's und Manin's verwahrt sich mit Recht dagegen, daß man seine Geisteskraft nach den Opern Verdi's schätze, und auch wir Deutschen — wie viele dramatische Dichter, die sich neben Ponsard und Augier stellen durften, besaßen wir denn in jenen für unsere Entwickelung so fruchtbaren fünfziger Jahren? Am wenigsten kann heute die dramatische Kunst als ein getreuer Spiegel der Volksbildung gelten. Der aufgespeicherte Schatz älterer Dramen befreit die Bühne von der schrankenlosen Herrschaft der neuesten Poesie: während die zeitgenössische Bühnendichtung verfällt, führt das théâtre français noch immer in meisterhafter Darstellung die Gestalten Corneille's und Moliere's über die Bretter. Die Wissenschaft gewährt einen festeren Anhalt zur Schätzung der modernen Cultur, und schauen wir hierhin, so erscheint nicht nur jeder Vergleich des zweiten Kaiserreichs mit dem geistigen Tode des ersten als lächerlich, sondern es erhebt sich sogar die Frage, ob nicht die bescheidene Tüchtigkeit der neuesten französischen Wissenschaft der Welt mehr gesunde und dauernde Gedanken geschenkt

hat, als weiland die anmaßlich lärmende Literatur des Julikönigthums.

Auf den 2. December folgte eine trostlose Zeit der Erstarrung, da nach Tocqueville's Schilderung die Künste des Lesens und Schreibens fast verloren schienen. Aber bald wurden gerade durch die freche Prahlerei der Sünde ernstere Geister zur Einkehr in sich selbst getrieben, und es entstand in den politischen und socialen Wissenschaften eine neue Literatur, arm an Werken ersten Ranges, desto reicher an sachlicher Forschung und ernstem sittlichen Sinne. Der unästhetische Geschäftsmann Napoleon III. ist freilich für das Medicäerthum verdorben. Doch das Verständniß für den Werth strenger Wissenschaft fehlt ihm keineswegs. Die Archive werden wie unter Ludwig Philipp mit Einsicht und einer uns Preußen beschämenden Freigebigkeit gepflegt. Mehrere namhafte wissenschaftliche Werke sind auf die Anregung des Kaisers entstanden, so der schöne Katalog der Pariser historischen Bibliothek, die Sammlung der napoleonischen Briefe, die Geschichte des Wiener Congresses von dem Grafen Angerberg; viele Gelehrte erhielten vom Staate Unterstützung für ihre Arbeiten, so Baschet für sein Sammelwerk zur Geschichte der venetianischen Diplomatie. Nach Aegypten, Syrien, Kleinasien, Mesopotamien wurden kostspielige und ergebnißreiche wissenschaftliche Expeditionen unternommen.

Je schwerer der Druck des Despotismus auf der Tagespresse lastete, je seltener bedeutende Köpfe sich jenen Zeitungen zuwandten, die nicht mehr den Weg zur Macht erschließen, um so lieber las man am Hofe ernste Werke über socialpolitische Probleme, um so mehr war der Gelehrte gezwungen seine Gedanken ausführlich zu entwickeln, nicht mehr wie unter dem Julikönigthume sie in Leitartikeln und Feuilletons zu zerstreuen. Von der talentreichen liberalen Publicistenschule, die Tocqueville's Spuren folgt, bis hinüber zu dem hochconservativen gedankenvollen Werke Le Play's über die sociale Reform ist kaum eine Parteifärbung unvertreten in der neuen Staatswissenschaft. Die orientalische, die italienische Frage rief publicistische Arbeiten hervor, wie die trefflichen Schriften R. Rey's über Italien, deren gründliche Sorgfalt in der politischen Literatur des Julikönigthums nirgends ihres Gleichen findet. Ein oppositioneller Geist waltet wie billig auch in der Mehrzahl dieser Werke, aber keineswegs eine systematische Opposition: sie verlangen zumeist nur Ausbildung der bestehenden Institutionen, Verwendung der Staatsgewalt für die Veredlung der Massen.

Bonapartismus wähnt sich verpflichtet, auch dem Capitale der Nation seine Wege zu zeigen. Sie hat die Besitzenden verleitet, Milliarden in Italien, Mexico, Oesterreich anzulegen; und Jedermann weiß, wie viel parteiische Gunst der Staat den neuen Creditanstalten geschenkt hat, wie schamlos die Gesellschaft des Credit Mobilier die wichtigsten Verkehrsinteressen des Landes zur Bereicherung ihrer leitenden Firmen ausbeuten durfte. Der Gedanke einer Creditgesellschaft, welche nur dazu dienen soll, neue Anlageplätze für das Capital zu finden, neue Actienunternehmungen hervorzurufen, entspricht offenbar dem Charakter eines bureaukratischen Staates, wo Jedermann gewöhnt ist dem Antriebe von oben zu folgen; er hat darum in den Ländern selbständigster Geschäftsübung, in England und Nordamerika, niemals ernsthaften Anklang gefunden. Die Gesellschaft erlebte einige Jahre blendenden Glanzes, welche selbst den Londoner Economist zu vorzeitigem Lobe verführten; nachher in jener Epoche des Mißtrauens, die seit dem Jahre 1864 auf dem Verkehre lastet, ward offenbar, daß die Vereinigung so massenhafter und grundverschiedener Unternehmungen in Einer Hand über das Maß menschlicher Geisteskraft hinausgeht. Die glänzende Unternehmung eilt dem Untergange zu; das System wußte auch hier nur Kräfte zu wecken, nicht sie fortzuleiten und zu erhalten. Erwägen wir solche Erfahrungen, so wird verständlich, warum einer unserer ersten deutschen Geschäftsmänner, ein rechter Vertreter des alten Bürgerthumes, traurig zu sagen pflegte: „solche Zeiten wie unter Ludwig Philipp werden wir doch nie wiedersehen!“ Die Ausdehnung der Geschäfte ist unermeßlich gestiegen seit dem Bürgerkönigthum, aber die fieberische Vielgeschäftigkeit des socialistischen Staates, die rohe Genußsucht der Epoche lassen auch die wirthschaftliche Thätigkeit wie ein Abenteuer, ein vermessenes Spiel erscheinen. Zudem wird die Capitalbildung immer von Neuem durch Hofprunk und Kriege, durch die unerhörte Leichtfertigkeit der Finanzverwaltung gestört. —

Wenn irgend eine der Versprechungen des Prätendenten nicht erfüllt ward, so sind es sicher die Verheißungen napoleonischer Sparsamkeit, welche in den Schriften Ludwig Bonaparte's, unter heftigen Ausfällen gegen die Verschwendung des Parlamentarismus, immer wiederkehren. Der Neffe kann weder wie der Oheim durch die Tribute unterjochter Länder den eigenen Staat entlasten, noch besitzt er das finanzielle Talent, den soldatischen Ordnungssinn des Ahnherrn. Das

beliebte Schlagwort der Unzufriedenen „Freiheit oder Bankerott“ ist freilich eine Phrase, genau so leer und frivol wie die andere „Freiheit oder Krieg.“ Die Finanzen des Kaiserreichs stehen noch keineswegs so rettungslos, wie einst das Budget des alten Regimes vor der Revolution; wir können auch mit nichten zugeben, daß der Staatshaushalt in der parlamentarischen Epoche sich durch Ordnung und Sparsamkeit ausgezeichnet habe. Nur die Restauration hat die Finanzen musterhaft verwaltet — durch Bureaukraten wie Villele und Louis, welche der constitutionellen Doctrin keineswegs nahe standen. In der Blüthezeit des Parlamentarismus dagegen stieg die Verschuldung des Staates unaufhaltsam, obgleich das Julikönigthum für das Wohlsein der Vielen und die Macht des Reiches nur Geringes leistete. Auch die Unklarheit und Unsicherheit des Budgets ist ein Vermächtniß der parlamentarischen Zeit. Schon im Januar 1848 erhob Lasteyrie die berechtigte Klage: „das Schaugerüste unseres Budgets ist angefüllt mit Täuschungen und Fictionen.“ Die letzte Anleihe des Julikönigthums, 1847, wurde abgeschlossen zu dem Curse von 75 Francs 15 Centimes; aber die Renten wurden sofort in das große Buch eingetragen, während das Capital erst in zwei Jahren allmählich eingezahlt wurde; daraus ergiebt sich ein Curs, nur wenig günstiger als jener, den das Kaiserreich heute, nach ungleich größeren Leistungen für das Gemeinwohl, zu erreichen vermag. Der bekannte kurz vor dem Februar geschriebene Brief des Herzogs von Joinville giebt über die Bedrängniß der Staatswirthschaft der Bourgeoisie unzweideutigen Aufschluß.

Die socialistische Tyrannis will Großes schaffen und darf darum vor erhöhten Ausgaben und neuen Schulden nicht zurückschrecken; sie hat sogar die Amortisation der Schuld mehrmals ausgesetzt oder beschränkt, und allerdings mußte schon unter dem Julikönigthum der verständige Zweifel laut werden: wozu dies verlustvolle Amortisiren, wenn gleichzeitig neue größere Schulden aufgenommen werden? Das Kaiserreich will die nothwendig steigenden Staatsausgaben durch ein noch rascheres Fortschreiten der Volkswirthschaft ausgleichen. Ein solches System wird nicht verurtheilt durch die Aufführung einiger großer Zahlen. Wir müssen vielmehr fragen: ist der Volkswohlstand wirklich schneller gewachsen als die Belastung des Staates? und sind die ungeheuren Staatsausgaben in Wahrheit productiv gewesen? Die Antwort auf die erste Frage ist zweifelhaft, auf die zweite kann nur ein bestimmtes Nein erwidert werden.

ernsthafte historische Kritik warf sich auf das napoleonische Zeitalter; sie schlägt oftmals über den Strang und bringt den Deutschen zuweilen in die seltsame Lage, unseren großen Feind vertheidigen zu müssen gegen die Charras, Barni, Chauffour-Kestner. Von breiterer Wirkung als diese ernsten Schriften sind die „nationalen Romane“ des Elsassers Erckmann und des Lothringers Chatrian — freilich eine poetische Zwittergattung im Stile der Mühlbach'schen Producte, doch mit ungleich größerem Talente, stellenweise mit echter poetischer Kraft geschrieben, noch keineswegs frei von Vorurtheilen — denn natürlich können erst fünf Preußen einen Franzosen bezwingen — aber durchweht von dem humanen Geist gesunder Bildung, eine drastische Schilderung der Leiden und Frevel ungerechter Kriege, eine Friedenspredigt von hohem Werthe für das kriegslustigste der Völker. Sogar die vergötterte große Revolution ist in dieser Epoche der Selbstbesinnung von der nüchternen Kritik ereilt worden. Das Buch von Edgar Quinet über die Revolution bleibt weit zurück hinter der glänzenden Arbeit Tocqueville's über das alte Regime; aber welch' ein Fortschritt der wissenschaftlichen und mehr noch der sittlichen Bildung seit Lamartine's Geschichte der Gironde! Es steht doch nicht ganz so traurig, wie der schwarzsichtige Renan annimmt: die Nation wird nicht schlechthin nichtig und gemein, wenn man sie zur Mittelmäßigkeit zwingen will. Jene schlichten Werke voll sachlichen Wahrheitssinnes mit ihrem herzhaften Hasse gegen jeden, auch den jacobinischen, Despotismus vollziehen in der Stille die schwere Arbeit der Sammlung und Selbstprüfung, die einem unfreien Volke heilsamer ist als eine classische Literatur. Freilich die politische Klasse des Bonapartismus ist von dieser Wiedergeburt der Wissenschaft noch kaum berührt worden.

Der Kaiser selbst hat einmal wider Willen das Erwachen der historischen Kritik gefördert durch seine Geschichte Cäsar's. Lohnt es heute, da die erste Neugierde längst verflogen, noch der Mühe ein Wort zu verlieren über dies wunderliche Buch, dem die Nachrede gebührt, daß niemals mit größeren Kosten geringere wissenschaftliche Ergebnisse erzielt worden sind? Wenn es erstaunlich bleibt, wie der Kaiser Arbeitskraft und Muße für solche Thätigkeit fand, so ist doch noch räthselhafter, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, jenen heißen Boden der Geschichte wieder zu betreten, der schon dem Prätendenten wenig freundlich war. Nur ein Pedant wird sich verwundern über die mangelhafte Forschung des kaiserlichen Dilettanten:

neben sorgfältigen Untersuchungen ungenannter Genossen über die Lage von Bibracte, neben fleißigen Mittheilungen aus den Arbeiten deutscher Wissenschaft, sogar aus der Metrologie unseres emsigen Hultsch, geht eine unschuldige Kritik einher; welche mit voller Unbefangenheit die von Sallust gedichteten Reden des Cäsar und Memmius als Geschichtsquellen benutzt. Der Eindruck wird vollends hochkomisch, wenn der Verfasser sich an die schwierigste Aufgabe des Geschichtschreibers wagt und eine ganze Culturwelt in zusammenfassender Uebersicht zu schildern versucht: hier gilt es sehr viel zu wissen, um sehr wenig zu sagen, hier kann auch der andächtigste Leser die heitere Erinnerung an die goldenen Tage der Untertertia nicht bewältigen, wenn ihm erzählt wird, daß Athen eine sehr schöne Stadt war mit einem Hafen des Namens Piräus, mit einer Bildsäule der Pallas aus Gold und Elfenbein. Ueberraschender als solche unvermeidliche Schwächen des Dilettantismus erscheint die namenlose Flachheit des historischen wie des politischen Urtheils, dies Schwelgen in nichtigen Gemeinplätzen. Ueberall ein seichter Pragmatismus, eine willkürliche Weise die Thatsachen zu construiren, welche durch die Futuralformen der französischen Sprache — durch dies ewige ainsi tomberont, les Romains tourneront — auch noch die feierliche Gespreiztheit des Orakeltones empfängt. Jener Fatalismus, welcher den Kaiser im Leben zu den höchsten Wagnissen befähigte, erscheint in der Wissenschaft weder klar noch tiefsinnig, er ist im Grunde nur die blinde Unterwerfung unter den Erfolg: der Werth einer Institution gilt als erwiesen durch ihre Dauer. Und der Mann, der selber die Kunst des Herrschens versteht, sinkt vor seinem Helden geblendet nieder wie nur ein verschüchterter Stubengelehrter vor einem grimmigen Kriegsmanne. Alles, Alles wird an Cäsar bewundert, sogar seine Verse; es ist eine plumpe Parteilichkeit der Vertheidigung, wofür unsere ehrliche Sprache den Namen Weißbrennen gebraucht.

Da nur wenige Leser die weite Kluft zwischen dem Worte und der That ganz ermessen, so mußte eine so verfehlte Schrift das Urtheil der Welt über die geistigen Kräfte des Verfassers verwirren. Wenn der Held des zweiten Decembers heroische Heilmittel und einen Retter für Roms krankende Gesellschaft verlangt, wenn er den Geist des Vertrauens preist, der die Vollgewalt des Imperiums gründete, und scheele Blicke wirft auf den Sinn des Mißtrauens in unseren constitutionellen Gewohnheiten — so erscheint der Staatsstreich nicht mehr

als eine Thatsache, sondern als ein Princip der Rechtsverletzung. Der Widerspruch aller freien Köpfe, der schon nach den Cäsarenreden des getreuen Troplong nicht geschwiegen, war jetzt gewaltsam herausgefordert, um so mehr, da das kaiserliche Geschichtswerk von unterthänigen Beamten in die Schulen eingeführt wurde. Die Opposition ergriff mit Eifer die bequeme Gelegenheit durch Angriffe auf Cäsar und Augustus ihrem Grolle wider den Bonapartismus Luft zu machen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser opposition d'allusion blieben dürftig; der heilige Ernst der Geschichte straft grausam jeden tendenziösen Mißbrauch. Dagegen hat die politische Bildung bei dem seltsamen literarischen Kampfe unzweifelhaft gewonnen; denn jetzt zum ersten Male nach langer Zeit wurde das Idol des die Nation personificirenden Heroenthums in Trümmer geschlagen, die tiefe Unsittlichkeit der Gewaltherrschaft, die Nothwendigkeit fester rechtlicher Schranken für jede Staatsgewalt mit leidenschaftlicher Beredsamkeit geschildert. —

Das in so mannichfachen Formen wiederauferstehende geistige Leben der Nation findet indeß einen furchtbaren Feind in der ultramontanen Partei. Napoleon III. bekennt sich zu der Lehre von der Solidarität der conservativen Interessen, er sieht in der Kirche eine Stütze der Tyrannis und zugleich die einzige ideale Macht, welche die bildungslose Masse vor der Unzucht materialistischer Begehrlichkeit bewahren kann. „Meine Regierung — so sprach er im September 1852, als er den Grundstein legte zu der Kathedrale von Marseille — meine Regierung, ich sage es mit Stolz, ist vielleicht die einzige, welche die Religion um ihrer selbst willen unterstützt hat; sie hält sie aufrecht nicht als ein politisches Werkzeug, nicht um einer Partei zu gefallen, sondern allein aus Ueberzeugung.“ Ein feierliches Tedeum ward am Neujahrstage nach dem Staatsstreiche zum Dank für die Rettung der Gesellschaft abgehalten, das Pantheon wieder als Genovevenkirche dem Cultus zurückgegeben, die Bildung neuer Frauenorden durch einfachen Regierungsbefehl sogleich gestattet. Noch fester schloß sich in den ersten Jahren des Kaiserreichs der Bund zwischen dem weltlichen und geistlichen Despotismus. Der Clerus huldigte „dem Abgesandten des Herrn, dem Erwählten seiner Gnade, dem Werkzeuge der göttlichen Rathschläge“ mit Schmeichelreden, die so knechtisch kaum unter dem ersten Kaiser erklangen. Die Wahlverwandtschaft der streitbaren Kirche und des ruhmreichen Heeres, jener beiden großen Körper,

die von dem Geiste der Ordnung und des Gehorsams beseelt sind, bildete ein Lieblingsthema unterwürfiger Kanzelreden. Der ganze Zorn des Mannes und des Christen über solche Entwürdigung des Heiligsten liegt ausgesprochen in einem schönen Briefe, den damals Tocqueville an einen jener ergebenen Bischöfe richtete. Als die orientalischen Wirren begannen und fanatische Popen die rechtgläubigen Russen zum Kriege gegen den Halbmond entflammten, da feierten französische Priester den Kampf der katholischen Kirche gegen die schismatischen Moskowiter, und ein Kürassierregiment stieg auf dem Durchmarsche durch Lyon zu der Bergkirche Notre Dame de Fourvières empor, um den Segen der Kirche in den heiligen Krieg mitzunehmen.

Wie die Gunst der Regierung, so bot auch die Stimmung der besitzenden Klassen einen dankbaren Boden für die Macht der Kirche. Die religiöse Gleichgiltigkeit der Franzosen hat die Herrschaft der Ultramontanen begründet. Jener protestantische Gewissensernst, der die Glaubenswahrheiten durch schwere Erfahrungen, durch Seelenkämpfe erringt und erlebt, fand in dieser weltlichen Bildung selten eine Stätte. Die Religion galt den Meisten nur als ein Faktor in der politischen Rechnung, ein Religionswechsel um des Gewissens willen als eine Narrheit. Der ungläubige Adel der Bourbonen ward durch die politischen Erfahrungen der Revolutionszeit zu der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Aus den Aengsten der Februartage, aus dem wüthenden Religionshasse der Radikalen schöpfte die Bourgeoisie die politische Ueberzeugung, daß die Kirche für die Ruhe der Gesellschaft unentbehrlich sei. Einzelne tiefere Gemüther mögen in jenen Tagen des Sturmes sich wirklich zu dem alten Glauben bekehrt haben: die große Mehrheit der gebildeten Bourgeois hat im vertrauten Kreise dessen gar kein Hehl, daß man die Kirche ehre wegen der Frauen und Kinder, doch vornehmlich wegen der Massen und des socialen Friedens. Während die liberale Presse von dem Papstthume wegwerfend redet wie von einer Macht, die gewesen, übergiebt der liberale Durchschnittsmensch, auf den Wunsch der von dem Beichtvater geleiteten Frau, seine Kinder den clericalen Schulen, und jene mögen heranwachsend denselben Kreislauf wie die Väter beginnen. Kurz, man spottet und unterwirft sich, gleich den Italienern des Zeitalters der Renaissance. Dies beharrliche Absinken des sittlichen Muthes läßt sich schrittweis verfolgen: zur Zeit der Julirevolution forderte der gesammte Liberalismus einstimmig die Freiheit der Ehescheidung zurück, nachher

mäßigt sich der Eifer, und heute ist von der Frage kaum noch die Rede. Eine solche aus wirthschaftlicher Angst und Denkfaulheit entsprungene Kirchlichkeit der Gebildeten muß in einem Gemeinwesen, das auf den blindgläubigen Massen ruht, unfehlbar jener Partei in die Hände arbeiten, welche das Wesen der Kirche in ihrer Herrschaft sucht.

Wir sahen früher, wie die voltairianischen Aengsterlinge mit den Clericalen vereint das ultramontane Unterrichtsgesetz von 1850 schufen; seitdem ist die Macht der Kirche im unaufhaltsamen Anschwellen geblieben. Die Zahl der Weltgeistlichen, die unter der Restauration und dem Julikönigthum mit der langsam wachsenden Bevölkerung nicht gleichen Schritt hielt, stieg in 14 Jahren (1847—61) von 37,600 auf 44,600, die ihnen vom Staate gezahlte Dotation von 36 auf 45 Mill. — wobei 2 Mill. für die Herstellung kirchlicher Gebäude nicht mitgerechnet sind. Noch weit rascher hob sich der Reichthum der todten Hand: überall entstehen neue Kirchen, Klöster, geistliche Schulen. Die Kirche ist auf dem sicheren Wege, um in wenigen Jahrzehnten jene sämmtlichen Güter zurück zu gewinnen, welche sie einst in ebenso viel Jahrhunderten erwarb. In allen Ländern französischer Zunge vollzieht sich diese mächtige Restauration: schon längst ward Genf, das calvinistische Rom, eine überwiegend katholische Stadt, Belgien das gelobte Land der Clerisei. Das Mönchthum aber bildet den herrschenden Stand der wiederhergestellten Hierarchie; in der Unfreiheit des Klosterlebens wird der Geist des neuen Roms am getreuesten gehütet. Unzählige alte und neue Orden haben unter dem Kaiserreiche wieder festen Fuß gefaßt — nicht blos die wackeren und gelehrten Väter des Oratoriums, sondern auch andere von zweifelhaftem sittlichen Werthe. Der Staat kommt ihnen willig entgegen und fällt nur selten in die alten Gewohnheiten des bureaukratischen Mißtrauens zurück, so vor Kurzem, da er den Generalrath der Conferenzen von St. Vincent de Paula unterdrückte. Selbst der Herzog von Persigny bemerkt mit Befremden, wie der römische Stuhl die Ordensgeistlichen auszeichnet und sie bereits in päpstlichen Rundschreiben über die Weltgeistlichen stellt; von Lacordaire wird versichert, daß er Mönch ward, um freier und einflußreicher dazustehen denn als einfacher Cleriker.

Demselben Geiste entspringt der neu erwachte Eifer für den Bilder- und Reliquiendienst, für alle jene Dogmen und Ceremonien, welche dem Protestantismus am schroffsten gegenüberstehen. Der Mariencultus wird in dem kaiserlichen Frankreich gepflegt mit einer weichlichen

Sentimentalität, die oft sogar unter deutschen Ultramontanen herzhaften Unwillen erregt. Das ganze Rhonethal, die alte gesegnete Heimath der französischen Ketzerei, ist heute der Madonna geweiht. Notre Dame de Fourvières über Lyon beginnt, Notre Dame de la Garde über dem Hafen von Marseille schließt den Reihen: fast in jeder Rhonestadt, in Vienne, Avignon, Viviers steht auf beherrschender Höhe das Thal überschauend ein mächtiges Marienbild, sie alle unter dem zweiten Kaiserreiche gegründet. Noch prahlerischer erscheint die colossale Madonnenstatue auf der steilen Wand inmitten des Kessels von le Puy. Eine ähnliche Ostentation des Katholicismus ist uns auf deutschem Boden nur einmal begegnet: auf den rothen Felsen an der Mosel, dem heiligen Trier gegenüber. Die absolute Gewalt des Papstthums erscheint so gesichert, die Centralisation so scharf durchgeführt in der modernen Kirche, daß eine Kirchenspaltung in dem nächsten Menschenalter höchstens für den Fall einer streitigen Papstwahl denkbar bleibt. Der Clerus gehorcht den Bischöfen so unbedingt wie die Soldaten den Offizieren — mit diesen Worten bezeichnete Cardinal Bonnechose im Senate den verwandelten Geist der Religion der Liebe. Das römische Wesen triumphirt überall, selbst in unwesentlichen Förmlichkeiten: das breviarium Romanum, die römischen Meßgewänder verdrängen den alten örtlichen Kirchenbrauch. Der unfehlbare Papst schuf durch die Bulle ineffabilis deus das neue Dogma der unbefleckten Empfängniß, und dieser in der älteren Kirchengeschichte unerhörte Gewaltstreich ward von der katholischen Welt ohne nennenswerthen Widerstand, von der Mehrheit des französischen Clerus mit Jubel aufgenommen. Sollte das Papstthum dereinst den gotteslästerlichen Frevel wagen und auch die Unveräußerlichkeit des Kirchenstaats in die Dogmen der Kirche einreihen, so würde selbst ein solcher Schritt die Billigung der französischen Geistlichkeit finden; erklärte doch kürzlich der Voltairianer Thiers die weltliche Souveränität des Papstes in Rom für einen Grundgedanken des Katholicismus. Die gallikanischen Ideen des Episcopalsystems finden nur noch in wenigen Blättern muthige Vertheidiger, während die Ultramontanen fast in jeder größeren Provinzialstadt eine Zeitung besitzen. Die herrschsüchtige Roheit der Schriften Veuillot's wäre noch unter der Restauration unmöglich gewesen.

Der ultramontane Eifer tritt um so gehässiger auf, je lebhafter man empfindet, daß die neue Macht der Kirche keineswegs auf einer

Erstarkung des Glaubens beruht. Daher die ängstlichen Versuche, die Werke Voltaire's und Rousseau's den Volksbibliotheken zu rauben, daher die schreckhafte Wirkung jenes Buches von Renan, das mit all seinen wissenschaftlichen Schwächen doch einem tief religiösen Geiste entsprungen ist. In dem Senate des ersten Kaisers saßen Laplace und Volney, Cabanis, Tracy und Sieyes; in dem Senate von heute wagt der einzige St. Beuve das Recht der freien Forschung zu verfechten. Mit welcher Wuth stürzten sich die Maupas, Canrobert, Segur auf den Vertheidiger Renan's, und wie unbefangen bekannte Graf Chapuis-Montlaville die weltlichen Gründe dieses Glaubenseifers: „es ist hier nicht erlaubt, diese Menschen zu vertheidigen, welche den Feuerbrand in die Gesellschaft tragen!" Wie weit die ultramontane Richtung in den niederen Clerus eingedrungen, ist schwer nachzuweisen. Aber in dem Episcopate herrscht durchaus der Geist der Dupanloup und Bonnechose; und dies genügt. Denn da die 18 Erzbischöfe und 67 Bischöfe die Pfarrer ernennen und nach Belieben innerhalb der Diöcese versetzen, so vermag der nationale Geist, welcher vielen Pfarrern noch den Glauben vergiftet, sich nicht zu äußern. Ueberdies finden die Ansprüche des neuen Papstthums am Hofe selbst eine mächtige Stütze. Der Kaiser sagte einst zu dem Cardinal Bonnechose über seine Gemahlin: „es ist das glückliche Vorrecht der Frau, der Staatsraison und den kalten Rechnungen der Politik fremd zu bleiben und sich allein den hochherzigen Eingebungen des Gemüthes zu überlassen." Er sollte inzwischen an seiner Eugenie erfahren, daß jene hochherzigen Inspirationen der Frauenseele auch in die kalten Rechnungen der Politik eingreifen können. Hispanische Tendenzen, hochfahrend und herrisch, Ideen, welche seit der Medicäerin Katharina sich nicht mehr auf dem französischen Throne behaupten konnten, beherrschen die Umgebung der Kaiserin; schwesterliche Freundschaft verbindet die Tuilerien mit jenem bornirtesten der Höfe, der sich um die Königin Isabella und die Nonne Patrocinio schaart.

Die spanische Partei hat neuerdings mit feiner Witterung errathen, daß der Charakter der modernen Volksbildung am letzten Ende durch die hohen Schulen bestimmt wird. Die kaiserlichen Lyceen erscheinen ungefährlich, so lange die Kirche sich mit dem Staate in die Oberaufsicht theilt und in ihnen selber der Geist der priesterlich-militärischen Uniformirung so fröhlich waltet, daß in Perpignan und Lille zur selben Stunde dieselben Fragen gestellt werden. Bedenklicher schon

ist der von dem rastlosen Minister Duruy erstrebte obligatorische Elementarunterricht. Da die Kirche sich ihrer alten Güter wieder erfreut, so würde sie nichts einwenden, wenn der Staat auch fürderhin 480 Millionen für das Heer und 23—29 Millionen für den Unterricht ausgäbe. Indeß auch der Schulzwang ließe sich ertragen, da der Pfarrer die Volksschule sorgsam behütet. Aber schlechthin verderblich wirkt die der Kirche gänzlich entzogene akademische Bildung. Es genügt nicht, daß bereits neben jeder theologischen Facultät des Staates ein Priesterseminar besteht; in den anderen Facultäten treiben die geborenen Feinde des Wunderglaubens, Historiker und Naturforscher, ungestört ihr Unwesen. Die Besetzung der Lehrstellen durch Concurs erschwert freilich das Emporkommen erklärter Ketzer; dennoch bleibt bei einem neuen Aufschwunge der weltlichen Wissenschaft die unheilvolle Wendung möglich, daß die Vorträge der Sorbonne wieder so stark und aufregend wirken könnten, wie zur Zeit Cousin's und Guizot's, daß die herrlichen Codices der kaiserlichen Bibliothek auch von französischen, nicht wie heute fast nur von fremden Gelehrten durchforscht würden. Daher erhebt sich jetzt, auf eine Weisung aus Rom, ringsum im clericalen Lager die Forderung, daß auch der höchste Unterricht der Kirche unterstellt werde; im Hintergrunde steht dann die Hoffnung auf eine sogenannte freie katholische Universität wie die Löwener. Dieser centralisirte Beamtenstaat ist aber nicht in der Lage, gleich der neutralen Provinz Belgien, den unablässigen Kampf zweier gleich starker Parteien um die Grundlagen des socialen Lebens zu ertragen; seine weltliche Wissenschaft ist nicht wahrhaft frei und kann nicht frei werden, so lange die bureaukratische Centralisation dauert. Eine katholische Universität Toulouse fände also gar keine lebendige Gegenkraft vor; die Träume der Clericalen werden nur dann in's Leben treten, wenn Staat und Bildung der Kirche sich unterwerfen. Wenn die Kirche bescheiden dem Berufe der Seelsorge lebte, so könnte sie in dieser Epoche des Mammonsdienstes und der Sinnenlust für tausend gedrückte Gemüther ein Quell des Heiles werden; und wirklich bildet sie noch jetzt in manchen verwahrlosten Departements die einzige Hüterin des Idealismus, sie besitzt noch immer einzelne treffliche Priesterseminarien, die durch wissenschaftlichen Eifer und Sittenstrenge ihren alten Ruhm zu behaupten wissen — so die Schule von St. Sulpice. Aber ihre leitenden Gewalten sind dem Jesuitismus verfallen, sie sind, trotz aller modischen Askese, verweltlicht im ärgsten Sinne, sie bekämpfen auf

den Tod jede freie Sittlichkeit, jeden Grundgedanken des modernen Lebens.

Wir zählen uns nicht zu jenen Kleingläubigen, welche, erschreckt durch dies gewaltige Anschwellen der ultramontanen Mächte, an der Zukunft der freien Menschenbildung verzweifeln. Wir wissen wohl, die Kirche der Autorität wird nicht allein durch die Waffen des Geistes geschlagen. Wir bauen darum nicht allzu fest auf die Erfahrung, daß diese Kirche an den befreienden Thaten der modernen Gesittung, vornehmlich an der Emancipation der niederen Stände, gar kein Verdienst hat und noch immer über ungleich geringere geistige Kräfte gebietet als der Staat oder die Wissenschaft. Aber auch die materielle Macht des Protestantismus ist der römischen Kirche ebenbürtig. Die neue Welt gehört dem evangelischen Glauben. Wo immer ein Squatter Axt und Büchse in den Urwald trägt, da ist es in neun Fällen unter zehn ein Protestant, der die Wildniß der Gesittung erschließt. Und vor der majestätischen Aussicht, welche sich dem Protestantismus dort im Westen eröffnet, schrumpfen die europäischen Triumphe der alten Kirche Gott sei Dank zusammen.

Selbst in Frankreich ist der Sieg der spanisch-römischen Partei noch keineswegs gesichert. Wir legen geringen Werth auf den Anklang, den die Schriften Renan's und anderer Freidenker in weiten Kreisen fanden; solche oppositionelle Stimmungen, die in der guten Gesellschaft Frankreichs niemals fehlten, führen noch nicht zur Befreiung der Geister. Auch der Protestantismus bildet auf französischem Boden kein genügendes Gegengewicht den ultramontanen Mächten gegenüber. Wohl kann ein Protestant nur mit herzlicher Freude betrachten, wie diese glorreiche Märtyrerkirche des evangelischen Glaubens in den letzten Jahrzehnten zu neuem Leben erwacht ist. Sie stiftete unter dem Drucke der Restauration ihre Bibelgesellschaften und hat seitdem mit rüstigem Eifer an allen Kämpfen der deutschen Theologie theilgenommen. Es sind die freiesten, die gesundesten Lehren des modernen Protestantismus, welche in den selbständigen Gemeinden des evangelischen Frankreichs die Oberhand behaupten; jene kryptokatholischen Bestrebungen einer geistlosen Orthodoxie, die der alte Guizot mit gewohnter Unfehlbarkeit vertritt, finden wenig Genossen. Und dies kräftige evangelische Kirchenleben dient zugleich als die letzte Stütze deutscher Sprache und Sitte im Elsaß. Auch dem kalten Politiker, der längst verlernt hat unerfüllbare Hoffnungen zu hegen, schnürt sich doch das Herz zusam-

men, so oft er den herrlichen Gau, der uns verloren ist, betritt. Jenes Rappoltsweiler, wo einst die Sänger und fahrenden Leute des deutschen Reiches alljährlich ihre ernst-fröhlichen Pfeiferlandtage hielten, heißt heute Ribeauvillé; auf dem Markte preist eine französische Inschrift die großen Gewerbtreibenden der Stadt, die Jacques Müller und Etienne Meyer, oder wie sonst die verwälschten deutschen Namen lauten. Eine Welt von düsteren Erinnerungen tritt hier überwältigend dem Deutschen entgegen, und ihm bleibt nur der eine Trost, daß die nationale Gemeinschaft, zerrissen in dem politischen Leben, in der Welt des Denkens und des Glaubens noch fortbesteht: die rührigen Theologen des Landes, die Scherer und Reuß, sind die Vorposten deutscher Geistesfreiheit in dem Heimathlande Spener's. Doch weil der Protestantismus in Frankreich sich wesentlich aus deutschen Quellen nährt, ebendeshalb wird er stets nur eine provinzielle Bedeutung behaupten. Die Hoffnung einzelner Heißsporne, es werde gelingen **d'évangeliser la France**, erscheint jedem Nüchternen als ein Traum. Politische Gründe haben das Wiederaufleben des ultramontanen Priesterthums verschuldet, und politische Verhältnisse bilden auch die Schranken seiner Herrschaft.

Selbst das gläubige Landvolk wird durch politische Erinnerungen verhindert, sich der Kirche gänzlich zu unterwerfen. Der Bauer folgt dem Priester, doch er hat die argen Tage des Kirchenzehnten und der Herrenlasten noch nicht vergessen: sobald die geistliche Herrschsucht die Grenzen der Vorsicht überschreitet, kann die Gluth von 89, der alte Todhaß gegen die Priester und Edelleute, leicht wieder aufflammen. Vollends in den gebildeten Klassen wird die Angst vor den glaubensfeindlichen Rothen reichlich aufgewogen durch die Macht der revolutionären Traditionen. Der vaterländische Stolz, die energische Staatsgesinnung der denkenden Franzosen wird nie eine Unterwerfung des Staates unter die Kirche dulden. Wenn sogar im sechzehnten Jahrhundert die spanischen Gedanken der Medicäerin nicht auf die Dauer sich behaupten konnten, so würde heute der vollständige Sieg der spanischen Kirchenpartei unfehlbar den Untergang des Kaiserreichs herbeiführen. Die weltliche Bildung des Jahrhunderts scheut zurück vor jeder extremen religiösen Richtung, wie vor jeder einschneidenden Lösung kirchlicher Fragen. Die Mehrzahl der Franzosen will nicht, daß der Papst die Herrschaft über Rom verliere, aber sie will noch weniger, daß er Frankreich beherrsche.

Hier, in dieser halben, unsicheren Stimmung der Nation, in ihrer Unfähigkeit, religiöse Fragen nach religiösen Gesichtspunkten zu beurtheilen, liegt der Schlüssel für die schwankende Kirchenpolitik des Kaiserreichs. Napoleon III. hat die Kirche mit Gunst überhäuft, wie kein anderer französischer Monarch, doch er mußte bald die Gefahren eines Weges erkennen, dessen Klippen von dem Scharfblicke Cavour's schon im Jahre 1852 aus der Ferne bemerkt wurden. Der Kaiser fühlte, wie die ultramontane Herrschsucht ihm über den Kopf wuchs, er warnte die Prälaten oftmals: seit Ludwig dem Heiligen habe der Staat nie auf sein Recht der Oberaufsicht verzichtet. Da ward endlich durch den italienischen Krieg der Gegensatz der ultramontanen und der nationalen Interessen offenbar. Abermals bewährte sich die alte Erfahrung, daß die Kirche im Leiden am furchtbarsten ist. Mit einer Kühnheit, die der offenen Auflehnung sehr nahe kam, erhoben die Bischöfe ihre Stimme für die weltliche Herrschaft des Papstes — so bei der Rückkehr der Prälaten von der pomphaften Heiligsprechung der japanischen Märtyrer, so nochmals nach der Septemberconvention. Sie entsannen sich wieder, daß ein Napoleonide nie ein zuverlässiger Sohn der Kirche sein kann. Seitdem schwankt der Hof haltlos zwischen seinen revolutionären Ueberlieferungen und den neuen spanischen Tendenzen — gleichwie das Pantheon, dem Kirchendienste zurückgegeben, doch noch immer die weltliche Inschrift trägt: aux grands hommes la patrie reconnaissante. Die Kirchenpolitik des neuen Bonapartismus hat an der Bildung des Landes, die der Kaiser doch fördern will, unvergeßlich gefrevelt, sie hat zu der furchtbaren Corruption der Sitten noch die Laster der Heuchelei und des pfäffischen Hochmuths hinzugebracht und mit alledem dennoch das Ziel nicht erreicht, dem Hause der Napoleons in dem Clerus eine feste Stütze zu schaffen.

Für die ausgreifenden Pläne auswärtiger Politik, die Jedermann dem Napoleoniden zutraute, fand der neue Herrscher ein treffliches Werkzeug vor, das beste Erbstück aus dem Nachlasse des Julikönigthums. Der Armee waren die afrikanischen Siege zugleich eine Schule und ein Stachel der Ruhmsucht geworden. Die gesammte Organisation des Heeres ist auf den Angriffskrieg berechnet. In diesen heimathlosen Regimentern, die aus allen Provinzen zusammengewürfelt, von unverheiratheten Offizieren geführt, häufig ihre Garnison wechseln, kann

jener Lanzknechtsgeist niemals aussterben, der sich schlagen will um zu sehen wer der Stärkere sei. In keinem andern Heere hätte ein General zu seinem Kriegsherrn sagen dürfen, was Marschall Castellane dem Kaiser zurief: „Sire, die Armee langweilt sich; will man sich schlagen, so muß man zu zweit sein; auf wen sollen wir loshauen?“ Der Kaiser hütet sorgsam diese Säule seiner Herrschaft, er sieht wie der Oheim in der Armee „den wahren Adel unseres Volkes,“ in ihrer Geschichte seine eigene. Jedermann weiß, wie Bedeutendes in den ersten Jahren des Kaiserreichs geschah, um die Schlagkraft des Heeres zu erhöhen, welches Aufsehen die neuen gezogenen Kanonen auf den Schlachtfeldern der Lombardei erregten, wie das Lager von Mourmelon lange als die hohe Schule der Taktik bewundert ward, wie der Kaiser selbst das Stiefkind dieser Armee, die Reiterei, durch die Einführung der kleinen feurigen Hengste aus Algier zu heben verstand. Zu den verstärkten Zuavenregimentern trat die neue Barbarentruppe der Turcos hinzu, und die unsicheren völkerrechtlichen Begriffe der Gegenwart erlaubten dem Kaiser, diese Wilden gegen europäische Soldaten zu verwenden. Auch die Flotte kam endlich nach ungeheuren Anstrengungen in der Zahl der Schiffe und Geschütze der englischen gleich, obschon sie niemals wie in England eine nationale, stets zu neuer Verstärkung fähige Waffe bilden wird.

Die vielverspottete Versicherung des Kaisers l'empire c'est la paix war von Haus aus ernst gemeint. Alle Schöpfungen des monarchischen Socialismus verlangen den Frieden, auch die ernste, gedankenreiche europäische Politik Napoleon's III. hat mit roher Schlaglust nichts gemein. Und doch bedarf er der freudigen Hingebung seiner Soldaten, und doch verdankt das Kaiserreich dem Cultus des Kriegsruhmes sein Dasein. Man pflegt von Amtswegen die chauvinistischen Gedanken. In allen bedenklichen Zeiten müssen die halbamtlichen Blätter die Rheinfrage anregen, um die unruhigen Köpfe in Volk und Heer zu beschäftigen — so unmittelbar nach dem Staatsstreiche, so nach dem Tage von Königgrätz. In der Militärschule von St. Cyr trägt Herr Lavallee die Lehre von den natürlichen Grenzen mit erstaunlicher Plumpheit vor. Sogar der Minister Duruy, der Beschützer der friedlichen Aufklärung, kommt in seiner Einleitung zur französischen Geschichte immer wieder mit leidenschaftlicher Entrüstung zurück auf „jene ungeheure Lücke in unseren Grenzen,“ die sich von Lauterburg bis Dünkirchen ausdehnt. Die deutsche Sprache im Elsaß ist ihm nur ein unberech-

tigtes rohes Patois; und allein dem persönlichen Billigkeitsgefühle des Kaisers verdanken die Elsasser, daß ihre Sprache aus den Schulen nicht verschwunden ist.

Die militärischen Spektakelstücke des Kaiserreichs werden aufgeführt mit einer theatralischen Prahlerei, einer Roheit des Gefühles, die an das alte Rom erinnert. Als die von Sebastopol heimkehrenden Truppen an der Vendomesäule vorbei defilirten, da schritten die barmherzigen Schwestern, die Jammergestalten der Verwundeten vor den Regimentern einher; die Soldaten alle im schmutzigen Feldanzuge, auf daß die wilde Majestät des Krieges, die Glorie des Soldatenstandes den blasirten Hauptstädtern recht anschaulich werde. Mit besserem Erfolge als das Julikönigthum weiß das Kaiserreich den dynastischen Sinn im Heere zu pflegen. Die wenigen liberalen Offiziere, welche einst um die afrikanischen Generale sich schaarten, sind längst beseitigt oder bekehrt. Ein Gardecorps von 50,000 Mann, wohl gedrillt und hoch besoldet, trägt die Uniformen der alten Kaisergarde, lebt und webt in napoleonischen Erinnerungen; in den Reihen der Kinder der Garde exercirt der kaiserliche Prinz. Der ausgezeichneten Offiziere wartet eine glänzende Stellung; die Besoldung der Generalität beansprucht die ungeheure Summe von 21 Millionen jährlich. Das Kreuz der Ehrenlegion ist auch dem gemeinen Soldaten erreichbar, geringe Verdienste werden durch die neue Militärmedaille belohnt. Für jeden Feldzug ward eine Denkmünze gestiftet, auch an die militärische Promenade nach Peking erinnert die Medaille mit dem Drachenbilde.

Vor allem galt es einen Stamm von alten Berufssoldaten zu bilden, denen die Fahne Haus und Heimath sei. Die Exonerationskasse wurde gegründet, sie verlockte durch hohe Einstandsgelder und Pensionen die ausgedienten Soldaten, als Capitulanten weiter zu dienen; selbst der Gemeine erhielt die Aussicht, nach fünfundzwanzigjährigem Dienste 500 Franken jährlich, und war er decorirt noch weit mehr, zu beziehen. So entstand rasch eine Kerntruppe von 170,000 Berufssoldaten. Daß der Betrag der Militärpensionen in 10 Jahren um 20 Millionen sich vermehrte, kam für die kaiserliche Finanzwirthschaft nicht in Betracht. Auch die Lanzknechtsroheit der alten Soldaten, die in vielen von der Presse verschwiegenen Excessen sich äußerte, erregte wenig Anstoß; schien doch die napoleonische Gesinnung der Prätorianer gesichert. Erst der italienische Krieg offenbarte die Schattenseiten dieses Verfahrens. Je stärker der Stamm der Berufssoldaten anwuchs,

desto weniger junge Mannschaften wurden ausgehoben — zuletzt wohl nur gegen 23,000 Mann im Jahre — desto geringer also war die Zahl der ausgebildeten Reservetruppen. Man versuchte zu helfen, indem man einen Theil der Rekruten nothdürftig als Krümper ausexercirte. Nun zwang der mexicanische Krieg zu unerwarteten schweren Opfern; die Effectivstärke der Truppen im Lande ward verringert, die Vorräthe, die Bespannung vernachlässigt, und als jetzt mitten in solche Verwirrung die Königgrätzer Schreckenskunde hereinschmetterte, Aller Blicke auf das Heer wendete, da mußte die Regierung die Verkehrtheit ihrer Militärpolitik einsehen. Sie lenkte ein auf den entgegengesetzten Weg und wagte den Vorschlag der allgemeinen Wehrpflicht.

Warum mußte dieser Gedanke auf so heftigen Widerspruch stoßen in einem Lande, wo die Gleichheit vergöttert wird und der vierte Stand herrscht? Die Heeresverfassung ändern heißt die Grundlagen der Staatsverfassung umgestalten. Die allgemeine Wehrpflicht ist unmöglich in einem bureaukratischen Gemeinwesen; ihr Gedeihen allein schon beweist, wie tief die Staatssitten der Selbstverwaltung in Preußen eingewurzelt sind. In Frankreich haßt nicht blos der Reiche die persönliche Dienstleistung für den Staat; auch die Arbeiter, die loyalen Bauern wurden aufsässig, als der Ruf il n'y aura plus de bons numéros! durch das Land ging. Niemand will verzichten auf die Hoffnung, durch das Glück des Looses seiner Bürgerpflicht enthoben zu werden. Die allgemeine Wehrpflicht ist unausführbar ohne Provinzial-Armeecorps; sie wird zur unerträglichen Härte, sobald man die Gebildeten zwingt, auch zu Friedenszeiten fern von der Heimath in nomadischen Regimentern zu dienen. Da der Bonapartismus die Mittel besitzt jederzeit eine sogenannte öffentliche Meinung zu schaffen, den Anschein eines allgemeinen kriegerischen Enthusiasmus zu erwecken, so kann das System Scharnhorst's in Frankreich nicht jene segensreich friedliche Bedeutung entfalten wie bei uns. Die allgemeine Wehrpflicht wäre hier nur ein Werkzeug der Knechtschaft, sie würde alle jugendlichen Köpfe der Kasernenzucht unterwerfen, alle Kräfte der Nation einer unberechenbaren auswärtigen Politik verpfänden. Darum wurden die ersten Pläne des Marschalls Niel fast allein in dem kriegslustigen Lothringen mit Freuden aufgenommen, überall sonst mit Schrecken.

Bei den Debatten des gesetzgebenden Körpers über das Wehrgesetz bewährte sich abermals der oberflächliche Dilettantismus der Opposition: hohle Prunkreden feierten das unsittliche und unmögliche Ideal

des allgemeinen Friedens, priesen das schweizerische Milizsystem, dem in Frankreich jeder Boden fehlt, versicherten, nur die Freiheit mache die Heere unüberwindlich. Das Compromiß, das die Regierung endlich mit der Selbstsucht der Besitzenden abgeschlossen hat, ändert nichts an den Grundlagen des alt-napoleonischen Heerwesens. Nur die jährliche Aushebung wird verstärkt, eine gewaltige Reservearmee gebildet, die Ausrüstung mit Einsicht und Eifer verbessert. Aber es bleibt die Stellvertretung und die lange Dienstzeit, die Zertheilung der Armee in vereinzelte heimathlose Regimenter — kurz die Organisation des Heeres für den Angriff. Der Geist der Truppen wird nach wie vor bestimmt durch die Berufssoldaten, deren Gesinnung der General Changarnier vor Kurzem drastisch ausgesprochen hat in seinem wegwerfenden Urtheile über die preußischen Milizen. Auch in Zukunft wird der französische Rekrut mit Schreck und Zagen die Kaserne betreten und unter der Fahne rasch den rastlosen militärischen Ehrgeiz der Veteranen sich aneignen. In diesem Heere und in dem Geiste der Nation — hierin allein liegt die von den französischen Friedensaposteln so schwer beklagte Gefährdung des Weltfriedens. —

Napoleon III. hat einen sehr maßvollen Gebrauch gemacht von der gewaltigen Angriffswaffe, die in seinen Händen ruht. Der Kaiser ist seit Heinrich IV. der erste Regent Frankreichs, der die europäischen Fragen mit verständiger Sorge für das Wohl des Welttheils, nicht mit den Vorurtheilen französischer oder persönlicher Herrschsucht behandelt. Er hat einst durch schöpferische europäische Gedanken die orleanistische Politik des Neides verdrängt. Dieselben Höfe, welche den Staatsstreich mit Freude begrüßten, sahen der europäischen Politik des neuen Gewalthabers mit begreiflichem Mißtrauen entgegen. Der Kaisername konnte für einen französischen Herrscher niemals ein so harmloser Schmuck sein wie der Titel imperial crown für die Krone von Großbritannien. Der Napoleonide war der geborene Feind jener Verträge von 1815, welche, da und dort zerstört, im Wesentlichen noch immer die Gestalt der Landkarte Mitteleuropas bestimmten. Er durfte sein Reich nicht in der bescheidenen Stellung belassen, die ihm seit dem Wiener Congresse zugetheilt war. Die Stiftung der Helenamedaille — wahrlich eine unkluge Herausforderung — bewies, daß der Neffe die militärischen Ueberlieferungen seines Hauses nicht vergessen hatte. Auf persönliches Vertrauen konnte der Mann nicht zählen, der durch verschlagenes Ränkespiel den Thron erobert hatte. Napoleon lügt immer,

und wenn er schweigt, so verschwört er sich — also bezeichnete später Lord Cowley die damals an den Höfen vorherrschende Ansicht. In der That ist die Lust an Schlichen und Seitenwegen dem Kaiser in einem abenteuerlichen Leben zur anderen Natur geworden; er liebte stets, auch solche Pläne, welche das Licht des Tages nicht zu scheuen hatten, tiefgeheim wie ein Verschwörer vorzubereiten und dann plötzlich aus dem Dunkel hervorzubrechen. Zwei entgegengesetzte Versuchungen lagen dem Napoleoniden nahe. Er mochte entweder auftreten als der Erbe des Oheims und jenen Rachekrieg gegen England unternehmen, den vorlaute Prahler tausendmal begehrt hatten. Bei der kunstvollen Ausbildung des englischen Creditwesens, dessen Fäden alle in der Hauptstadt zusammenlaufen, schien es keineswegs undenkbar, daß eine kurze Herrschaft fremder Truppen in London das gesammte Reich verwirren und das überraschte Handelsvolk zu einem demüthigenden Frieden bestimmen könne. Oder der Kaiser mochte den Plänen des rothen Bonapartismus sich hingeben, den tollkühnen Gedanken, welche der Prinz Napoleon im Mai 1865 in seiner berüchtigten Rede zu Ajaccio so unverblümt aussprach. Der Prinz geht aus von dem demagogischen Kraftworte des Gefangenen von St. Helena: „mein Name wird für die Völker immer der Polarstern ihrer Rechte sein." Er verlangt eine Tendenzpolitik des Radikalismus, die ihren Träger — nach der Weissagung des Oheims — an die Spitze Europas stellen wird, er will die Wiederherstellung Polens, Kampf gegen das reactionäre Oesterreich u. s. f.

Es ist ein noch nicht genugsam anerkanntes Verdienst des Kaisers, daß solche frivole Pläne die Nüchternheit seines Urtheils nie beirrten, daß er den Haß und das Nachtragen stets verworfen hat als „Empfindungen, die nicht mehr in unsere Zeit passen." Er griff zurück zu der alten nationalen Politik der großen bourbonischen Zeit. Er wollte Frankreich wieder zur leitenden Macht des Festlandes erheben und dies Uebergewicht stützen auf die romanischen Völker. Aber das alte Ziel sollte erreicht werden durch moderne Mittel. Napoleon III. erkannte, wie Persigny und Cavour, in dem festen Bunde der beiden Westmächte die Gewähr der europäischen Gesittung, und diese Ansicht, wie peinlich auch für den deutschen Stolz, war nicht ungegründet in jenen Jahren, da Rußlands Einfluß auf unserem Vaterlande lastete. Mochte er glauben oder nur zu glauben vorgeben, daß der Welteroberer überall „die Keime neuer Nationalitäten" ausgestreut habe — gleichviel, er

selber würdigte die beherrschende Bedeutung der nationalen Ideen für unser Jahrhundert. Er sah voraus, die Wiener Verträge würden an dem erwachenden Gemeingefühle willkürlich zertheilter Völker ihren furchtbarsten Feind finden, und er wollte das Nothwendige fördern. Er schätzte den Einfluß der öffentlichen Meinung, er erkannte, daß sie heute durch den Liberalismus bestimmt wird, pries sie oft als die sechste Großmacht, die in unseren Tagen allein dauernde Erfolge verleihe, und war entschlossen, kein großes Unternehmen zu beginnen ohne den Beistand der liberalen Ideen. Solche verständige und moderne Gedanken lagen der auswärtigen Politik der ersten Jahre des Kaiserreichs zu Grunde; nur dürfen wir selbstverständlich einen festen vorgefaßten Plan bei einem praktischen Staatsmanne nicht suchen. Die Gunst des Glückes warf den Kaiser in eine reiche Zeit, da die Zustände Europas reif wurden für große Entscheidungen; dann pflegte er jedesmal als ein systematischer Kopf die auftauchende „Frage" umsichtig zu ergründen und durfte mit Recht sagen: étudier une question n'est pas la créer. Die Fragen zu lösen ist ihm freilich nur selten gelungen. Daraus schließt die Erbitterung der Gegner, daß der staatsmännische Ruf des Kaisers nur erschlichen sei; und selbst Cavour meinte in einer Stunde des Zornes, nach dem Frieden von Villafranca: in dem Kopfe Napoleons III. lägen viele politische Gedanken, doch keiner reif und fertig, daher entschließe er sich leicht, das Begonnene fallen zu lassen. In ruhigen Tagen hat Cavour billiger geurtheilt. In der That ist die Halbheit, der Mißerfolg vieler Unternehmungen des Kaisers einfach zu erklären aus der widerspruchsvollen Stellung eines Mannes, der zugleich ein Despot ist und ein Erbe der Revolution, zugleich ein Staatsmann von europäischen Ideen und der Beherrscher der eitelsten Nation.

Der neue Gewalthaber vermochte anfangs nicht der Schwachheit der Emporkömmlinge zu widerstehen: er versuchte in den Familienkreis der legitimen Höfe einzutreten. Als sein Verlangen abgewiesen ward, schloß er rasch eine unebenbürtige Ehe und erklärte pathetisch: ich trage mit Stolz den glorreichen Titel des Emporkömmlings. Bald sollte sich ihm die Gelegenheit bieten Vergeltung zu üben an der übermüthigsten der legitimen Dynastien. Wir dürfen heute als unzweifelhaft ansehen, daß Czar Nicolaus nicht als ein Eroberer auf türkischem Gebiete schalten wollte; aber er erstrebte die Schirmherrschaft über die gesammte orthodoxe Kirche — oder, wie sein Cabinet bezeichnend sagte, über den griechisch-russischen Cultus. Das hieß die Oberhoheit Rußlands über

die Rajah begründen, die orientalische Frage zu Gunsten Rußlands entscheiden. Auch wer nicht den Ideen David Urquhart's huldigt, muß heute dankbar anerkennen, wie scharf und sicher Napoleon III., früher. als England, den Sinn der russischen Pläne zu würdigen wußte. Der Pariser Hof war sehr weit entfernt von übermüthiger Kriegslust; der Kaiser hat auch während des Kampfes eine bescheidene Mäßigung bewahrt, die selbst einen Guizot zur Anerkennung zwang. Er trat zwar anfangs, um den Ultramontanen zu schmeicheln, in dem Streite über die heiligen Stätten ziemlich herausfordernd auf, doch lenkte er bald ein — in der Ahnung, daß der kranke türkische Staat eine kriegerische Erschütterung kaum noch ertragen könne. Erst als der Czar, mit gewohntem Hochmuthe gegen die öffentliche Meinung, die Pläne seiner Herrschsucht rücksichtslos enthüllte, da erst erkannte man in den Tuilerien, daß die Zeit gekommen sei nicht blos die Türkei aufrecht zu erhalten, sondern die Uebermacht Rußlands zu brechen. Die von dem Pariser Cabinet veröffentlichten Actenstücke gaben der Welt zuerst das Bewußtsein von dem schweren Ernste der Lage.

Der Augenblick der Entscheidung schien für Rußland sehr glücklich gewählt. Der Czar hatte ein Menschenalter hindurch mit Erfolg die Maske des großen Mannes getragen, er trat den unsicheren Höfen des Westens überwältigend entgegen mit jener zweifellosen Sicherheit, welche bei einem Gustav Adolf oder Friedrich ein Vorrecht des Genius, bei ihm nur ein Zeichen der Gedankenarmuth und Beschränktheit war. Kein Fürst Europas, der sich ihm nicht gebeugt hätte. Die deutschen und italienischen Höfe schmeichelten dem Feinde der Revolution, Oesterreich schien für immer verpflichtet durch die Unterwerfung Ungarns. Die beiden Westmächte waren einander entfremdet durch die losen Reden der Chauvinisten und durch den Streit über die Flüchtlinge. So laut und drohend erklang in dem englischen Parlamente die Sprache des Hasses gegen Frankreich, daß im März 1853 fünfzehnhundert Londoner Firmen für nöthig hielten, dem Kaiser ihre Anhänglichkeit zu versichern. Der Wetteifer des Handels und Wandels nahm hier im Westen die Geister so gänzlich in Anspruch, daß ein populärer Krieg kaum noch möglich schien. Die französische Nation ging in den orientalischen Krieg mit demselben Widerwillen wie einst die Engländer in die napoleonischen Kämpfe: erst während des Krieges gewann der militärische Ehrgeiz die Oberhand über die Friedensliebe einer industriellen Epoche. Kurz, der Czar durfte hoffen, im Frieden die Herrschaft über die orien-

talischen Christen zu erlangen. Es war Napoleon III., der die Schwäche der russischen Macht und die Hohlheit der persönlichen Größe des Czaren zuerst durchschaute. Er schloß den segensreichen Bund mit England. Verbrüderungsfeste und höfische Besuche besiegelten das neue herzliche Einverständniß, zum ersten Male in der Geschichte nahm eine englische Flotte französische Truppen an Bord.

Mit lärmender Prahlerei feierten sich die beiden Westmächte gegenseitig als die Wächter der Civilisation. Der Kaiser fand, sie seien „noch stärker durch die Ideen, die sie vertreten, als durch die Macht ihrer Schiffe und Bataillone.“ Drouyn de Lhuys und Moustier erregten durch den anmaßenden Schulmeisterton, den sie gegen Deutschland anschlugen, den stolzen Widerspruch des Herrn v. Bismarck. Napoleon III. selber erlaubte sich in seiner Thronrede vom Jahre 1854 die unverschämte Bemerkung: „Deutschland, das vielleicht zu viele Beweise von unterthäniger Nachgiebigkeit (déférence) gegen Rußland gegeben hat, gewinnt die Unabhängigkeit seiner Haltung wieder.“ Kein Deutscher kann heute ohne Scham gedenken, wie gelassen die gegen Rußland erbitterte liberale Presse Deutschlands solche Hoffahrt des Westens ertrug. Auch die gehässigen Vorwürfe, welche damals die liberale Welt gegen die Neutralitätspolitik Preußens erhob, sind längst einem ruhigeren Urtheile gewichen. Es war nicht an Preußen, den Westmächten Dienste zu leisten, die zuletzt allein für Oesterreich Früchte tragen konnten; und nur das Eine bleibt zu beklagen, daß man in Berlin den Muth nicht fand, die orientalischen Wirren für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu verwerthen. Und doch entsprang die leidenschaftliche Parteinahme der liberalen Welt für die Westmächte einem gesunden Instincte. Es war die Zeit, da die reactionäre Partei in Preußen den weißen Czaren als den zweiten Vater unseres Staates verherrlichte. Diese Herrscherstellung des halbasiatischen Reiches lastete so drückend auf dem deutschen Leben, sie widersprach so sehr dem Wesen unserer Gesittung, daß jede Veränderung der europäischen Machtverhältnisse als ein Fortschritt erscheinen mußte.

Der Kaiser erkannte in dem alten Herrschersitze des Pontus die einzige verwundbare Stelle des russischen Reiches, da ein Einfall in Bessarabien ohne Oesterreichs Hilfe nicht möglich war; aber schon jetzt in seinen kräftigsten Tagen zeigte er, wie seitdem oftmals, ein unberechenbares Schwanken zwischen eigener Einsicht und fremden Einflüsterungen. Er wollte zuerst die Verbindung zwischen der Krim und dem Festlande

unterbrechen, dann gab er nach und gestattete jene seltsame Belagerung einer Festung, die aus dem Hinterlande stets neue Kräfte an sich zog. Dem Despoten wurde die Genugthuung, daß sein Heer sich trefflich bewährte, während an der englischen Armee alle Gebrechen parlamentarischer Heeresverwaltung sich offenbarten. Als die siegreichen Truppen heimkehrten, durfte er ihnen nachrühmen, sie hätten ihrem Lande den gebührenden Rang in Europa wiedererobert, und Troplong jubelte: Europa erkennt den Namen der großen Nation wieder an. Frankreich erschien im Krieg und Frieden als die leitende Macht Europas. Der Kaiser zog bereits nach der Weise des ersten Consuls die Mittelstaaten des Südens und des Nordens in die große Allianz, er betonte geflissentlich den liberalen Charakter seiner auswärtigen Politik und forderte noch im November 1855 die öffentliche Meinung auf, einen Druck zu üben auf die Cabinette.

Gewiß, die von den Federn des Bonapartismus verkündete Lösung der orientalischen Frage ist auch durch den Pariser Frieden mit nichten erreicht worden. Von den Donaumündungen vertrieben hat Rußland inzwischen die Unterwerfung des Kaukasus, die Umklammerung des neutralisirten schwarzen Meeres vollendet; ungeheure Eroberungen in Innerasien bereiten neue Katastrophen am Bosporus vor. Die Westmächte selber mußten gestehen, daß der Frieden nur ein Waffenstillstand sei; sie verbürgten noch nach dem Frieden durch einen Vertrag mit Oesterreich die Unabhängigkeit der Pforte. Die Türkei gewann durch den Krimkrieg nur Eine neue Sicherung: ein verstärktes Vertrauen auf ihr tapferes Heer. Die Reform des Staates, die jetzt unter französischem Schutze begann, ist im Sande verlaufen. Nur Kinder bewundern das türkische Toleranzedict, den Hat-Humayun, dies glänzende Schaustück napoleonisch-ottomanischer Civilisation. Nicht durch abendländische Rechtsbegriffe kann ein orientalisches Reich gesunden. Nach dem Staatsrechte des Islam darf wohl der Gläubige Duldung gewähren, doch nie der Ungläubige Duldung fordern. Ist die Verjüngung des Staates überhaupt noch möglich, so wird sie nur erfolgen, wenn jede Nation und jede Kirche der Balkanhalbinsel als ein selbständiger Körper unter eigener Verwaltung organisirt ist; und für diese Ideen L. v. Ranke's und Lamarche's fehlt dem napoleonischen Neutürkenthume jedes Verständniß. Trotz alledem blieb es doch eine bedeutende That, daß endlich einmal jener Bann der Trägheit gebrochen war, der die Westmächte so lange gelähmt. Die Türkei wurde aufgenommen in die

europäische Staatengesellschaft, Rußland empfing die Lehre, daß der Welttheil eine einseitige Lösung der orientalischen Frage nicht dulden werde. Unterdessen wurden die ägyptischen Pläne des Oheims in humanem Sinne erneuert, das großartige Werk des Suez-Canales der Vollendung entgegengeführt. Weit stärker als der Orient spürte Europa die Folgen des Krimkrieges. Napoleon III. benutzte die neugewonnene Machtstellung, um einen Lieblingsgedanken seines Ahnherrn zu verwirklichen. Auch er fühlt sich als den Beschützer der Freiheit des Meeres und der Marinen zweiten Ranges; er bewirkte, daß der Pariser Congreß die Grundsätze eines menschlicheren Seerechts verkündigte. Zum ersten Male seit den Wiener Verträgen war Frankreich in der Lage, positive Pläne einer Neugestaltung Europas zu verfolgen, und der italienische Krieg bewährte, daß ein hochsinniger Wille den übermächtigen Staat leitete. —

Vollendete große Umwälzungen erscheinen dem Rückschauenden einfach und selbstverständlich, ihre dauernden Ergebnisse geringfügig neben den unerfüllten Hoffnungen für den nächsten Tag. Die Unbilligen, welche heute mit den Ideen von 1868 auf das gewaltige Jahr 1859 herabschauen, können nicht ernst genug daran erinnert werden, wie dankbar die weisesten und kundigsten Patrioten Italiens, die Cavour und Azeglio, das Verdienst Napoleon's III. um ihr Vaterland gewürdigt haben. Der Kaiser rühmte sich: „wenn es Männer giebt, welche ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre ich nicht zu ihnen;" er fand den seltenen Muth, europäische Pläne zu verfolgen, welche der Mehrzahl der Zeitgenossen und fast allen Cabinetten als utopistisch galten. Die unerschütterliche Festigkeit des österreichischen Säbelregiments schien der öffentlichen Meinung ebenso zweifellos wie die politische Unfähigkeit der Italiener. Die große Mehrheit der Nation, welche sich la nation initiatrice zu nennen liebt, lebte in den alten Ideen des politischen Neides. Nicht blos die Ultramontanen fürchteten die Wiedergeburt Italiens als eine Gefahr für das Papstthum und sahen befriedigt, daß Frankreich seit der Eroberung Roms von der reactionären Partei der Halbinsel als eine feste Stütze betrachtet wurde. Auch die rothen Radikalen glaubten noch fest an den uralten Grundsatz der italienischen Politik der Franzosen: keine selbständige Macht, weder eine fremde, noch eine italienische, darf auf der Halbinsel geduldet werden. Die höheren Stände gewöhnten sich nur mit Widerstreben an den Gedanken, daß Frankreich für den König der Murmelthiere das Schwert

ziehen solle. Selbst unter den höchsten Räthen des Kaisers standen mehrere der spanischen Damenpartei sehr nahe: den Grafen Walewski bezeichnete der neapolitanische Gesandte Carini zur Zeit des Pariser Congresses als den Besten „unter der Canaille, die den Kaiser umgiebt." Napoleon III. aber gelangte im Verkehre mit Cavour zu dem Entschlusse, das Princip der Nichtintervention, das unter Ludwig Philipp's schwachen Händen zur Fratze ward, mit thatkräftigem Geiste wieder aufzunehmen: er wollte Oesterreichs Herrschaft im Süden brechen, wie er die Uebermacht Rußlands im Osten zu zerstören versucht, und den Italienern freie Hand gewähren ihr Schicksal selber zu bestimmen — freilich unter Frankreichs Leitung.

Mögen die Geheimnißkrämer untersuchen, ob ein schwerer Eid den Carbonaro band: die leitenden Gedanken der napoleonischen Staatskunst sind aus einfacheren Beweggründen zu erklären. Der Bandenführer der Romagna hatte die Ideale seiner Jugend geläutert, nicht vergessen; das bewies sein Brief an Edgar Ney. Die alten Verbindungen seiner Dynastie mit den Patrioten Italiens währten fort: die Pepoli's waren mit den Murats verschwägert, Graf Arese befreundet mit dem piemontesischen und dem französischen Monarchen. Der Schwärmer für das liberale Papstthum Pater Ventura lebte als Beichtvater in den Tuilerien, Farini hatte in den Jahren der Verbannung dem Hause Jerome's nahe gestanden. Der Kaiser kannte Italien; durch scharfe Beobachtung und zuverlässige Nachrichten bildete sich ihm die Ansicht, die er in seinem Kriegsmanifeste mit den Worten zusammenfaßte: „die Dinge sind durch Oesterreich so sehr auf die Spitze getrieben, daß Oesterreich entweder bis zu den Seealpen herrschen oder Italien bis zur Adria frei sein muß." Er kannte die enge Verwandtschaft der beiden Völker, er wußte, daß die Staatsmänner Piemonts durchaus erfüllt waren mit französischer Bildung und selbst Caesar Balbo, der idealistische Patriot, zu versichern pflegte: „ich bin in erster Linie Italiener, in zweiter Franzose." Er sah voraus, die für hochherzige Impulse immer empfänglichen Massen Frankreichs würden dem Befreiungskriege für das stammverwandte Land zujubeln.

Auf dem Pariser Congresse trat ihm Cavour näher, der beredteste Anwalt seines mißhandelten Volkes, zugleich das Ideal eines „positiven Geistes," erfüllt von jenem sicheren Instincte für das Mögliche, den der Prätendent stets als die höchste Gabe des Staatsmannes gepriesen hatte. Der große Italiener durfte unter stillschweigender Billigung

des Kaisers die Klagen Italiens vor dem versammelten Europa aussprechen; Oesterreich, von allen Mächten verlassen, erntete jetzt die Früchte seines Hochmuths und jener Politik der Halbheit, welche Rußland tödtlich beleidigte ohne den Westmächten zu genügen. Cavour kehrte heim mit dem festen Glauben, daß der Kaiser den Krieg wolle, und handelte fortan mit einer herausfordernden Kühnheit, welche die nicht eingeweihte Diplomatie des Kaisers selber erschreckte. Während die Westmächte in den nächsten Jahren die von dem Krimkriege geschlagenen Wunden ausheilten, bewiesen die Aufstände und Verschwörungen zu Genua und Livorno, in Neapel und Sicilien, wie richtig Cavour die unhaltbaren Zustände seines Vaterlandes geschildert hatte; dann mahnte das Attentat Orsini's furchtbar an die uneingelöste Schuld.

Noch immer hielt sich der Kaiser nach seiner vorsichtigen Weise zwei Wege offen. Er traf mit dem Czaren in Stuttgart zusammen und gab gleichzeitig dem Wiener Hofe beruhigende Zusicherungen. Derweil er in Plombieres mit Cavour die große Verschwörung schürzte, sprachen seine Hofblätter mit eisiger Kälte über Italiens Hoffnungen. Napoleon III. selbst ward überrascht durch die schreckhafte Wirkung seines bitteren Neujahrsgrußes an den österreichischen Gesandten. Einige Wochen darauf wurde die Heirath des Prinzen Napoleon geschlossen, die dynastische Sorge des Emporkömmlings auch in diesen Tagen schöpferischer Entwürfe nicht vergessen. Im Februar verkündet die Thronrede, „daß Frankreichs Interesse überall ist, wo es einer Sache der Gerechtigkeit und der Civilisation zu helfen gilt.“ Zur selben Zeit erscheint Laguerroniere's Flugschrift und erklärt: „Regieren heißt Voraussehen;“ der Systematiker auf dem Throne pflegte fortan immer die Thesen des politischen Kampfes der öffentlichen Meinung vorzulegen. Nun folgt jenes meisterhafte Spiel der gallo-sardischen Diplomatie, wodurch der Gegner in's Unrecht gesetzt ward, der Angegriffene als Angreifer erschien. Oesterreich taumelte in blindem Uebermuthe in den Krieg, die tollsten Träume der Restaurationspolitik waren erwacht an dem Wiener Hofe, als Napoleon III., zum zweiten Male von den Liberalen des Westens mit Beifall begrüßt, den Kampf aufnahm und die Fortdauer seiner Dynastie für die Sache Italiens einsetzte. Es waren doch glorreiche Tage, da das neue italienische Heer der Sieger von Lodi und Arcole sich würdig zeigte und bei dem Einzuge in das befreite Mailand die freudetrunkenen Massen sich um die Mähne des kaiserlichen Rosses drängten.

Der italienische Feldzug eröffnete eine neue Epoche; der Kaiser legte unwissentlich den Grundstein für die Einheit Italiens — und Deutschlands.

Mit dem Frieden von Villafranca verflog jener Rausch der Dankbarkeit, das Bild Orsini's verdrängte wieder das Bild Napoleon's. „Bei einer Fortsetzung des Krieges hätte ich wagen müssen, was ein Fürst nur für die Unabhängigkeit des eigenen Landes wagen darf" — so rechtfertigte der Kaiser den Friedensschluß vor seinem Senate, und das Urtheil der Nachwelt wird diesem durchschlagenden Worte dereinst nichts hinzuzufügen wissen. Nicht der gräßliche Anblick des Schlachtfeldes von Solferino, nicht die Furcht vor der Fieberluft der terra ferma, nicht das Drängen der kaiserlichen Umgebung zur Rückkehr entschied den Frieden, sondern die drohende Haltung Preußens, das, fortgerissen von der verblendeten Kriegswuth Süddeutschlands, soeben im Begriff war einen ungeheuren politischen Fehler zu begehen. Der Kaiser verstand, in raschem Zwiegespräche durch die Macht persönlicher Ueberlegenheit dem verwirrten Gegner den übereilten Friedensschluß abzudringen. Wenn die Zusammenkunft von Villafranca das Ansehen Napoleon's III. in der diplomatischen Welt erhöhte, den Ruf seiner undurchdringlichen Verschlagenheit abermals kräftigte, so war doch mit jenem Tage die Führerrolle Frankreichs ausgespielt.

Die Naturgewalten der nationalen Leidenschaft waren entfesselt, dämonische Mächte, jeder diplomatischen Kunst überlegen. Der Kaiser wollte Italien der Herrschaft Oesterreichs entreißen, nicht den Einheitsstaat gründen; stand doch selbst dem größeren Geiste Cavour's beim Beginne des Krieges der Einheitsstaat noch nicht als ein festes unverrückbares Ziel vor Augen. Er wünschte einen kräftigen Mittelstaat in Toscana als ein Gegengewicht gegen Piemont, und trotz der officiösen Ableugnungen der Italiener wie der Franzosen bleibt es wohl denkbar, daß der moderne Geist Napoleon's III. auf Augenblicke geplant hat, diesen mittelitalienischen Staat einem napoleonischen Unterkönige zu verleihen; wahrscheinlicher ist, daß er für die Murats auf Neapel hoffte, da er als echter Bonaparte an die unheilbare Erbärmlichkeit des Bourbonenblutes glaubte. Fest stand ihm dagegen die schon in Laguerroniere's Flugschrift deutlich ausgesprochene Idee eines italienischen Bundes, den ein starkes subalpinisches Königreich unter Frankreichs Vormundschaft leiten sollte. Sobald man den österreichischen Wolf wieder in den italienischen Schafstall einließ, sah sich Piemont abermals auf Frankreichs Gnade angewiesen. Immerhin,

war ein solcher Zustand möglich, so wurde die Abhängigkeit Italiens von dem französischen Nachbar vielleicht minder drückend als heute. Er war unmöglich. Mit all seiner Kenntniß Italiens hatte der Despot doch keine Ahnung von der Kraft des nationalen Stolzes, von der Unversöhnlichkeit des Hasses gegen die alten Dynastien; entwachsen den engherzigen Traditionen seiner Krone konnte der Beherrscher Frankreichs sich doch nicht zu dem Gedanken erheben, daß ein durchaus selbständiger nationaler Staat am Mittelmeere begründet werde. Es war ihm Ernst, als er noch im Oktober Victor Emanuel ermahnte, alle Täuschungen aufzugeben und den italienischen Bund anzuerkennen, für welchen Frankreich sich verpflichtet habe.

Cavour hat vielleicht niemals Bedeutenderes geleistet, als in diesen Herbstmonaten, da er von seinem stillen Leri aus die föderalistischen Pläne der kaiserlichen Diplomatie durchkreuzte. Aber auch Napoleon III. fand bald den großen Sinn des Staatsmannes wieder; er begriff, daß keine Macht der Welt die unitarische Bewegung in Mittelitalien zu hemmen vermöge — am wenigsten er selber, der soeben für den Grundsatz der Nichtintervention das Schwert gezogen hatte. Gegen den Ausgang des Jahres 1859 vollzog sich die entscheidende Wendung. Thouvenel, der hochherzige Freund Italiens, übernahm das auswärtige Amt, der Handelsvertrag mit England bewährte den Sieg der liberalen Ideen am Tuilerienhofe. Am 31. December 1859 schrieb der Kaiser den berühmten Brief an den Papst: „die Thatsachen haben eine unerbittliche Logik,“ die Abtretung der Legationen ist zur Nothwendigkeit geworden — und gleichzeitig erschien die Flugschrift: der Papst und der Congreß. Es war der zweite große Dienst, den Napoleon den Italienern erwies, nach Cavour's Urtheil ebenso bedeutsam wie die Schlacht von Solferino.

Der Brief berührte das schwerste Problem der italienischen Frage, jenen Punkt, wo die innere und die auswärtige Politik des Kaiserreichs sich mit einander verketten. Drei Jahre zuvor hatte Pius IX. bei dem Kinde von Frankreich Pathenstelle versehen, und es war keineswegs die Meinung des ältesten Sohnes der Kirche, dies gute Einvernehmen mit dem Papste zu zerstören. Alle Briefe und Manifeste des Kaisers verkünden die Absicht, Freiheit und Religion zu versöhnen, den heiligen Vater zu befreien von fremdem Druck, weder die Italiener dem Papste noch den Papst den Italienern zu opfern. Die Thatsachen lehrten, wie gern der Vatican jenen fremden Druck ertrug. Mit dem ganzen Ingrimm

des pontificalen Fanatismus verwarf die Curie den für sie vortheilhaften Frieden von Villafranca. Der Sieger von Solferino wurde daheim von einem Sturm ultramontaner Entrüstung empfangen und sah sich gezwungen dem Clerus von Bordeaux beschwichtigend zu erklären: „dereinst wird alle Welt meine Ueberzeugung theilen, daß die weltliche Gewalt des Papstes mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens nicht unvereinbar ist." Dann schickte er sich an, in jener Flugschrift „als aufrichtiger Katholik die römische Frage zu studiren." Man mag nach Gebühr spotten über das idyllische Bild, das der kaiserliche Pamphletist von dem Kirchenstaate der Zukunft entwirft: über dies geduldige Volk unter einem frommen Vater, das nur der Gemeinde und seinen großen Erinnerungen, der Betrachtung und den Künsten, dem Cultus und dem Gebete leben soll. Ein Denkmal der Heuchelei, wie der erzürnte Papst sie nannte, war jene Flugschrift wahrhaftig nicht; sie verkündete unzweideutig den leitenden Gedanken der neuesten kaiserlichen Politik, die Absicht, die weltliche Gewalt des Papstes auf einem beschränkten Gebiete aufrechtzuerhalten. Der Rath die Legationen abzutreten brachte die in's Stocken gerathene italienische Bewegung wieder in Fluß, vollendete die Einheit Mittelitaliens.

Die Folgen dieser staatsmännischen That wurden aufgewogen durch einen schweren Mißgriff: der Kaiser forderte Savoyen und Nizza, den in Plombieres für die Freiheit der Adria ausbedungenen Preis, als Entschädigung für die Annexionen in Mittelitalien. Das war allerdings kein willkürlicher Länderraub. Die Macht der französisch gesinnten ultramontanen Partei in Savoyen sowie die reißenden Fortschritte französischer Sprache und Sitte in dem halbitalienischen Nizzardenlande beweisen, daß der Grundsatz der Nationalität hier nicht wesentlich verletzt ward. Für einen Bonaparte schien die Gelegenheit, zum mindesten die Grenzen von 1814 zurückzuerlangen, fast unabweisbar. Die Nation, die aus dem großmüthigen Rausche des Sommers 1859 längst wieder in die alte Selbstsucht zurückgesunken war, verlangte den Lohn für die Opfer des Krieges. Aber der Kaiser sollte jetzt selber die Wahrheit jenes Wortes erproben, das er einst als Triumphator in Mailand ausgesprochen: „heutzutage ist man stärker durch moralischen Einfluß als durch unfruchtbare Eroberungen." Sein Verhältniß zu den Patrioten Italiens ward durch diese unedle Politik unheilbar verdorben, wie Cavour längst klarblickend voraussah. Die Volksabstimmung in den neuen Provinzen gab der Welt noch einmal eine Probe

von der furchtbaren Entsittlichung des Kaiserreichs. Die plumpe Unwahrheit der Versicherung, daß Frankreich der Abhänge der Alpen bedürfe um seine Grenzen zu sichern, der gewaltthätige Uebermuth, der sich bei der Einverleibung auch des neutralen Theiles von Savoyen bekundete, das verlogene Ränkespiel gegenüber der Eidgenossenschaft, welcher das Chablais und Faucigny förmlich versprochen und alsbald treulos vorenthalten wurde — alle diese Züge altnapoleonischer Gewaltpolitik brachten die diplomatische Welt in Bewegung. Preußens Versuch, eine Coalition gegen Frankreich zu bilden, scheiterte zwar an Englands Schwäche, aber das Mißtrauen der weiten Welt lastete wieder auf dem Kaiserhofe.

Die Wogen der italienischen Revolution hatten den Kaiser, der ihnen die Schleusen geöffnet, längst zur Seite geworfen; und er trat vollends in den Hintergrund, als Garibaldi seinen kühnen Zug gen Süden unternahm. Wir wissen jetzt aus den Gesandtschaftsberichten des Neapolitaners Martino, wie schwer und widerstrebend der Kaiser den Fortschritten der Einheit Italiens folgte. Wie hätte er auch einen Garibaldi verstehen sollen — der Despot den Freischaarenführer, der Kaiser der Franzosen den Patrioten von Nizza? Die Feindschaft und die Schicksalsverwandtschaft der beiden Männer zählt zu den wunderbarsten Erscheinungen dieser reichen Epoche. Zu gleicher Zeit hatten Beide ihre Laufbahn mit einem knabenhaften Aufstandsversuche begonnen, Beide ein Asyl gefunden jenseits des Oceans, fast zur selben Stunde erlangten sie die Dictatur inmitten der Stürme der Revolution. Nun sollten sie fünfmal in unversöhnlichem Kampfe aufeinanderstoßen, die erhabene Kinderseele des Demagogen und der kalt rechnende Geist des Realpolitikers. Der Kaiser wünschte die Marken für den päpstlichen Stuhl zu retten, doch die Verblendung der Curie wies seine Hand zurück. Den Bourbonen zu Hilfe zu eilen war unmöglich; Napoleon III. war nicht nur gebunden durch seine eigenen Thaten und durch die Sorge um die französischen Capitalien, die er selbst nach Italien hinübergelockt; er wußte auch, daß die Italiener ihn für gebunden hielten — „et voilà ma faiblesse!“ Dazu die Rücksicht auf England, das durch Cavour gänzlich für Italiens Einheit gewonnen war. Zögernd, nach wiederholten Rückfällen, ließ er endlich das Unabwendbare geschehen. Erst im Januar 1862 wurde das Königreich Italien von Frankreich anerkannt. Erst durch den Brief vom 20. Mai 1862 begann der Kaiser sich der neuen Macht

wieder zu nähern: er sprach die Erwartung aus, daß der Papst seinen Unterthanen municipale Freiheiten gewähren, Italien die Grenzen des Kirchenstaates anerkennen werde. Die Unterwürfigkeit des italienischen Cabinets, die Katastrophe von Aspromonte führte endlich zur Verständigung.

Wer um jene Zeit die liberale Presse Frankreichs musterte vom Journal des débats bis zum Siècle, dem mochte leicht der Wahn entstehen, die Nation wünsche die Vernichtung des Kirchenstaates. Der Kaiser würdigte besser die Stimmung seines Volkes. Während die Einheit Italiens bei den vormals feindlichen Nationen warme Anhänger fand, erstanden ihr in dem verbündeten Frankreich täglich neue Gegner; die Mehrzahl der Franzosen verlangte die Fortdauer der weltlichen Macht des Papstes, die Einen aus Eifersucht gegen Italien, die Anderen aus clericaler Gesinnung. Unterdessen begann man in Italien selbst zurückzukommen von überschwänglichen Hoffnungen, die unermeßliche Schwierigkeit der römischen Frage zu erkennen. Ein Brief von Massimo d'Azeglio legte dem Kaiser den Gedanken nahe, durch einen Vertrag das Verhältniß zu Italien zu ordnen. Verhandlungen mit Menabrea in Vichy führten endlich zu dem Septembervertrage, der die Räumung Roms versprach und den Italienern die Beschützung des päpstlichen Staates anvertraute. Ist es heute nicht endlich an der Zeit billig zu urtheilen über dies verständige Abkommen, das den Italienern zum mindesten eine Frist verschafft hat, um die Einheit der Gesetzgebung und Verwaltung ihres Gemeinwesens durchzuführen? Wir erörtern hier nicht die Frage, ob Rom eine geeignete Hauptstadt sein würde für den jungen Staat, und ob die Römer selbst des Papstkönigs entledigt sein wollen? — Fragen, die wir vorderhand verneinen müssen. Wir betrachten das europäische Interesse. Ein Problem von welthistorischer Bedeutung wird nicht gelöst durch die Versicherung kannegießender Rationalisten, das Papstthum habe sich überlebt — auch nicht durch das gellende Schlagwort des rothen Prinzen Napoleon, die letzte Festung des Mittelalters müsse fallen. Rom kann, wenn jemals, nur dann ohne schwere Gefährdung des Weltfriedens die Hauptstadt Italiens werden, wenn Frankreich zustimmt und die katholische Christenheit sich dabei beruhigt. So war die Meinung des Größten der Italiener. So lange die katholische Welt sich zu einer sittlicheren Auffassung der Würde des Papstthums noch nicht erhoben hat — und wer darf behaupten, daß dies heute schon der Fall

sei? — ebenso lange bildete die von dem Septembervertrage geschaffene Ordnung das leidlichste Auskunftsmittel in einer widerspruchsvollen Lage.

Der Vertrag war nur ein Nothbehelf, da beide Theile sich freie Hand vorbehielten für den Fall einer Empörung der Römer; doch er war darauf berechnet, daß er dauere und — daß er gehalten werde. Darum ward er in Oberitalien mit Zorn und Entrüstung aufgenommen; dieser politisch bestgeschulte Theil der Italiener empfand, daß der Staat mit der Verlegung der Hauptstadt für immer oder für lange Zeit auf Rom verzichte. Nur die phantastische Unklarheit des Südens jubelte laut; sie wähnte, der Vertrag sei nicht ernsthaft gemeint. Als nun der Radikalismus einen unreifen Eroberungszug gegen Rom begann und das Cabinet von Florenz seine Vertragspflicht mißachtete, da erhob die spanische Partei am Tuilerienhofe ihr Haupt, der Hohepriester der Religion der Liebe ließ seine Heerde durch die Chassepots zusammenschießen; und die Franzosen begrüßten den Tag von Mentana mit einer höhnischen Freude, die ihnen zur Schmach gereicht. Bei solchem Anblicke wallt freilich jedes protestantische Herz hoch auf und überzeugt sich auf's Neue von der unsäglichen Nichtswürdigkeit jeder Theokratie. Aber nicht den Kaiser allein trifft die Schuld des greuelvollen Hergangs. War es verderblich für den Sieger von Solferino die Italiener zu bekämpfen, so blieb es doch auch unmöglich für den Kaiser der Franzosen, den offenbaren Bruch eines mit Frankreich geschlossenen Vertrages schweigend zu ertragen. Der letzte Grund dieses unhaltbaren Zustandes liegt in den inneren Verhältnissen des Kaiserreichs, in jenem Bunde mit den Ultramontanen, der einmal geschlossen sich nicht wieder lösen läßt.

So ist die glanzvoll begonnene italienische Politik des Bonapartismus jämmerlich verlaufen. Der Befreier der Lombardei gilt als der Todfeind der Italiener. Schon während des deutschen Krieges begegnete sein Eintreten kalter Abweisung; nicht aus seiner Hand wollte Italien das Festungsviereck empfangen. Seitdem ist auch der letzte Vertrag zwischen ihm und der Heimath seines Hauses zerrissen. Sein einziger Bundesgenosse scheint der römische Stuhl, und ihm bleibt nur die ungewisse Hoffnung, ob vielleicht einem Papste Bonaparte gelingen werde, die Curie mit ihrer Zeit und ihrem Volke zu versöhnen. —

Napoleon III. hatte einige positive schöpferische Ideen in die Wirren Italiens und des Orientes hineingeworfen; desgleichen in den überseeischen

Expeditionen jener Zeit ist ein bedeutender Gedanke unverkennbar. Sie sollten nicht blos dem Heere bequeme und wohlfeile Triumphe bereiten, dem Kaiserreiche das Selbstlob gestatten, daß seine Armeen in vier Welttheilen gesiegt hätten, sondern auch dem Handel neue Bahnen erschließen. Die Häfen von China öffneten sich den Schiffen der rothhaarigen Barbaren, Gesandte von Siam und Japan bereisten die Höfe des Abendlandes. Ueber solchen Wohlthaten vergaß das nachsichtige Europa gern, daß die hunnischen Plünderer des großen Tempels der Chinesen ein neues Reis hinzugefügt hatten zu jenem Lorbeerkranze, dessen Blätter die Namen Speyer, Freiburg, Worms und Heidelberga deleta tragen. Der Kaiser war offenbar zu der Meinung Persigny's bekehrt: „die kriegerische Rolle Frankreichs in Europa ist ausgespielt;“ er hoffte durch die Segnungen friedlicher Handelsblüthe die Zukunft seines Hauses zu sichern.

Da trieb die gewaltige Zeit neue Bewegungen empor, welche der Leitung des Bonapartismus nicht gehorchten. Zuvörderst die polnische Empörung. Der überkluge Argwohn, als ob der Dictator Langiewicz im Dienste Napoleon's III. gestanden, ist heute längst dem verdienten Gelächter verfallen. „Ich mußte, sagte der Kaiser selbst, die Sache Polens für sehr volksthümlich in Frankreich halten, wenn ich um ihretwillen das gute Einvernehmen mit Rußland auf das Spiel setzte.“ Diese Freundschaft des Czarenreiches, auf dem Pariser Congresse gefestigt, gewährte in der That dem napoleonischen Staate den einzigen auswärtigen Beistand. Doch nachdem die Frage aufgeworfen, die phantastische Begeisterung der Nation für den alten Bundesgenossen der Bonapartes wieder erwacht war, konnte der Napoleonide zudringlicher Einmischung sich nicht enthalten. Er mußte die schnödeste Zurückweisung erfahren, die Vernichtung Polens erleben. Am 4. November 1863 versuchte er die Niederlage zu sühnen, indem er die Fürsten Europas zu einem Congresse an die Seine berief. „Zwei Wege, rief er aus, stehen offen: der eine führt zum Fortschritt durch Versöhnung und Frieden, der andere führt unvermeidlich zum Kriege durch jenen Eigensinn, der eine zusammenbrechende Vergangenheit aufrecht halten will.“ Wir glauben nicht, daß ein staatsmännischer Kopf im Ernst hoffen konnte, die furchtbaren ungelösten Fragen der europäischen Politik durch eine Diplomatenversammlung zu beseitigen. Ein Spektakelstück, ein glänzendes Gegenbild des Wiener Congresses sollte das erschütterte Ansehen des Kaiserreichs von Neuem befestigen.

Derweil der Kaiser also prahlerische Worte in die leere Luft hinaussprach, hatte er bereits das unseligste Unternehmen seines Lebens begonnen, den Zug gegen Mexico. Schon in einer dilettantischen Schrift des Prätendenten war die große Zukunft Mittelamerikas besprochen worden; nun ließ sich die zähe Natur des Mannes durch die Lügen mexicanischer Flüchtlinge und die Einflüsterungen der spanischen Hofpartei wieder zu den Träumen der Jugend zurückführen. Schlagender konnte nicht bewiesen werden, daß das kaiserliche Frankreich ein verfassungsloses Reich ist. Während der Kaiser sonst für alle seine kriegerischen Unternehmungen sich des Beistandes des Liberalismus versicherte, entsprang diese allein dem persönlichen Herrscherwillen. Die Nation blieb anfangs kalt, dann sprach sie einstimmig ihr Verdammungsurtheil. Selbst die Armee verlangte nicht nach den Triumphen in dem Fieberlande: ja, man wollte den Ruf: „es lebe die Republik!“ dann und wann unter den Mexicofahrern vernommen haben.

Der Despotismus darf leichter als ein Parlament begangene Fehler eingestehen und sühnen; hier aber bewies der Selbstherrscher eine unbelehrbare Hartnäckigkeit. Selbst nachdem im Mai 1863 die Ehre der französischen Fahnen hergestellt war, währte das aussichtslose Beginnen durch sechs Jahre fort bis zur vollständigen Niederlage. Die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich neuerdings oftmals über auswärtige Verhältnisse gröblich getäuscht hat, stand dem nordamerikanischen Kriege von Haus aus mit klarem Urtheile gegenüber: unser Idealismus wird niemals an die Lebenskraft civilisirter Sklavenstaaten glauben. Anders in England und Frankreich; man entsinnt sich noch der Standreden der englischen Presse wider „den blutigen Tyrannen Lincoln, der nicht einmal ein Gentleman ist“, und der Klagerufe, welche der gesetzgebende Körper des Kaiserreichs über den Fall von Richmond erschallen ließ. Es war das Verhängniß des Kaisers, daß er, der so oft mit seiner selbständigen Auffassung der großen Politik über seinem Volke gestanden hatte, diesmal die Durchschnittsmeinung theilte. Der Despot vermochte die sittlichen Kräfte in dem ungeheuren Ringen nicht zu schätzen. Er glaubte an den Zerfall der Union, beleidigte den alten Bundesgenossen Frankreichs, ohne den Gegner wirksam zu unterstützen. Der Oheim hatte einst mit Monroe den Vertrag über Louisiana geschlossen. An dem Hofe des Neffen galt das stolze „Amerika für die Amerikaner“ als eine Phrase; die Herrscherstellung

unter den romanischen Stämmen, schon halb verscherzt in den italienischen Kämpfen, sollte in der neuen Welt wieder erobert werden. Die Union aber hielt mitten im Kriege die Monroe-Doctrin mit gewaltigen Armen aufrecht. Ein Erbkaiserthum und die wohlbekannte Hierarchie der Staatsräthe, Präfekten und Unterpräfekten sollte begründet werden inmitten jener Peonenwirthschaft der Tropen, für welche ein heiterer Wechsel von Anarchie und Dictatur vorderhand die einzig mögliche Staatsform bildet. Unbegreifliche politische Thorheiten, noch überboten durch die grundtiefe Unsittlichkeit des Unternehmens. Das erschütternde Trauerspiel, das unter den Cedern des Kaiserparkes von Chatapultepec begann und vor den Wällen von Queretaro endete, gemahnt an jene Tage von Bayonne, da der Oheim die teuflische Bosheit seiner treulosen Natur offenbarte. —

So flossen köstliche Kräfte des Heeres und der Finanzen für eine Despotenlaune dahin. Da begann die Erhebung Deutschlands — und traf die Lieblingsgedanken der Franzosen mitten in's Herz. Nur auf den Trümmern deutscher Macht hatte das Bourbonenreich seine herrische Stellung gegründet, nur wenn die Mitte des Festlandes gespalten blieb, konnte das unnatürliche Uebergewicht der Peripherie fortwähren. Daher waren alle Parteien, auch Persigny und die nächsten Vertrauten des Kaisers, darin einig, daß Deutschlands Genius der Einheit feindlich, unsere Zersplitterung die Bürgschaft sei für den Frieden der Welt. Das allgemeine Urtheil über Deutschland hatte sich in den dreißiger Jahren gebildet: Preußen galt als der despotische Militärstaat, die Glieder des Rheinbundes als die Heimath deutscher Freiheit. Die verwickelten Parteikämpfe der folgenden Epoche konnte der Fremde kaum verstehen — am wenigsten der liberale Franzose, denn er wollte die Uebermacht seiner Regierung beschränken, wir die Ohnmacht unseres Gemeinwesens durch eine starke Centralgewalt heilen. Hüben wie drüben lebte die gereizte Stimmung alter Tage in einzelnen grillenhaften Naturen fort: wie wir Deutschen noch kürzlich aus dem Munde eines geistreichen Aesthetikers die Versicherung, Frankreich habe keine wirkliche Sprache, und ähnlichen urteutonischen Unsinn hören mußten, so besaß auch Frankreich seine Deutschenfresser, die Desbarolles und Genossen. Doch blieb eine herablassende Freundlichkeit gegen Deutschland unter den gebildeten Franzosen vorherrschend: noch spendete Niemand unserer unergründlichen Schlauheit, der neu entdeckten prévoyance usuelle de l'Allemagne, sauersüße Lobsprüche. Auf

Dubufe's glänzendem Bilde von dem Pariser Congresse stehen die Herren v. Manteuffel und Hatzfeldt verdientermaßen armselig und gedrückt im Hintergrunde. Das war die Stellung, die, nach der Meinung der Franzosen, den Deutschen in der großen Politik geziemte. Solcher Gesinnung der Nation entsprach die Haltung des Kaisers bei den Neuenburger Wirren: er bewies dem klaren entschlossenen Willen seine Hochachtung und entschied zu Preußens Nachtheil.

Welch' eine Entrüstung nun, als die schleswig-holsteinische Bewegung abermals begann! Die seit fünfzehn Jahren gehegten Gefühle des Mitleids für den alten Alliirten der Napoleons, le pauvre petit roi de Danemarc, erwachten von Neuem; es schien wie ein unerhörter Frevel, daß Deutschland den höhnischen Uebermuth eines ohnmächtigen Feindes nicht mehr dulden wollte. Die unbelehrbaren alten Parteien wußten sich die besonnene Haltung des Kaisers nur zu erklären aus der Stumpfheit des friedensseligen Alters oder aus der Rachsucht gegen jenes England, das in den polnischen Händeln dem Kaiser jede ernstliche Mithilfe verweigert hatte und jetzt durch rohes Kriegsgeschrei sein politisches Ansehen zu Grunde richtete. Der verwickelte Gang des Kampfes, der Wahnsinn des Preußenhasses in dem liberalen Lager der Deutschen selber war nicht geeignet, die voreingenommenen Nachbarn aufzuklären. Der Kaiser aber hat wohl niemals seine überlegene Weisheit glänzender gezeigt. Nicht vergeblich hatte er oftmals mit dem Gesandten v. Bismarck verkehrt. Er würdigte die Macht des nationalen Gedankens auch für Deutschland, er wollte, um Schlimmeres zu verhüten, dem ehrgeizigen Preußen einen bescheidenen Erfolg gestatten und bewahrte eine verständige, wohlwollende Neutralität.

In Deutschland hat diese Mäßigung Napoleon's III. nicht nur die verdiente Anerkennung gefunden; man zog daraus sogar oftmals den Schluß, daß der Kaiser auch unseren großen Entscheidungskampf mit freundlichen Augen betrachtet habe und erst im August 1866, in einem Augenblicke nervöser Aufregung, zu dem berufenen Entschädigungsverlangen verführt worden sei. Wer das jüngste französische Gelbbuch sowie das treffliche Geschichtswerk des großen Generalstabs über den deutschen Krieg mit einigem Scharfsinne liest und damit die Andeutungen zusammenhält, die der Minister Stefano Jacini in seinem Buche due anni di politica Italiana über Preußens abweisende Haltung gegen Frankreich giebt — der wird dieser günstigen Meinung nicht beistimmen. Nach Allem, was von älteren Aeußerungen Napoleon's III.

bekannt ward, ist er nicht ohne gemüthliche Vorliebe für das Land seiner Kindheit, ma bonne vieille Allemagne; er achtet deutsche Tapferkeit und Treue und giebt unbefangen unserer Wissenschaft den Preis vor der französischen. Aber von unserem politischen Talente hat er offenbar früherhin sehr niedrig gedacht. Sein durchdringendes Auge sah, wie wenig nachhaltige populare Leidenschaft hinter den lärmenden Resolutionen und Null- und Nichtigkeitserklärungen unserer Volksversammlungen sich verbarg. Und so genau kannte er Deutschland doch nicht um zu ahnen, was damals selbst bei uns die Wenigsten erkannten — daß die bis in das Mark der Knochen verfaulte Kleinstaaterei, auch ohne ein Auflodern der Leidenschaft der Masse, beim ersten Stoße zusammenstürzen mußte. Ein Feldherr konnte bei dem ersten Blicke auf die Landkarte sich nicht verhehlen, daß das fridericianische corriger la figure de la Prusse unfehlbar noch einmal versucht werden würde. Einem Bonaparte mußte eine abermalige Durchlöcherung der Verträge von 1815 nicht unwillkommen erscheinen. Der Feind des Parlamentarismus hat sich auch sicherlich niemals bekannt zu der liberalen Meinung, daß Preußen durch seinen Verfassungsstreit unheilbar erkrankt sei. Aber eine klare Vorstellung von Preußens wirklicher Macht, ein rückhaltloses Verständniß für die Nothwendigkeit der deutschen Einheit war im Frühling jenes gesegneten Jahres am französischen Hofe mit nichten zu finden.

Der Kaiser gab zuerst seiner nach Frieden rufenden Nation ein Probstück seiner Sanftmuth, er berief nach Paris eine Conferenz, an deren Erfolg er unmöglich glauben konnte. Am 11. Juni, als der Krieg entschieden war, verkündete ein Brief an den Minister des Auswärtigen die Hoffnungen des Kaisers für Deutschlands Zukunft. Napoleon III. wünscht eine Gebietserweiterung nur, wenn die Karte Europas zum ausschließlichen Vortheile Einer Macht geändert werden sollte. Der Napoleonide betont und behauptet Frankreichs Recht, die Pläne der deutschen Bundesreform zu prüfen — dies Recht, das Fürst Metternich in den von allen Bonapartes verfluchten Wiener Verträgen dem Auslande eingeräumt hatte! Aber er läßt das Recht vorderhand ruhen und begnügt sich zu wünschen: für die Mittelstaaten einen engeren Bund, eine festere Organisation und bedeutendere Rolle; für Preußen größere Gleichartigkeit und Macht im Norden; für Oesterreich die Erhaltung seiner großen Stellung in Deutschland.

War dieser Brief ein Gaukelspiel? Die überschlaue Unart

hinter jedem Worte der Mächtigen Lügen zu wittern ist gerade gegenüber dem Kaiser der Franzosen oft zu Schanden geworden. Zwecklose Unwahrheiten, dem diabolischen Wesen des Oheims geläufig, sind in dem Leben des Neffen nicht aufzuweisen. Und welcher denkbare Zweck konnte ihn verleiten, Meinungen die er nicht hegte öffentlich kundzugeben, in einem Zeitpunkte, da jeder nächste Tag sie widerlegen mochte? Die Absicht den gesetzgebenden Körper zu beschwichtigen ließ sich offenbar durch minder gefährliche Mittel erreichen. Nein, das Schreiben vom 11. Juni sagte die Wahrheit. Sein Verfasser war in jenem Augenblicke noch befangen in der altfranzösischen Auffassung der deutschen Politik; er wünschte kurz und gut die Trias, das will sagen: den Rheinbund in modernerer Gestalt und ein ostwärts zurückgeschobenes Preußen. Das aufstrebende Preußen mochte im Norden und Osten sein Gebiet erweitern, doch es sollte an „Gleichartigkeit" gewinnen, und bekanntlich gilt das Rheinland in Frankreich nicht als ein gleichartiger Bestandtheil unseres Staates. Indeß der ruhige Rechner war weit entfernt solche Wünsche als einen unverbrüchlichen Plan festzuhalten. Er wußte, wie unberechenbar die deutschen Dinge seien, der Anwalt des Rechtes der Nationalitäten konnte schlechterdings nicht sogleich für die Zwingherren Venetiens auftreten und vor Allem, er kannte den verwahrlosten Zustand seiner Militärmagazine. Frankreich war nicht in der Lage, wie der Prahler Girardin verlangte, schon vor dem Kriege ein il faut en finir zu rufen. Der Kaiser wollte warten, bis ein unabsehbares Ringen die Kämpfenden erschöpft hätte, und dann mit entscheidendem Worte dazwischentreten. Erst die Zukunft wird erfahren, welche geheime Verhandlungen vor dem Ausbruche des Krieges zwischen den Tuilerien und dem Berliner Cabinet geschwebt haben. Der Verdacht, als ob Graf Bismarck und Napoleon III. unter einer Decke gespielt, kann nicht nur schon jetzt als eine Abgeschmacktheit gelten; wir dürfen sogar als unzweifelhaft ansehen, daß bereits im Frühjahr begehrliche Andeutungen des Kaisers von Preußen abgewiesen wurden. Noch mehr. Napoleon III. konnte nicht wünschen, daß seine Machtstellung in Italien durch ein preußisch-italienisches Bündniß erschüttert würde; er war Mitwisser des Geheimnisses, als Oesterreich kurz vor dem Ausbruche des Krieges durch das Anerbieten der Abtretung Venetiens den Bund der Gegner zu sprengen suchte. Indeß das stille Scharren und Wühlen der französischen Diplomatie blieb diesmal erfolglos. Allem Anschein nach war unser General-

stab von den Wirkungen des mexicanischen Zuges unterrichtet; jedenfalls wußte die preußische Regierung, daß der Kaiser vorerst neutral bleiben werde. Dies genügte, da man in Berlin auf durchschlagende Erfolge zählte; ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande wurde der kühne Zug auf Wien begonnen.

Nur diese Auffassung erklärt des Kaisers späteres Verfahren. Augenblicklich nach der Königgrätzer Schlacht war Frankreich auf dem Platze mit einem Vermittlungsversuche, der sofort, unziemlich genug, an die Oeffentlichkeit gebracht ward. Paris jubelte, als das verzweifelte Haus Lothringen seinen italienischen Besitz an Napoleon III. abtrat; Frankreich spielte wieder seine Rolle als pacificateur naturel de l'Europe. Unterdessen verfolgte Preußen seinen Sieg. Am 13. Juli, da die Hauptstadt des Feindes schon als sichere Beute vor unserem Heere lag, überreichte Frankreich seine Vorschläge für die Friedenspräliminarien: Oesterreich scheidet aus dem Bunde, Venedig fällt an die Italiener, Preußen erhält den militärischen Oberbefehl in einem norddeutschen Bunde, Ersatz für einen Theil der Kriegskosten und — Schleswig-Holstein ohne die nördlichen Bezirke. Dies sollte der Lohn sein für strahlende Siege, dies die Vergeltung an jenen unversöhnlichen Feinden, welche die Improvisation Friedrich's des Großen zu vernichten gedachten! Währenddem ermunterte Frankreich die Südstaaten unablässig zum Kampfe; noch als Herr v. Varnbüler auf dem Sprunge stand nach Nikolsburg zu reisen, konnte er seinen Kammern eine aufreizende französische Depesche mittheilen. Nach dem Mainfeldzuge flehten alle Höfe des Südens außer Baden um die Hilfe des Kaisers; er verwendete sich warm für die Nationen des Rheinbundes, zweimal für Baiern.

Preußen hatte auf jene Vorschläge vom 13. Juli nicht ablehnend geantwortet, doch gefordert, daß der Friede unter den kriegführenden Theilen allein verhandelt werde. Am 16. Juli meldete Herr Benedetti aus dem Hauptquartiere, Preußen verlange von Oesterreich die Zusicherung „einiger" für den Zusammenhang seines Gebietes nothwendiger Landerwerbungen im Norden. Aus den folgenden Ereignissen ergiebt sich unzweifelhaft, daß entweder der Botschafter selbst oder doch sicherlich der Tuilerienhof im Unklaren war über den Umfang dieser Gebietserweiterung. Man sah den alten Rheinbundsgenossen Sachsen gerettet, man hatte der nationalen Vorliebe für das arme kleine Däne-

mark Genüge geleistet und hoffte offenbar, Preußen werde sich mit einem Streifen Landes zwischen seinen sächsischen und westphälischen Grenzen begnügen. Als statt dessen die Einverleibung der Mittelstaaten des Nordens erfolgte, da sendete Drouyn de Lhuys einen Vertragsentwurf nach Berlin, welcher die Abtretung von Mainz ausbedang. Die Antwort war — die schleunige Absendung unserer schweren Artillerie an den Rhein. Jetzt endlich lenkte der Kaiser ein. Am 12. August schrieb er an Lavalette, er bedaure, daß jener Entwurf nicht geheim geblieben, daß übertriebene Gerüchte von den Entschädigungen, „worauf wir ein Recht haben können," auf den Markt gelangt seien: er sei durch Benedetti belehrt worden, daß Deutschland jede Abtretung verwerfe, und wolle uns fortan uneigennützig bei der Neugestaltung unseres Staates helfen. — Nun frage ich, war das die Haltung eines Freundes? Muß es dem Nichtdiplomaten nicht gestattet sein, dies gesammte Verfahren des Tuilerienhofes als eine Kette von unverschämten Ueberhebungen zu bezeichnen? Trügt nicht Alles, so wird das Urtheil der Nachwelt einst dahin lauten, daß Napoleon III. während des deutschen Krieges in die armseligen Anschauungen der Orleans zurückfiel.

Aber die Logik der Thatsachen übte auch diesmal ihren Zauber auf den nüchternen Sinn des Staatsmannes. Er sah den neuen deutschen Staat stolz und sicher emporwachsen und ließ am 16. September das berühmte Rundschreiben Lavalette's ausgeben. Eine großartige Ansicht der Zukunft wird hier entwickelt: Frankreich erkennt die Nothwendigkeit mächtiger nationaler Staaten, die vereinigt den Riesenkörpern Rußlands und der Union die Stirn bieten sollen. Doch leider, die Nation hatte die Erhebung Deutschlands wie einen Schlag in's eigene Angesicht empfunden. Sie war nicht beruhigt worden, als Lothringen während des Krieges sein Jubelfest feierte und pathetische Festreden das Glück der befriedeten französischen Provinz mit dem zerrissenen Zustande Deutschlands verglichen. Auch manche fadenscheinige Beschwichtigungsgründe jener Denkschrift blieben wirkungslos. Niemand glaubte, daß der alte deutsche Bund mit seinen angeblichen 80 Millionen mächtiger gewesen als das neue Deutschland; Niemand, daß die Coalition der nordischen Mächte jetzt erst gebrochen sei. Stichhaltiger war der treffende Hinweis auf die neuen Seemächte zweiten Ranges, die in Deutschland und Italien entständen: und eine ernste Lehre für den nationalen Uebermuth lag in den Worten: „Der Kaiser

glaubt nicht, daß die Größe eines Volkes von der Schwächung seiner Nachbarn abhänge, er sieht ein wirkliches europäisches Gleichgewicht nur in der Befriedigung der Wünsche der Völker."

Die neue Einsicht, durch schwere Selbstüberwindung errungen, hat auch nicht ohne klägliche Schwankungen und Rückfälle vorgehalten. Der Luxemburger Handel wird immer einer der häßlichsten Flecken in der Geschichte des neuen Kaiserreichs bleiben. In der That, was ist erstaunlicher, das schmutzige Geschäft mit dem entarteten Bankhause der Oranier selber — oder jene perfide französische Depesche vom 28. Februar 1867, welche harmlos meinte, Preußen werde sicherlich die Luxemburger Festung lieber an Frankreich als an die Niederlande abtreten? Die Wirren endeten — trotz der parteiischen Gunst, welche die Großmächte dem französischen Hochmuth erwiesen — mit einer neuen Niederlage des Kaisers. Preußen verzichtete zwar auf sein Besatzungsrecht, doch Napoleon III. mußte die gehoffte Vergeltung für Königgrätz und seinen staatsmännischen Ruf dazu preisgeben. Das gute Zutrauen der Deutschen wird sich nicht wieder herstellen, so lange die geheimen Wühlereien der Annexionisten in Luxemburg die Vertragstreue der Napoleons bezeugen. Wir verstehen sie nicht, jene Freigebigkeit auf Kosten des Vaterlandes, welche den Verlust des alten Felsennestes mit Leichtigkeit verschmerzt, aber wir halten einen Krieg zwischen den beiden Nachbarvölkern für das schwerste Unglück, das der modernen Cultur widerfahren könnte. Ein dauerhafter Friede scheint uns selbst um solchen Preis nicht zu theuer erkauft.

Daß dieser gesicherte Friede heute bestehe — wer darf es behaupten? Frankreich leidet unter dem unmöglichen Versuche, alle Ueppigkeit des Friedens und zu gleicher Zeit das furchtbare Rüstzeug der Eroberungspolitik aufrecht zu erhalten. Die Herrscherstellung unter den romanischen Völkern hat durch die spanische Revolution abermals einen Stoß erlitten, und vergeblich bemüht sich der Kaiser, durch sauber gemalte Landkarten großen Kindern zu beweisen, daß das Gleichgewicht der Mächte sich nicht zu Frankreichs Ungunsten verschoben habe. In Deutschland steigt und steigt seit der Salzburger Zusammenkunft der Unwille über die Hemmnisse, welche das geheime Ränkespiel der französischen Diplomatie unserem Staate bereitet, und über das beispiellos freche, unwissende Geschrei der Pariser Presse. Wir vermuthen nicht mehr, nein, wir haben seit dem Sommer 1866 die aktenmäßige Gewißheit, daß die Höfe des Rheinbundes nach der ersten Niederlage Preußens augen-

blicklich bereit sein werden, abermals das Joch der Fremden zu tragen; und das Volk im Süden besitzt weder die Macht noch den festen Willen sie daran zu hindern. Auch von Oesterreich ist sicher, daß die Hofburg, trotz ihrer unveräußerlichen legitimistischen Sympathien, jederzeit geneigt bleibt sich unter die Raben zu mischen, welche sich auf den verendenden preußischen Adler stürzen möchten. Wir bezweifeln nur, ob dieser Adler seinem letzten Stündlein so nahe steht, und Napoleon III. theilt offenbar diesen Zweifel. Die Mäßigung und Weisheit des Kaisers ist noch immer der beste Verbündete, den wir in Frankreich besitzen. Was auch der diplomatische Klatsch sich zuraunen mag von der Schlummersucht des Kaisers, die nur durch einen Schlag von mächtiger Hand auf Augenblicke gestört werden könne — so tief ist der bedeutende Mann doch nicht gesunken, daß er die furchtbaren Gefahren eines Krieges mit Deutschland nicht sehen sollte. Seine Freunde wahrlich sind es nicht, die das Kriegsgeschrei am lautesten erheben; nicht bei den Thiers und Jules Favre und den anderen falschen Götzen einer urtheilslosen öffentlichen Meinung ist der Rath zu finden, der Frankreich frommen mag. Der Kaiser hat in den lombardischen Ebenen gelernt, daß ihm die Gaben des großen Feldherrn versagt sind und auch seine Leibeskraft für einen zweiten Feldzug schwerlich ausreichen wird. Für das Haus Bonaparte aber ist ein vom Rheine siegreich heimkehrender französischer Marschall kaum minder gefährlich als ein zum dritten Male in Paris einziehender preußischer Feldherr. So stehen wir heute: jeder neue Tag friedlicher Gewöhnung befestigt freilich die Sicherheit Europas, doch zuletzt hängt die Ruhe der Welt noch immer an dem unberechenbaren Spiele der politischen Kräfte im Innern Frankreichs. Wie der Kaiser den Ultramontanen zu Lieb' das Schwert ziehen mußte gegen die Italiener, so können ihn auch jetzt steigende Verlegenheiten der inneren Politik in die Arme der Chauvinisten, zu einem ruchlosen Raubzuge gegen Deutschland treiben. Nach siebzehn Jahren ungeheurer Arbeit ist er dahin gelangt, daß sein Regiment diesseits wie jenseits der Grenzen wieder einem ebenso allgemeinen Mißtrauen begegnet, wie einst nach dem 2. December. Die Krankheit des französischen Staates hat für den ganzen Welttheil einen Zustand banger Spannung geschaffen, der dieses hochgesitteten Jahrhunderts nicht würdig ist. Noch einige Schritte weiter, und der Name Napoleon III. kann bei der Nachwelt einem Rufe verfallen, den er nicht verdient. —

Nach alledem wird es Manchen befremden, wenn wir zum Schlusse

die Ansicht aussprechen, daß der politische Verstand die Fortdauer der napoleonischen Dynastie wünschen muß — wahrhaftig nicht um der Bonapartes, sondern um der Freiheit willen. Wenn das Herrscherhaus sich befestigt, so bleibt ein Fortschreiten zu freieren Staatsformen immerhin denkbar; bricht es zusammen, so steht zu fürchten, daß der alte unselige Kreislauf von der Anarchie zur Dictatur auf's Neue beginne. Welche Wirren — Kämpfe, die wir unsern Nachbarn nicht wünschen mögen — müßten sich abspielen, um den Bonapartismus aus diesem Heere auszutreiben! Uebersehe man nicht, daß die Napoleons ganz anders gefährliche Prätendenten sind als die Orleans oder die Bourbonen waren! Freilich, der Fortbestand der Dynastie setzt das Außerordentliche voraus, daß ein von frühauf zu allen Paradestücken des Bonapartismus mißbrauchter Knabe ein bedeutender Mann werde. Der Glaube an die Zukunft der Bonapartes ist tief gesunken, seit die verblendete Majorität von 1849 wieder das Land beherrscht und der Kaiser sich abermals anklammert an jene herrschsüchtige Kirche, welche sehr wohl weiß, daß der Bonapartismus ihrer Hilfe mehr bedarf als sie seines Schutzes. Noch reden die Bonapartisten mit Zuversicht, ja sie versuchen sogar oft den gemüthlichen Ton des patriarchalischen Königthums anzuschlagen. Aus Veron's Memoiren, aus Guettrot's annales de la paix und ähnlichen Producten redet eine kindische Ergebenheit, die an das „Büchlein vom König Johann von Sachsen“ und verwandte Werke deutscher kleinstaatlicher Servilität erinnert. Aber der Ton ist gesucht und erkünstelt; die einst modische Parallele zwischen Augustus und dem dritten Napoleon beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden.

Und doch sehen wir keinen Mann und keine Partei, welche im Stande wären den Kaiser zu ersetzen. Die herbe Geringschätzung des Selbstherrschers gegen seine Feinde, gegen den Schaumwein der Oppositionsreden ist nur zu begreiflich. Die alten Parteien scheinen vernutzt, neue sind nicht entstanden. Die Monarchie der Bourbonen und der Orleans bildete Republikaner, die Republik erzog ein Geschlecht von Reaktionären, unter dem Kaiserreiche hat der Geist des Widerspruches zwar der Unzufriedenen viele, doch nicht eine starke liberale Partei mit festen Zielen geschaffen. Die Herrschaft der Legitimisten ist in dem neuen Frankreich unmöglich — wenn anders wir das gefährliche Wort auf die unberechenbaren Zustände dieses Reiches anwenden dürfen. Die Orleanisten haben wenig gelernt. Nicht blos ihre Flüchtlinge verzehren sich in unfruchtbarem Hasse — wie jener einst so besonnene Dunoyer,

der in seinem Werke über das zweite Kaiserreich nur sinnlose Zornreden und das ewige quiconque est loup agisse en loup zu sagen weiß. Auch die daheim geblieben, sind den Ideen verschollener Tage nicht entwachsen: verantwortliche Minister und eine feindselige Haltung gegen Deutschland würden ihnen genügen. Die gemäßigten Republikaner zählen noch immer wie vor zwanzig Jahren viele hochachtbare mannhafte Namen, aber die Masse steht nicht hinter ihnen, und auch sie leben weniger in neuen Gedanken als in dem alten Hasse gegen den zweiten December, „der kein Datum, sondern ein Verbrechen ist.“ Von den Radikalen sind die Einen übergelaufen zu dem rothen Prinzen, die Anderen berauschen sich an Traumbildern, die jeden Staat, jede Ordnung der Gesellschaft zerstören müssen. Welch ein Abgrund gotteslästerlicher Zuchtlosigkeit that sich auf, als auf dem Lütticher Studentencongresse der Löwe des lateinischen Viertels brüllte! Und welch eine tobende schäumende Wuth in den Flugschriften jener Flüchtlingsliteratur, welche die Fenster der Buchläden von Genf und Brüssel bedeckt! Die Pamphlete der Rothen über Cäsar's Frau zeigen die alte unheimliche Verwandtschaft der Blutleckerei und der Wollust. Die Drohungen der Boichot und Pyat gegen den weißen Soulouque, der einst im Jardin des Plantes neben den wilden Thieren in einen Käfig gesperrt werden muß — sie werden schwerlich die Ruheseligkeit des zitternden Philisters ermäßigen. Mit begreiflicher Theilnahme sieht der Deutsche auf die napoleonische Mittelpartei unter Ollivier's und Darimon's Führung. Sie bringt den Neubildungen in Mitteleuropa ein offenes Verständniß entgegen, doch sie zählt wenig Anhänger, und wir bezweifeln, ob der sittliche Ernst der Leiter ihrem Talente entspricht. Der uralte unvergessene Parteihaß verhindert noch immer eine Verschmelzung aller besonnenen Elemente, wie sie heute in Deutschland beginnt und einst durch Manin unter den Patrioten Italiens zu Stande kam. Wohin wir schauen — nirgends ein erreichbares Ziel, nirgends auch nur ein falsches Ideal, das von einer mächtigen selbstbewußten Partei erstrebt würde. Ueberall ein dumpfer unklarer Mißmuth, der den traurigsten Klopffechtern, einem Rogeard und Rochefort, erlaubt eine Rolle zu spielen, wenn sie nur boshaft und gewandt zu schreiben wissen.

Während dieser Zersetzung der Parteien wirkt und webt die Wissenschaft, der Volksunterricht an der Bildung einer glücklicheren Zeit. Aber dies Erstarken der Geister bedarf der Jahrzehnte um Früchte

zu tragen, und eine so lange Frist der Sammlung wird dem Staate schwerlich vergönnt sein. Wir fürchten neue Leiden, neue bürgerliche Kämpfe, deren Abschluß das lebende Geschlecht nicht schauen wird. Jenes historische Gesetz, das alle Völker Europas in repräsentative Staatsformen zwingt, gilt auch für Frankreich. Die Nation hat nur die Wahl ihren Staat also umzugestalten, daß er eine Volksvertretung ertragen kann, oder — zu verwelken, zu erstarren wie weiland das weltherrschende Spanien. Und welcher freie Mann darf denn verzweifeln an der Lebenskraft des Volkes, das die Bastille stürmte? Wer darf den Verfall Frankreichs, dies namenlose Unglück für die Gesittung der Welt, auch nur zu denken wagen? —

Wir schreiten durch den Lärm der Boulevards, verwirrt von den widerspruchsvollen Eindrücken, die dort auf Schritt und Tritt den Wanderer bestürmen, und suchen nach einer stillen Stätte, wo wir aufathmen und uns ein Herz fassen können zu der Zukunft dieses Reiches. Wir gehen vorüber an der Vendomesäule, die so oft auf die zum Kriege ausziehenden Bataillone niederschaute; das vive l'empereur, das dort erklang, gemahnt uns traurig an den Sklavengruß der sterbenden Gladiatoren. Wir gehen vorbei an dem Tuileriengarten, an jener Bildsäule des Spartacus, die einst Börne's Bewunderung erregte. Nicht in dem Sklaven, der seine Fesseln bricht, sehen wir das Bild des freien Bürgers, nicht dieser rohe Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft erschöpft uns den Tiefsinn des staatlichen Lebens. Wir ziehen weiter über den Eintrachtsplatz; da zeigt der Obelisk von Luxor seine kindisch greisenhaften Formen — ein beredtes Denkmal für ein Volk, das danach trachten muß, seiner selbst zu vergessen. Zu gräuelvoll sind die Schatten, die hier aus dem Boden steigen, wo einst die Guillotine ihre blutige Arbeit verrichtete; nur ein Bildwerk, das an Nichts erinnert, durfte diese Stätte zieren. Wir treten endlich in die schöne Vorhalle des Palastes Bourbon, wo die Größen des parlamentarischen Frankreichs versammelt sind. Hier steht General Foy, der makellose Patriot, der in den verklungenen Zeiten der Jugend und der Zuversicht mit dem einen Worte **la France** seine Hörer zu begeistern wußte. Hier Casimir Perier, der stolze Verächter der Gunst des Haufens. Hier schreitet er mächtig aus der gelben Wand, der Größte der Tribunen, und schleudert mit erhobenem Arm den Donner seiner Rede herab auf die schweigende Versammlung. War es ein Narrentraum, der diese Männer beseelte? Wir wissen, warum Mirabeau's Hoffnungen gescheitert sind und schei-

tern mußten, aber — mag man uns immerhin Doctrinäre schelten — wir glauben nicht, daß er vergeblich lebte.

Die Gedanken des Repräsentativsystems sind durch den Bonapartismus nicht überwunden. Wir dürfen nicht lassen von der Hoffnung, daß sich für ihren unverwüstlichen Kern eine moderne Form finden werde, die zu leben vermag. Auch Frankreich wird das Ende seiner Leiden dann erst schauen, wenn eine Volksvertretung, eine die es ist, rathend und thatend der Staatsgewalt zur Seite steht.

Cavour.



Der Gegenwart klingt es wie ein Märchen aus verschollenen Tagen, daß einst Goethe mit seinem Eckermann alles Ernstes über die Frage streiten konnte, ob Napoleon zu den productiven Menschen zu zählen sei. Doch als ein Nachhall aus jener reichen Zeit, da unser Volk seinen Herrscherthron in den Wolken suchte, besteht noch heute in den Herzen der edleren Deutschen die stille Neigung, das Leben, auch das politische Leben mit dem Maße des Schönen zu messen. Unter den Frauen vornehmlich lebt weit verbreitet der liebenswürdige Irrthum, als ob die reinste Blüthe der Menschlichkeit allein im Kreise der Dichter und Denker sich entfalte. Wir verstehen nicht leicht, daß das politische Talent eine von allen anderen menschlichen Gaben wesentlich verschiedene Kraft des Geistes ist. Wir fühlen uns erkältet vor dem Bilde eines Staatsmannes, dem die politische That der ganze Inhalt des Lebens, nicht blos, wie unserem Wilhelm Humboldt, ein Ringplatz war, darauf er die allseitige Ausbildung seiner schönen Seele bewähren konnte. Dem Staatsmanne winkt, derweil er schafft, jeder Glanz des Daseins; alle Leidenschaften des Tages folgen seinen Spuren, sein Name weicht nicht aus dem Munde der Menschen. Sobald er die Augen geschlossen hat, dauert nur ein schwaches Abbild seines Wesens, verblaßt und oft entstellt, in dem Gedächtniß der Nachwelt. Der Künstler geht im Leben als ein geringer Mann daher, mit bescheidenen Ehren begnügt; nach seinem Tode läßt er sein Eigenstes, sein Bestes zurück, er weilt leibhaftig unter den spätesten Geschlechtern, er redet zu ihnen, aus ihrer Seele heraus als ein Freund, ein Seher, ein Herzenskündiger. Wie viel tausendmal hat deutsche Gefühlsseligkeit diese Vergleichung ausgesponnen, um einen Sophokles glücklich zu preisen, einen Hannibal wohlwollend zu bemitleiden!

Es frommt nicht, solche Schwächen moderner Ueberbildung durch die Wiederbelebung altrömischer Rauheit zu bekämpfen. Jenem mann=

haften Adel Piemonts, der um das Dasein seines Volkes kämpfte, stand es wohl zu Gesicht, wenn Caesar Balbo jede Stunde seines gesegneten schriftstellerischen Schaffens für halbverloren, nur die Jahre seiner staatsmännischen und kriegerischen Thätigkeit für fruchtbar ansah, wenn Massimo d'Azeglio versicherte, ein mittelmäßiger Verwaltungsbeamter sei ein nützlicheres Mitglied des Gemeinwesens als der größte Maler. Die freiere Gesittung der Deutschen ist für dies Römerthum unzugänglich, sie verwirft die Frage des Plutarch: ob der Ruhm des Pheidias und Archilochos einen edelgeborenen Jüngling reizen könne? — mit vollem Rechte als eine Barbarei. Nur müssen wir lernen, auch den Helden des nach Außen gerichteten Willens gerecht zu werden, und ablassen von den spielenden Versuchen das Unvergleichliche zu vergleichen, das Unwägbare zu wägen. Wir glauben alle an das tiefe Wort: „Genie ist Fleiß," wir wissen längst, daß jeder große Künstler, jeder der ein Meister ward, von einer unzähmbaren Macht des Willens durchglüht war wie nur der tapferste Kriegsmann. Warum sollen wir nicht auch die einfache Wahrheit bekennen: der große Staatsmann legt sich die Dinge dieser Welt mit ebenso ursprünglicher Kraft des Gedankens zurecht, wie ein Goethe oder Kant; er schaut auf die gemeine Lust und Noth des kleinen Menschenlebens ebenso vornehm von beherrschendem Gipfel herab wie der Dichter und der Denker. — In wenigen Geistern hat sich der Ideengehalt der neuesten Geschichte so treu und vollständig wiedergespiegelt, wie in dem Kopfe des Gründers der italienischen Einheit. Wer über Cavour urtheilt, der bekennt, wie er selber sich zu den großen Problemen der modernen Gesellschaft stelle. Die Gedanken, welche diesen Geist bewegten, lagen schon den Zeitgenossen offen vor, denn Cavour erscheint auch darum als ein rechter Sohn der neuen Zeit, weil er selbst seine Verschwörungen unter freiem Himmel trieb. Sein Bild unbefangen zu betrachten ist schon jetzt dem Fremden nicht unmöglich. Der Abstand der Zeit, dessen das historische Urtheil bedarf, wird aufgewogen durch den Reichthum der jüngsten Jahre. Durch gewaltige Umwälzungen ward seit Cavour's Hingang das alte Gleichgewicht der Mächte verschoben. Wir dürfen ruhig über den Todten sprechen, er rechnete mit anderen Größen als der Staatsmann von heute.

Die Zeit ist nicht mehr, da in dem langen Wettkampfe der beiden Culturvölker Mitteleuropas um die Herstellung ihrer alten Größe Italien den Preis davonzutragen schien. Der ästhetische Reiz, der die

Massenbewegung der Italiener vor den Schlachten des deutschen Krieges auszeichnete, beginnt zu verblassen; die Gebrechen der vor der Zeit und mit fremder Hilfe errungenen Einheit Italiens liegen vor Aller Augen. Schon beneiden uns einzelne Stimmen jenseits der Alpen um unsere stätige und selbständige Entwickelung, und unter den Deutschen sind Manche geneigt, allzu niedrig zu denken von jener gewaltigen sittlichen und politischen Arbeit, welche das letzte halbe Jahrhundert der italienischen Geschichte erfüllt. Aus den Wirren des napoleonischen Zeitalters war der Nation nichts geblieben als einige mächtig aufregende Erinnerungen. Sie hatte gesehen, wie ihr größter Sohn den Herrscherstab der Welt in Handen hielt, wie der heilige Name des Königreichs Italien wieder auferstand, wie ein modernes Gemeinwesen rüstig aufräumte unter der heillosen Erbschaft der alten Despotien, entfremdete Nachbarn als Bürger Eines Staates verband. Ueber dem Widerstreit der Gefühle, die solcher Zustand halber Fremdherrschaft erweckte, ward der große Augenblick versäumt, da Italien sein Schicksal selbst bestimmen konnte. Jetzt lag die Halbinsel waffenlos, willenlos zu den Füßen des Wiener Congresses, Italien ward wieder ein geographischer Begriff. Kalt und schnöde wies die englische Diplomatie die klagenden Patrioten zurecht: Europas Ruhe fordere die Zerstückelung des Landes. Eine Staatskunst der nackten Willkür stellte die fremdländischen Dynastien, doch nicht die nationalen Republiken des vergangenen Jahrhunderts wieder her, erhob Oesterreich zur herrschenden Macht der Halbinsel. Auch Venedig, das einst Bonaparte dem besiegten Oesterreich zugeworfen hatte, ward abermals dem Doppeladler preisgegeben und dergestalt eine Erinnerung erneuert, welche den Italienern jederzeit als die brennendste Schmach ihrer neuen Geschichte gegolten hat. Während nun das pfäffische Regiment der alten Zeit, gekräftigt durch die Machtmittel napoleonischer Bureaukratie und Polizei, an den Höfen sich wieder einnistete und in Lombardo-Venetien nach einigen Jahren der Milde der kaiserliche Stock, il bastone tedesco, die Herrschaft antrat, wucherte in dem unglücklichen Volke, dem eine Bühne für gesetzliches öffentliches Wirken versagt blieb, jede Art von politischer Verderbniß empor.

Einen wesentlichen Charakterzug des italienischen Staatslebens, zugleich einen schneidenden Gegensatz zu dem deutschen Wesen, bildet die Macht und Berechtigung der republikanischen Ueberlieferungen in diesem Lande der Städte. Wenn wir in der Kapelle von S. Lorenzo

zu Florenz jene wunderbaren Mediceärgräber betrachten, die einst der harte Republikaner Michel Angelo widerwillig seinem heimischen Tyrannenhause errichtete, und darauf den Blick wenden nach der Ecke der Kapelle, wo eine grell bemalte Krone das abgeschmackte Grabmal des „besten Fürsten“ Ferdinand III. von Lothringen-Toscana deckt — dann empfindet auch der Deutsche mit Entrüstung, wie roh ein Barbarengeschlecht die Tempel eines hochgesitteten Volkes geschändet hat. Dann ahnen wir etwas von den Gefühlen, welche die Patrioten Italiens gegen ihre neuen Herrscherhäuser beseelten. Die Epoche der Monarchie war dem Italiener das Zeitalter der Fremdherrschaft und des Despotismus. Wie mochte diese öde Zeit des Schlummers sich vergleichen mit jenen Tagen republikanischer Herrlichkeit, da der Löwe des heiligen Marcus die Häfen des Morgenlandes beherrschte und das hochsinnige Künstlervolk von Florenz zu seinem Arnolfo sprach: „der Plan für unseren Dom soll groß sein wie die allergrößte Seele, wie die Herzen so vieler Bürger, die zu Einem Wollen vereinigt sind“ —? Tausendjährige Städte, einer stolzen Geschichte froh, umfaßten noch immer die größere Hälfte der Nation, beherrschten das flache Land mit ihrer Geldmacht, ihrer Bildung; keinem Volke fiel es schwerer zu begreifen, daß die moderne Welt der monarchischen Flächenstaaten nicht mehr Raum bietet für städtische Republiken.

Die Macht der republikanischen Erinnerungen, der Druck der fremden Gewalthaber, die verwahrloste politische Bildung einer Nation ohne Rednerbühne und Presse rufen einen verwegenen Radikalismus hervor, der nach der Weise unfreier Völker in Verschwörungen sich zusammenfindet und bald die Gegner zwingt, sich gleichfalls in Geheimbünde zu schaaren. Alle die häßlichen Züge, welche die arge Schule des spanischen Despotismus dem Charakter der Nation aufgeprägt, fanden in diesem Sektenwesen, den sette, bereite Förderung: das Mißtrauen Aller gegen Alle, der Todhaß wider die politischen Gegner, der aus den entsetzlichen Eiden der Carbonari wie der Sanfedisten so blutig hervorbricht, und vornehmlich jene Moral der Verzweiflung, welche, seit Machiavellis Tagen auf diesem Boden heimisch, soeben in dem mannhaftesten Dichter des neuen Italiens, in Vittorio Alfieri, einen begeisterten Apostel gefunden hatte. Hundertmal war die Ohnmacht des Meuchelmordes durch gescheiterte Verschwörungen erhärtet, und hundertmal kehren die Fanatiker zu dem Dolche als der letzten Zuflucht des Geknechteten zurück. Gewiß sprach Ugo Foscolo allen

Denkenden ein erlösendes Wort aus der Seele, da er ausrief: um Italien zu schaffen, müssen wir die Sekten vernichten! Und doch gebührt diesen Wahnwitzigen der Ruhm, daß sie zuerst den Gedanken der Einheit Italiens, roh und unklar genug, in weiteren Kreisen verbreiteten: schon die Carbonari träumten von einer Republik Ausonien, und noch bestimmter trat die Idee der Einheit in jenem Geheimbunde des „jungen Italiens“ hervor, der in Mazzini sein sichtbares Oberhaupt verehrte.

Während dergestalt köstliche Jugendkräfte in dem schlechten Handwerke der Verschwörer vergeudet wurden, ergingen sich weichere Gemüther in unfruchtbaren sentimentalen Klagen über die Schande ihres Vaterlandes. Sie beweinten Italien in jenem elegischen Tone, den einst Filicaja anschlug, da er sein Land also anredete: „o wärst du stärker oder minder schön, daß du die Gier der Mächtigen nicht reiztest!“ Wieder Anderen ward die große Vorzeit des Landes zum Fluche. Dies erstgeborene Volk des neuen Europas weiß nichts, will nichts wissen von der tiefen Kluft, welche die moderne Zeit von dem Alterthume trennt. Die Italiener führen unbefangen ihre Geschichte bis auf die römische Wölfin zurück, sie sehen in der Entwickelung der Jahrtausende immer dasselbe italienische Volksthum, das unheimischer Gewalten sich erwehrt, und reden über die Völkerwanderung noch mit dem gleichen naiven Erstaunen, wie jener Machiavelli, der sich verwundert, warum der Po und der Gardasee ihren antiken Namen abgelegt und die Menschen heute Pier Giovanni und Matteo, nicht mehr Cäsar und Pompejus heißen. Sie haben in ihrer schönsten Zeit den Geist des Alterthums wieder aufgeweckt und schauen auf die Völker des Nordens noch mit derselben Empfindung wie einst Cicero's Römer auf die Germanen. Die Größe der weltherrschenden Roma ist Italiens Größe. Während die Deutschen an ihrem Hermannsdenkmal bauten, schlug Niccolini seinen Landsleuten vor, nach der Vertreibung der Oesterreicher auf dem Gipfel der Alpen ein Riesenstandbild des Marius zu errichten, das Schwert drohend gen Norden erhoben, darunter die Inschrift: zurück ihr Barbaren! Wie schwer mußte die Nüchternheit des politischen Urtheils, die Klarheit der Selbsterkenntniß leiden, wenn in kleiner Zeit eine aufgebauschte Rhetorik mit majestätischen Erinnerungen prahlte und bei der Phrasenseligkeit der durch jesuitische Erziehung verflachten Hörer nur allzu willigen Glauben fand!

Italien lebte wie Deutschland ein übergeistiges Leben. Der Nordländer, der, begeistert von den Schilderungen der Kunsthistoriker, in

Italien den unverfälschten Adel der Renaissance zu finden hofft, entdeckt mit Ueberraschung, daß die meisten wälschen Städte auf den ersten Anblick den Charakter des Rococo zeigen. So massenhaft, so unablässig hat dies Künstlervolk gebaut, auch nachdem die Heroen seines Geistes dahingegangen. Doch wenn die Lust am Schauen und Bilden und am schönen Spiele niemals ausstarb, die schöpferische Kraft war tief gesunken. Die neue Wissenschaft der Italiener darf von sich rühmen, daß sie, mit Ausnahme der römischen Theologen, niemals den Mächten der Finsterniß, nie dem Despotismus gedient hat, aber sie konnte durch viele Jahre nur Weniges aufweisen, was sich den Werken deutscher Gelehrsamkeit vergleichen ließ. Die höheren Stände verkamen in überfeinerter geistiger Genußsucht, in schwächlichem Dilettantismus. Mit Ekel betrachteten ernste Patrioten, welche überschwänglichen Triumphe eine gewandte Ballerina oder Primadonna unter dieser entnervten Gesellschaft erringen konnte. „Italien erwacht,“ rief Azeglio jubelnd aus, als er endlich den Verfall der Kunst bemerkte und auf der Bühne zum ersten Male heulen hörte. Und wahrlich, sollte dies Volk gesunden, so mußte der ästhetische Müßiggang der Kenner und Dilettanten ausgetrieben werden durch die derbe hausbackene Prosa der stählenden wirthschaftlichen Arbeit. Als Richard Cobden mit einem italienischen Freunde von der Höhe des Monte Mario herniederschaute auf die majestätischen Trümmer des alten Roms, da sagte er kalt: „Alles das ist heute zu gar nichts mehr nutz“ — und es lag ein tiefer Sinn in dem banausischen Worte des Manchestermannes. Die mächtige Entwickelung der modernen Volkswirthschaft war an der Halbinsel fast spurlos vorübergegangen. Der Bauer schaffte noch wie vor Alters mit bewunderungswürdigem Fleiß im Sonnenbrande der lombardischen Ebenen und der ligurischen Terrassen. Aber der Unternehmungsgeist der Reichen war gelähmt durch verkehrte Erziehung, durch die Sünden einer ungeheuerlichen Handelspolitik. Zolllinien, elende Straßen hemmten den Handel und Wandel, die Fremdherrschaft erschwerte grundsätzlich den Verkehr von Staat zu Staat. Niemand wagte ein weitaussehendes wirthschaftliches Unternehmen, weil Niemand Glauben hatte an die bestehende Ordnung, und in Europa ward das alte Märchen von der unverbesserlichen Faulheit der Italiener überall nachgesprochen.

Die hochbegabte Nation galt in der Welt als ein Volk von Knechten, reich an Witz und Arglist, unfähig zu freiem Bürgerleben;

die deutschen Blätter vornehmlich versündigten sich schwer an dem Nachbarlande, beteten gläubig alle Lügen der österreichischen Presse nach. Tausende von Fremden durchstreiften alljährlich die Halbinsel, bildeten sich ihr Urtheil nach dem geschäftigen Völkchen der Facchini und Ciceróni, das sie feilschend umdrängte. Sie kamen in das Land der Myrthen und Orangen, um auszuruhen von ihren schweren nordischen Gedanken, um die Pracht der Natur und der alten Kunst zu bewundern. Für die fürchterliche Prosa der italienischen Gegenwart hatte Niemand ein Auge; höchstens die Bettler in ihren malerischen Lumpen ließ man gelten als willkommene Staffage für die grauen Ruinen. Wenn dann und wann ein Byron oder Platen ein Lied der Klage sang um die Niobe der Nationen, so hörte der Italiener aus diesen Klängen ein herablassendes Mitleid heraus, das ihn noch tiefer verletzte als jene kalte Verachtung.

Unter den verkommenen Staaten der Halbinsel mußte das Königreich Sardinien dem oberflächlich Hinschauenden als einer der kläglichsten erscheinen. Nur zu begreiflich, daß Platens freier Geist bei kurzem Verweilen angeekelt ausrief:

> Unglückseliges Land, wo stets militär-jesuitisch
> Söldner und Pfaffen zumal saugten am Marke des Volks!

Fremd, wie durch ein Spiel des Zufalls zusammengewürfelt, standen die Provinzen des kleinen Staates neben einander. In den schönen Gartengeländen der Poebene, die der strahlende Ring der Schneeberge umschließt, wohnte das Mark des Reiches, ein derbes kernhaftes Bauernvolk, ein Mischvolk in tausend Schicksalsstürmen erprobt, der malo assuetus Ligur der Römer. Daneben, durch die Alpen, durch Sprache und Sitten geschieden, das Stammland des Königshauses, das arme Bergland Savoyen, wo eine rührige demokratische Partei die Wiedervereinigung mit dem freien Frankreich ersehnte, und das halbfranzösische Nizza. Als ein erstorbenes Glied hing am Leibe des Staats die Insel Sardinien, eine schlechthin barbarische Welt, von dem Clerus und mächtigen zumeist spanischen Adelsgeschlechtern beherrscht; ihr Volk in Schmutz und Fieberluft verkommen, zu allen Werken der Cultur, oft sogar zum Soldatendienste unfähig. Der Wiener Congreß fügte noch die Häfen und Felsterrassen des Genueser Küstensaumes hinzu. Hier lag nach den wüthenden Parteikämpfen einer wirrenreichen republikanischen Geschichte der Radikalismus gleichsam in der Luft. Der Stolz des Genuesen begriff nicht, wie Genova

la superba dem kargen Turin gehorchen solle; nur mit Widerstreben betrat der Seemann die Kasernen der Piemontesen.

Ueber dies bunte Ländergemisch brachen bei der Heimkehr Victor Emanuels I. jene tollen Saturnalien der Restauration herein, die nur in Kurhessen und Hannover ihres Gleichen fanden. Jede Spur der Herrschaft der Franzosen mußte verschwinden. Selbst die schöne Pobrücke von Turin, ein Werk Napoleons, sollte zerstört werden —, bis sich der Stadtrath von Turin erbot eine Votivkirche an den Ausgang der Brücke zu bauen. Die Sorge für den Clerus ging Allem vor in diesem „Paradiese der Priester". Nicht umsonst nannte sich noch Karl Albert in seinem Civilgesetzbuch den Beschützer der Kirche; der Staat lieh den geistlichen Gerichten seinen Arm, führte als Frohnvogt ihre Urtheilssprüche aus. Mehr als 100 Millionen Lire wendete das hergestellte Königthum in einem Vierteljahrhundert auf, um die Geistlichkeit mit liegenden Gründen auszustatten. Gotteslästerung und Kirchenschändung, auch die unfreiwillige Verletzung der Ehrfurcht gegen das Allerheiligste, ward mit dem Tode bestraft. Wer dem Kirchenbanne verfiel, hatte sein Amt verwirkt. Ueber die Ehen entschieden die geistlichen Gerichte allein, dergestalt daß eine Ehe nach jahrelangem Bestande wieder aufgelöst werden mußte, sobald sich eine kirchenrechtswidrige Verwandtschaft der Gatten herausstellte. Die Juden lebten in ihren ghetti eingesperrt, der Protestant durfte vor Gericht kein Zeugniß ablegen wider einen Katholiken — und dies in einem Staate, der allein auf der Halbinsel eine nambafte protestantische Bevölkerung, in seiner Waldenserhauptstadt Torre ein kleines italienisches Genf besaß. Eine zwiefache Censur, eine geistliche und eine weltliche, behütete die Presse so sorgsam, daß nicht einmal das Wort „Verfassung" in einem piemontesischen Buche erscheinen durfte. Unter der Führung sanfter Abbati zog alltäglich das Cadettencorps sittsam durch die Straßen von Turin.

Wie die Geister durch die Kirche, so ward die Staatsverwaltung durch ein überzahlreiches vielgeschäftiges Beamtenthum geleitet. Die schwachen Gemeinden, darunter nur wenige sich mit den stolzen Communen Mittelitaliens messen konnten, fügten sich leicht den schleppenden Geschäftsformen einer halb militärischen Centralisation. Der Kriegsminister war zugleich das Haupt des Polizeiwesens; die Commandanten der Provinzen und der Städte besorgten gemeinsam mit den bürgerlichen Beamten die Verwaltung der Sicherheitspolizei. Das ge-

sammte geistige Leben des Staates sollte seinen Brennpunkt finden in der Hauptstadt, wo fast alle Bildungsanstalten vereinigt waren; und wie leer, wie nichtig erschien dies Darmstadt Italiens mit seinen geraden reizlosen Straßen, das fast allein durch die Bogengänge seiner Postraße an die Schönheit südlichen Lebens erinnert, neben der Kunstherrlichkeit, der bewegten Geselligkeit von Mailand und Florenz! Ueber der Universität stand, seit der Aufstand von 1821 die Krone zu schärferem Anziehen der Zügel bewogen hatte, meisternd und spürend die Aufsichtsbehörde der Riforma. Die königliche Bibliothek hielt das Gift der Aufklärung wohlverschlossen in ihren Schränken; selbst Gibbon und Montesquieu wurden vor dem März 1848 nicht ausgeliehen. Eine spanische Etikette beherrschte den Hof, sie bestimmte sorgsam, wer der Königin aus dem Wagen helfen dürfe, und erregte sogar den Spott des Erzherzogs Stephan. Und wie zähe die Lehren de Maistre's, die Ideen der katholischen Monarchie von dem Hofadel festgehalten wurden, das bezeugt uns noch ein aus diesen Kreisen entsprungener Nekrolog auf Karl Albert: da werden die Zeiten Philipps II. und Ludwigs XIV. kurzab als die Glanztage der modernen Gesittung geschildert, denn der freche Menschengeist bedarf eines festen Zaumes, um seine volle Schöpferkraft zu entfalten. Auch die Volkswirthschaft kränkelte. Nur der Ackerbau gedieh unter den fleißigen Reisbauern der Lomellina, aber Genua's Schiffahrt hob sich nur langsam, und der Gewerbfleiß wollte trotz der Schutzzölle so wenig gedeihen, daß selbst die gröbsten Baumwollenzeuge vom Auslande eingeführt werden mußten. Der Ertrag des Flachsbaues von Savoyen wanderte nach Frankreich, weil man ihn daheim nicht zu verarbeiten verstand. —

Und doch wußte Fürst Metternich wohl was er sagte, als er zur Zeit der Julirevolution dem französischen Gesandten zurief: „Piemont ist für uns die ganze italienische Frage“. Dieser Staat allein hatte sich, umringt von erschlafften und geknechteten Nachbarn, zwei unschätzbare politische Güter bewahrt: ein tapferes Heer und ein nationales Königthum. Wenn unsere Friedensapostel in ihrer altklugen Selbstgefälligkeit noch fähig wären von der Geschichte zu lernen, aus den Schicksalen Preußens und Piemonts müßten sie die Erkenntniß schöpfen, daß der Krieg ein Jungbrunnen ist für die sittliche Kraft der Völker. Italiens Unheil war der faule, würdelose Friede, die lange Entwöhnung der Nation von dem edlen Handwerk der Waffen. Auch Piemont hatte Zeiten gesehen, da sein Volk mit angesteckt war von der

friedensseligen Erschlaffung der Italiener, da das Volkslied spottete: Piemontese e Montferrin, pan e vin e tambourin! Aber schon Emanuel Philibert rühmte sich, daß er so viel Soldaten habe als Unterthanen, und seitdem war in dem tapferen Stamme die erste der bürgerlichen Tugenden, die Grundlage aller anderen, die kriegerische Tüchtigkeit, nicht wieder untergegangen. An dem Schmettern der savoyischen Trompete erfreute sich in den Tagen Karl Emanuels Jeder, der ein Mann war unter den Italienern; hier blieb noch eine Scholle italischen Landes, die sich nicht knechtisch den Winken des Hofes von Madrid unterwarf. Piemont allein hatte den Heeren der französischen Revolution zu trotzen gewagt, sieben Jahre lang ausgedauert in dem ungleichen Kampfe. Jetzt war die kleine Armee neu gegründet, die freilich mehr als ein Drittel der Staatseinnahmen verschlang und von den österreichischen Nachbarn wegen der Ueberzahl ihrer Marschälle und Generale verspottet ward — immerhin ein nationales Heer, beseelt von den Ueberlieferungen echten kriegerischen Ruhmes, gleichweit entfernt von der Lanzknechtsroheit der bourbonischen Söldner, wie von der feigen Erbärmlichkeit der Schlüsselsoldaten, treu ergeben dem angestammten Herrscherhause.

Nur dieser Winkel Italiens kannte den Segen der Monarchie. Ein hochstrebendes Fürstengeschlecht hatte hier, eingepreßt zwischen übermächtigen begehrlichen Reichen, die Jahrhunderte hindurch das Grenzland vertheidigt, bald im offenen Kampfe, bald durch die Künste einer verschlagenen Diplomatie — wie jener Eisenkopf Emanuel Philibert, der, ein Friedensstifter und ein Held, auf dem Karlsplatze zu Turin gepanzert hoch zu Rosse sitzt und sein siegreiches Schwert in die Scheide steckt. Unberechenbar treulos gegen die bösen Nachbarn standen die Grafen von Savoyen fest zu ihrem Volke als sorgsame Herren. Sparsame Wirthe, streng gegen sich und ihr Haus, nüchterne Geschäftsleute, die der Zauber der Kunst kaum je berührte, bewahrten sie, während das Schicksal in wunderlicher Laune den kleinen Staat auf und niederschleuderte, unentwegt ihren dynastischen Stolz, ihr monarchisches Pflichtgefühl. Es giebt Staaten, die das Gesetz ihres Lebens nicht durch eine geographische Nothwendigkeit, sondern durch den freien Entschluß ihrer Leiter empfangen. Wir sehen sie oft gleich einem Menschen zögernd und wählend am Scheidewege stehen, und was sie erringen ist ihr eigenstes Werk. Hierin, in der bewußten Arbeit des Menschenwillens, liegt der tiefe Grund der oft geschilderten Verwandtschaft zwischen Preußen und Piemont. Rittlings auf den Alpen

sitzend, fand der kleine Staat das Recht seines Daseins vorerst nur in der Eifersucht der Nachbarmächte; es währte lange, bis er sich selber ein festes Ziel seines Wirkens gab. Nachdem das Grafenhaus von Maurienne den Titel des Markgrafen von Italien annahm, vergingen acht Jahrhunderte, bis die Markgrafen zu Königen von Italien wurden. Viel Blut und Arbeit ward vergeudet an den unmöglichen Versuch, die Herrschaft Savoyens zugleich über Norditalien und über die französisch-schweizerischen Nachbargebiete auszudehnen; noch am Hofe Karl Alberts tauchte einmal der Plan das Wallis zu erobern auf als ein letzter Nachklang der alten burgundischen Politik des Hauses.

Seit Emanuel Philibert die Penaten dieses frommen Hofes, das heilige Schweißtuch, von Chambery über die Alpen nach der Kathedrale von Turin führte, tritt die Richtung auf Italien immer bestimmter, zuletzt als der leitende Gedanke des Hauses Savoyen hervor. Das Stammland sinkt zu einem Nebenlande der Poebene herab. Es gilt jetzt eine selbständige subalpinische Macht zwischen die Reiche der Habsburger und der Bourbonen zu schieben und zunächst die Lombardei wie eine Artischocke blattweis zu verspeisen. Im achtzehnten Jahrhundert verzehrte man das erste Blatt — die Lomellina, das lombardische Land am rechten Ufer des Tessin. Das alte Mißtrauen gegen die Nachbarmacht im Osten ward sehr bald zur unversöhnlichen Feindschaft, nachdem die herrschende Position in Oberitalien, das mailändische Gebiet, von Spanien an Oesterreich gekommen war. Der blaue Rock und die harte Mannszucht der Preußen — im Pothal wohl bekannt, seit die Grenadiere des alten Dessauers die blutige Schlacht vor den Wällen Turins eröffnet hatten — wurden seit den Tagen des großen Friedrichs in dem Heere der Piemontesen heimisch, und bald stachelte die Dynastie der verlockende Gedanke, ob nicht das Kreuz von Savoyen den Herrscherbahnen des preußischen Adlers folgen solle. Als Friedrich zum ersten Male versuchte die beiden natürlichen Gegner des alten Oesterreichs durch ein Bündniß gegen Wien zu vereinigen, da fehlte in Turin nur die Macht, nicht der Wille. Auch der Wiener Hof hatte seines Hasses gegen den händelsüchtigen Kleinstaat kein Hehl. Derweil die austro-sardischen Heere gemeinsam gegen die Schaaren der Revolution kämpften, hegte man in Wien die Absicht, die Festungen des Verbündeten zu überrumpeln, seine Truppen den kaiserlichen Regimentern einzuverleiben — ein boshaftes Ränkespiel, das dem größten politischen Kopfe des Turiner Hofes, dem Grafen de Maistre, unvergessen blieb.

Der Wiener Congreß bereitete hier wie in Deutschland dem Nebenbuhler Oesterreichs eine unhaltbare, schwer gefährdete Stellung. Piemont ward freilich durch die Erwerbung Liguriens eine Seemacht und dergestalt, wie der Argwohn des particularistischen Genuesen Brignole Sala augenblicklich errieth, von Neuem bestärkt in seinen ehrgeizigen Plänen. Aber wie mochte man hoffen, die feindselige neue Provinz mit dem kleinen Kernlande zu verschmelzen? Und wie frei aufathmen in dieser furchtbaren Pressung, umklammert von den Vasallenstaaten des Wiener Hofes und von dem österreichischen Gebiete, das jetzt vom Tessin bis zur türkischen Grenze reichte? So hatte einst Preußen neben dem Rheinbunde gestanden. Auf eine friedliche Aenderung der unleidlichen Lage war nicht zu hoffen. Wenn das Geschlecht der Bourbonen in Parma ausstarb und das Herzogthum Piacenza kraft alter Erbverträge an Sardinien kam, dann sollte die Festung Piacenza, der große die Ostgrenze Piemonts beherrschende und jetzt schon mit kaiserlichen Truppen besetzte Waffenplatz, ganz an Oesterreich fallen. Unablässig bestürmten die gewandten Diplomaten aus der Schule de Maistre's, die Aglié und Brusasco, die großen Mächte mit ihren Klagen; es gelang, den alten Gönner der Kleinstaaten Italiens, Rußland, zu überreden und mit seiner Hilfe die nächste Gefahr, die Bildung eines italienischen Bundes unter Oesterreichs Führung, abzuwenden. In den Tagen der heiligen Allianz erschien Piemont als der besorgte Anwalt der kleinen Staaten; man faßte sogar den phantastischen Gedanken, alle Mittelstaaten Europas von der Nordsee bis zum ligurischen Meere durch ein großes Bündniß zu sichern. Nach der Revolution von 1821 erlahmte die Turiner Politik. Aber selbst der träge Karl Felix dachte zu stolz, um theilzunehmen an den Huldigungen, welche die italienischen Satrapen dem Kaiser Franz bereiteten, und in Wien wollte man nie ein herzhaftes Zutrauen fassen zu diesem Geschlechte, das freilich mit dem Kaiserhause eng verschwägert, aber — die einzige italienische Dynastie der Halbinsel und seit dem Untergange der Republik Venedig der einzige Vertreter einer nationalen Staatskunst war.

Während dergestalt der Staat langsam in das italische Land hineinwuchs, begann in seinem Volke noch langsamer und folgenreicher eine Wandlung der Geister, sie hebt an mit dem großen Namen Vittorio Alfieri. Mit der Kraft und Kühnheit seiner schweren piemontesischen Natur hat dieser Dichter des Willens zuerst unter den neueren Italie-

nern den Gedanken der Einheit Italiens aufgegriffen; er macht Ernst mit dem Traume, arbeitet daran sein Piemontesenthum abzulegen (spiemontizzarsi), er wirft den rauhen Dialekt seiner Heimath hinweg, lernt die schöne Sprache von Toscana, wird ein Italiener schlechtweg. Einsam unter den Zeitgenossen, klagt er oft: bin ich allein von Stahl und die Italiener von weichem Thone? Nach seinem Tode begann sein Beispiel Früchte zu tragen. In stiller Arbeit, mit hellem Bewußtsein sind die Piemontesen zu Italienern, mit den fremden Gütern der alten nationalen Bildung vertraut geworden. Das verspottete Böotien Italiens ward endlich in den vierziger Jahren einer der Mittelpunkte der geistigen Bewegung der Halbinsel, schenkte der Nation in Gioberti und Balbo, Azeglio und Durando ihre besten politischen Schriftsteller. Von hier, aus Caesar Balbo's Mund, erklang das erweckende Wort: die Unabhängigkeit ist für ein Volk was die Schamhaftigkeit für ein Weib. Und eher nicht hat Italiens politische Arbeit Kraft und Stätigkeit und Haltung gewonnen, als bis sie von den zuchtlosen Stämmen des Südens hinüberdrang in das strenggeschulte Volk von Piemont.

Nur langsam konnte diese Entwicklung sich vollziehen; der herrschende Stand von Piemont, der Adel, stand ihr lange fern. Die Söhne dieser stolzen und zumeist armen Geschlechter verbrachten ihre jungen Tage am Hofe, im Heere, in den Aemtern und schlossen ihr Leben mit einem patriarchalischen Regimente auf ihren Gütern. Es war eine enge Welt von unbeschreiblicher Armseligkeit der Bildung, eine Hölle für jeden freien Geist, unerträglich selbst für den milden und bequemen Sinn Massimo d'Azeglio's. Man sprach französisch oder am liebsten den rohen Dialekt des Landes, fast niemals italienisch; man lebte und webte in den Leiden und Freuden der Vetterschaft, ehrte die Kirche und den König, sah auf den Bürger mit einem Junkerstolz hernieder, den die Patricier von Mailand und Bologna nicht kannten. Nicht der Schimmer einer Idee drang in diese harten Köpfe. „Es giebt nur zwei wahre Freuden auf Erden, die Liebe und den Krieg" — sagte Caesar Balbo diesem Adel aus der Seele. Aber wie aus Azeglio's goldenem Buche i miei ricordi durch allen Spott hindurch immer wieder die Liebe zu den Standesgenossen hervorbricht, so darf auch das historische Urtheil den sittlichen Kern dieser Aristokratie hinter der widerwärtigen, oft lächerlichen Hülle nicht verkennen. Dieser Stand war der einzige politische Adel, den Italien noch besaß. Er hatte ein

Vaterland, er arbeitete für den Staat, er war hundertmal für sein Königshaus in die Schlacht gezogen. Welch ein Abstand von Rom, wo der Adel in geilem Prasserleben verkam, wo ein Schweif von amanti, patiti und galanti jede gefeierte Schönheit umdrängte, wo das System des galanten Müßiggangs sich zu einer wohlgegliederten Hierarchie ausgebildet hatte! In dem derberen und gesunderen Leben der Aristokratie von Piemont erwuchsen Charaktere wie der Vater Azeglio's, der strenge makellose Mann, der um seines Königs willen das Brot der Verbannung gegessen hatte und dann jahrelang ohne Klagen als ein loyaler Unterthan die unverdiente Ungnade desselben Königs ertrug. Die alten Herren, die selber für die blaue Kokarde und das Kreuz von Savoyen gekämpft und geduldet, sie sollten dereinst, auf des Königs Ruf, willig ihre Söhne unter die gehaßten tricoloren Fahnen stellen und mit der Fassung spartanischer Bürger ertragen, daß das alte Piemont für das neue Italien blutete.

In diesem Geiste der Pflichttreue und des patriotischen Stolzes lag die Gewißheit der Heilung für die Gebrechen des Staates. Die Krone hatte bei all' ihrer Frömmigkeit niemals einen Uebergriff des römischen Stuhles geduldet, der Adel bei all seinem Hochmuthe nie gepraßt von dem Schweiße des Volkes. Die Verwaltung arbeitete langsam und pedantisch, aber mit einer in Italien unerhörten Redlichkeit. Der Staatshaushalt war so wohl in Ordnung, daß man vor der Revolution von 1848 hoffen konnte, den Eisenbahnbau zwischen Turin und Genua — die großen Brücken über den Po und Tanaro, den weiten Tunnelweg durch die Päſſe der Bocchetta — ohne eine Anleihe, allein aus den baaren Mitteln des Staates zu vollenden. Das Volk des oberen Pothals glaubte an sich und an seinen Staat, stand neben den höher gebildeten Nachbarn mit einem Selbstgefühl, das diesen unbegreiflich schien. Schon Napoleon fand, hier sei gar kein Stoff für eine Revolution; und noch in unseren Tagen gelangten mißgünstige Fremde, wie Graf Rayneval, wenn sie die strengen monarchischen und militärischen Ueberlieferungen der Piemontesen mit der Schlaffheit und dem verworrenen Radikalismus des übrigen Italiens verglichen, zu dem voreiligen Schlusse, dies kräftige Sonderleben gehöre nicht zu Italien. Wie einst in den Wettkämpfen von Sparta und Athen, von Rom und Griechenland, von Venedig und Florenz, so sollte auch in Italiens neuester Geschichte sich bewähren, daß in den großen Entscheidungsstunden des Völkerlebens nicht das Genie den Preis davon-

trägt, auch nicht die Tugend, sondern der Charakter. Nur von diesem Gemeinwesen — dem einzigen, das ein Staat war — konnte Italiens Rettung ausgehen, und der Mann, der das adliche Piemont in die steilen Bahnen revolutionärer Staatskunst hineinreißen wollte, mußte selber ein Aristokrat sein.

In solchen Umgebungen ist Camillo Cavour aufgewachsen. Das alte Haus Benso aus Chieri führte seinen Grafentitel von dem Städtchen Cavour, dessen Name in der Geschichte Piemonts einen guten Klang hat; denn von hier erließ einst Emanuel Philibert das Toleranzedict für seine Waldenser. Von den protestantischen Erinnerungen, welche der Name erweckt, war indeß in der Haltung der Familie nichts zu spüren; die Grafen standen allesammt fest zu dem Throne und der römischen Kirche, rühmten sich ihrer Verwandtschaft mit dem heiligen Franz von Sales. Nur einmal, in der napoleonischen Epoche, hielt die royalistische Gesinnung des Hauses nicht Stand; Camillo's Vater trat in den Hofstaat des Fürsten Borghese, der als Vertreter seines Schwagers Napoleon in Turin Hof hielt. Die Gemahlin des Fürsten hob den kleinen Camillo aus der Taufe, der am 10. August 1810 als französischer Unterthan geboren war. Nach der Rückkehr des Königshauses suchte der alte Graf durch den Eifer seiner royalistischen Ergebenheit den Fehltritt zu sühnen; er wurde späterhin Vicar von Turin, das will sagen: zweiter Polizeiminister des Königreichs, spürte fleißig den Umtrieben der Demagogen nach. In seinem Palaste verkehrten täglich der österreichische Gesandte und die Führer der klerikalen Partei, der Cattolica. Für Cavour, wie für die meisten ungewöhnlichen Männer, ist das Vorbild der Mutter bedeutsamer geworden als der Einfluß des Vaters. Durch die geistreiche Frau, eine Genferin aus dem Hause Sellon, und ihre protestantischen schweizer Verwandten drangen einzelne moderne freie Ideen in das ehrenfeste Grafenhaus. Der strenge Sinn des Vaters und der frühreife freie Geist des Sohnes sind wohl oft heftig an einander gerathen; so schwer waren diese häuslichen Kämpfe doch nicht, daß sie den leichten frohen Muth des jungen Grafen verdüstert hätten. Er lernte im Verkehr mit andersdenkenden Verwandten früh was vollständig nur die persönliche Erfah-

rung lehrt, die Gewohnheit der Duldung. Die Erbsünde des gemäßigten Liberalismus, die doktrinäre Rechthaberei, blieb ihm fremd; mit seinem strengkatholischen älteren Bruder Gustav stand er sein Lebtag in herzlichem brüderlichem Verkehr.

Der Knabe trat nach adlicher Sitte in die Militärakademie; hier ward ihm als einem vornehmen Herrn die Auszeichnung, daß er als Page bei dem Prinzen von Carignan Dienst leisten sollte. Aber seinem Stolze, seiner unbändigen Lebhaftigkeit war der Zwang der Etikette unleidlich, er zog sich die Ungnade seines Prinzen zu, der über den Formen höfischer Sitte mit feierlicher Strenge wachte, und wurde endlich vom Hofe weggewiesen. So war der Grund gelegt zu jener tiefen Abneigung, welche König Karl Albert und der mächtige Minister seines Sohnes einander immer bewahrt haben. Auch in der Armee war seines Bleibens nicht; ein unvorsichtiges Wort der Freude über die Julirevolution zeigte den jungen Ingenieurleutnant als einen unruhigen Kopf, brachte ihm eine Strafversetzung in die Berge Savoyens. Nun nimmt er seinen Abschied, wirft sich auf die Landwirthschaft mit einer bürgerlichen Arbeitsfrische, die seine steifen Standesgenossen erschreckt. Er ist früh mit sich im Reinen, nach der Weise thatkräftiger Naturen, und wie glücklich, wie harmonisch erscheint er in seiner Einseitigkeit — einer jener seltenen Menschen, die nichts wollen was sie nicht können. Ein mathematischer Kopf, militärisch gebildet, hat er die alten Sprachen nie verstanden; die Fragen der Politik erschienen ihm wie Probleme der Integralrechnung. Während Gioberti seine Landsleute ermahnte, durch andächtige Versenkung in das classische Alterthum zum Bewußtsein ihres Volksthums, zur italianità sich hindurchzuarbeiten, steht dieser Mann mit jeder Kraft seines Geistes in der modernen Welt, ganz der Gegenwart und einer großen Zukunft zugewendet. Er kannte die gesunde Prosa seiner Natur, lachte gern über die Armuth seiner Phantasie, meinte späterhin, er könne leichter die Einheit Italiens zu Stande bringen als ein Sonett. Und weil er sich selber von Grund aus kennt, weil kein Trieb seiner Seele dem anderen widerspricht, darum redet aus jedem seiner Worte jene Heiterkeit im Verstande, welche das Kennzeichen harmonischer und reicher Begabung ist. Das Grübeln über Ich und Nichtich überließ er lachend seinem Bruder, und die schwermüthigen Verse, die sein träumerischer Freund Pietro di Santa Rosa ihm zusang: „gemeinsam zu klagen, Camillo, sei jetzt der Trost für die niedergeschlagene Seele“, paßten wenig für seine frische Lebenslust.

Diese goldene Laune, diese derbe Natürlichkeit machen das Bild des Mannes uns modernen Menschen rasch vertraut; denn keine Epoche der Geschichte hat auf den fröhlichen Lebenshumor, auf die kurz angebundene Einfachheit größeren Werth gelegt als die Gegenwart, die mit Bewußtsein aus einer Zeit sentimentaler Ueberschwänglichkeit herauswächst. Sah man den untersetzten lebhaften Mann mit dem behaglichen Lächeln auf dem breiten Gesichte, wie er sich in den Sessel warf, beide Hände in den Hosentaschen, die Beine fast nach Türkenart verschränkt, und unter schmetterndem Gelächter übermüthige Witze herausplauderte; beobachtete man diese lockeren Junggesellensitten, die Lust am hohen Spiele und die galanten Abenteuer, die noch in späten Jahren, wenn ein Redner leise darauf anspielte, die Heiterkeit des Parlamentes erregten — so wähnte man leicht, nur einen glänzenden Lebemann vor sich zu haben. Nichts von der Kälte, der zugeknöpften Behutsamkeit des Piemontesen; niemals lernte Cavour jene Feierlichkeit der Amtsmiene, die seine Landsleute, mit einem ihrem spanischen Herren entlehnten Worte, sussiego nennen. Er liebte noch als Minister im Kreise der Freunde das Pathos seiner Gegner durch groteske Gebährden nachzuahmen, durch neckische Schelmenstreiche die Genossen in Athem zu halten, und ist oft, wenn er eine Depesche geschrieben, pfeifend und die Hände reibend im Zimmer umhergelaufen wie ein Schulbube, der sein Pensum glücklich abgethan. Und welche Meisterschaft der Menschenkenntniß und Menschenbehandlung offenbarte sich doch in dieser bestrickenden Liebenswürdigkeit, die sich nie langweilte, Jedem etwas zu sein und bei Jedem da anzuklopfen verstand, wo auch aus der trockensten Seele ein Quell springt! Auch seine gesprächige Offenherzigkeit, die doch kein Wort zu viel sagte, erwies sich bald als eine furchtbare Waffe gegen die gemeine Mittelmäßigkeit der Diplomatie, welche solcher Keckheit ungewohnt hinter jedem Worte eine Falle fürchtet. Wie rasch und sicher faßt der Mann, der so übermüthig mit dem Leben spielt, sich alsbald zusammen im Bewußtsein seines Werthes, sobald ein bedeutender Gegenstand ihn erregt: dann lagert sich ein tiefer Ernst über die breite Stirn, die Klarheit eines mächtigen Verstandes redet aus den stechenden, tiefliegenden Augen, er wird nicht müde zu fragen und zu forschen, entfaltet im leichten Gespräche eine Fülle selbständiger Gedanken, ein erstaunliches Wissen. Denn bis zu den Romanen englischer Blaustrümpfe herab las er Alles, was seinem Kopfe einen thatsächlichen Stoff bot; auch die Kunst, auch die alte Geschichte

lernte er kennen, nicht als ein Gelehrter, sondern als ein Mann der That, der das Treiben der Menschen übersehen und beherrschen will.

Sein bestes Wissen dankte er dem Leben; auch an ihm bewährte sich die alte Erfahrung, daß der Realismus des Heerwesens und der Landwirthschaft die beste Vorschule für den Staatsmann bildet. Glücklicher als in dem schönen Parke des Familiengutes Santena, wo heute seine Leiche ruht, ward diesem Arbeitsmanne zu Muthe in der weiten baumlosen Ebene, wo sein neuerworbenes Landgut Leri lag. Dort in den feuchten Reisfeldern, unter fleißigen Tagelöhnern und stattlichen Heerden schaltete er als Meister; da wurden neue Untergrundspflüge versucht und Riesenspargel gepflanzt, ganze Schiffsladungen voll Guano aus England verschrieben — denn „ich kann nichts halb thun“ — und der mäßig bemittelte jüngere Sohn des Grafenhauses ward durch eigene Arbeit Millionär. Bald hatte er seine Hand in allen den industriellen Unternehmungen, welche sich in jenen schläfrigen Tagen hervorwagten, errichtete Zuckersiedereien und Düngerfabriken, ward ein Mitgründer der Bank von Turin, der Paketbootfahrt auf dem Langensee und verdiente sich abermals das Mißtrauen der Regierung. Man ahnte in Turin dunkel die Verwandtschaft des neuen Großgewerbes mit dem Liberalismus.

In der That, nicht als eine Kunst reich zu werden erschien dem Grafen die Volkswirthschaftslehre, obwohl er willig zugab, daß sie nur die jüngere Schwester der moralischen Wissenschaften sei. Er erkannte, welchen Schatz von psychologischem Tiefsinn und werkthätiger Menschenliebe ihre trockenen Sätze bergen, und wünschte die einseitig literarisch-philologische Erziehung der Italiener durch eine tüchtige technische Bildung zu ergänzen. Cavour hatte mit eisernem Fleiße die gesammte Literatur der Nationalökonomie sich zu eigen gemacht; diese Studien blieben sein Liebling; statistische Berichte und technologische Abhandlungen bedeckten noch in seiner Todesstunde seinen Schreibtisch. Er ward ein begeisterter Freihändler, weil er ein Staatsmann war, weil er in der Entfesselung der Arbeitskräfte die Voraussetzung der politischen Freiheit sah. Das sociale Leben galt ihm so sehr als die Grundlage aller Politik, daß er später dem russischen Gesandten sagen konnte: „der communistische Gemeindebesitz Eurer Bauern ist uns gefährlicher als alle Eure Heere.“ Sein vornehmer Sinn, der die Dinge im Großen überschaute, hatte nur ein Lächeln für jene subalternen Praktiker, welche, auf örtliche, zufällige Erfahrungen sich berufend,

die Theorie für eine Feindin der Praxis erklären. Ihm ist kein Zweifel, daß jede richtig gedachte Theorie in der Anwendung unfehlbar die Probe halten müsse, er redet mit Zuversicht von der „unbesiegbaren Macht der Wahrheit.“ Ihn durchglüht der frohe Optimismus der Thatkraft, alle seine Fehler sind Fehler der Kühnheit. Und was die Macht des Glaubens auch im Staatsleben bedeutet, wie überlegen in den großen Tagen der Völker die Männer auftreten, welche zu glauben vermögen an sich und ihre Sache, das sollte eine nahe Zukunft in Deutschland und Italien abermals erhärten.

Als das höchste Ziel von Cavours politischen Gedanken erscheint schon früh die Befreiung Italiens. Er besaß das historische Gefühl der Aristokratie, fühlte sich und sein Haus fest verwachsen mit dem Staate Piemont — ein Vorzug des Adels, der von den italienischen Demokraten williger anerkannt wird als von den deutschen. Von blondem Haar und heller Haut, wie die meisten seiner Stammesgenossen, hatte er in seinem Aeußern nur das Feuer des Auges mit dem ungemischten italischen Blute gemein; er sprach mit Vorliebe französisch, sein Italienisch wollte dem reizbaren Ohre der Männer von Toscana nie ganz gefallen. Wie war er stolz auf dies Grenzvolk, das an den Vorzügen der Germanen und der Romanen zugleich Antheil habe; seine ernste und schmucklose Vaterstadt behagte ihm besser als das ewige Rom. Er lebte in den großen Erinnerungen des Hauses Savoyen, schwärmte für die rücksichtslose Thatkraft des ersten Karl Emanuel, den er gern neben Friedrich und Napoleon stellte, und nannte selbst Karl Emanuel III., der dem Fremden wenig bedeutend erscheint, einen großen König, in dankbarer Erinnerung an die wirthschaftlichen Reformen des aufgeklärten Despoten. Schon seine ersten Schriften preisen „die glorreiche Politik, welche die savoyische Dynastie zur ersten in Italien gemacht hat und sie in Zukunft zu noch höheren Geschicken erheben wird.“ So fallen ihm der Stolz des Piemontesen und die Hoffnung des Italieners in Eines zusammen; auch er nimmt Theil an der stillen Umbildung seines Stammes, wird mit hellem Bewußtsein ein Italiener. Hart lastet auf ihm der Gedanke, daß seine Nation die letzte sein soll unter den großen Culturvölkern. „Sagen Sie Ihren Landsleuten,“ schreibt er in seinem neunzehnten Jahre flehend an einen englischen Freund, „daß die Italiener der Freiheit nicht unwürdig sind.“ Die Schaaren kunstsinniger Fremder sind seinem nationalen Stolze peinlich; dann erst sollen sie ihm willkommen werden, „wenn wir gelernt

haben die Fremden auf dem Fuße vollkommener Gleichheit zu behandeln." Seine Hoffnung bleibt „die Vertreibung der Barbaren", und sei es auch mit Frankreichs Hilfe. „Ach, ruft er im Jahre 1832, wenn Frankreich im vergangenen Jahre das Schwert gezogen hätte!"

Auf Augenblicke regt sich ihm wohl das dämonische Ahnungsvermögen des Genius. „Ich habe einen ungeheuren Ehrgeiz", gesteht er nach seiner Entlassung aus der Armee. „Glauben Sie mir, ich werde meinen Weg machen. In meinen Träumen sehe ich mich schon als den Minister des Königreichs Italien." Doch es bestraft sich schwer, wenn der Historiker, nach der Weise der Dramatiker, die Menschen und ihre bewußten Pläne überschätzt, die Macht der Ereignisse unterschätzt; am allerwenigsten bei diesem praktischen Genius, der mit seinem Volke wuchs, dürfen wir eine bestimmte Rechnung für die unberechenbare Zukunft suchen. Jenem einen übermüthigen Briefe stehen hundert andere entsagungsvolle Worte gegenüber, welche bezeugen, daß Cavour darauf verzichten mußte, in dem alten Piemont als ein Staatsmann zu wirken. Vertreibung der Oesterreicher durch das gute Schwert der Piemontesen — das ist die einzige bestimmte Hoffnung, die wir aus den patriotischen Träumen seiner Jugend herauslesen; an ihr hat er festgehalten mit der nachhaltigen Gluth eines großen Herzens, mit einer Macht der Leidenschaft, die sich unendlich selten verrieth, wenn plötzlich aus dem leichten Gespräche des Weltmannes der Todhaß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes hervorblitzte. Durch welche Menschen und auf welchen Wegen seiner Nation die Erlösung kommen werde, das maßte er sich nicht an vorherzuwissen. Er spottete der eigensinnigen Kinder, die der erhabenen Vernunft der Geschichte den Plan ihres eigenen Hirnes unterschieben. Er war bereit, wenn das Schicksal rief, für die Unabhängigkeit seines Landes zu kämpfen mit jedem wirksamen Mittel, auch die Mittel und die Männer zu wechseln, dem politischen Gegner zum gemeinsamen Werke die Hand zu reichen, denn „in der Politik ist nichts abgeschmackter als der Groll". Durch solche Beweglichkeit der Thatkraft erscheint er als ein echter Italiener; seine politische Moral, obschon geläutert durch menschenfreundlichen Sinn und hohe Bildung, läuft doch hinaus auf das vermessene Sprichwort, das einst im Getöse der bürgerlichen Kämpfe zu Florenz aufkam: cosa fatta capo ha. „Er bekannte — so sagte mir einer seiner Freunde — die Philosophie des Möglichen, die trefflichste praktische Philosophie die es giebt." Ein listiger Zug schlauer Berechnung tritt auf

den besten Bildern in seinem Gesichte sehr stark hervor; lächelnd pflegte er zu sagen, für umsichtig zu gelten sei in der Politik noch wichtiger als umsichtig zu sein. Die Mehrzahl seiner heimischen Biographen preist an ihm nichts so freudig wie die meisterhafte Kunst der Verstellung; sie erkennen darin die Ueberlegenheit des italischen Genius, des antico senno italiano, gegenüber der Plumpheit der Barbaren.

Während Cavour vermied für die noch im Nebel verschwimmende italienische Frage sich ein Programm zu bilden, hatten ihn die greifbaren Fragen der inneren Politik seiner Heimath sehr bald zu einer bestimmten Parteimeinung geführt. Er hatte früh gebrochen mit den Vorurtheilen seines Standes, gründlicher gebrochen als selbst Massimo d'Azeglio, der häufiger als Cavour die Unsitten des Adels geißelte und dennoch den stolzen Edelmann nie verleugnen konnte. Schon das Lakaienkleid des Pagen machte den jungen Mann erröthen, und auf den Flittertand, der an dem höfischen Leben haftet, sah er stets mit Spott und unverhohlener Verachtung. Doch er blieb Aristokrat in allen Lebensgewohnheiten, unfähig, ungeneigt auf die Massen unmittelbar zu wirken. So erklärt sich, warum dieser freie Geist schon in dem Alter, das den kühnen Abstractionen zufliegt, bedächtig in eine mittlere Richtung einlenkte. Er war constitutioneller Monarchist von der Stunde an, da er selbständig zu denken vermochte, nannte sich gern einen Mann des juste-milieu. Nicht daß er als ein ängstlicher Eklektiker die Extreme zu vermeiden suchte: er wußte schon in seiner Jugend, daß die Politik nur relative Gegensätze kennt, nur durch Compromisse vorwärts schreitet, und wählte sich von links und rechts die lebensfähigen Gedanken. „Ueber alle wesentlichen Punkte der Politik, schreibt er im Jahre 1843 an Santa Rosa, über alle großen socialen Fragen haben sich meine Ansichten nicht geändert, und sie werden sich niemals ändern. Ich war im Jahre 1831 ein Anhänger des gemäßigten Fortschritts, wo er möglich war. Wo er unmöglich war, da, glaubte ich in jener Zeit, könne man ihn durch gewaltsame Mittel zu erzwingen suchen. In dieser Hinsicht hat sich mein Urtheil erheblich umgewandelt; ich gestehe, daß ich heute sehr viel weniger geneigt bin die Gegenwart den ungewissen Wechselfällen der Zukunft zu opfern." Die Verschwörungen der Radikalen erregten schon in jungen Jahren den Widerwillen seines sittlichen Gefühles, den Widerspruch seines Verstandes. Er fand, die unreife Empörung von 1821 habe den Tag der Freiheit nur hinausgeschoben, und selbst die harten Maßregeln der

Cabinette nach der Julirevolution entschuldigte er mit dem Gebote der Selbsterhaltung. Die Republik scheint ihm in den Großstaaten Europas unmöglich, denn sie setze einen Grad der Massenbildung voraus, den wir erst zu erstreben haben. Das ungehemmte Spiel der socialen Kräfte ist das Wesen der Freiheit, nur die Monarchie stark genug, solche Freiheit zu schützen.

Und wie hoch und vielseitig faßt er dies humane Ideal! Er weiß nichts von jener Selbstsucht des französischen Liberalismus, die den Zwang wider die Gegner im Namen der Freiheit fordert; er will das gleiche Recht auch für den Feind und vor Allem für die Kirche. Der kirchenfeindliche Sinn der Liberalen Frankreichs hat wohl bei der Masse der italienischen Patrioten, die zwischen Unglauben und Aberglauben haltlos schwankte, vielen Anklang gefunden, niemals bei ihren Führern. Silvio Pellico und Manzoni, Gioberti und Balbo, Rossi und Bon-Compagni, sie alle erkennen in dem römischen Stuhle eine gloria italiana, das letzte Vermächtniß einer großen Zeit, da Italien die Herrschaft der Erde behauptete. Selbst Alfieri, der den Hohenpriester gern zu der Hütte und dem Fischernetze des heiligen Petrus zurückführen wollte, verdammt unbarmherzig die deutschen Protestanten wie die Pariser Vernunftanbeter als zügellose Ungläubige; und Niccolini, der unter allen Patrioten Italiens dem heidnischen Alterthum am nächsten steht, redet doch über Gott und göttliche Dinge mit einer frommen Scheu, die ein französischer Freigeist verspottet hätte. Auch auf diesem Gebiete erscheint Cavour als ein Sohn seines katholischen Volkes. Zu grübeln über religiöse Dinge lag seinem weltlichen Sinne fern; immerhin ward er, wie die meisten Staatsmänner, von diesen Fragen ungleich stärker angezogen als durch die Welt der Kunst. Er hörte mit Achtung, wenn sein Bruder und dessen Freunde, der fromme Dichter Manzoni, der schwärmerische Abbate Rosmini, über die höchsten Geheimnisse sprachen, wenn Santa Rosa die weihevolle Feier des römischen Osterfestes mit brünstiger Begeisterung schilderte. Die Kirche der Autorität galt ihm als die natürliche Freundin des Liberalismus; nur zufällige historische Umstände sollten verschulden, daß bisher die Freiheit des Staates in protestantischen Völkern am glücklichsten gediehen ist. Er sah mit Kummer, wie die Kirche durch die Ausschweifungen der Revolution dem Despotismus in die Arme getrieben ward, und jubelte auf, als er in Paris den Abbé Coeur von der Kanzel herab den Glauben und die Freiheit zugleich vertheidigen

hörte. „Sobald diese Lehren," versprach er seinem Santa Rosa, „von der Kirche allgemein angenommen sind, bin ich bereit ein ebenso glühender Katholik zu werden wie du." Tocqueville's Werke, von den Franzosen kaum verstanden, waren dem jungen Italiener recht aus dem Herzen geschrieben; er glaubte mit dem französischen Denker, nur eine freie Kirche werde dem Vaterlande, nur eine mit selbständigem Grundbesitz ausgestattete Kirche werde der bürgerlichen Gesellschaft Verständniß und Treue entgegenbringen. Belgien erschien ihm als ein Staat des idealen Glückes; noch berührte ihn kaum das Bedenken, ob nicht eine Kirchenpolitik, welche der Kirche zugleich die absolute Selbständigkeit eines Schachclubs und die bevorrechtete Stellung einer öffentlichen Corporation verleiht, statt der Freiheit einen Staat im Staate gründen müsse.

Zur Reife gelangten die Ideen Cavours erst, da es ihn hinaustrieb aus der Finsterniß des alten Piemont, um auf Reisen eine kosmopolitische Bildung zu erwerben. In Italien leider konnte ein politischer Kopf seine Nahrung nicht finden; selbst ob er es durfte schien zweifelhaft. Den sorgenden Blicken der k. k. Polizei war auch dieser unbedeutende junge Mann nicht entgangen; schon im Jahre 1833 warnte sie ihre Werkzeuge vor dem Grafen, „der trotz seiner Jugend schon sehr weit vorgeschritten ist in der Verderbniß seiner politischen Grundsätze." Gleich allen Liberalen der dreißiger Jahre bewunderte Cavour die berufene „große Conception" Lord Palmerstons, er sah in den Westmächten die Beschützer der europäischen Freiheit, in Italien und Polen die zwei „Unglückskinder des Welttheils, die von einer Revolution das Größte zu hoffen hätten. Die Schicksalsverwandtschaft der beiden „liberalen und katholischen" Dulдervölker rührte sein Herz, er hörte gläubig die Märchen der polnischen Flüchtlinge und stellte den Götzen des modernen Sarmatenthums, Mickiewicz, dicht neben Shakespeare und Dante. Die Westmächte aber, deren Zwietracht er als der Uebel größtes, als den Anbruch eines neuen Zeitalters der Barbarei fürchtete, wurden ihm vertraut wie eine andere Heimath. Die Neigung seines halbfranzösischen Blutes zog ihn nach Paris. In den Salons von Molé, Pasquier, Broglie lernte er den ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit entfalten und ein hochaufgeregtes geistiges Leben als eine Segnung des Repräsentativsystemes schätzen. Er schwelgte in den Reizen dieser „geistigen Hauptstadt der Welt" und bekehrte durch sein Entzücken selbst den Franzosenhasser Santa Rosa: „man lebt hier ein sehr weltliches Leben,

aber man berührt auch die ernstesten Seiten der Welt." Auch daheim wollte er den anregenden Umgang der Franzosen nicht missen; wie oft hat er mit seinem Freunde, dem Grafen Haussonville von der französischen Gesandtschaft, über den Parlamentarismus gestritten, wie oft den Gesandten, Herrn von Barante, nach Tisch in ein Seitenzimmer geführt, um durch unablässiges Fragen die Geheimlehren der neuen Freiheit zu ergründen. Begreiflich, daß er im Verkehre mit Barante und Broglie eine sehr günstige Meinung von den Pariser Doctrinären faßte. Erst die wirthschaftliche Unfruchtbarkeit des Julikönigthums und vornehmlich Guizots klägliche Politik gegen Italien offenbarte dem Piemontesen die Gebrechen dieses Systems.

Ungleich wichtiger ward ihm der wiederholte Aufenthalt in England. Im Jahre 1835 ging er mit Santa Rosa zum ersten Male über den Canal. Der schwärmerische Freund vermißte schmerzlich in dem Nebellande die Sonne seiner Heimath, stahl sich oftmals abseits, um über den Werken der englischen Dichtung zu träumen. Der junge Volkswirth aber durchstöberte unermüdlich unter der kundigen Führung des Technikers W. Brockedon Fabriken und Banken, Docks und Bahnhöfe, fand des Schauens kein Ende unter den Wundern des Weltverkehres. Später lernte er englisch, kehrte wieder, saß als andächtiger Zuhörer im Hause der Gemeinen, um die Technik der Geschäftsordnung, das Wesen parlamentarischer Beredsamkeit zu ergründen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode ist er einmal mit einem Agenten der geheimen Polizei durch die verrufensten Winkel von London gezogen, um von den Nachtseiten der modernen Gesellschaft eine lebendige Anschauung zu gewinnen. Wie bewunderte er „diese Erstgeborene der Freiheit, diese Königin der Meere," die überall in der Welt „die Feinde der Freiheit und die Revolutionäre zu ihren bittersten Gegnern zählt!" Hier erst, inmitten der Selbstverwaltung der Grafschaften, ging ihm das Wesen eines freien Staates auf, er haßte jetzt die napoleonische Centralisation als die letzte Quelle der meisten Leiden der modernen Gesellschaft, als die Mutter des Communismus. Cavour bezeigte in Brüssel dem verbannten Patrioten Gioberti seine Verehrung, lernte die Schweiz kennen durch wiederholte Besuche in dem verwandten Hause der de la Rive am Genfer See, stand mit den Staatsmännern aller Länder des Westens in lebhaftem Verkehr. Nur mit unserem Vaterlande und seiner Sprache ward Cavour niemals ganz vertraut. Ein glücklicher Instinct indeß ließ ihn auch manche schwer verständliche Erscheinungen des

widerspruchsvollen deutschen Staatslebens durchschauen: die Lehren F. List's erschienen ihm sogleich als die Frucht eines krankhaft und einseitig entwickelten Nationalstolzes.

Die socialen Bewegungen in Großbritannien boten dem Volkswirth den ersten Anlaß, sich als Schriftsteller zu versuchen. Er gab eine Flugschrift heraus über Irland, schrieb, noch bevor Cobden's Agitation gesiegt hatte, eine Abhandlung über die englischen Korngesetze, dann nach dem Triumphe der Freihändler einen hoffnungsvollen Aufsatz über die Einwirkung der neuen Handelspolitik Englands auf Italien. Wohl mochte er jubeln, als seine Weissagung in Erfüllung ging und gerade in dem Lande der praktischen Leute, der Feinde der Doctrin, die wahren volkswirthschaftlichen Lehren, die rette dottrine, den ersten vollständigen Sieg erfochten: nun wird die Schutzzolltheorie, die Tochter alter Vorurtheile, der bequeme Vorwand für selbstsüchtige Interessen, überall so unfehlbar fallen, wie einst die Astrologen den Astronomen das Feld räumen mußten. Cavour schreibt den Stil des praktischen Mannes, schlicht, scharf und klar; man erkennt den Geist, der gewohnt ist, schwere mathematische Aufgaben im Kopfe zu lösen. Er wirft manchmal, wo er nicht Zeit hat zum Verweilen, achtlos einen trivialen Satz hin, gleich dem verwandten Genius Friedrichs des Großen, und wie dieser geht er stets gradeswegs auf den Kern der Frage los, findet immer einen greifbaren sicheren Schluß. Weit entfernt, nach der Weise geistreicher Dilettanten blendende Paradoxen aufzustellen, wiederholt er unbefangen die erprobten Sätze der englischen Schule: Smith's Freihandelstheorie, die Bevölkerungslehre des Malthus, deren Härte diesen logischen Kopf keineswegs abschreckt, und mit besonderer Vorliebe die mathematische Schlußfolge der Grundrentenlehre Ricardo's. Carey's schillernde Halbwahrheiten hat er nie eines Wortes gewürdigt. Neu und bedeutend erscheint er nur in der Anwendung jener Sätze auf das Leben.

Seit die Mittelstaaten Italiens endlich langsam in die Bahn der Reformen einlenkten, stand ihm fest, daß an die politische Auferstehung auch das risorgimento economico sich anschließen müsse, denn „die Bedingungen des politischen und des wirthschaftlichen Fortschrittes sind identisch.“ Dies Wort erinnert an manche verrufene Aussprüche Napoleons III. und steht doch im schärfsten Gegensatze zu der materialistischen Staatsweisheit der Bonapartes. Cavour will nicht durch den Lärm der Arbeit und der Schwelgerei die Völker für den Verlust

der Freiheit trösten; er würdigt ruhig den untrennbaren Zusammenhang von Leib und Seele, sieht in den nahe verwandten schutzzöllnerischen und communistischen Irrlehren der Franzosen einen wesentlichen Grund der Unfreiheit ihres Staates, in der gereiften Volkswirthschaftslehre den besten Bundesgenossen des Liberalismus: „der Despot verhandelt mit dem Demagogen, dem Nationalökonomen verzeiht er nie.“ Von der Anglomanie, die Cavours Gegner in diesen Schriften zu finden meinten, wird der ruhige Beurtheiler nichts entdecken. Der humane Italiener erkennt scharf die schwerste Sünde der englischen Aristokratie, die Vernachlässigung der niederen Klassen, er fordert entschieden sociale Reformen für Irland — Volksunterricht, mildere Behandlung der Pächter, unbedingte Gerechtigkeit gegen die katholische Kirche: — nur die volle Selbständigkeit der grünen Insel verwirft er als eine Utopie. Selbst die wirthschaftliche Ueberlegenheit Englands giebt er mit nichten zu: die kunstvolle Kleinwirthschaft der Lombardei steht höher als der Großbetrieb des englischen Landbaus, auch die Lehren Adam Smith's haben schon vor dem großen Schotten auf italienischem Boden in Verri, Galiani, Carli ihre prophetischen Bekenner gefunden. Die Tage sollen wiederkehren, da der Gewerbfleiß von Venedig, Genua, Florenz der weiten Welt voranleuchtete. Der Geschäftsmann giebt einige praktische Fingerzeige, weist hin auf die Vortheile, welche die Nachbarschaft der Getreideländer des schwarzen Meeres der Rhederei von Genua bietet; er räth einzelne künstlich gepflegte Gewerbe aufzugeben, dafür die nationale Seidenweberei mit neuen Maschinen und größerem Capitale zu betreiben, er warnt vor dem aussichtslosen Versuche mit den französischen Tischweinen in Mitwerbung zu treten und empfiehlt die Pflege der Liqueurweine nach dem Vorgang der Händler von Marsala. — Bedeutsamer ist seine Begeisterung für den jüngeren Pitt wie für Wellington und Peel. Er preist jenen, weil er vermochte in den Wirren der Revolutionskriege auf längst gehegte Reformpläne zu verzichten, diese, weil sie den Ruf der verwandelten Zeit verstanden, zur rechten Stunde alte Freunde, theure Grundsätze aufgaben und die unvermeidlichen Neuerungen selber mit entschlossener Hand durchführten. Das Programm seines eigenen Wirkens liegt in diesem Lobe.

Unterdessen hatte seit dem Anfang der vierziger Jahre die nationale Bewegung auf der Halbinsel einen neuen glücklichen Aufschwung genommen. Dann geschah das Unglaubliche: ein menschenfreundlicher

Papst empfing die dreifache Krone. Mit namenlosem Entzücken begrüßte das heißblütige Volk das Nahen einer schöneren Zeit, mit schlecht verhehlter Angst der Wiener Hof den Revolutionär auf dem heiligen Stuhle. Der Nachfolger der Gregore, der die Verschwörer von den Galeeren befreite, mußte ein Liberaler, ein Italiener sein. Blindgläubig, wie der Pöbel Roms, welcher in festlichem Getümmel den Wagen des Papstes umringte, bauten sich auch denkende Patrioten ein Idealbild von dem neuen Hohenpriester auf, dem die Worte und die Werke Pius' des Neunten niemals entsprachen. Italien vertraute wieder seinen Gewalthabern, der rohe Radikalismus verlor sichtlich an Boden. Giuseppe Giusti sah mit Freuden das alte Geschlecht der radikalen Banditen dahingehen und ein neues Volk von freien Bürgern aufsteigen; er athmete auf, so oft die Glocken des Domes von Mailand zum Begräbniß oder zur Taufe läuteten, und zeichnete in dem Verse

Muore un brigante e nasce un liberale

mit einem Meisterstriche die Stimmung dieser hoffnungsseligen Tage.

War solche Ermäßigung der rohen Leidenschaften unzweifelhaft ein Segen, so trieb doch die vertrauensvolle Schwärmerei der Zeit neue Verirrungen hervor: die Träume der Neo-Guelfen. Die große Vorzeit übte nochmals ihren bethörenden Zauber auf die Enkel. War dieser Pius nicht der Messias, den der Prophet Gioberti geweissagt? Man schwärmte mit dem verbannten Denker von einer gewaltigen Zukunft, da das Land des Statthalters Christi den Primat in der Welt wieder übernehmen werde, denn jede schöpferische Kraft unter den Menschen gehöre Italien an. Auch Balbo, zu nüchtern um der Kometenbahn Gioberti's ganz zu folgen, verherrlichte doch begeistert das Papstthum, das einst den Dante und Machiavelli und allen hellen Köpfen bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein als der Urquell der Leiden Italiens gegolten hatte. Vergeblich fragte der klarblickende Niccolini: Wollt ihr wegen eines Traumes von achtzehn Tagen die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten streichen? Wollt ihr verfinsterten Köpfe die Wahrheit auf einem Kirchhofe suchen? — Noch immer trug die nationale Bewegung einen überwiegend literarischen Charakter: die Schriftsteller Gioberti, Balbo und der weltlichere Azeglio behaupteten die oberste Stelle in der Volksgunst, auf Gelehrtencongressen und Festmahlen feierten schwungvolle Reden Italiens Auferstehung. Auch die Verehrung für die Helden der italienischen Kunst mußte der nationalen Erhebung dienen. Längst hatte Florenz, „die Mutter von geringer

Liebe," sich reuig vor ihrem größten Sohne niedergeworfen, in ihrem Westminster Santa Croce dem verbannten Dante ein Grabmal errichtet. Allmählich verbreitete sich der Cultus des Dichters weithin über das Land, sein Name ward ein Symbol für die Einheit der Nation. Immer vernehmlicher tönt aus dem verworrenen Chor dieser begeisterten Stimmen der drängende Ruf hervor: Krieg gegen Oesterreich. In diesen Tagen sang Giusti sein mächtiges Lied delenda Carthago, in tausend Herzen widerhallte der donnernde Kehrreim: „wir wollen keine Oesterreicher." Wenn Niccolini's Arnold von Brescia über die Bretter schritt, dann dröhnte das Haus, die Hörer stimmten mit ein in den Zuruf: „ein Blitz vom Himmel stiegst du hernieder, um zu zerstören Italiens Schmach." Die liberale Schwärmerei der Zeit hatte den Papst, wider seinen Willen, sich zum Führer und Vertreter ausersehen. Die nationalen Hoffnungen bedurften des Schwertes, sie wendeten sich dem König von Sardinien zu.

Der aber war sich selber und der Welt ein Räthsel. In der napoleonischen Kriegsschule erzogen, von Haus aus ein Schwärmer für die Einheit seines Landes, hatte der junge Prinz schon nach dem Wiener Congresse den König Victor Emanuel zu offenem Kampfe gegen Oesterreich ermahnt; dann war er kopfüber hineingestürzt in die tosende Bewegung von 1821, in der Hoffnung den König mit sich fortzureißen. Als diese Erwartung trog, verschmähte der Fürstensohn den Aufruhr, gab die verlorene Sache preis. Seitdem lastete der Haß und das Mißtrauen der Patrioten schwer auf dem „Verräther". Aber wenn ihn die Pfeile der Verleumdung schmerzten, die in dichtem Hagel aus den Reihen der Radikalen auf ihn niederschossen, unvergeßlicher blieb ihm doch das Hohnwort, das die österreichischen Offiziere in jenem Jahre ihm zuriefen: da kommt der König von Italien! Haß gegen Oesterreich wurde der große Gedanke seines Lebens, und der herrische Uebermuth des Kaiserhofes versäumte nichts diese Empfindung zu nähren. Mehrmals versuchte die Hofburg dem Prinzen von Carignan die Erbfolge zu rauben; nur das heilige Versprechen, niemals eine Verfassung zu gewähren, rettete ihm die Krone. Als er den Thron bestieg, begrüßte ihn sogleich eine wilde Verschwörung der Radikalen; mit unbarmherziger Härte stellte er das Ansehen seiner Krone her. Also stand er jetzt — er selber sprach es aus — zwischen dem Dolche der Demagogen und der Chocolade der Jesuiten. Alle Inbrunst seiner katholischen Frömmigkeit vermochte nicht das tiefe Mißtrauen der österreichischen

Priesterpartei zu beschwichtigen. Wenn die Erinnerung an eine wüste Jugend diesen düsteren Geist übermannte, wenn er tagelang fastete, die lange Nacht hindurch in seinem Betstuhl weinte und seinen Leib in grausamer Kasteiung zerschlug — um so besser für die frommen Väter am Hofe. Sie nährten mit teuflischer Berechnung die Selbstquälerei des Königs: in einem siechen Leibe konnte die frische Willenskraft nicht wohnen, deren die geheimen Pläne des Fürsten bedurften. Karl Albert gab der Verwaltung moderne, schlagfertigere Formen, der Rechtspflege ein neues Gesetzbuch, aber den Liberalen und ihrer Aufklärung blieb er fern, ja er hoffte für den schweizerischen Sonderbund das Schwert zu ziehen. Er lebte und webte in den großen Erinnerungen seines Hauses und seines Heeres, ehrte seine Ahnen durch prächtige Denkmäler, ließ die Grabkapelle zum heiligen Schweißtuch königlich schmücken; und auch dem schlichten Soldaten Pietro Micca ward ein Standbild — dem Retter der Hauptstadt, der einst durch das Sprengen einer Pulvermine den Franzosen den Eintritt in die Citadelle versperrt hatte. Der König nährte seinen kriegerischen Ehrgeiz an den Werken von Thiers, und Prati dichtete in seinem Auftrage für die Armee das verheißende Kriegslied: „Jede Trompete der Piemontesen wecke ein Echo am Fels und am Meer. Carlo Alberto und seine Bestimmung, das sei der Schlachtruf von unserem Heer!“ Wie groß er selber dachte von dieser seiner Bestimmung, das verbarg er in verschlossener Brust. Er haßte, nach der Weise unentschiedener Geister, die laute Berathung, er allein wollte befehlen — das Volk sollte vertrauen auf den geheimnißvollen Wahlspruch des Fürsten j'attends mon astre. Selbst Balbo, ein Liebling Karl Alberts, durfte sein Buch über die Hoffnungen Italiens wohl mit Vorwissen des Königs, doch nicht in seinen Staaten drucken. Nur Wenigen ward vergönnt, aus einem aufgeregten Ausrufe dieses kämpfenden Herzens zu errathen, daß Italien keinen treueren Sohn besaß als ihn. Als Azeglio, aus der unruhigen Romagna heimkehrend, in dunkler Morgenstunde auf das Schloß berufen ward, da fielen die Worte: „Sagen Sie den Herren, daß sie sich still halten. Wenn die Stunde kommt, dann wird mein Leben, das Leben meiner Kinder, meine Waffen, mein Heer, mein Schatz, mein Alles geopfert werden für mein Vaterland Italien!“ Und fast zur selben Stunde schrieb der Minister La Margherita den deutschen Höfen, sein Herr verwerfe Azeglio's böswillige Gedanken. So brütete der König dahin, halb Mönch, halb Soldat, schwankend zwischen

Wollen und Nichtwollen, zwischen Fürstenstolz und Herrschergröße, unliebsam überrascht von dem Erwachen der liberalen Gedanken und doch zu fromm, um dem neuen Papst zu widersprechen — ihm gegenüber die schreckliche Uebermacht Oesterreichs und die herrische Erklärung des Czaren, jeder Angriff auf die Lombardei sei ein Kriegsfall für Rußland.

Uns Nachlebenden wird ein herzliches Mitleid rege, wenn wir diese riesige Soldatengestalt mit dem düsteren unsicheren Auge betrachten, den tief unglücklichen und doch hochherzigen Fürsten, der so schwer litt unter eigener Schuld und dem Unglück seines Landes. Den Mitlebenden und Mitkämpfenden lagen andere Empfindungen näher. Außerhalb Piemonts war die wahre Kraft des wohlgeordneten Militärstaates Wenigen bekannt, da die geknechtete Presse grundsätzlich die piemontesischen Dinge im übelsten Lichte darstellte. Der König galt noch immer als der verrätherische Carignano von 1821. Wenn Azeglio die Patrioten des Kirchenstaats mit der Hoffnung auf Karl Albert als den König und das Schwert Italiens vertröstete, so begegnete er überall erstauntem Lächeln; man begann erst zu glauben, sobald er seinen letzten Trumpf ausspielte: „wir erwarten ja keine edle That von dem Könige, wir verlangen von einem Räuber, daß er raube.“ In Piemont, wo die Verdienste des Fürsten besser gewürdigt wurden, regte sich doch oft die Ungeduld; man sang Spottlieder über den Rè Tentenna, den König Zauderer. Cavour am wenigsten konnte sich mit dieser kränkelnden Staatskunst des Hinhaltens befreunden; der geistreiche Weltmann liebte zu sagen: „das Reglement macht aus jedem Beamten einen Dummkopf,“ ihm widerstand die militärische Steifheit des Fürsten. Indeß hielt er für Pflicht, theilzunehmen an der bescheidenen und fruchtbaren Agitation, welche in jenen Jahren der Erwartung die denkenden Köpfe von Turin bewegte und heute von den Italienern gern als das erste Kindergeschrei — i primi vagiti — ihrer Freiheit gepriesen wird. Seine Stellung in diesen geräuschlosen Kämpfen blieb die schwierigste: dem Hofe galt er als ein Demagog, ein verkappter Protestant, die Liberalen wollten dem Sohne des Vicars von Turin nicht trauen, und der Feinfühlende verschmähte, seinen Ruf auf Unkosten des Vaters zu retten. Der demokratische Neid verfolgte mit boshaftem Spotte den reichen Grafen. Und noch war seine Seele nicht gepanzert wider die bösen Zungen, noch wußte er nicht, daß die Gemeinheit der Demokratie auch die persönlichsten Geheimnisse, auch die Leibesgebrechen des Gegners mit ihrem Kothe bewirft. Zum Danke

für einen trefflichen Aufsatz Cavour's über die Handelsfreiheit schrieb ein demokratisches Blatt höhnend: siehe da die Freiheit des Handels vertheidigt durch das Monopol! — und der heftige Mann nahm sich den Unglimpf so zu Herzen, daß er den Aufsatz nicht fortsetzen wollte.

Die ersten Regungen eines freieren Geistes zeigten sich in der Wirthschaftspolitik der Regierung. Im Jahre 1839 wurde eine statistische Commission gegründet, und hier versuchte sich Cavour als freiwilliges Mitglied zuerst in amtlichen Arbeiten. Bald darauf ward an der Turiner Hochschule ein Lehrstuhl der Nationalökonomie errichtet. Dann stifteten die Grundbesitzer einen landwirthschaftlichen Verein, und Cavour führte in der Vereinszeitschrift einen scharfen Federkrieg wider die bureaukratische Bevormundung; nicht einmal die Gründung eines Musterlandgutes wollte der Verfechter der Selbsthilfe dem Staate erlauben. Sociale Vereine in unfreien Staaten werden in bewegter Zeit unvermeidlich zum Herde politischer Parteiung; bei den Jahresfesten dieser Ackerbaugesellschaft versammelten sich alle Elemente der Opposition, außer der Partei des rohen Umsturzes. Schon besprach man den Plan, die Gesellschaft über die ganze Halbinsel auszudehnen und ihr die sociale Erhebung der ackerbauenden Classen Italiens zur Aufgabe zu stellen; und schon führte die trockene Geschäftsfrage, ob der Schwerpunkt des Vereins in der Hauptversammlung oder in dem Vorstande liegen solle, zu der ersten leisen Trennung der politischen Parteien. Cavour und die Aristokraten sprachen für den Vorstand, der gewandte Demokrat Lorenzo Valerio verfocht auch in dem Vereine das Recht des souveränen Volkes. Noch deutlicher war der politische Zweck der neuen Kleinkinderbewahranstalten, welche, von dem wackeren Abbate Aporti gegründet, die Jugend den Händen der Jesuiten entziehen sollten. Cavour trat aus dem Vorstande zurück, weil er fürchtete, sein mißliebiger Name werde den Haß der Regierung auf das Unternehmen lenken. Währenddem hetzte und klagte am Hofe die österreichische Partei. Wie strahlte der alte Graf Cavour, als er dem Könige das neue Spottlied der Liberalen zustecken konnte: „wanken und gaukeln, schwanken und schaukeln, das Schaukeln ist süß!“ Der Sohn aber verkehrte fleißig mit dem patriotischen Grafen Petitti, dem alten noch immer nicht machtlosen Vertrauten des Fürsten, und fehlte selten in den Versammlungen des liberalen Adels bei dem stolzen Grafen Sclopis. Karl Albert verfiel dem Schicksal aller Geheimnißkrämer, er ward mit seinen eigenen Waffen geschlagen: die Patrioten brachten aufregende, auf

den Stolz des Fürsten klug berechnete Artikel in ausländische Zeitungen, spielten sie dem Könige in die Hände; so ward er getrieben, während er Alles zu leiten wähnte.

Bald nach der Thronbesteigung des neuen Papstes begannen die Höfe von Turin, Florenz und Rom zu wetteifern um die Palme der Volksgunst. Preußens Vorbild reizte nochmals zur Nachfolge: der Plan eines italienischen Zollvereins wurde zwischen den drei Reformstaaten lebhaft verhandelt, Cavours sachverständiger Rath von den Patrioten oftmals eingeholt. Schon hofften Viele, diesen italienischen Zollverein dereinst mit dem deutschen zu verbinden. Aber die Aufhebung der Zollschranken mußte unfruchtbar bleiben in einem verwahrlosten Lande, dem noch die Elemente moderner Verkehrsmittel mangelten. Das Eisenbahnnetz Italiens bestand aus den kurzen Linien Mailand-Monza und Neapel-Castellamare. Mit überschwänglichen Hoffnungen wendeten sich die Patrioten diesen Gedanken zu; Graf Petitti gab ein gediegenes Buch über die Frage heraus. Man gedachte die Alpen und die Apenninen zu überschienen und dergestalt die Ueberlandspost über Genua zu leiten, Triest, das Schooßkind des Wiener Hofes, durch den ligurischen Hafenplatz zu überflügeln. Il n'y a plus d'Alpes! hieß das zuversichtliche Schlagwort des Tages. Unter solchen Eindrücken schrieb Cavour die bedeutendste seiner Schriften, die Abhandlung über die italienischen Eisenbahnen (in der Revue nouvelle 1846). Die Erfindung der Dampfmaschinen ist ihm ein Ereigniß, das wir mit seinen unermeßlichen Folgen ebensowenig ganz überschauen können, wie den Buchdruck oder die Entdeckung von Amerika. Die Eisenbahnen werden nicht blos den Reichthum der hochgesitteten Völker erhöhen, sondern auch die Erniedrigung der zurückgebliebenen Zweige der großen christlichen Familie aufheben; hierdurch erscheinen sie als „ein Werkzeug der Vorsehung". Nun entwirft er in großen Zügen ein Bild von der dem modernen Verkehr eröffneten Halbinsel: Turin soll eine Weltstadt, ein Platz der Vermittlung zwischen Nord- und Südeuropa, Brindisi wieder wie in den Tagen der Römer der Schlußpunkt der via Appia, der glänzende Hafenplatz werden für den morgenländischen Handel. Auch die Eisenbahn zwischen Wien und Mailand ist willkommen; hinweg mit dem thörichten Bedenken, daß sie dem Wiener Hofe bei einem Aufstande zu Statten kommen werde. „Die Zeit der Verschwörungen ist vorüber. Die Befreiung der Völker kann weder durch Umtriebe noch durch eine Ueberraschung

erreicht werden, sie ist das nothwendige Ergebniß der fortschreitenden christlichen Gesittung geworden.“ Höher als der volkswirthschaftliche Segen der Eisenbahnen steht ihre politische Bedeutung, sie sollen mithelfen die Unabhängigkeit der Nation zu erobern, ein lebendiges Gemeingefühl im Volke wachzurufen. „Das Leben der Masse bewegt sich in einem engen Ideenkreise. Die edelsten und erhabensten Ideen aber, welche sie erringen kann, sind nächst der Religion die Gedanken des Vaterlandes und des Volksthums. Ohne diese kann das Gefühl der persönlichen Würde nur in einzelnen ausgezeichneten Menschen bestehen.“ So giebt der trockene Stoff dem Grafen Anlaß, den ethischen Grundgedanken seiner Politik auszusprechen. Nicht als eine Machtfrage erscheint ihm die Freiheit Italiens, sondern als ein sittliches Gebot: es gilt die Seele der Nation mit einem neuen reicheren Lebensinhalt zu erfüllen.

Der König erschrak über die kühnen Worte, befahl dem Verfasser eine längere Reise außerhalb Piemonts anzurathen, ließ sich mühsam beschwichtigen. Noch wurden mehrmals die friedlichen Bürger von Turin, wenn sie, allesammt mit der blauen Kokarde des königlichen Hauses geschmückt, Abends auf den Straßen sich versammelten, durch rohe Angriffe der bewaffneten Macht auseinander gesprengt. Der Offizier, der zum letzten Male diesen häßlichen Auftrag vollführte, war jener General Bava, der einige Monate später die tricoloren Banner Italiens über den Tessin führen sollte. Es war das letzte Aufflackern despotischer Launen, das alte System lag im Sterben. Die Sprache des österreichischen Gesandten lautete schroffer von Tag zu Tag. Bereits war man im Zollkriege mit dem Nachbarlande; unter frivolen Vorwänden verbot Oesterreich die Einfuhr piemontesischer Weine, die Patrioten aber veranstalteten Sammlungen, um den Winzern über die Noth hinwegzuhelfen. Wie die Dinge lagen war ein Zugeständniß an die Liberalen unvermeidlich, wenn der König im Kampfe mit Oesterreich auf sein Volk zählen wollte. Auch Lord Palmerston mahnte zum Einlenken; der König von Preußen aber schrieb kummervoll einem Vertrauten: „der englische Gesandte in Piemont scheint mir, um recht höflich zu sein, zum Tollhaus reif, überreif“. Endlich wurden die Minister Villamarina und La Margherita entlassen, und am 29. Oct. 1847 begrüßte unermeßlicher Volksjubel die „Reformen“ Karl Alberts. Gewählte Gemeinderäthe sollten fortan an der Spitze der Gemeinden stehen, die mißhandelte Presse gegen die Willkür der Censoren ge-

sichert werden durch ein nach Preußens Muster eingerichtetes Obercensur-collegium. Damit war der offenen gesetzlichen Opposition eine freie Bahn geöffnet. Der König hatte die Liebe seiner Piemontesen wiedergewonnen, doch nicht die Treue der Radikalen von Genua, nicht das Vertrauen der Italiener.

Mit dem Tage der albertinischen Reformen ward Cavour ein Politiker von Beruf. Der liberale Adel gründete eine Zeitung unter dem verheißenden Namen il Risorgimento; ihr Programm lautete: „Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwischen den Fürsten und den Völkern, innere Reformen, Gründung eines italienischen Fürstenbundes.“ Zu den alten Freunden Balbo, Santa Rosa, Boncompagni traten bald neue Genossen hinzu, vor Allen der treue Castelli, der die staatsmännische Kraft des vielgescholtenen Grafen rasch erkannte. Noch lagen die Parteien unschuldig, unklar durcheinander, wie in Preußen zur Zeit des Vereinigten Landtags; auch Cavour wiegte sich noch in holden Täuschungen. Voll Hoffnung schaute er auf den Clerus, welcher — Dank sei dem sommo Pio — auf die Gewissensfreiheit und alle anderen großen Anliegen der modernen Welt bereitwillig eingeht. Nur die Besitzenden hegen die liberale Bewegung, die Massen stehen gleichgiltig abseits; der unruhigen Köpfe sind wenige, und selbst Valerio's Concordia unterstützt die wohlmeinenden Absichten der Regierung so sanft und achtungsvoll wie nur unser Risorgimento. Bei solcher Stimmung der Gemüther schien dem Grafen eine demokratische Revolution aussichtslos, nur die eine Gefahr bedenklich, daß die hochgehende nationale Leidenschaft den Kampf mit Oesterreich allzufrüh eröffne, den friedlichen Ausbau der freien Institutionen unterbreche. Um dies zu verhindern wollte er um die Fahne des Risorgimento eine gemäßigte liberale Partei versammeln. Er traf als Journalist sehr glücklich den Ton der ruhigen Belehrung, den einzig fruchtbaren für eine junge Presse und ungeschulte Leser, schilderte sorgfältig und mit vernichtender Kritik die Armseligkeit der Politik Guizots. Während an Oesterreich kein Wort der Ermahnung verschwendet wurde, versicherte das Risorgimento den italienischen Höfen geflissentlich seine vertrauensvolle Treue; auch das letzte der größeren Cabinette der Halbinsel sollte für die Sache der drei Reformstaaten gewonnen werden. Noch im December 1847 ging, von Cavour mit unterzeichnet, eine Petition nach Neapel ab, welche

den König Ferdinand beschwor, „eine Politik der Voraussicht, der Verzeihung, der Civilisation und der christlichen Barmherzigkeit“ einzuschlagen — das Alles in jenem mystischen Stile, den Pius IX. und Gioberti in diesen neoguelfischen Tagen großgezogen hatten. Aber mit jedem Schritte vorwärts auf dem Wege praktischer Politik trat der verborgene Gegensatz der Parteien schärfer hervor. Schon murrte Balbo über den jungen Grafen, der unentwegt dem constitutionellen Staate zusteuerte; „der Heißsporn, rief er aus, wird das Werk unserer Mäßigung über den Haufen werfen.“ In den Spalten der Concordia erklang immer neidischer der Adelshaß; umsonst hatten Azeglio der Edelmann und Farini der Bürgerliche versucht die grollende Verstimmung des lange zurückgesetzten Bürgerthums von Turin zu beschwichtigen. Bald offenbarte sich auch die fundamentale Verschiedenheit der Staatsauffassung, welche Liberale und Demokraten zu allen Zeiten trennen wird: der Rationalismus der Concordia sah nur Freiheitsfragen, den Patriciern des Risorgimento galt Macht und Sicherheit des Vaterlandes als das Höchste.

Der Starrsinn Oesterreichs trieb die Patrioten weiter und weiter. „Auch Karl Albert ist den Fesseln der Volksherrschaft verfallen, klagte Fürst Metternich, nur der König von Neapel steht noch aufrecht!“ Kurz nachher gab die Hofburg ihre Antwort auf die Turiner Reformen, sie schloß mit Modena den berufenen Decembervertrag, der ihr gestattete, jederzeit nach Belieben Truppen in den Vasallenstaat zu werfen. Die feilen Federn der k. k. Presse leugneten noch nach Jahren die feindselige Bedeutung des Vertrages, dem auch Parma bald beitrat. Fürst Metternich aber schrieb insgeheim befriedigt dem Grafen Trautmannsdorff in Berlin: „wir haben die Form eines Vertheidigungsbündnisses gewählt, um das von den Cabinetten so streng verdammte Wort Intervention zu vermeiden.“ Mit Recht erblickten fortan die Patrioten schon in dem Dasein der beiden verfaulten Kleinstaaten der Emilia eine nationale Schmach. So war Piemonts Grenze vom Nordosten bis zum Süden durch österreichische Provinzen umklammert; an jedem nächsten Tage mochten die weißen Röcke von den Gipfeln des Apennins in die unbeschützten Häfen Liguriens niedersteigen. Das Volk in den Städten der Lombardei und Venetiens zitterte der Stunde der Befreiung entgegen; schon war Blut geflossen im Straßenkampfe. Verheißungsvoll klang aus Turin und Florenz, aus Rom und Bologna über die Grenze hinüber das Lied: o ihr geliebten Brüder, auch euer Tag wird tagen!

In Genua wogte eine ziellose unstäte Bewegung; der Stadtrath beschloß endlich, den beiden lautesten Schlagworten des Tages gerecht zu werden, schickte Abgesandte nach Turin, um die Bildung einer Nationalgarde und die Vertreibung der Jesuiten von dem Könige zu erbitten. Man hoffte auf den Beistand der Turiner Presse. Doch die Männer des Risorgimento waren nicht gemeint, so unreife Volkswünsche, die in einem Athem zu viel und zu wenig verlangten, zu unterstützen. Als am 6. Januar 1848 die Vertreter der Presse im Europäischen Hofe zusammentraten, da erhob sich Cavour im Namen der Genossen: Wozu eine Nationalgarde, die in einem Lande ohne Parlament nur zu Wirren führen kann? Warum den König reizen durch Wünsche, die seine kirchliche Gesinnung beleidigen? Will man bitten, so gehe man weiter und fordere — eine Verfassung oder wenigstens eine Consulta!*) Es war der Rath eines Staatsmannes. Denn trat der König, als der Erste unter den Fürsten der Halbinsel, zu dem constitutionellen System über, so ward er das Haupt Italiens, das tiefe Mißtrauen der Nation mit Einem Schlage beseitigt. Aber die unfertige öffentliche Meinung verstand den Ernst der Stunde nicht, selbst die Journalisten in der Europa blieben uneins. Lorenzo Valerio widersprach: sollte ein Edelmann liberaler sein als die Demokratie? und welcher Fallstrick mochte sich nicht hinter dem kühnen Vorschlage des Grafen verbergen?

Nach wenigen Tagen war der vermessene Gedanke der Männer des Risorgimento ein unabweisbares Gebot der Noth. Am 12. Januar wehte die Tricolore auf den Wällen von Palermo. Am 29. brach die letzte Hoffnung des Fürsten Metternich zusammen, der bourbonische Despot versprach seinem Volke eine Verfassung; zwei Tage darauf folgte der Großherzog von Toscana dem Beispiel des Königs Ferdinand. Cavour warf unter dem Rufe „es lebe die Verfassung“ jubelnd den Hut

*) Cavour hat das Verlangen nach einer Verfassung zum ersten Male öffentlich ausgesprochen; aber er hat nicht, wie gemeinhin erzählt wird, seine eigenen Freunde durch einen genialen Einfall überrascht. Die Männer vom Risorgimento waren einig; Cavour sprach lediglich in ihrem Namen. Die Biographien von Bonghi, de la Rive u. A. haben ihre Nachrichten über den Vorfall ersichtlich aus zweiter und dritter Hand. Auch Fr. Predari (i primi vagiti della libertà italiana in Piemonte S. 247 ff.) war freilich in der Europa anwesend, doch von den Berathungen in den Redactionszimmern des Risorgimento nicht unterrichtet. Der wahre Hergang ergiebt sich unzweifelhaft aus dem Berichte, den der Augenzeuge Santa Rosa an Gioberti erstattete (mitgetheilt in der vita di Pietro di Santa Rosa vom Grafen Saraceno S. 158 ff.).

in die Luft, als ihm ein junger Freund die Nachricht aus Neapel brachte, und schrieb nun in das Risorgimento hoffnungsfreudige Worte, die den persönlichen Gefühlen des zaudernden Königs galten: Was sei denn zu fürchten von dieser maßvollen Bewegung, die sich des Segens der Kirche erfreut? Wir haben nicht, wie einst die Franzosen, furchtbare sociale Fragen zu lösen. Wir treten nicht wie die Spanier, als ein unerfahrenes Volk, von Parteien zerrissen, in diese neue Zeit. Bei uns besteht nur Eine mächtige Partei, die nationale; sie hegt „ein unbegrenztes Vertrauen in die Tugend, die Einsicht, die Hochherzigkeit unserer Fürsten". In denselben Tagen wagte der Turiner Stadtrath, von Santa Rosa geleitet, den König um die Verleihung einer Verfassung zu bitten. Doch erst mußte ein Bischof dem Verzweifelnden geistlichen Trost spenden, ihm beweisen, daß ein unsittliches Versprechen nicht binden könne; da endlich, nach einer Nacht voll fürchterlicher Kämpfe, entschloß sich Karl Albert sein dem Wiener Hofe gegebenes Wort zu brechen. Am 7. Februar verhieß er die Verfassung, einige Wochen später bildete Caesar Balbo das erste constitutionelle Ministerium. So hatte die Charte des Julikönigthums die Runde gemacht durch Italien, einen Augenblick bevor sie in ihrer Heimath unterging. Cavour versuchte im Risorgimento, die Grundsätze des neuen Staatsrechts den unkundigen Lesern zu erklären. Er verwirft das allgemeine Stimmrecht als den verdächtigen Liebling der extremen Parteien. Das Zweikammersystem ist nöthig, nicht um das Gleichgewicht zu erhalten, wie die Doktrinäre sagen, sondern um die Bewegung, die Thatkraft des Staates zu erhöhen. Nur ein Senat entspricht der demokratischen Gesellschaft Italiens; eine erbliche Pairie künstlich zu schaffen wäre „der Gipfel der Unvernunft."

Den Piemontesen war nicht vergönnt, sich friedlich einzuleben in die neue Freiheit. Die Windsbraut der Revolution warf den Thron des Bürgerkönigs und das alte Oesterreich zu Boden. Auf die Kunde von dem Sturze Metternichs brach der Aufstand in Mailand aus. Ein großer Augenblick, wie er den Deutschen im Frühjahr 1813 winkte, schien für Italien gekommen, und wieder war es Cavour, der den Piemontesen die Zeichen der Zeit deutete. Am 23. März schrieb er in seine Zeitung die majestätischen Worte: „die große Stunde für die savoyische Monarchie hat geschlagen, die Stunde der kühnen Entschlüsse, die Stunde, von der das Dasein der Reiche und das Schicksal der Völker abhängt. Wir Männer von kaltem Verstande, gewohnt mehr

auf die Gebote der Vernunft als auf die Wallungen des Herzens zu hören, wir wägen heute sorgsam das Gewicht eines jeden unserer Worte und bekennen frei: ein einziger Weg ist offen für die Nation, für die Regierung, für den König — der Krieg, der Krieg augenblicklich und ohne Verzug!"

Das Gestirn, das der König in den Träumen langer Jahre erharrt, war aufgestiegen. Karl Albert überschritt den Tessin, und schon sein Aufruf an die Lombarden gab Zeugniß von den Täuschungen, welche die hochherzige Politik Caesar Balbo's beherrschten und dem gerechten Kriege ein jammervolles Ende bereiten mußten. Der König hoffte „auf den Beistand des Gottes, der unserem Lande einen Pius geschenkt hat und heute Italien durch wunderbare Ereignisse in den Stand setzt aus eigener Kraft zu handeln." Ein Feldzug von wenigen Monaten lehrte, daß das stolze l'Italia farà da sè eine Unmöglichkeit und selbst das zerrüttete Oesterreich der Wehrkraft Italiens vollauf gewachsen war. Noch früher wurden die Hoffnungen zu Schanden, die Italien auf seinen Kirchenfürsten gesetzt; durch die Allocution vom 29. April legte der Papst Verwahrung ein gegen den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben werde. Der Statthalter Gottes, der Friedensfürst konnte den Krieg gegen ein katholisches Volk nicht aufnehmen, kaum ihn mit seinem Segen begleiten. Er hatte längst im Stillen gegen die von den neuen Verfassungen gewährte Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse protestirt und den Höfen erklärt, daß er nur an einem Vertheidigungsbündniß theilnehmen könne; jetzt fand er den Muth, sich öffentlich zu seiner Pflicht zu bekennen. Nach dieser heilsamen Enttäuschung erschien das Papstthum wieder in seiner wahren Gestalt, als die kosmopolitische Macht, die den Gedanken der Nationalität nicht fassen kann. Die Hoffnungen der Neoguelfen lagen platt am Boden; in der stillen Arbeit der folgenden Jahre sollte dann der gesunde weltliche Kern, der in den neoguelfischen Lehren lag, aus der geistlichen Hülle herausgeschält werden. Für den Augenblick wurde der Abfall des Papstes ein Anlaß des Verderbens; er entfesselte die wilden Kräfte des Radikalismus.

Das Idealbild der politischen Reife, der maßvollen Besonnenheit der Italiener, das in den Träumen der Patrioten gelebt, erwies sich bald als ein Wahn. Ein so krauses Durcheinander von föderalistischen und unitarischen, republikanischen und monarchischen Bestrebungen, wie es nun hereinbrach, kam selbst der Nüchternheit Cavour's unerwartet. Noch bestand kaum der Schatten eines festen Planes für die Neugestaltung der Halbinsel, kaum ein Anfang ernsthafter Parteibil-

dung; selbst das unauflösliche Band, das die Höfe, den Turiner allein ausgenommen, an die Interessen der Hofburg kettete, war der Nation noch verborgen. In solchem Gewirr fand das Toben der Demagogen bereiten Boden; bald flog der Ruf al tradimento! bethörend und verwirrend durch das Land. Unter dem wilden Hafenvolke von Genua und Livorno schlug Mazzini sein Lager auf, selbst die ernsten ruhigen Männer von Piemont unterlagen der Herrschsucht seiner Abgesandten. Was dies Wüthen der Demagogen für die Einheit der Nation bedeutete, das sagte Giusti schon im Herbst mit männlichem Spott voraus: „Siebenhundert Republiklein reißen unser Land in Stücklein, recht nach Hahnemann's System. Schneiden wir das Brod bei Zeiten, dann wird's um so leichter gleiten in des Oesterreichers Maul!" Der Radikalismus fand seinen natürlichen Bundesgenossen in dem Municipalgeist der großen Städte, seinen Todfeind in dem hochherzigen Monarchen, der das alte Wappenschild des Hauses Savoyen soeben in die neue Tricolore Italiens einfügte und mit seinen Söhnen die Schlachten seines Landes schlug. Dem tapfern Straßenkampfe der Mailänder war allzurasch der Sieg gefolgt; das trunkene Volk wähnte den Krieg beendet, da er kaum begann. Karl Albert erschien den lauten Rednern, die in Clubs und Kaffeehäusern ihr prahlerisches Handwerk trieben, als ein Unberufener, der sich in fremdem Neste wärme. Jede Waffenthat der Piemontesen war Verrätherei, Mazzini verdammte feierlich „den königlichen Krieg." Die einzig mögliche Politik, welche die verworrene Bewegung zum Ziele führen konnte, ward als Albertismus verhöhnt und verfolgt.

Cavour und wer sonst in diesem Taumel die politische Denkkraft sich bewahrt hatte, hoffte auf ein subalpinisches Königreich bis zur Adria. In Briefen und Zeitungsartikeln verlangte er unablässig die rasche bedingungslose Einverleibung der Emilia und der österreichischen Provinzen. Die idealistische Unklarheit, das unentschlossene Zögern der Politik Balbo's entging seinem Tadel nicht, doch jetzt schien ihm nicht an der Zeit, das Ansehen der Krone durch systematische Opposition zu schwächen. Am allerwenigsten wollte der stolze Piemontese die Ausfälle gegen sein Heimathland ertragen, welche als das Probstück der Gesinnungstüchtigkeit galten. Ein Platz im Parlamente ward ihm erst bei den Nachwahlen unter lebhaftem Widerstand erobert, und bald galt er der Demokratie als das Haupt der Particularisten Piemonts. Als ein radikaler Genuese sich eine hämische Bemerkung über die laue Freiheitsliebe der Piemontesen erlaubte, da sprang der Graf zornig auf: „die

Piemontesen beweisen ihren Freiheitssinn auf dem Schlachtfelde; ich verlange, daß der Verleumder zur Ordnung gerufen werde." Die Presse der Radikalen spottete mitleidsvoll über diese komische Person, den Mylord Camillo, der sein armes Wissen allein aus ausländischen Zeitungen schöpft und den Abgott der Demokratie, Vincenzo Gioberti, zu bekämpfen wagt: communistisch nennt er jedes Gesetz, das den Armen nicht neue Lasten zum Vortheil der Reichen auflegt, die Blöße seines Geistes verdeckt er durch triviale Späße und zahllose Körner nichtattischen Salzes! Mehrmals mußte Cavour den schwachen Präsidenten erinnern, daß er sein Ansehen gebrauche gegen die lärmenden Gallerien: „wer mich unterbricht, beleidigt die Kammer, nicht mich!" Es schien als ob der stolze Mann seine Lust daran fände, die Wuth des unverständigen Haufens herauszufordern. Er scheute sich nicht, die Progressivsteuer, den Lieblingstraum der begehrlichen Massen, als einen reaktionären Gedanken zu entlarven, denn sie hindere die Capitalansammlung und damit jeden wirthschaftlichen Fortschritt; er wünschte spöttisch der Demokratie Glück zu der Freundschaft der Ultramontanen, und wenn die Linke wider den Volksfeind murrte, sagte er wohl gleichmüthig: „ich werde Ihnen meine Behauptung mit mathematischer Sicherheit beweisen." Und doch empfand er tief, was die Volksgunst in einem freien Staate gilt: der Vorschlag Santa Rosa's, Cavour mit der Leitung der Finanzen zu betrauen, blieb unausführbar bei dem Hasse, der auf diesem Namen lastete. Auch im Parlamente sprach der Graf die ersten zwei Jahre über nur selten und ohne starke Wirkung: kaum daß die Versammlung bei Finanzfragen ihrem ersten Fachmanne einige Aufmerksamkeit schenkte. Unterdessen war das Ministerium Balbo zurückgetreten, da die doktrinäre Demokratie des Parlaments zwar die Vereinigung der Lombardei mit Piemont, aber zugleich die Einsetzung einer souveränen Constituante in Mailand beschloß.

Zur selben Zeit brach das Verhängniß über den König von Italien herein. Sein tapferes Heer erlag der Feldherrnkraft Radetzky's, und als der Geschlagene in Mailand ankam, entlud sich die Unzucht der Demokratie in scheußlicher Roheit: der rasende Pöbel bedrohte das Leben des Königs, der sein Alles für Italien hingegeben, er allein handelnd inmitten der Schwätzer. Und welch' eine entsetzliche Verwirrung nun, da ein Waffenstillstand dem Kampfe ein Ende machte! Die Ehre des königlichen Hauses fast erliegend unter dem Hohngelächter der Fremden, leider auch der Deutschen — die Blüthe der Finanzen für

immer vernichtet — das Heer entmuthigt und nahezu aufgelöst — der Adel empört über jene ruchlosen Auftritte in Mailand, wie über die Frechheit der Demagogen daheim, gern bereit um jeden Preis den aussichtslosen Krieg zu beendigen — in Genua die Herrschaft der Clubs, überall in den Massen eine unbeschreibliche Erbitterung. Zweitausend Flüchtlinge aus der Emilia und der Lombardei forderten gebieterisch die Erneuerung des Krieges, schürten den Haß wider den königlichen Verräther. Es war, als fühlte die Nation die Wahrheit der vorwurfsvollen Worte des Königs: „Italien hat der Welt noch nicht bewiesen, was es für seine Freiheit zu leisten vermag“ — als wollte sie die Stimme ihres Gewissens durch wüthendes Geschrei übertäuben. Cavour hatte in der Schlacht von Custozza den geliebtesten seiner Neffen verloren; der durchlöcherte Waffenrock des Todten hing fortan über dem Schreibtisch des Oheims, mahnte ihn täglich an entschwundene Freuden und an die Stunde der Vergeltung. Er selbst war nach jenem Unglückstage als Freiwilliger unter die Fahnen geeilt, und stemmte nun seine ganze Kraft wider die hereinbrechenden Wogen des Radikalismus, er wurde die mächtige Stütze, der beinah einzige unermüdliche Vertheidiger des neuen gemäßigt-liberalen Cabinets Perrone-Pinelli.

Während die Clubs wider die Feigheit der Regierung donnerten, Brofferio unter brausendem Jubel sein Kraftwort „Verwegenheit, Verwegenheit, Verwegenheit!“ in die Massen schleuderte, und ein Convent, eine italienische Constituante, Tausenden als der einzige Weg der Rettung galt, zeichnete das Risorgimento mit unbarmherziger Nüchternheit den despotischen Charakter der neu-französischen Freiheit. Am 16. November schildert Cavour die „Männer der energischen Maßregeln, vor denen wir nur elende Gemäßigte sind,“ also: „setzet Euch einen Plan in den Kopf, bildet Euch eine Kette von willkürlichen Voraussetzungen, löset sie ab von der Wirklichkeit, die sie umgiebt und ermäßigt, verachtet die Hindernisse, erbost Euch darüber, schlagt sie nieder und bahnt Euch einen Weg hindurch — das ist das ganze System in seiner Nacktheit; es ist ein Zug des menschlichen Uebermuths, dem die Natur beständig die augenblickliche Unmöglichkeit oder die Strafe baldiger Enttäuschung entgegenstellt. — Die Natur hat gewollt, daß das menschliche Herz einen Schauder empfindet vor vergossenem Blute und sich empört wider den Mörder. Marat und Robespierre dagegen glaubten ein großes revolutionäres Mittel entdeckt zu haben ... Es fielen tausende von Köpfen, und was erntete die französische Revolution davon?

Das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich!" — Aus jedem Worte klingt hier die sittliche Entrüstung des ehrlichen Mannes heraus, aber der Politiker erträgt nicht lange den pathetischen Ton des Sittenpredigers; ihm gilt es die Unfruchtbarkeit, den Mißerfolg der politischen Gewaltthätigkeit zu zeigen. Er erweist sie an Napoleon, „dem großen Meister der energischen Maßregeln," und vor Allem an der Februarrepublik: „Warten wir noch einen Augenblick, und wir werden den letzten Erfolg der revolutionären Mittel sehen: Ludwig Napoleon auf dem Throne!" Wie lästerlich mußten solche Aussprüche prophetischer Verstandesklarheit dem phantastischen Führer des Clubs der Concordia klingen, jenem Gioberti, der noch im Jahre 1850 an die Ewigkeit der französischen Republik glaubte!

Der Graf war gerichtet in den Augen der Demokratie, da er auch in der auswärtigen Politik die Sprache des Verstandes redete. Der neidische Kleinsinn, der das freie Frankreich gegen Piemont beseelte, entging Cavours Augen nicht; wollte doch die französische Republik nicht einmal die Sicherheit des altpiemontesischen Gebiets verbürgen, als Karl Albert im Herbst mit dem Plane umging, Modena und Parma vor den Oesterreichern zu schützen! Aber da die Vermittlung der Westmächte von dem Turiner Hofe angenommen war, so konnte nur die Thorheit jetzt durch plötzliche Erneuerung des Krieges die einzigen nicht schlechthin feindlich gesinnten Cabinette beleidigen. Cavour rieth den Erfolg der Vermittlung abzuwarten und der Regierung zu überlassen, wann sie den Wiederbeginn des Kampfes für geboten halte. Die Strafe ereilte den Feigling schnell; bei den Neuwahlen im Januar 1849 triumphirte die lärmende Mittelmäßigkeit, Cavour unterlag einem dunklen Ehrenmanne Pansoya, der auf das Wahlprogramm Gioberti's schwur. Auch das Cabinet Perrone-Pinelli war gefallen, Gioberti bildete eine demokratische Regierung, und nun erfolgte was gegen alle Regel läuft: der hochgesinnte doktrinäre Mystiker bewährte als leitender Staatsmann mehr praktisches Geschick denn vordem als Parteiführer. Er sah voraus, daß die Frevel des rothen Radikalismus die Ueberfluthung der Halbinsel durch die Oesterreicher herbeiführen mußten, und bot daher dem Papst und dem Großherzog von Toscana die Hilfe Piemonts an: italienische Truppen sollten die Ordnung in Rom und Florenz herstellen, die Verfassungen retten, die fremden Heere fern halten. Cavour bewies jetzt, wie ernst er als ein echter Liberaler das Wort nahm „measures not men." Er ahnte wohl, daß der Papst und der

Großherzog lieber den Fremden als dem König von Italien die Herstellung ihrer Macht verdanken würden, doch er wollte diesen letzten Versuch zur Rettung der Unabhängigkeit der Nation nicht aufgeben, er vertheidigte laut die italienische Politik seines Gegners. Als auch diese Hoffnung zerbrach, als Gioberti's Pläne an dem bösen Willen der Höfe von Florenz und Rom zu Schanden wurden, als die demokratische Regierung abtrat und die Helden der Clubs ihren weiland verherrlichten Führer mit Füßen traten, da war es wieder Cavour, der sich allein des gestürzten Mannes ritterlich annahm. Er mochte dem Denker nicht grollen, dessen beredte Feder einst die Ideen des primato d'Italia verkündet hatte.

Der Vermittlungsversuch der Westmächte war gescheitert. Ohne Bundesgenossen, mit seinem geschwächten Heere sah Piemont einer gewissen Niederlage entgegen; und doch drängten gebieterische Mächte zur Wiederaufnahme der Waffen — vor Allen der König selbst. Dem düsteren für das Unglück geschaffenen Manne erwachten in diesen argen Tagen alle edlen Kräfte der Seele. Er hatte die Huldigung empfangen von den Lombarden und wollte noch einmal seine Königspflicht üben, seine schirmende Hand ausstrecken über das mißhandelte Land; ein gläubiger Fatalist dachte er in Gottes Namen zu siegen oder zu fallen. Und wo war sonst noch ein Ausweg aus der entsetzlichen Zuchtlosigkeit der Geister? Nur der Ernst des Krieges, nur der Anblick der Thaten des Königs konnte das wüste Geschrei wider den verrätherischen Hof zum Schweigen bringen. Die Lage, dem aus ruhiger Zeit Zurückschauenden schier räthselhaft, drängte den Lebenden ihre Forderungen unabweisbar auf; selbst der Adel, auch der strengconservative Graf Revel, auch Cavour wünschte jetzt den Krieg herbei als den Herold des inneren Friedens. So begann zum zweitenmale der ungleiche Kampf. Die Schlacht von Novara warf Italien zu Boden, der König legte seine Krone nieder, um seinem Lande einen milderen Frieden zu verschaffen.

Ein dumpfes Schweigen lag auf der Hauptstadt, als der neue König einzog. Ein Feldzug von fünf Tagen hatte das Heer abermals der Auflösung nahegebracht, den Staatsschatz so gänzlich erschöpft, daß in den nächsten Monaten der reiche Finanzminister große Summen aus seinem eigenen Vermögen entnehmen mußte, um die Staatsgläubiger zu befriedigen. Und selbst diese schrecklichen Erfahrungen waren an der verhärteten Parteiwuth der Radikalen spurlos vorübergegangen. Mit lauter Schadenfreude begrüßten die Clubs von Genua die Niederlage von Novara. „Italien ganz frei oder wenigstens ganz geknechtet!"

so lautete der neue Orakelspruch der Teodemocrazia Mazzini's. Durch Ueberrumpelung und Waffengewalt mußte die unbotmäßige Hafenstadt dem Staate wiedergewonnen werden. Und bestätigte nicht jeder Auftritt in dem letzten Acte der italienischen Tragödie die Weissagungen des radikalen Sehers? War „die Nichtigkeit und vollendete Impotenz" des constitutionellen Piemont, die Mazzini so oft gegeißelt, nicht durch die klägliche Kriegführung von Novara erwiesen? Wie glorreich erschienen neben der Niederlage des königlichen Heeres die letzten verzweifelten Kämpfe der Sicilianer, die heldenhafte Ausdauer der Republikaner von Rom und Venedig! Während also das Schicksal selber die Nation in ihren republikanischen Träumen zu bestärken schien, hielt eine Handvoll beherzter Männer unentwegt den Glauben fest an die Zukunft des Hauses Savoyen. Azeglio schrieb bald nach dem Tage von Novara sein hochgemuthes Wort nous recommencerons! — und Cavour richtete sich auf an der Erinnerung, daß einst nur vierzehn Jahre nach der Zerstörung Mailands die Schlacht von Legnano geschlagen ward.

Sobald man anfing in sich zu gehen, das Dauernde und Echte aus den Wirren des letzten Jahres auszuscheiden, blieb doch ein großer Gewinn für die gedemüthigte Krone zurück. Die Lage war geklärt, die alten kindlichen Hoffnungen auf die italienische Gesinnung der anderen Höfe von Grund aus zerstört. Croaten hatten das alte Regiment in Toscana und der Emilia wiederhergestellt, durch schweizerische Söldner war Sicilien den Bourbonen wieder unterworfen, der Papst hatte Zuflucht gesucht bei jenem Ferdinand, den er vor einem Jahre noch einen Schurken genannt, den Kirchenstaat zurückempfangen aus den Händen der Franzosen und der Oesterreicher. Nur auf dem Königsschlosse von Turin wehte noch die Tricolore, nur dort lebte noch ein italienischer Herrscher, der sich nicht losgesagt von seinem Volke. Turin war die Hauptstadt der Italiener, bevor es die Hauptstadt Italiens ward. Kraft des Friedensschlusses nahm Piemont die vertriebenen Lombarden als Bürger auf, und wenn von den Flüchtlingen einige den inneren Unfrieden, den Groll der Presse schürten, so traten andere als Apostel der italienischen Bildung in die Lehranstalten ein: die Verschmelzung des Grenzlandes mit der Cultur Italiens wurde jetzt erst ganz vollendet. Und als die gehässigen Anschuldigungen, die jeder Niederlage folgen, endlich schwiegen, harte Kriegsgerichte der erbitterten öffentlichen Meinung ein Opfer dargebracht hatten, da ward man doch endlich dessen inne, wie oft das schlecht geleitete Heer mit dem Helden-

muthe der Väter gewetteifert und mit wie gutem Grunde der alte Radetzky gesagt: „diese Teufel von Piemontesen sind immer dieselben.“ Il nostro glorioso esercito war bald auf Aller Lippen, Schriften und Bildwerke verherrlichtert die Tage von Goito und Governolo. Dann kam die Kunde von dem Ende des Königs von Italien: ihm war das Herz gebrochen durch das Unglück seines Vaterlandes, die letzten Wünsche des landflüchtigen Mannes galten der Heimath, er hoffte noch einmal als Soldat für Italien zu kämpfen. Vor dem Adel dieses Todes verstummte die Wuth der Parteien, ein Parlamentsbeschluß gab dem Könige den Namen des Großherzigen; und als die Leiche beigesetzt ward in jener stolzen Kuppelkirche der Superga, die von dem Gipfel der Collina weithin „das Land am Fuß der Berge“ überschaut, da strömten die andächtigen Wallfahrer herbei, und um den Sarg erklangen die Gebete und Schwüre von Tausenden.

Der blinde Haß der Oesterreicher hatte den gebrochenen Mann zur Abdankung gezwungen; jetzt stand an der Spitze des Staates ein junger tapferer Fürst — ein rauher und roher Soldat, von Jesuiten erzogen, ohne Bildung, ohne Freiheit des Geistes, aber eine derbe massive Kraft, ein treuer Sohn, entschlossen den beleidigten Vater zu rächen. Auch patriotische Männer vom Adel verlangten die Beseitigung der Verfassung, die doch nur Unheil über das Land gebracht; ein absoluter Herr mußte von Oesterreich leichtere Friedensbedingungen erlangen als ein constitutioneller Fürst. Wären nur die despotischen Gelüste der Hofburg nicht gar so roh und zudringlich hervorgetreten! Selbst der besonnene Radetzky hatte den Kampf als einen Bürgerkrieg geführt: ich will, schrieb er dem Großherzog von Toscana, die Demagogen in Turin zur Vernunft bringen. Felix Schwarzenberg vollends, der kurzsichtige Vertreter der politischen Roheit, der seine Gedankenarmuth hinter dünkelhafter Hoffart verbarg und nur einer ganz verkommenen Epoche als ein großer Mann gelten konnte — er verlangte die Besetzung Alessandria's durch kaiserliche Truppen, auf daß entweder sofort mit Oesterreichs Hilfe der Umsturz der Verfassung erfolge oder die Demagogen, zur Wuth gereizt, eine neue Schilderhebung und schließlich einen Staatsstreich herbeiführten. — Sollte wirklich der stolze Sohn des Hauses Savoyen wie der armselige Großherzog von Toscana sich's bieten lassen, daß der österreichische Feldmarschall ihm schriebe: „der Kaiser unser Herr“ — ? Ein Vasall Oesterreichs, mit dem Scheine der absoluten Macht getröstet, oder ein constitutioneller unab-

hängiger König — so stand die Wahl. Vergebens warnten die Gemahlin und die Mutter des Königs, Beide Erzherzoginnen. Victor Emanuel berief Massimo d'Azeglio an die Spitze der Geschäfte, das Statut war gerettet. Wie das gute Gewissen der Nation erschien dieser „Ritter Italiens," der unwiderstehlich liebenswürdige geistvolle Mann, der Beherrscher aller Weiberherzen, der als Maler und Dichter, als Soldat und Schriftsteller auf den mannichfachen Wegen eines vielseitigen Talents der Größe seines Landes gedient hatte, treu seinem Wahlspruch: „die Vaterlandsliebe ist ein Opfer, nicht ein Genuß" — freilich eine läßliche Künstlernatur, ohne den derben Ehrgeiz, ohne die rastlose Thätigkeit des großen Staatsmannes. Geraden Sinnes und warmen Herzens, wie geschaffen das deutsche Vorurtheil wider die Arglist der Wälschen Lügen zu strafen, lebte er des Glaubens, sein alter treuer Diener Johann werde dereinst besser vor der ewigen Gerechtigkeit bestehen als der Welteroberer Alexander. „Das Statut, nichts mehr, nichts weniger" so lautete sein Rath; er war der Mann der Lage, so lange die Politik der Ehrlichkeit genügte.

Monate sollten noch vergehen, bis die erhitzten Köpfe sich beschwichtigten und das Land „den Fortschritt auf den Wegen des Möglichen" guthieß, den Victor Emanuel bei seiner Thronbesteigung empfohlen hatte. Auch in dem neuen Parlamente, das im Juli zusammentrat, überwog die Demokratie; der Abschluß des Friedens mit Oesterreich bot der Opposition eine bequeme Handhabe. Der Mailänder Friede stellte die alten Grenzen von Piemont wieder her — das Glimpflichste, was sich nach solchen Niederlagen erwarten ließ. „Sehen denn diese Menschen nicht, rief Azeglio verzweifelnd, wie schwer es gehalten hat auch nur das Statut zu retten, wie leicht sie Alle nach Fenestrelles auf die Festung wandern können? Heute heißt es: après nous les Croates!" Cavour, der jetzt wieder bei den Wählern Gnade gefunden hatte und vom nächsten Jahre an bis zu seinem Tode der Vertreter der Hauptstadt blieb, beschwor die Kammer das Nothwendige zu wollen: durften diese provisorischen Zustände sich ins Unendliche hinschleppen? Die Kammer zog vor, ein Spektakelstück demokratischer Gesinnungstüchtigkeit aufzuführen, sie verweigerte die bedingungslose Genehmigung des Friedens. Mag das Statut untergehen, rief Brofferio, mag die Freiheit untergehen, nur nicht unsere Ehre! Man stelle diesen Kraftspruch neben die Worte, die Cavour später in den Tagen seiner schwersten Kämpfe ausstieß: „mag mein Name untergehen, mag mein Ruf unter-

gehen, wenn nur Italien eine Nation wird!" — und ein Gegensatz der Staatsgesinnung, der, in wechselnden Formen ewig derselbe, auch das deutsche Parteileben durchzieht, tritt uns durchsichtig vor die Augen. Die Politik des Bekenntnisses schwelgt im Genuß der eigenen Größe, indem sie ihre Glaubenssätze mit der Seelenruhe des kirchlichen Märtyrers unabänderlich vom Blatte abliest; die Politik der That bescheidet sich, dem Vaterlande ein wenig zu nützen.

Der König hatte sein Wort verpfändet für den Mailänder Frieden, er sah den Bestand der Verfassung, vielleicht des Staates selber, gefährdet durch den Widerspruch des Parlaments. Er löste die Kammer auf und wendete sich mit der Proclamation von Moncalieri (20. Nov. 1849) persönlich an sein Volk: „Wenn das Land, wenn die Wähler mir ihren Beistand versagen, so wird nicht auf mich die Verantwortung für die Zukunft fallen . . . Noch niemals hat sich das Haus Savoyen vergeblich gewendet an die Treue, den Verstand, die Liebe seiner Völker." Die Demokratie tobte, sie hat dem Colonello (so hieß ihr der militärische Ministerpräsident) diesen Streich nie vergessen. Aber in den Wählern der Poebene erwachte endlich wieder der monarchische Sinn der Piemontesen. Die Mehrheit des neuen Parlamentes genehmigte den Frieden. So war ohne jeden Gewaltstreich der Boden gewonnen für ein gesichertes Staatsleben. Denn nicht um eines Fingers Breite wollte Cavour, der dem Cabinette seinen Beistand lieh, das Gesetz übertreten sehen; jetzt schon wie noch auf seinem Todtenbette bekannte sich der Liberale zu dem Worte „mit dem Belagerungszustand kann Jeder regieren." Wie er während des Krieges alle Ausnahmsgesetze entschieden bekämpft hatte, so schrieb er sogleich nach dem Manifeste von Moncalieri in das Risorgimento die Warnung: rühret nicht an die Presse! Der Rath ward befolgt, doch die Reform an Haupt und Gliedern, deren der kranke Staat bedurfte, blieb aus. Azeglio hielt sich als Minister allzutreu an die Weisheit, die er einst den heißblütigen Verschwörern der Romagna gepredigt: „mit der Hand in der Tasche könnt Ihr am sichersten für Italiens Wiedergeburt wirken!" Der Handelsminister Santa Rosa hörte wohl in Detailfragen gern auf den Rath seines Jugendfreundes; doch für die schöpferischen Gedanken, die in Cavour's Kopfe gährten, war in dieser Regierung keine Stätte.

Und wahrlich, das Zusammenbrechen der Mächte der Bewegung weitum in der Welt ermuthigte wenig zu einer kühnen Politik des Liberalismus. Der Beherrscher Europas, der Czar, hatte nach seiner

brutalen Weise längst den Verkehr mit dem demokratischen Cabinet von Turin abgebrochen. Auch der Hof des Prinzpräsidenten von Frankreich war noch der reaktionären Tendenzpolitik verfallen, er schmeichelte dem Kaiser von Oesterreich als einem Helden der „Ordnung," sein Gesandter in Turin forderte zudringlich eine starke Regierung. Die deutsche Nation hatte mit Hohn und mit Kälte geantwortet, als Karl Albert vor dem Feldzuge von Novara die Hoffnung aussprach, Deutschland werde in Oesterreich den Feind seiner Einheit erkennen; jetzt beugte sie sich ermüdet unter Oesterreichs Joch, beflissene Poeten brachten den „jugendlichen Heldenkaiser" und die „ewig grünen Lorbeerreiser" in jammervolle Reime. Freiherr von Manteuffel rieth, man solle in Turin wie in Berlin auf die Träumereien der nationalen Staatskunst verzichten. Selbst England, das einzige befreundete Cabinet, mahnte zur Vorsicht. Zudem hatte Karl Albert den Senat durchweg aus strengconservativen Männern gebildet, und am Hofe schaarte sich um den Prinzen von Carignan eine erbitterte reaktionäre Partei. General d'Aviernoz forderte im Parlamente die blaue Kokarde des Hauses Savoyen zurück, in Genua zerstörten noch weit später junge Offiziere die Druckerei einer radikalen Zeitung, alle Heißsporne vom Adel schalten auf die constitutionelle Unordnung. In solcher Lage war es schon rühmliche Kühnheit, wenn der kleine Staat fest hielt an seinem öffentlichen Rechte. Weiter zu gehen, Neues zu schaffen schien dem Cabinet Azeglio nur da räthlich, wo unerträgliche Uebelstände, schreiende Widersprüche in der Verfassung selber augenblickliche Abhilfe verlangten.

Das Statut, in wilden Tagen rasch auf das Papier geworfen, verrieth auf jeder Seite die Spuren seines Ursprungs; sein schwerstes Gebrechen lag in der unklaren Ordnung der kirchlichen Dinge. Die Verfassung erklärte in ihrem ersten Artikel die römische Kirche für die einzige Religion des Staates — darauf hatte das geängstete Gewissen Karl Alberts bestanden — sie gewährte den Bischöfen die Censur über den Druck der Bibeln und Gebetbücher; und doch sollten die Waldenser der vollen Freiheit des Cultus genießen. Sie bestimmte, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich seien, alle Gerichtsbarkeit vom Könige ausgehe; und doch hielt der Clerus seine geistlichen Gerichte noch aufrecht, gab den Verbrechern ein Asyl in seinen Kirchen. Schon im Herbst 1848 verhandelte der Hof von Turin über die Lösung dieser Widersprüche mit dem römischen Stuhle; der Papst aber verlangte,

er selber wolle der höchste Richter sein für die Verbrechen der Geistlichen Piemonts, stellte unmögliche Forderungen, die sogar der bigotte Karl Albert nur durch Stillschweigen beantworten konnte. Seitdem war der hohe Clerus mit dem Papste in das Lager der Reaktion übergetreten; den Staat im Staate länger zu ertragen ward unmöglich. Graf Siccardi, ein ausgezeichneter Richter, der auf Cavour's Rath das Portefeuille der Justiz erhalten hatte, entwarf jetzt das „ketzerische und pestilenzialische“ Gesetz, das die geistliche Gerichtsbarkeit beseitigte. So begann ein Kampf um die Elemente des modernen Staatslebens. Die Wiener Presse spottete: da ringt das liberale Piemont um Güter, die Oesterreich schon seit Joseph dem Zweiten besitzt! In Wahrheit bezeichnete diese bescheidene Reform den Bruch mit uralten Traditionen des savoyischen Hauses.

Cavour übersah rasch die Bedeutung des Augenblicks. „Gerade in ruhigen Zeiten,“ rief er aus, „denkt der wahre Staatsmann an Reformen.“ Die katholische Kirche, meint er zuversichtlich, hat immer verstanden sich in die Zeit zu fügen, und wieder verherrlicht er den unauflöslichen Bund der Religion und der Freiheit. „Schreitet hochherzig vorwärts auf der Bahn der Reformen, dann wird dieser Thron in unserem Lande so feste Wurzeln schlagen, daß er nicht blos dem Sturme der Revolution widerstehen kann, sondern, alle lebendigen Kräfte Italiens um sich versammelnd, unsere Nation zur Vollendung ihrer erhabenen Bestimmung führen wird!“ Als diese Worte unter dem Jubel der Gallerien verhallten, da fragte Mancher: ob das noch der reaktionäre Graf des Jahres 1848 sei? Und doch war nur ein Zerrbild zerstoben, das der Unverstand des Parteihasses aufgebaut. So lange die auswärtigen Fragen im Vordergrunde standen, bekämpfte Cavour, mit den Conservativen vereint, die phantastischen Pläne des Radikalismus, die bei den Dilettanten der liberalen Partei allzuleicht Eingang fanden. Jetzt war nicht er bekehrt, sondern die besseren Liberalen hatten verzichtet auf ihre föderalistischen Träume, und seit die Fragen der inneren Reform das Land beschäftigten, ergab sich sogleich, daß der gescholtene Anglomane den Ideen der Liberalen sehr nahe stand. Darum durfte Cavour den oft wiederholten Vorwurf des Gesinnungswechsels frohen Muthes verlachen. Als späterhin der Radikale Asproni dem Ministerpräsidenten mit Selbstgefühl zurief: „damals erst, im Jahre 1850, hat der Graf, als ein kluger und geschickter Mann, sich unseren Ansichten genähert“ — da erwiderte

Cavour nur mit der Miene possierlichen Erstaunens: „**Ihren** Ansichten?“ — und ein schallendes Gelächter des Hauses folgte dem abgeschlagenen Angriff. Allerdings lockerte sich jetzt Cavour's Verhältniß zu den Conservativen. Er stand ihnen nahe durch Geburt und persönliche Neigung, wie durch die lange Waffengemeinschaft im Kampfe mit den Radikalen; doch er konnte ihren Widerwillen gegen jede Reform und vornehmlich ihre hoffnungslose Ansicht über Italiens Zukunft nicht theilen. Nicht einen Augenblick hörte Cavour auf, an eine neue Erhebung seines Volkes zu glauben. Graf Revel aber, der bisher mit ihm die Rechte geführt — ein echter Sohn des altpiemontesischen Adels, ehrenhaft und geschäftskundig, hochangesehen bei der Rechten als ein Minister der weiland absoluten Krone, bei der Linken nicht unbeliebt, da sein Name unter dem Statut stand — verwarf die Hoffnung auf die terza riscossa als einen Wahn der Italianissimi; er verlangte ein strenges Regiment der Selbstbeschränkung, um das verlorene Zutrauen der Cabinette wieder zu gewinnen. Auch Caesar Balbo widersprach; er fürchtete, das Siccardische Gesetz werde die Gewissen des katholischen Volkes beirren.

Zwei Tage nach Cavour's Rede, am 9. März 1850, wurde die Siccardiana von dem Abgeordnetenhause angenommen. Der Nuntius protestirte, der heilige Vater „hob seine Hände gen Himmel und betete, der Gott der Barmherzigkeit möge von dem Volke Piemonts die durch seine Gottlosigkeit verdiente Strafe abwenden“. Nun brauste über das Land die vendetta pretina dahin, das demagogische Toben des erbitterten Clerus; der Erzbischof Franzoni von Turin, ein störrischer Vertreter adlicher und priesterlicher Hoffart, forderte seine Geistlichen offen zum Ungehorsam auf. Der Masse des Volkes kam der Ernst des Kampfes erst zum Bewußtsein nach dem erschütternden Ende Santa Rosa's (5. August 1850). Mit der tiefen Herzenssehnsucht eines gläubigen Katholiken verlangte der sterbende Minister nach den letzten Gnadenmitteln seiner Kirche, er war bereit zu jeder Erklärung; nur einen Widerruf wollte er nicht leisten, nur die Unterschrift nicht zurückziehen, die er mit Bedacht unter das Siccardische Gesetz gestellt. Tagelang ward Cavour's Freund und sein frommes Haus auf Befehl des Erzbischofs gemartert; noch als der letzte Kampf begann, trat der Pfarrer von S. Carlo an das Bett und drohte mit der Verweigerung des christlichen Begräbnisses. Heiliger Gott, rief der Kranke, ich habe vier Söhne, sie sollen von ihrem Vater nicht einen geschändeten Namen

erben! So ging er dahin, und welches menschliche Gefühl sollte kalt bleiben bei diesen empörenden Scenen pfäffischer Rachsucht, unchristlicher Bosheit? Keine Stadt im Lande, die „dem in seinem politischen Glauben Gestorbenen“ nicht eine Todtenfeier bereitete. Heftiger von Tag zu Tag erklangen die Angriffe der liberalen Presse wider die Schacherbude der Clerisei (la Bottega). Der Erzbischof von Cagliari verlor sein Amt, weil er die Befreiung des Bodens von den grundherrlichen Lasten als Kirchenraub verdammte. Erzbischof Franzoni wurde zweimal als Unruhestifter zur Haft verurtheilt; dann ging er nach Lyon, schleuderte aus der Ferne seine Verwünschungen wider die ketzerische Hauptstadt, die eine Waldenserkirche, eine Bibelgesellschaft in ihren Mauern entstehen sah. Die Clericalen überreichten ihrem trotzigen Führer einen Hirtenstab; in Turin aber erhob sich auf dem savoyischen Platze ein Obelisk, den die Städte Piemonts zur Verherrlichung der Siccardiana errichteten. Savoyen, das schon dem Kriege gegen Oesterreich gleichgiltig zugeschaut, wurde durch diese kirchlichen Wirren den Piemontesen gänzlich entfremdet. In den stillen Alpenthälern herrschten die Priester; sie blickten jetzt, wie einst die Radikalen, verlangend hinüber nach dem stammverwandten Frankreich und seiner ultramontanen Herrlichkeit. Das Volk des Pothals jedoch war seit dem Tode Santa Rosa's der liberalen Sache gewonnen.

Cavour sah längst, daß die unfruchtbare Politik, die sich begnügte den Buchstaben der Verfassung streng festzuhalten, nicht mehr ausreichte — am wenigsten in der Finanzverwaltung. In einer von fröhlicher Zuversicht strahlenden Rede vertheidigte er am 5. Juli die Thaten der Regierung, um ihre Unterlassungssünden desto schärfer zu geißeln. Wir müssen vorwärts — das war der Kern seiner Worte — die Freiheit ist festgewurzelt im Lande, sie hat die extremen Parteien nicht mehr zu fürchten. Der Haushalt eines kleinen Staates, der soeben 250 Millionen für den Krieg aufgewendet, bedarf einer gründlichen Umbildung. Es geht nicht mehr mit den alten Steuern, die den kleinen Mann unbillig drücken — „man erlaube diese Bemerkung einem Manne, der nicht gewohnt ist gewaltsame oder dramatische Worte zu gebrauchen“. — Wenn wir durch Ermäßigung der Zölle der Volkswirthschaft freien Spielraum gewähren und die Steuerkraft an den rechten Stellen anzupacken wissen, so kann das Land, das heute mit Mühe zehn Franken zahlt, leicht 25 Franken für den Kopf aufbringen. So zeichnete er in großen Umrissen den Plan seiner eigenen

Finanzpolitik. Der Graf hielt seine „Ministerrede;“ das fühlte die Regierung, als er drohte sich zur Opposition zu schlagen, wenn in dem neuen Budget das Gleichgewicht des Staatshaushalts nicht hergestellt würde. Nach Santa Rosa's Tode schlug Azeglio vor, Cavour mit dem Handelsministerium zu betrauen. „Ich will wohl, meinte der König lachend, aber der Mann wird Euch alle aus dem Sattel heben!“ Azeglio ahnte dasselbe; am 11. October trat der Unvermeidliche in das Amt.

Auch Cavour's leichter Sinn war während der grimmigen Parteikämpfe der jüngsten Jahre dann und wann vom Mißmuth überwältigt worden. „In solchen Zeiten,“ schrieb er einmal, „werden die politischen Männer rasch vernutzt; ich bin es schon halb, bald werde ich es ganz sein.“ Als Minister fand er rasch seine frische Spannkraft wieder. Mit seinem Eintritt in das Cabinet begann die Wiedergeburt des Staates — eine Zeit der Sammlung und Erhebung, die ihrem Leiter zu noch höherem Ruhme gereicht als der offene Kampf und sich als ein bescheidenes Gegenbild neben die Epoche Steins und Hardenbergs stellen darf. Eine Politik des Freihandels im großen Stile sollte der ermatteten Volkswirthschaft Erstarkung bringen; Piemont ward mit der Schweiz der erste Staat des Festlands, der dem Vorgange R. Peel's entschlossen folgte. „Unser Gewerbfleiß muß endlich hinauswachsen aus seiner ewigen Jugend, aus dem zarten und interessanten Alter, das Schutz und Pflege fordert; keine Nation der Welt hat jemals durch Schutzzölle gewonnen!“ — Warum doch wagte, der so zuversichtlich sprach, als Minister nicht, mit einem Schlage durch ein Gesetz das System des freien Handels einzuführen, wie er es so oft gefordert hatte als Abgeordneter? Warum zog er vor, Handelsverträge mit Belgien, England, Frankreich, sogar mit Oesterreich abzuschließen und so auf weitem Umwege zur Herabsetzung der Zölle zu gelangen? — Die Kühnheit seiner freihändlerischen Ueberzeugung ward von den Landsleuten noch kaum verstanden; selbst Gioberti klagte, durch diese Experimente Cavour's werde Piemont erniedrigt zu einem anderen Portugal, einem Brückenkopfe Englands. Obgleich Ligurien allein dem Handel und der Schiffahrt, das Pothal vornehmlich dem Acker-

bau lebte, der Freihandel also durch die Natur der Dinge geboten schien, so erklang doch von allen Seiten der Hilferuf der Producenten — am lautesten unter den Tuchfabrikanten, die heute Cavour's Andenken segnen, und unter den Kaufleuten von Genua, die zehn Jahre später dem Neugründer ihres Wohlstandes eine Bildsäule in ihrer Börse errichteten. In dem Parlamente wuchs allmählich ein tüchtiger Stamm ernster berufsmäßiger Politiker heran; mancher Dilettant verschwand aus dem Hause, da die Abgeordneten keine Taggelder bezogen. Bei der Mehrheit herrschte ein wohlmeinender Liberalismus, eine warme nationale Gesinnung, welche den patriotischen Sinn des Gegners ritterlich anerkannte. Aber die volkswirthschaftliche Bildung stand selbst hier so niedrig, daß der Minister einmal einen Zweikampf mit einem schutzzöllnerischen Abgeordneten durchfechten mußte. Da endlich auch die Clericalen die wirthschaftliche Angst Savoyens für ihre Parteizwecke ausbeuteten, so mußte der Vorschlag einer allgemeinen Zollerniedrigung unfehlbar scheitern an dem gemeinsamen Widerstande der Fabrikanten, der Käse- und Oelproducenten, der unzähligen aufgescheuchten örtlichen Interessen. Die Handelsverträge dagegen, die immer einzelnen Provinzen, einzelnen Zweigen der Production Gewinn versprachen, boten dem klugen Minister den Vortheil, die Gegner zu theilen.

So gelangte das Parlament zur Freihandelspolitik, ohne es recht zu merken; und als die Verträge mit einer in dem alten Piemont unerhörten Schnelligkeit zum Abschluß gelangt waren, konnte der Graf, zum Entsetzen vieler Hörer, triumphirend rufen: „wir sind zu Ende gekommen mit einer der gründlichsten Zollreformen, die je in Europa gesehen ward". Auch dieser Erfolg wurde nur möglich durch die eindringende Beredsamkeit des Handelsministers, durch eine Reihe von Reden, welche als ein umfassender Lehrcursus der Handelspolitik der Uebersetzung ins Englische wohl würdig waren. Ein mächtiger Geist verbreitet hier sein Licht über die Grundfragen der Volkswirthschaft. Er spricht mit unumwundener Offenheit — das **lo dico schiettamente** bleibt fortan ein stehender Ausdruck in Cavours Reden — und mit der alten hoffnungsvollen Frische: die beschränkte Selbstsucht der Industriellen wird der besseren Einsicht in den eigenen Vortheil weichen, und sollte der Haß gegen das Cabinet uns über den Kopf wachsen, so bleibt noch ein unfehlbares Mittel: „man wechselt die Minister und hält die Reformen aufrecht!" Aber auch einen politischen Zweck verfolgte und erreichte Cavour durch den Umweg

der Handelsverträge: der vereinsamte und verfehmte Turiner Hof wurde durch diese Verhandlungen wieder eingeführt in die Staatengesellschaft, die Gesinnung der Westmächte freundlicher gestimmt. Fürst Schwarzenberg schrieb zornig: Piemont will den Beistand Englands für Italien durch seine Handelspolitik erkaufen — und gründete seinen Zollverein mit Modena und Parma als einen Damm wider die Turiner Propaganda.

Cavour arbeitete an dem Eisenbahnnetze, das den ganzen Staat bedecken sollte, prüfte die gewaltigen Pläne für die Ueberschienung des Mont-Cenis und des Apennins, erklärte sich kühn sogleich für den Bahnbau mit zwei Gleisen. Das Capital der Nationalbank wurde verdoppelt, dann vervierfacht; denn jeder Staat mit schwunghaftem Verkehr, erklärte der Minister, bedarf einer centralen Creditanstalt, nur soll sie die Entstehung kleiner Privatbanken eher fördern als verhindern und nie zur Staatsanstalt werden. Mit Vorliebe sorgte Cavour für den Handel Liguriens: „Genua soll uns bald zu reich werden, um noch an Aufstände zu denken.“ Er faßte den allzukecken Plan, eine direkte Dampfschiffahrt zwischen Genua und Amerika einzurichten, hoffte sogar einen Theil der deutschen Auswanderung über die ligurischen Häfen zu leiten. So sollte die Heimath des Columbus mit ihrer starken Rhederei im transatlantischen Verkehr eine Beschäftigung finden, die ihr das enge Hinterland nicht bot, die Ueberzahl der kleinen ligurischen Fahrzeuge verdrängt werden durch die großen Schiffe, welche der moderne Handel liebt. — Piemont war endlich, allein unter den Staaten der Halbinsel, eingetreten in das bewegte Treiben der modernen Volkswirthschaft; auch die Speculationswuth des Bonapartismus schlug oftmals in ungestümen Wogen nach Turin hinüber. Der Handelsminister aber verschmähte, den Arzt für dies Fieber zu spielen, er sagte oft: Präventivmaßregeln müssen, so lange nicht Engel regieren, mehr Gutes unterdrücken als Böses verhindern. Zu allererst die Selbsthilfe der Bürger sollte die socialen Leiden heilen; kaum ins Amt getreten, fragte der Minister bei den Bürgermeistern an, ob sie die Brotsteuer in ihren Gemeinden nicht abschaffen wollten; vor einem Befehle seien sie sicher. Er erwartete bestimmt von dem neuerwachten wirthschaftlichen Leben die Heilung der zerrütteten Finanzen: „ich fordere den klügsten und sparsamsten Steuerpflichtigen heraus, sein Einkommen zu vermehren, ohne daß ein entsprechender Theil davon in die Staatskassen fließt!“

Im Auslande sprach man längst von dem Ministerium Cavour.

Der Mann aber, der allein durch schöpferisches Wirken den Ruf des Cabinets in der Welt aufrechthielt, empfand täglich schwerer, wie wenig er auf die Mehrheit seiner Amtsgenossen zählen konnte. Die Nation erwachte langsam aus tiefer Entmuthigung; die Patrioten daheim, die tausend Verbannten in der Fremde arbeiteten wieder an einer neuen Erhebung, mit jener glühenden, nervösen Leidenschaft, jener unbedingten Hingebung, die diesen Jahren der Vorbereitung ihre Weihe gab. Und daß zu der Leidenschaft auch die Einsicht nicht fehlte, das bewährte Gioberti's letztes und größtes Werk, das Rinnovamento (1851). Kein Wunder, daß die beiden unförmlichen Bände von Tausenden verschlungen wurden; denn aus mystischem Schwulst, aus pathetischen Standreden wider „den kosakischen Gegenpapst und den Nachfolger Barbarossa's," aus den Prahlereien einer rechthaberischen Eitelkeit, die für Cavour nur einige herablassende Worte halben Lobes übrig hat, trat doch überwältigend der leitende Gedanke hervor: auf das schwache Morgenroth der „Auferstehung" soll der lichte Tag der „Erneuerung" folgen, auf das Parteiengewirr des Jahres 48 eine geordnete Bewegung, die in fester Mannszucht der Dictatur Piemonts zu gehorchen hat. So war das Neuguelfenthum verweltlicht, sein Prophet übergegangen in das piemontesische Lager. Cavour hat dem mystischen Abbate diesen Muth der Selbstverleugnung nie vergessen und späterhin oft geäußert: „wir wollen Italien die von Gioberti zuerst erdachte Erneuerung geben". Aber derweil die Ansprüche der Patrioten an die Krone von Savoyen sich steigerten, ward in Paris der Staatsstreich vollzogen. An allen Höfen erhob die reaktionäre Partei frohlockend ihr Haupt. Die Wiener Hofburg forderte, im Verein mit ihren Vasallenstaaten, die Beseitigung des liberalen Unwesens in Piemont; von Azeglio stolz zurückgewiesen, schlug sie den Tuilerien vor, durch gemeinsame Einmischung den gefährlichen Nachbarstaat zur Ruhe zu bringen, und Ludwig Napoleon versprach zum mindesten, sein Gesandter Butenval solle in Turin strenge Aufsicht üben. Wie konnte der kleine Staat gegen solche Mißgunst der Nachbarn sich behaupten, so lange er selber dastand als ein unfertiges Gemeinwesen, das vom constitutionellen Staatsleben nicht viel mehr besaß als eine Verfassungsurkunde? Sollte man den Genossen Mazzini's auch fernerhin überlassen, sich als die einzigen Vertreter des nationalen Gedankens zu gebährden? Und war nicht in solcher Zeit die Rachsucht der mächtigen Reaktion ungleich mehr zu fürchten als die Thorheit der zu Boden geworfenen Demokratie?

Auf wen hatte die Regierung zu zählen in dem begonnenen Kampfe mit dem römischen Stuhle? Graf Revel, der Führer der Rechten, war von Cavour soeben nach England geschickt worden, um eine Anleihe abzuschließen. Er hatte, obwohl ein Gegner der neuen Handelspolitik, den Auftrag geschickt und ehrenhaft wie immer vollzogen, aber er brachte aus der Fremde die Ueberzeugung heim, eine Aenderung des Wahlgesetzes und des Preßgesetzes sei durch die reaktionäre Stimmung der großen Mächte geboten. Und hinter ihm standen die bigotten Savoyarden Deviry und Beauregard und jener La Margherita, der einst die Lehren des Mariana, den Vernichtungskrieg wider ketzerische Könige, vertheidigt hatte. Hinter diesen redlichen Gegnern gar die wilde Meute der pfäffischen Demagogen, welche dessen kein Hehl mehr hatte, daß sie die Unordnung wolle, um zur rechten Ordnung zu gelangen. In seinen frommen Zeitungen las der Savoyard schaudernd, 60 Millionen seien spurlos aus den Staatskassen verschwunden. Noch hielt Azeglio's Ansehen die Fractionen der Rechten nothdürftig zusammen; doch bei den Debatten über die Handelsverträge stand ein großer Theil der ministeriellen Rechten gegen die Minister, das Cabinet siegte nur durch den Beistand der Opposition.

Sollte diese verkehrte Welt fortdauern? Man regiert nicht auf der Spitze einer Nadel, meinte Cavour unwillig. Man bedurfte einer starken zuverlässigen Mehrheit, um gegen Rom und Oesterreich, gegen Savoyen und Genua, gegen Ultramontane und Radikale zugleich den ungleichen Kampf zu wagen, und diese Mehrheit war nur zu gewinnen durch die Verständigung mit dem linken Centrum, das unter Rattazzi's Führung stand. Zwischen Cavour und dieser Partei des liberalen Turiner Bürgerthums lag die tiefe Kluft, welche den selbständigen Staatsmann von dem vulgären Liberalismus trennt. Er hatte oft der Opposition unter dem Beifall der Rechten zugerufen: Ihr wollt nach französischer Weise die Unterdrückung der Kirche! — oft ihr vorgehalten: Ihr macht die Regierung für jeden Uebelstand in der Gesellschaft verantwortlich; heißt das nicht der Staatsallmacht in die Hände arbeiten? Er kannte die innige Verwandtschaft, die den flachen Liberalismus mit der Bureaukratie verbindet. Die aristokratischen Liberalen, die Freunde der Selbstverwaltung, wie Karl Alfieri und Bon-Compagni, standen der Ueberzeugung des Ministers näher als diese Bourgeoisie, der jede selbständige örtliche Gewalt leicht als ein Trümmerstück des Feudalismus verdächtig wurde. Und wie viel würdiger erschien

der ritterliche Azeglio als dieser glatte Rattazzi, der alle Fechterkünste des Advocaten im Parlamente entfaltete, der sich einst schmiegsam den Launen Karl Alberts gefügt, dann als ein unterthäniger Hofmann den neuen König und seine Unsitten gewähren ließ. In diesen Kreisen galt das Wort: il est de la bande, il faut le pousser! Hier sprang man über sittliche Vorurtheile mit einer Keckheit hinweg, welche bald, nach Rattazzi's Heirath, noch unbefangener auftreten sollte. „Fast noch als Kind“ hat Frau Rattazzi die Soirées d'Aix les Bains geschrieben, und wahrhaftig, die helle Kinderunschuld des zweiten Kaiserreichs lächelt aus diesen Blättern. Gleichviel — die Partei des linken Centrums war die stärkste in dem Parlamente, sie vertrat die öffentliche Meinung in dem Kernlande des Staates, nur durch sie konnte Cavour das Haus beherrschen; sie war bereit den Kampf mit Rom entschlossen weiterzuführen und bekannte sich zu dem Programme des Handelsministers: „das Statut mit allen seinen Früchten und Consequenzen!“ Ihr Führer blieb eine Macht auf der Rednerbühne wie in der Presse, und die Lobsprüche ergebener Federn liefen zuletzt stets auf den Satz hinaus: „die Regierungsgewalt kommt zu Urban Rattazzi, nicht er zu der Regierungsgewalt!“ Nichts ist verständlicher als das leise Anwinken der bescheidenen Größe. Cavour näherte sich dem gewandten Parteiführer, und nur Einer seiner Amtsgenossen stand ihm bei solcher Schwenkung fest zur Seite: der unermüdliche Romagnole Farini, ein bekehrter Demokrat, durch den Grafen in das Cabinet eingeführt.

Ein seltsamer Anlaß brachte die Verschiebung der Parteien an den Tag. Der Pariser Staatsstreich rief in Piemont wie überall laute Verwünschungen unter den Liberalen hervor; das Volk freute sich der zügellosen Heftigkeit seiner Presse, sah darin ein Zeichen der stolzen Unabhängigkeit des kleinen Landes. Der Hof aber kannte die Empfindlichkeit des Napoleoniden. Die Regierung brachte einen Gesetzentwurf ein, wonach künftighin die Presse, wenn sie fremde Souveräne beleidigt hatte, vor rechtsgelehrten Richtern, nicht mehr vor Geschworenen Rede stehen sollte. Darin lag — was auch die Minister betheuern mochten — ein Bekenntniß der Abhängigkeit vom Auslande; doch die Nothwendigkeit des Schrittes, die Unmöglichkeit, mit den beiden mächtigen Nachbarstaaten zugleich in Feindschaft zu leben, war unverkennbar. Sofort schöpften die Conservativen frische Hoffnung; General Menabrea schloß mit der Consequenz des Mathematikers, auf diese erste beschränkende Maßregel müsse die Beseitigung des Preßgesetzes folgen.

Am 5. Februar 1852 hielten die Minister am Bette des erkrankten Azeglio ihren Rath; Cavour zog ungeduldig einen Collegen abseits an das Fenster: „dieser Menabrea wird mir langweilig, ich habe Lust auf seinen Beistand zu verzichten.“ Von da ging man in die Sitzung des Parlaments, und hier wagte Cavour einen kecken Handstreich. Er vertheidigte die Vorlage der Regierung; auf die Klage der Opposition: „man verletzt die Principien,“ gab er die Antwort: „die großen Phrasen, die großen Grundsätze haben oft die Staaten zu Grunde gerichtet.“ Aber zugleich versprach er eine entschlossene Politik der Reformen und erklärte, daß er auf Rattazzi's Beistand hoffe: „diese Hilfe wird unseren Weg ebenen!“ So war, wie Graf Revel entrüstet bemerkte, Cavour's Scheidung von der Rechten (das divorzio) vollzogen, die Ehe (das connubio) mit dem linken Centrum abgeschlossen. Für einige Wochen beschwichtigte der Ministerpräsident den Unfrieden unter den Genossen. Aber schon im April, bei den Debatten über den französischen Handelsvertrag, wiederholte Cavour seine Erklärung: „Ich weiß, rief er den Savoyarden auf der Rechten zu, daß wer in so schwierigen Zeiten in das politische Leben eintritt, auf die größten Enttäuschungen gefaßt sein muß. Sollte ich auch verzichten auf alle Freunde meiner Kindheit, sollte ich auch meine liebsten Bekannten sich in bittere Feinde verwandeln sehen — niemals werde ich die Grundsätze der Freiheit aufgeben, denen ich meine Laufbahn gewidmet habe.“ Im Mai, als das Haus sich einen neuen Präsidenten wählte, lenkte Cavour — abermals hinter dem Rücken der Minister — die Stimmen auf Rattazzi. Es ging nicht ab ohne jene rücksichtslose Gehässigkeit, welche sich unvermeidlich einstellt, sobald politische Freunde sich trennen. Azeglio wurde von der Wunde, die er einst bei dem Kampfe um Vicenza empfangen, immer wieder auf das Lager geworfen; ermüdet schrieb er einem Freunde: „Gott bewahre Sie davor, jemals leitender Minister zu werden!“ Doch „diese Ohrfeige“ wollte er sich nicht bieten lassen. Eine Ministerkrisis erfolgte; Azeglio bildete ein neues Cabinet ohne Cavour und Farini.

Der Graf verschmähte, klug und edel, gegen die verlassenen Freunde eine systematische Opposition zu beginnen. Er reiste in den Westen, traf in Paris mit Rattazzi zusammen, und nach einem Gespräche der Beiden mit Ludwig Napoleon stand Cavour's Urtheil fest: das neue Regiment wird dauern, nur von der Wildheit der ultramontanen Reaktion droht ihm Gefahr; die gerühmte Friedensliebe des Bonapartismus wird uns kund werden durch eine ausgreifende euro-

päische Politik! Als er im Herbst heimkehrte, fand er die Patrioten hochaufgeregt durch den Tod des Propheten Gioberti, den Verkehr mit Rom abgebrochen, die katholische Partei tobend wider den Gesetzvorschlag über die Civilehe, der den Liberalen nicht genug that. Azeglio, bei Hofe als ein unerschrockener Tadler unbeliebt, mußte dulden, daß die Erziehung des Thronfolgers einem Schüler des vertriebenen Erzbischofs, Pillet, anvertraut wurde. In Rom verhaßt schon seit seinem schönen Buche über die Romagna, verfeindet mit dem französischen Gesandten, gebot er daheim, ohne den Beistand des linken Centrums, nicht mehr über die Mehrheit des Parlaments. Das Risorgimento, das lange zwischen den hadernden Freunden geschwankt, verkündete jetzt: Cavour wird durch das öffentliche Gewissen gerufen die constitutionelle Partei herzustellen! Da gab Azeglio den unhaltbaren Posten auf. Victor Emanuel, gedrängt von den beiden Königinnen, versuchte durch ein conservatives Cabinet die Curie zu versöhnen. Aber Graf Revel selbst gestand, seine Partei habe keine Stütze im Lande, und der wackere Erzbischof Charvaz von Genua erklärte offen, auch ein Ministerium Balbo-Revel werde, bei der tiefen Verstimmung des Papstes, den kirchlichen Frieden nicht wiederherstellen. So führte die Verblendung des römischen Stuhls den Grafen an das Ruder des Staats; am 4. Nov. 1852 bildete Cavour sein Cabinet. Der entlassene Minister aber griff frohen Muthes wieder zu seiner geliebten Palette und schrieb: „Ich verlasse meinen Wachposten; ein Anderer zieht auf. Dieser Andere ist von einer teuflischen Thätigkeit, sehr aufgeweckt an Leib und Seele, und dann macht es ihm so viel Vergnügen!“ —

Der Andere, dem das Regieren so viel Vergnügen machte, sprach den leitenden Gedanken seiner Verwaltung in dem Satze aus: „Es ist unmöglich, eine nationale, italienische Politik dem Auslande gegenüber zu verfolgen, ohne im Innern liberal und reformatorisch zu sein.“ Sein „Unionsministerium“ sollte der Revolution einen Damm entgegenwerfen, der Welt den Unterschied despotischer und constitutioneller Staaten zeigen; dergestalt hoffte er das moralische Ansehen Oesterreichs und seiner Vasallenstaaten zu erschüttern und „das alte Märchen“ zu widerlegen, als könnten die Italiener weder Ordnung noch Freiheit ertragen. Für die Leitung der Verkehrsanstalten fand Cavour ein glänzendes technisches Talent in dem venetianischen Flüchtling Paleocapa, einem alten Soldaten des napoleonischen Königreichs Italien. In dem Kriegsministerium schaltete La Marmora etwas pedantisch und langsam,

doch mit einer Willenskraft, die er als Feldherr nicht bewährt hat; das Offizierscorps wurde von allen unbrauchbaren Elementen gesäubert, das kleine Heer stand bald in Mannszucht und Ausbildung weit höher als die heutige italienische Armee. Der Justizminister Rattazzi gründete Handelsgerichte, schuf eine Neuordnung des Civilprocesses, stand dem Präsidenten als ein geschickter entschlossener Kamerad zur Seite, also daß Rattazzi's Herolde, die Migliotti, Berti, La Varenne, von der innigen Freundschaft der Beiden erzählen konnten und der Justizminister selber in seiner Bescheidenheit sich für die Seele des Cabinets hielt. Aus der Verwaltung verschwanden die letzten Spuren des Militärstaats, die Polizei fiel ausschließlich den Civilbeamten anheim, aber die von dem Grafen verabscheute Centralisation blieb aufrecht. Denn noch erstaunlicher als die Kühnheit dieser Reformpolitik ist ihre vorsichtige Mäßigung; in ihrem Leiter verkörperte sich jene Mischung grundverschiedener, ja entgegengesetzter Geisteskräfte, welche den großen Staatsmann macht. Umgeben von radikalen Himmelsstürmern begnügten sich die Liberalen Piemonts nur an einige wunde Stellen des Staates die heilende Hand zu legen; Viele empfanden, daß man in provisorischen Zuständen lebe, forderten eine stramme bureaukratische Verwaltung, um die Kräfte zu sammeln für den nahen Krieg. Auch für die Hebung des Volksunterrichts geschah wenig; man fühlte schmerzlich, daß dem großen Volkswirth diese Interessen fern lagen.

Von allen inneren Staatsfragen hingen die kirchlichen Händel am festesten mit der nationalen Politik zusammen. Es war längst kein Geheimniß mehr, daß der Abfall des Papstes von der Sache Italiens so schnell nicht erfolgt wäre, wenn nicht die Hofburg versprochen hätte alle Ansprüche der Kirche zu befriedigen. In den folgenden Jahren verständigten sich alle italienischen Staaten durch Verträge mit Rom; die Solidarität der conservativen Interessen schloß ein festes Band um die Hofburg und ihre Vasallen. Und welche schneidige, mit gewandter Bosheit gehandhabte Waffe gewährten diese Concordate den Piemontesen! Wie war doch das stille Turin der altköniglichen Tage verwandelt! Auf den Gallerien im Palaste Carignan drängten sich die Hörer, in allen Kaffeehäusern eifrige Zeitungsleser. Man verschlang die geistreichen Sonntagspredigten des Pfaffenfeindes in der „Unione,“ durchwühlte noch lieber „den schwarzen Sack“ der Turiner Volkszeitung, worin alle möglichen und unmöglichen Unsauberkeiten der Clerisei sorgsam aufgesammelt lagen. Ueberall erklang der Ruf: „Krieg den

Pfaffen, Einziehung der geistlichen Güter, die von Rechtswegen dem Volke gehören!" Cavour ahnte tief bekümmert, wie schwer dieser Kirchenstreit die Sittlichkeit der Nation zu gefährden drohte. Er erblickte mit Sorge unter den Kämpfenden freche Materialisten, radikale Schwärmer, die den Clerus zu der Einfachheit eines erträumten Urchristenthums zurückzuführen dachten. Ihm war kein Zweifel, dies katholische Volk müsse, losgesagt von der alten Kirche, der Verwilderung verfallen. Aber so lange die Kirche die Unabhängigkeit des Staats nicht zugestand, wollte der Staatsmann auch die unbedingte Kirchenfreiheit, die sein Ideal blieb, nicht gewähren, nicht verzichten auf das Recht der Oberaufsicht, das der Staat gegen den Mißbrauch geistlicher Gewalt in Handen hielt. Ueber die schwebende Kirchenreform hatte der Graf schon vor Jahren geurtheilt: solche Versuche schneiden so tief ein, daß sie, einmal begonnen, bis zum Ende durchgeführt werden müssen. Darum hielt er fest an der Civilehe; sie schien ihm ein Mittel, gehässige Händel zwischen den beiden Gewalten abzuschneiden, doch sie wurde in dem Senate verworfen.

Dann rückte Rattazzi in's Feld gegen die todte Hand und die Ueberzahl der geistlichen Genossenschaften. Auch Piemont krankte an den Folgen der Politik der Päpste, die im Mittelalter den italienischen Episcopat vermehrten und vermehrten, um auf den Concilien mit einer starken zuverlässigen Mannschaft auftreten zu können. 41 Erzbischöfe und Bischöfe regierten die Heerde des kleinen Königreichs; unter 214 Einwohnern war Einer geistlich, auf der Insel schon unter 127 Einer. Man zählte 1417 Canonicate und an 18,000 Klosterinsassen. Das Einkommen der Kirche betrug über 17 Millionen, mehr als der gesammte Ertrag der Grundsteuer im Staate, und doch konnten Hunderte armer Pfarrer nur durch Staatszuschüsse ihr Leben fristen. Jetzt verlangte der Staat: Besteuerung der todten Hand; Unterdrückung aller kirchlichen Genossenschaften, die nicht der Erziehung, der Predigt, der Krankenpflege dienen; Beseitigung aller Pfründen, denen kein geistliches Amt entspricht, desgleichen aller Canonicate in den kleinen Städten. Aus dem also gewonnenen Kirchengut wird eine Kirchenkasse gebildet, welche, vom Staate verwaltet, den Mitgliedern der aufgehobenen Stiftungen eine Pension, den armen Pfarrern ein genügendes Einkommen gewährt. Der Papst bedrohte mit der Excommunication Jeden, der für diese Gesetze stimme oder sie ausführe. Unter den frommen Aelplern im Thale von Aosta brachen Unruhen aus; Cavour's Bruder

Gustav nannte den Entwurf communistisch. Selbst unter den Liberalen fragten Einzelne: wo denn das Vereinsrecht der freien Piemontesen bleibe? Die Demokratie schalt auf die Halbheit des Ministeriums, verlangte die Unterwerfung der Geistlichen unter die Wehrpflicht und ähnliche Schritte der Rache. Cavour bewährte in langen siegreichen parlamentarischen Kämpfen den vornehmen Sinn des Staatsmannes, der die Leidenschaften der Parteien übersieht. Keinen Schritt wich er ab von seinem Mittelwege: die Einziehung sämmtlicher Kirchengüter schafft entweder einen servilen Clerus, wie der russische, oder eine fanatische Secte: blickt nur hinüber nach Savoyen, wo die Jacobiner längst mit dem geistlichen Gute aufgeräumt haben! Wie die Turiner Universität endlich frei von geistlicher Bevormundung der Unterrichtsfreiheit genießt, so soll auch der Staat die theologischen Seminare mit seiner Aufsicht verschonen; denn „wo ist die Freiheit, die keine bitteren Früchte bringt?" — Und wie er einst, da die Revolution die Gesellschaft Jesu vertrieb, für die polnischen Jesuiten als für die Märtyrer einer mißhandelten Nation sein Fürwort eingelegt hatte, so erklärte er jetzt, eher wolle er seinen Ministerposten verlassen, als die segensreiche Genossenschaft der barmherzigen Schwestern aufheben. Die Staatskirche blieb aufrecht. Nur in Turin und Genua genossen die Nichtkatholiken unbedingter Freiheit des Gottesdienstes; in den Provinzen mußte eine milde Praxis aushelfen.

Die Curie wollte nichts sehen von allen diesen Beweisen der Mäßigung, sie stellte maßlose Forderungen, sie verlangte, daß selbst das letzte Sicherheitsmittel des Staats gegen den Clerus, der Recursus ab abusu, fallen müsse, tadelte laut, daß man den Mauritiusorden einem Protestanten verliehen habe. Auch den Municipalgeist wußte die katholische Partei gewandt auszubeuten: Piemont, rief man, gehört nicht mehr den Piemontesen, sondern den Farini und Paleocapa und den journalistischen Schreiern aus der Fremde. Und gerade jetzt, in den ersten Monaten des Jahres 1855, wurde das königliche Haus schwer heimgesucht. Rasch nach einander starben die beiden Königinnen hinweg und der Herzog von Genua, der ritterliche Bruder Victor Emanuels, der oftmals vor der Ueberstürzung der Liberalen gewarnt hatte. Abermals schwankte der König; sein unfreies Gemüth zitterte vor dem Finger Gottes, der drohend aus den Wolken winkte; gleich ihm Tausende im Lande. Eine neue Ministerkrisis erfolgte, die Priester hofften auf einen Staatsstreich. Da trat Azeglio mannhaft ein für die

Sache der Reform, zuerst als Schriftsteller, dann in persönlicher Ansprache an den König. Soll ein mönchisches Ränkespiel, schrieb er entrüstet, in einem Tage das Werk Ihrer ganzen Regierung zerstören? — Der König kämpfte und überwand. Die Gesetze Rattazzi's brachten das Werk Siccardi's zum Abschluß. Im Frühjahre 1855 stand das Ministerium fester denn je.

Die theilweise Einziehung des Kirchenguts gereichte der Volkswirthschaft zum Vortheil, aber die Finanzen litten, da die Kirchenkasse steigende Zuschüsse vom Staate verlangte. Auf dasselbe Ergebniß lief die gesammte Wirthschaftspolitik des Ministers hinaus. Mit rastloser Thätigkeit wurden die alten Pläne wieder aufgenommen, die Eisenbahnen in der Ebene und im Apennin vollendet, der Tunnelbau am Mont-Cenis begonnen. Auch das aufsässige Savoyen erhielt seinen Schienenweg, Nizza und die Insel ein neues Straßennetz. Ein unterseeischer Telegraph verband Ligurien mit Cagliari. Die Wuchergesetze waren beseitigt, das Briefporto um fast 40% herabgesetzt. Selbst dem Kleinen und Kleinsten galt die Aufmerksamkeit des Ministers: er ruhte nicht, bis seine Tabaksregie eine rauchbare Cigarre für das arme Volk zu Stande brachte — die Cavourina, die jedem Nordländer ebenso unvergeßlich bleibt wie die Mücken Italiens. Die Industrie-Ausstellung im Schlosse Valentin bezeugte, wie rüstig in den sechs Jahren seit 1850 der Gewerbfleiß fortgeschritten war. Der Arbeitslohn stand hoch, die Verzehrung der wichtigsten Rohstoffe in Savoyen hatte sich verdreifacht. Der Ackerbau verwendete, statt der alten unförmlichen Geräthe, tüchtige im Lande gefertigte eiserne Maschinen, verbrauchte jährlich gegen 8 Millionen Tonnen Guano, während noch vor wenigen Jahren der Minister allein auf seinen Gütern das neue Dungmittel versucht hatte. Die Ausfuhr der Seidenwaaren war in 22 Jahren von 366,000 auf 925,000 Kilogramm, die Einfuhr der zur Verarbeitung bestimmten Baumwolle von 28,000 auf 120,000 Quintal gestiegen; die Eisenbahnen brachten einen Rohertrag von 16 Millionen.

Trotzdem fand sich die Nation nur langsam in das freie Verkehrsleben. Die Bevölkerung stieg in zehn Jahren blos um eine Viertelmillion; Auswanderungen und Bankrotte bekundeten die zweischneidige Wirkung des neuen Speculationsgeistes. Noch im Herbst 1853 bedrohte eine tobende Masse den Palast des Ministers, dem man die hohen Kornpreise schuld gab. Die Beseitigung der Kornzölle kam vornehmlich der ligurischen Küste zu Statten, und als

der neue mächtige Hafendamm mit seinem Leuchtthurme das majestätische Halbrund des Hafens von Genua erweiterte, da durfte Cavour sich rühmen, seine Regierung habe Größeres für die Wohlfahrt der Stadt geleistet als weiland die Republik. Dennoch verharrte Genua in seinem unbändigen Trotz. Ein englischer Ingenieur mußte die Untersuchung des Hafens vornehmen, da die Stadt sich dessen weigerte, und bei der Einführung der neuen Tranksteuer sah sich der Minister gezwungen, den Gemeinderath aufzulösen. Fast ebenso rasch wie der Volkswohlstand wuchsen die Auflagen des Staates und der Gemeinden. Cavour wußte, daß jede Steuer ein Uebel ist; der gewiegte Volkswirth verwarf den Vorschlag der Dilettanten, die eine rationelle Umgestaltung des gesammten Steuerwesens forderten. Doch die theilweise Steuerreform, die er wagte, drückte die Massen als eine ungewohnte Last. Wohl gelang dem Minister mit seiner genauen Kenntniß der Börsenwelt, seiner seltenen Gewandtheit im Unterhandeln, die Anleihen des Staats unter leidlichen Bedingungen abzuschließen und Oesterreich immer auf's Neue zu beschämen. Aber seine herkömmliche Versicherung: „die Finanzen sind beinah wiederhergestellt“, erwies sich wieder und wieder als ein Irrthum. Unleugbar traten in den Finanzfragen die Schwächen seiner Tugenden zu Tage. Dieselbe Kühnheit, die ihn befähigte, die schwerfällige alte Bureaukratie in neue Bahnen zu treiben, hieß ihn auch den Staatshaushalt mit einer Leichtfertigkeit behandeln, welche noch heute in dem Königreich Italien verhängnißvoll fortwirkt.

Der ganze Tiefsinn der Staatskunst Cavour's steht und fällt mit diesen unvermeidlichen Schwächen des Staatshaushalts. Alle Reformen im Innern waren ihm nicht ein Selbstzweck, sondern lediglich ein Mittel, Piemont zum Führer Italiens zu erheben. Längst bildeten die Verhandlungen des Turiner Parlaments die hohe Schule für alle Patrioten der Halbinsel, darin sie Besonnenheit, staatskundige Mäßigung lernten; und bald vergönnte die Thorheit der Hofburg dem Minister, vor der Welt als der Vertreter der Nation zu reden. Eine ruchlose Schilderhebung der Mazzinisten zu Mailand (6. Febr. 1853) bewog den Wiener Hof, alle Güter der lombardischen Flüchtlinge mit Beschlag zu belegen, und sofort verwahrte sich Piemont gegen diese unzweideutige Verletzung des Mailänder Friedens. Oesterreich antwortete durch heftige Anklagen wider die Presse Piemonts und die Umtriebe der in Turin geduldeten Flüchtlinge; zwischen den Zeilen las man die Frage, ob nicht Graf Cavour selber den Mailänder Banditen die Dolche

geschliffen habe. Der aber verwies stolz auf die im Statut gewährte Freiheit seines Landes, bat das Parlament um Unterstützung für die Beraubten, rief seinen Gesandten aus Wien ab, also daß fortan der diplomatische Verkehr nur nothdürftig durch Geschäftsträger vermittelt ward. Nun fluchte der heilige Vater auf die Kirchenräuber in Turin, wie nur ein Papst zu fluchen versteht. Der k. k. Hofpresse versagte schier der Athem bei den unfläthigen Schimpfreden wider den „aufgeblasenen piemontesischen Frosch“.

Um so mächtiger stieg das Ansehen des kühnen Ministers bei seinem Volke: der Mann, der so oft sein strafendes Auge gegen die tobenden Gallerien gerichtet, mußte jetzt von der Priesterpartei den Vorwurf hören, er schrecke das Haus durch den Jubel der Massen. Aller Blicke hingen an ihm, wenn er durch die Postraße schritt, Alles lächelte befriedigt, wenn der Graf sich behaglich die Hände rieb. Nicht lange, so begannen die Doktrinäre des Parlamentarismus in der Stille zu klagen: wir haben ein Statut, eine Regierung, ein Parlament, und das Alles heißt Cavour! Noch über ein Kleines, und der allmächtige Minister durfte schon vor entscheidenden Abstimmungen sein unfehlbares Hausmittel anwenden: dann steckte er beide Hände in die Taschen und erklärte achselzuckend, wenn das Parlament ihn diesmal nicht unterstütze, müsse er das Regiment geschickteren Händen übergeben. Unbedingtes Vertrauen oder ein Ministerwechsel — das war die Wahl, die er stets der Volksvertretung stellte. Mit jeder neuen größeren Aufgabe schien seine Arbeitskraft zu wachsen, desgleichen das Talent, das von Gajus Gracchus und Julius Cäsar bis herab auf Mirabeau allen großen Staatsmännern eigen war — die Gabe, Andere für sich arbeiten zu lassen. Nach der Weise herrischer Naturen zog er jüngere Männer vor, die willig seinen Plänen folgten. Treffliche diplomatische Kräfte wie Artom, Nigra und jener August Blanc, der später bei dem Abschlusse des preußisch-italienischen Bündnisses seine Tüchtigkeit erproben sollte, wurden durch Cavour emporgehoben. Freilich nicht in allen Fällen bewährte sich die Menschenkenntniß, deren der Minister sich gern rühmte; auch die romanischen Unsitten, Cliquengeist und Aemtersucht, blieben der von der Linken schändlich verleumdeten Consorteria des Grafen nicht immer fremd. Ein kecker Ton übermüthiger Laune herrschte in diesen Kreisen. Der Graf selber wurde der Possen nicht müde, lachte gern über die Zerrbilder der Witzblätter und hing ein Bild, das seinen Liebling Boggio als Alkibiades mit dem Augenkneifer darstellte, hochachtungsvoll

in seiner Fensternische auf. Wie behaglich heiter erschien er am Tische seiner Nichte, der Gräfin Alfieri, wie geistreich in den Salons seiner liebenswürdigen Freundin, der Gräfin San Germano, und wie einfach gutherzig, wenn er plötzlich insgeheim in eine ärmliche Dachkammer hinaufstieg, um zu helfen und zu spenden! Er freute sich des Erfolges seiner Freunde; wer aber mit ihm ging, durfte einen Schlag vor den Kopf nicht scheuen, denn der geniale Realismus des Ministers rechnete stets nur mit den Feinden und den Schwankenden, nie mit den bewährten Genossen. Wie viele Gegner hat er durch seine Schmeichelei gewonnen, indem er sie beflissen um Rath fragte!

Auch als Redner war er durchaus eigenthümlich, weder mit Fox zu vergleichen, der durch die Gewalt seiner Beredsamkeit den Piemontesen weitaus übertraf, aber zuerst ein Redner war, dann erst ein Staatsmann — noch mit Palmerston — denn der gewandte Brite verstand durch frivole Späße auch eine schlechte Sache zu bemänteln, bei dem Italiener schaut hinter scharfen Witzen und einzelnen sophistischen Wendungen immer der tiefe heilige Ernst hervor. Tagelang pflegte er den Reden im Hause zu folgen. Ungeduldig hämmerte sein Falzbein auf das Pult, wenn leere Worte ihn langweilten; doch nichts entging seinen spähenden Blicken, und während er horchte, lachte, gähnte, entstand ihm sein Plan. Den Mann der That reizte nicht die Schaurede, nur die Debatte. Dann trat er auf mit wohldurchdachten Worten, die er oft vorher einem Freunde daheim herzusprechen pflegte, führte die geschlossene Schaar seiner Gründe und Einwände in's Feld, und es bewährte sich, daß die beherrschende Klarheit des Verstandes ebenso hinreißend wirkt wie der Schwung rhetorischer Begeisterung. In seinen letzten Jahren gelang ihm oft das Höchste, was der parlamentarische Redner erreichen kann: er gab den Hörern das Gefühl, daß sich nichts mehr sagen lasse; bald nachdem der Minister gesprochen, pflegte man die Verhandlungen zu schließen. Das Alles mit geringen äußeren Mitteln, die den hohen Ansprüchen der verwöhnten Italiener keineswegs genügten: mit einer scharfen, wenig wohllautenden Stimme, einem zerhackten Vortrag, den dann und wann ein willkommener Husten unterbrach. Der Redner suchte nach unschädlichen Worten; ihn beengte die Verantwortlichkeit des Staatsmannes um so schwerer, da sein kleiner Staat, unfähig eine europäische Verwicklung zu schaffen, sie gelassen abwarten mußte.

Der orientalische Krieg brachte endlich diese ersehnte Verwicklung. Cavour wollte die Nation an den Gedanken gewöhnen, daß sie nicht im Stande sei ohne fremde Hilfe das Joch Oesterreichs abzuwerfen, und er hatte schon Farini, den eifrigen Vertheidiger des l'Italia farà da sè, für seine nüchterne Erkenntniß gewonnen. Er wollte ferner, indem er Piemont zu einer geachteten Stellung in der Staatengesellschaft emporhob, die Mazzinistischen Lehren der Verzweiflung bekämpfen, die Geister mit stolzer Zuversicht erfüllen. Für eine solche Politik ergab sich von selbst die Nothwendigkeit, in dem russischen Kriege auf Frankreichs Seite zu treten. „Piemont", sprach der Graf im Parlamente, „durch die Hochherzigkeit seiner Könige an eine entschlossene Staatskunst gewöhnt, hat sich oft seiner Bündnisse, niemals seiner Neutralität zu erfreuen gehabt." Die Westmächte warben um Oesterreichs Beistand; Frankreich war bereit, dem Wiener Hofe seinen Besitzstand und die Aufrechterhaltung der „Ordnung" in Italien zu gewährleisten. Ging Oesterreich darauf ein, so sah sich Piemont gezwungen, durch raschen Beitritt zu der großen Allianz mindestens die völlige Knechtung Italiens zu verhindern. Wenn die Hofburg dagegen in das russische Lager übertrat, so hatte für Italien die Stunde der Befreiung geschlagen. Kam Oesterreich endlich zu keinem festen Entschluß — ein Fall, den Cavour's Scharfblick von vornherein als wahrscheinlich ansah — um so besser für das tapfere Piemont, das dann auf dem Friedenscongresse unverhohlen seine Klagen aussprechen konnte wider den Staat, der Niemands Freund gewesen.

Am 26. Januar 1855 trat Piemont dem Bunde der Westmächte bei, als der erste unter den Staaten zweiten Ranges und als eine selbständige Macht — denn Cavour durfte dem stolzen Heere keine Demüthigung bieten und wies den Vorschlag Englands, Subsidien für die 15,000 Mann zu zahlen, weit von sich. Die Welt erdröhnte von den Zornrufen des Liberalismus wider den nordischen Despoten; man fand in England selbstverständlich, daß ein liberaler Staat dem heiligen Bunde der Freiheit sich anschloß, und ahnte wenig von den italienischen Plänen des Grafen. Noch weniger ahnten vorerst die Italiener. Der Minister des Auswärtigen Dabormida trat zurück, selbst Rattazzi und La Marmora widersprachen, erst des Königs kriegerischer Eifer gewann sie für die Gedanken Cavour's. Viele Offiziere forderten ihre Entlassung. Die Kaufleute von Genua zürnten, weil der Getreidehandel mit Odessa zu Grunde gehe; als der Friede zurückkehrte, mußten sie bekennen, daß

ihre Rhederei seit den großen Transportgeschäften dieses Krieges einen neuen Aufschwung genommen habe. Die Masse murrte laut, denn die Ausgaben des Staats, die noch vor zwei Jahren 143 Millionen betrugen, waren schon im Jahre 1854 auf 192 Millionen gestiegen, und nun die Aussicht auf einen schweren Krieg! Die Debatten im Palazzo Carignano dauerten eine volle Woche und bezeugten abermals, wie schwer ein Parlament einen weit angelegten Plan der auswärtigen Politik zu fassen vermag. Kein Schimpf, kein Hohn blieb dem Minister erspart. Der Vertrag ist ein Abfall von dem italienischen Volksthum — er macht uns mitschuldig an der Unterdrückung der Völker! Fluch, rief Brofferio, Fluch über Jeden, der Italiens Namen ausspricht auf einem Congresse, wo Oesterreich mitstimmt! [illegible]

Immer bänger und düsterer ward die Stimmung im Volke, als der Creso, ein großes Transportschiff, auf hoher See verbrannte, die Cholera das kleine Heer in der Krim furchtbar heimsuchte, und zur selben Zeit daheim der Kirchenstreit, den Bestand des Cabinets nochmals gefährdend, in wilder Heftigkeit tobte. Nur in der Lombardei und unter jenen denkenden Flüchtlingen, welche, wie La Farina, von dem Municipalgeist und dem verbissenen Widerspruchseifer der Piemontesen nicht berührt wurden, hatte der verwegene Plan des Ministers von Haus aus Billigung gefunden. Endlich kam die Kunde von dem Kampfe an der Czernaja: heldenhaft, würdig der Väter, die Victor Amadeus auf die Wälle von Belgrad führte, waren die Truppen in das Feuer gegangen, stolz und gemessen hatte General La Marmora die Ueberhebung des englischen Befehlshabers zurückgewiesen. Nun erwachte in dem Soldatenvolke der kriegerische Stolz, heller Jubel brach aus jeden Widerspruch erstickend: die Schmach von Novara war gesühnt, das neue aus allen Ländern Italiens zusammengeströmte Offiziercorps hatte das Vertrauen des piemontesischen Soldaten gewonnen.

Der Wiener Hof, der nach dem Tode der beiden nahe verwandten Königinnen den Nachbarfürsten nicht einmal einer Beileidsbezeugung gewürdigt hatte, ließ seine Presse, im schönen Bunde mit den Mazzinisten, beharrlich verkünden: Piemont ist abgefallen von der Sache Italiens. Er rühmte sich in frivoler Prahlerei seiner Undankbarkeit gegen den Bändiger Ungarns, doch das Ansehen seiner thatlosen Staatskunst sank und sank. Cavour aber redete laut von dem nahen Tage der Rache; auch der König sprach in einer vertraulichen Unterhaltung, die rasch bekannt ward, seine kühnen Hoffnungen aus, und seit dem Spätsommer 1855 galt in der diplomatischen Welt die Feindschaft der beiden Nachbarn als unversöhnlich *). Um den Oesterreichern und den Radikalen die neugewonnene Machtstellung Piemonts zu zeigen, reisten der König und Cavour im Herbst nach Paris und London. Auch Azeglio war im Gefolge — „als Blitzableiter", meinte er lachend, damit man sieht, daß wir nicht angesteckt sind von der Seuche der Revolution. Der Graf wünschte die Höfe des Westens für seine Anschauung der italienischen Dinge zu gewinnen.

---

*) Die Entfremdung der beiden Höfe wird Schritt für Schritt verfolgt in dem lehrreichen „Promemoria, die italienischen Verhältnisse betr.", das der preußische Minister des Auswärtigen unter'm 8. April 1859 als Handschrift drucken ließ.

In der That ließ der schweigsame Napoleonide errathen, welche Pläne in seinem Kopfe gährten: er fragte den König: „was kann man für Italien thun?“

Die rasche Beendigung des Krieges erregte in Italien allgemeine Bestürzung: zweitausend tapfere Soldaten und 80 Millionen Lire geopfert für ein Nichts? Nur Cavour verlor den Muth nicht, er überwand seine Abneigung gegen das Handwerk des Diplomaten und ging, wenngleich mit herabgestimmten Hoffnungen, als Bevollmächtigter auf den Pariser Friedenscongreß. Seine kecke Zuversicht lebte wieder auf, als er dort die Stimmung der großen Mächte über Erwarten günstig fand. England war unzufrieden mit dem Abbruch des Feldzugs und darum, so schien es, bereit, einen kühnen Schritt für Italien zu wagen. Rußland, das während des Krieges den König von Neapel mit Auszeichnungen überhäuft, hatte jetzt mit Oesterreich gänzlich gebrochen, näherte sich den Tuilerien. Selbst die Bevollmächtigten Preußens murrten über die hoffärtige Schroffheit der österreichischen Staatsmänner. Am französischen Hofe trat der Prinz Napoleon mit gewohnter rücksichtsloser Derbheit für das leidende Italien auf. Auch der Kaiser verrieth, daß er die italienischen Ueberlieferungen seines Hauses nicht vergessen habe; vergeblich beschworen ihn die österreichischen Diplomaten, er solle verhindern, daß Englands liberale Grundsätze auf Italien angewendet würden. Nur die Rücksicht auf den Papst beengte seinen Willen, eben jetzt stand die Freundschaft des Kaisers mit dem Kirchenfürsten in ihrer Blüthe. Durch solche Gunst der großen Höfe wurde Piemont, gegen Oesterreichs Widerspruch, als gleichberechtigte Macht unter die Mitglieder des Congresses eingeführt. So lange über die orientalische Frage verhandelt ward, hielt sich Cavour vorsichtig zurück und vermied jeden weitgreifenden Vorschlag. Er wußte, daß nichts einen Staatsmann in den Augen der Diplomatie so unfehlbar zu Grunde richtet, als der Ruf eines Utopisten, gab seinen jungen Freunden oft den Rath, der Staatsmann müsse zurückhaltend sein mit Worten, entschlossen mit der That. Nur als man über die Bändigung der radikalen Presse berieth, traten Piemont und England für die Preßfreiheit ein. Unterdessen stellte Cavour schon im Januar in einer Denkschrift an den Kaiser die dringendsten Beschwerden Italiens zusammen, forderte Reformen für Rom, Neapel, Venetien, und den Abzug der fremden Truppen. In vertraulichen Gesprächen regte er auch den Gedanken an, die kleinen Despoten der Emilia an die untere Donau zu versetzen.

Die Zeit verstrich, das Friedenswerk näherte sich dem Abschluß. Da lenkte eine Verbalnote Cavour's vom 27. März, von dem Romagnolen Minghetti entworfen, die Augen des Kaisers nochmals auf den Kirchenstaat. Mit feiner Berechnung weiß der Italiener hier auf alle dynastischen, nationalen und conservativen Neigungen Napoleon's III. zu wirken. Er geht aus von den Reformplänen, die einst der Prinzpräsident in seinem Briefe an Edgar Ney ausgesprochen, doch er verzichtet auf das Unmögliche, auf die Selbstvernichtung der Theokratie. Nur der Theil des Landes, den allein Oesterreichs Waffen dem Papste erhalten, nur die Romagna soll dem Joche des Kirchenregiments entrissen werden. Nun schildert er, wie Oesterreich die Romagna in Wahrheit als seine Provinz behandle, wie das conservative Volk durch den Druck der fremden Besatzung der Umsturzpartei zugeführt werde, wie das Land nur einen Wunsch hege: Herstellung jener geordneten weltlichen Regierung, die ihm einst der erste Napoleon geschenkt. Die Verwaltung der Romagna muß säcularisirt, von dem Kirchenstaate getrennt, durch einen weltlichen Statthalter des Papstes geleitet werden. Der Vorschlag entsprang aus der Natur der Dinge; er war schon auf dem Wiener Congresse von dem Minister des Königreichs Italien, dem Grafen Aldini, fast mit denselben Worten aufgestellt worden. Aber mit Recht fragten die besorgten Gegner: welch eine unabsehbare Bewegung wird sich entfesseln, wenn jetzt in Bologna ein Parlament zusammentritt!

Die Note wirkte; der Kaiser erlaubte, daß Graf Walewski am 8. April in der Sitzung des Congresses die italienischen Dinge zur Sprache brachte. Damit war für den Grafen das Spiel gewonnen; denn die unhaltbare Lage seines Landes sprang in die Augen, selbst eine hochconservative Diplomatenversammlung konnte die gräulichen Mißstände nicht verkennen. Cavour sprach mit Schonung über Neapel; noch war die Hoffnung, die Bourbonen für die nationale Sache zu gewinnen, nicht gänzlich aufgegeben. Zudem spannen die Murats seit dem orientalischen Kriege vielgeschäftig ihre Ränke — Bestrebungen, welche Piemont nimmermehr unterstützen durfte. Die volle Wucht des Angriffs wendete sich gegen Oesterreich und den Papst; die römische Frage galt seit Jahrzehnten in der diplomatischen Welt als der Kern der italienischen Verwicklung, und an ihr hing untrennbar die Herrscherstellung Oesterreichs. In erregter Debatte trat Cavour als Ankläger gegen die Hofburg auf, und Niemand von den Anderen wagte die Haltung Oesterreichs offen zu vertheidigen. Selbst Graf

Buol mußte die unleidliche Lage Italiens mit halben Worten zugestehen: sein Auftreten ward ohnedies beengt durch die stille Hoffnung, Frankreich zu Oesterreich hinüberzuziehen. Im Uebrigen stand er fest auf dem Boden der Verträge, verschmähte auch sophistische Erbärmlichkeiten nicht: wenn Piemont das Städtchen Mentone des Fürsten von Monaco mit fünfzig Mann besetzt halte, warum solle Oesterreich sein Heer aus der Romagna zurückziehen? Man ging auseinander ohne einen Beschluß. Dann faßten Cavour und sein Amtsgenoß Villamarina noch einmal in einer Zuschrift an Lord Clarendon und Graf Walewski die Klagen Italiens zusammen. Zu welchen Verirrungen werde die Gluth der Südländer sich hinreißen lassen, wenn das System der Unterdrückung und gewaltsamen Reaktion fortwähre! Piemont allein sei unabhängig von Oesterreich und ein Bollwerk wider die Revolution; mit ihm müssen sich die großen Mächte verständigen, um dem drohenden Umsturz vorzubeugen.

Inzwischen verbrachte der Graf lange Stunden in vertrautem Zwiegespräch mit den Staatsmännern der Westmächte. Lord Clarendon hatte das Regiment des Papstes eine Schmach für Europa genannt und zornig ausgerufen: mit der Verweigerung jedes Zugeständnisses an Italien wirft Oesterreich dem gesammten liberalen Europa den Handschuh hin! Solche Worte erweckten dem hoffnungsvollen Piemontesen den Wahn, das Cabinet von St. James sei zu bewaffneter Hilfe bereit, sei von ebenso lebhaftem Eifer für Italien beseelt wie sein Gesandter in Turin, Cavour's Freund Sir James Hudson. In Cavour's feurigem Wesen lag, gleichwie in der Natur Friedrichs des Großen, eine starke Neigung zu übertriebenen Hoffnungen -- ein nothwendiger Fehler, ohne den er nie der Befreier seines Volkes geworden wäre. Offenbar hatte er den Briten gründlich mißverstanden; der weitere Verlauf beweist, daß die Staatsmänner Europas — mit Ausnahme der Piemontesen und des Kaisers Napoleon — von der nahenden großen Umwälzung gar nichts ahnten. Ein Abstecher nach England, auf den Rath des Kaisers unternommen, belehrte den Grafen schnell, daß er von der Thatenscheu dieses Hofes nichts zu erwarten habe. Seine Hoffnung stand fortan auf Frankreich allein. Er hatte mit dem Vertrauten Bixio lebhaften Umgang gepflogen und von dem Kaiser selber ermuthigende Zusicherungen erhalten — soweit sich bei dem phlegmatischen Zauberer von Zusicherungen reden läßt. Er war überzeugt, daß Napoleon einen neuen italienischen Krieg wünsche, und

gedachte des kaiserlichen Wortes: „die Befreiung Italiens wird sich in fünf Aufzügen vollziehen; heute stehen wir im dritten!"

So kehrte er heim, „ohne das mindeste kleine Herzogthum in der Tasche," und doch gehobenen Muthes. War es ein Nichts, daß dies kleine Piemont, soeben noch als der Herd der Revolution von allen Seiten beargwohnt, jetzt als der Wortführer Italiens, als Kläger wider Oesterreich unter dem Beifall selbst der russischen Staatsmänner auftreten durfte, und Italiens Klagen feierlich in das Protokoll des europäischen Rathes eingetragen wurden? Dem toscanischen Minister „gerann das Blut in den Adern", wenn er die schamlosen Reden des Piemontesen las. Vergeblich sprach der neapolitanische Gesandte zu Turin mit erheuchelter Geringschätzung von dem überschuldeten, durch Parteien zerrissenen Staate. Oesterreich verstand den Ernst des Augenblicks; ein Rundschreiben der Hofburg an die italienischen Höfe verwarf feierlich die Anmaßung Piemonts, das den Beschützer Italiens spielen wolle, behielt dem Kaiserhause das Recht vor, jederzeit auf Anrufen der verbündeten Höfe seine Truppen in die Nachbarstaaten zu senden. Deutschland dagegen ließ sich nichts träumen von der gewaltigen Verschiebung aller Machtverhältnisse, die in der Stille sich vollzog. Man lachte des vielgeschäftigen kleinen Ministers: was sei er denn anders als ein Staatsmann der Ultimo-Abrechnung, gleich den Schwindlern des zweiten Kaiserreichs? Selbst einer unserer kundigsten Publicisten, C. F. Wurm, erklärte spöttisch, Piemont sei betrogen um den Lohn seiner Kriegsthaten. Auch die Partei Mazzini's blieb unbelehrt; soeben machte eine schwülstige Ode Victor Hugo's die Runde durch ihre Blätter: „seid auf der Hut, auf der Hut, daß nicht im Kleide des falschen Propheten Kain herniedersteigt von den Quellen des Po!" Die ungeheure Mehrheit der Patrioten aber bewies ein wunderbar feines Verständniß für die Pläne des Ministers. Unermeßlicher Beifall erklang, selbst Graf Revel stimmte für die Regierung, nur La Margherita und eine Handvoll unverbesserlicher Reaktionäre widersprachen, als Cavour im Mai dem Parlamente Rechenschaft ablegte von seinem diplomatischen Feldzuge und mit Worten, die einer Kriegserklärung gleich kamen, versicherte: ich habe mich von dem Grafen Buol getrennt mit der Ueberzeugung, daß die Grundsätze der beiden Höfe unvereinbar sind! Die begeisterte Jugend grüßte den Minister als den Zauberer, der diesem Volke den verheißenen principe des Machiavelli schenke. „Die Italiener Toscana's" sendeten dem „Redner Italiens" seine

Büste mit den Worten ihres Dante: „ihm, der Italien vertheidigt mit offenem Visier!“ und als ob man nicht genug erinnern könne an die Propheten der Einheit, schrieben die Patrioten auf den Ehrensäbel, den sie an La Marmora überreichten, jene Verse des Petrarca, die den verheißenden Schluß von Machiavellis Principe bilden: „ist doch die alte Mannheit noch nicht erstorben in italischen Herzen.“

Schwerer denn all dies wog die Bundesgenossenschaft eines Mannes, der, eine Macht für sich selber, jetzt wieder in das politische Leben eintrat. Daniel Manin trug den Namen des letzten Dogen von Venedig; die Herrlichkeit der Lagunenrepublik zu erneuern war der Traum seiner Jugend. Ihm ward beschieden was er geträumt: er durchglühte als Dictator von Venedig sein weichliches Volk mit dem Feuer seiner eigenen großen Seele, lenkte durch lange Monate namenloser Leiden das Ruder des kleinen Freistaats mit sicherer Kraft, als seien die Tage der Foscari und Colleoni wiedergekehrt. Niemand in Italien durfte mit besserem Rechte als er an die Ewigkeit des republikanischen Gedankens glauben. In Paris sodann ging der landflüchtige Mann abermals durch eine Schule des Elends: Weib und Kind starben ihm hinweg, er selber mußte als Sprachlehrer kümmerlich sein Brot verdienen, ward von schwerer Krankheit daniedergeworfen. Aber die Leiden des Exils, die den gemeinen Menschen verbittern und in seinem Wahn bestärken, wurden diesem lichten Geiste ein Quell der Selbsterkenntniß: auf seinem Siechenbett in schlaflosen Nächten ging ihm die Einsicht auf, daß die Erhebung Venedigs gescheitert war durch eigene Schuld — durch den Particularismus der Republikaner. Als er im Jahre 1854 zuerst wieder seine Stimme erhob und dem Lord Russel, der den Italienern Mäßigung predigte, kurzab erwiderte: „Resignation ist Feigheit für ein Volk unter fremder Herrschaft; wir fordern von Oesterreich nicht daß es mild regiere, wir fordern daß es gehe!“ — da stimmten alle Heißsporne unter den Flüchtlingen jauchzend ein in dies stolze qu'elle s'en aille! Doch welch ein Wuthgeschrei unter den Anhängern Mazzini's, als Manin darauf mit erhabenen Worten die Niedertracht des politischen Mordes verdammte und mit der grausamen Folgerichtigkeit eines scharfen Realisten die Sätze seiner neuen Erkenntniß entwickelte: Die Republik ist unmöglich, da Piemont von seiner Krone nicht lassen will; ein monarchischer Staatenbund wäre ein Bund der Fürsten wider das Volk; darum bleibt nur Eines, der monarchische Einheitsstaat. „Schaffet Italien, Ihr Fürsten des Hauses

Savoyen, und ich bin mit Euch; wo nicht, nicht! Unabhängigkeit und Einheit (unificazione) sei unser Wahlspruch!" Die radikale Presse lärmte wider den bestochenen Verräther, der sich bald den bestverleumdeten Mann Europa's nennen durfte und selbst sein Leben durch die Dolche der fratelli Mazzini's bedroht sah. Auch die stillvergnügten Particularisten in Piemont zuckten die Achseln: Manin ist allein, eine nationale Partei, wie er sie ersehnt, besteht nirgends! Der Apostel des Einheitsstaats fand daheim einen thätigen Helfer in dem Marchese Giorgio Pallavicino, der vormals in den Kerkern des Spielbergs unter der väterlichen Fürsorge des guten Kaisers Franz geschmachtet hatte und jetzt seinen reizbaren unstäten Sinn dem überlegenen Genossen unterordnete. Die Flugschriften Manin's, Meisterwerke gedrungener, einschneidender Beredsamkeit, überschwemmten das Land. Sein Anhang wuchs mit dem Vertrauen, das durch Piemonts kühne Staatskunst erweckt ward.

Also wurde durch Manin's Lehre und Cavour's Beispiel die neue nationale Partei gebildet, und seltsam, die beiden Bundesgenossen verkehrten nicht mit einander. Der Dictator von Venedig baute seine Hoffnungen lediglich auf den offenbaren Gang der Turiner Politik, auf vereinzelte Mittheilungen aus dritter Hand und auf einige deutliche Winke, die von oben kamen: so erschien bald nach dem Congreß eine halbamtliche Schrift aus den Tuilerien „Italien und Frankreich im Jahre 1848," die für die neue Erhebung ein festes Bündniß zwischen den beiden großen romanischen Völkern verlangte und bereits Savoyen als den Preis des Bundes nannte. Unheimliche Gerüchte, von den Mazzinisten emsig verbreitet, hochgefährlich für das alte böse Mißtrauen der Nation, beirrten die Patrioten. Auch Cavour wird uns verrathen, schrieb der Tollkopf Montanelli, wie weiland Karl Albert, „der Meineidige von 21, der Schlächter von 33, der Verschacherer Venedigs von 48." Für erwiesen galt, daß der Turiner Hof die Umtriebe der Murats begünstige. Nur Manin blieb unentwegt in seinem Vertrauen: Cavour ist zu klug, zu ehrgeizig, um dem Rufe der Nation sich zu versagen; eine Regierung muß anders reden als wir, die wir die Revolution sind.*)

Bald fand sich zu Manin und Pallavicino noch ein dritter Erwecker der Geister hinzu: der Sicilianer Giuseppe La Farina — ein erprobter Kämpe der Republik, gleich dem Venetianer. Der gewandte Vielschreiber hatte soeben in seiner „Geschichte Italiens seit 1815"

*) Cavour hat keineswegs zur Zeit des Pariser Congresses mit Manin sich verständigt, wie man aus einer unklaren Redewendung Henri Martin's (Daniel

den Ernst seiner Vaterlandsliebe, die Nüchternheit des bekehrten Radikalen bekundet; doch erst in der praktischen Politik wuchsen seinem Talente die Schwingen. Denn wie kein Zweiter verstand der schöne Mann mit dem milden und festen Wesen die Herzen zu gewinnen. Treu und wahrhaft, rein und uneigennützig in seiner bitteren Armuth, setzte er den letzten Hauch des Leibes und der Seele für sein Vaterland ein — eine ungeheure Arbeitskraft, die ihm ermöglichte, die gesammte Correspondenz des Nationalvereins außerhalb Piemonts allein zu schreiben und dergestalt drei Jahre lang die Wachsamkeit der österreichischen Polizei zu täuschen. Im September 1856, als das Gerücht mit höchster Bestimmtheit von den muratistischen Ränken des Grafen erzählte, faßte sich der Sicilianer ein Herz und fragte gradeswegs bei dem Minister an, wessen man sich zu versehen habe von seinen geheimen Plänen. Eine frohe Enttäuschung erfolgte, der Bund ward geschlossen zwischen dem Minister und den Patrioten. Durch den neuen Freund empfing der Graf genaue Kunde von den geheimen Arbeiten der nationalen Partei, die er wenig, und von der erregten Stimmung jenseits der Grenze, die er gar nicht kannte. Um Sonnenaufgang, zu der Stunde, die in Italien die verschwiegenste des Tages ist, pflegte fortan La Farina im Palaste Cavour's vorzusprechen; dort tauschten die Beiden rauchend Gedanken und Pläne aus, und beim Abschied hieß es wohl: „Thun Sie was Sie können. Aber vor der Welt werde ich Sie verleugnen wie Petrus seinen Heiland!" Und nicht bloß vor der Welt, selbst vor den nächsten Freunden und Amtsgenossen Cavour's blieben diese Zusammenkünfte durch viele Monate verborgen. Auch die Partei Rattazzi's im Parlamente, welche sich rühmte, daß der Graf ihr diene, wurde vielmehr von ihm an unsichtbaren Fäden gelenkt.

Im August 1857 entstand der Nationalverein, unter dem Vorsitz Pallavicino's und Garibaldi's, in Wahrheit geleitet durch den Secretär La Farina — die erste große politische Gesellschaft in Italien, die alles Sektenwesen gänzlich verwarf. Der Verein wirkte öffentlich, der piemontesischen Freiheit froh, und auch in den geknechteten Ländern Italiens, wo er gezwungen war geheim zu arbeiten, mahnte er ab von Verschwörungen und Aufläufen, gewöhnte die Nation, auf den Krieg,

---

Manin, Paris 1861, p. 363) schließen könnte. Die obige Darstellung beruht auf den Lettere di Daniele Manin (Torino 1859) und auf dem Epistolario di Giuseppe La Farina, edt. A. Franchi (Milano 1869), namentlich Bd. II. S. 22 und S. 426 ff.

auf geordnete militärische Kräfte zu hoffen. Der Dictator Venedigs sollte die Früchte seines Thuns nicht ernten; bald nachdem er das erste Manifest des neuen Vereins unterzeichnet, unterlag Manin der furchtbaren Arbeit, die ihm den Schweiß des Hirns, das Blut des Herzens entpreßte. Und gleich ihm sollten in wenigen Jahren fast alle Führer dieser herzerschütternden Bewegung dahingehen: La Farina, Farini und Cavour selber. Denn auch aus Cavours leichten Umgangsformen brach dann und wann schreckhaft die wilde Gluth, die sein Herz verzehrte, hervor. Er erbleichte, als man ihm erzählte, wie die Knechte der Barclay'schen Brauerei den k. k. Frauenpeitscher Haynau mißhandelt hatten, und rief mit zitternder Stimme: „ich sage Ihnen, diese Brauer von London haben Italien eine Lektion gegeben!“ Wie arm erscheint neben solcher dämonischen Leidenschaft der Patrioten des Südens jene satte, behagliche Verzweiflung am Vaterlande, die zur selben Zeit unter den deutschen Liberalen vorherrschte! Wie erbärmlich vollends die deutsche Phrasenseligkeit neben dem klaren entschlossenen Realismus der Südländer! Der Verein La Farina's behandelte alle kirchlichen, socialen, politischen Streitpunkte als offene Fragen und verfocht nur die eine Losung: Krieg gegen Oesterreich, Victor Emanuel König von Italien! Sein deutsches Gegenbild faßte Resolutionen über Erbfriedriche und österreichische Schmerzenskinder, über Alles was da kreucht und fleucht zwischen Himmel und Erde, und betrachtete nur das Eine, daran Deutschlands Zukunft hing, die sogenannte preußische Spitze, als eine offene Frage. Darum ward der Nationalverein der Italiener eine Macht in der Geschichte seines Landes, der deutsche Nationalverein hat seinen Lohn dahin.

Der alte Wunsch Cavours, es solle fortan nur zwei Parteien geben, Particularisten und Nationale, näherte sich der Erfüllung; die vollständige Vereinigung aller Patrioten unter einem Banner ward freilich hintertrieben durch den eitlen Uebermuth Mazzini's. Nimmermehr mochte der Gründer des „jungen Italiens“ ertragen, daß jetzt ein wirkliches junges Italien sich erhob, begeistert für die Ideale einer neuen reiferen Zeit. Er hatte kein Ohr für die Bitte Manins: „ich erkenne dem Genuesen den Namen des großen Italieners zu, aber jetzt beschwöre ich ihn sich zurückzuziehen“. Er witterte Verrath, da La Farina sich dem Parteiterrorismus der Rothen entzog und die nüchterne Wahrheit bekannte: „zuerst muß Italien dasein, leben; dann erst kommt die Frage, wie es sein Leben einrichten will“. Als nun die

Mehrzahl der denkenden Radikalen, die Flüchtlinge in Turin fast sämmtlich, zu dem Nationalverein übertraten, da beschloß er zu zerstören wo er nichts schaffen konnte — nach dem brutalen Brauche seiner Partei, der schwachen Köpfen als Kühnheit gilt. Er stiftete in Genua einen Geheimbund, welcher mit nichtswürdigen Ränken den Briefwechsel des Nationalvereins zu durchkreuzen suchte. Bald ging die Saat des Unheils auf: in Modena erwachte wieder der alte reaktionäre Geheimbund der Sanfedisten. Doch unerschrocken kämpfte der piccolo corriere d'Italia, das Blatt des Nationalvereins, gegen die Thorheit von rechts und links, wiederholte unablässig die Lehre: eine Verschwörung vermag den Boden zu ebnen für eine Umwälzung, doch niemals eine Revolution zu schaffen.

Cavour scherzte oft: „es giebt einen Stand der Gnade für Minister und Ehemänner; sie merken es nicht, wenn die Liebe schwindet." Er selber hat solchen Gnadenstand nie gekannt, er folgte wachsam jedem Wellenschlage der öffentlichen Meinung, empfand mit tiefem Kummer, der still an seinem Leben nagte, die rasenden Schmähreden der Rothen. Der Graf ließ um diese Zeit die Briefe de Maistre's herausgeben; denn Mark und Bein erschütternd klang aus dem Munde des frommen Katholiken der Hannibalshaß wider Oesterreich. Doch begnügte er sich die Bewegung der Geister aus der Ferne zu leiten. Der Nationalverein blieb in stolzer Unabhängigkeit, verschmähte jede Unterstützung von der Regierung — um dem Minister Verlegenheiten, sich selber arge Nachrede zu ersparen — empfing nur durch La Farina die Rathschläge des Meisters. Cavour's freier Sinn duldete nicht einmal eine officiöse Zeitung; die feste Mannszucht der Patrioten erlaubte ihm auf die Treue der unabhängigen Parteiblätter zu bauen. Behutsam wahrte er selbst gegen La Farina die verantwortliche Stellung des handelnden Staatsmannes: „gewiß, sagte er dem Vertrauten, Italien wird eine Nation werden nach den Plänen Ihres Vereins; doch ob in zwei, in zwanzig oder hundert Jahren, das weiß ich nicht." Von hohem Werthe war ihm die derbe formlose Soldatenart des Königs, welcher noch manchmal in seine bigotten Gewissensbedenken zurückfiel und dennoch mit den Männern der Linken, sogar mit Brofferio, als guter Kamerad verkehrte; auch die radikalen Piemontesen bauten auf den Rè galantuomo.

Noch bei Manins Lebzeiten gaben die Flüchtlinge dem Turiner Hofe ein erstes Zeichen des Vertrauens: sie veranstalteten eine große Sammlung, um die Festung Alessandria zu armiren, und die Namen Boston und Philadelphia auf den neuen Kanonen be-

kundeten, daß ringsum in der Welt die versprengten Söhne des Vaterlandes an die Zukunft des Hauses Savoyen glaubten. Eine Gegendemonstration, die Mazzini versuchte, scheiterte kläglich. Seitdem häuften sich die Beweise des Zutrauens. Ein reicher Venetianer der Terra ferma vermachte dem Grafen sein ganzes Vermögen zum Besten der Volksschulen Piemonts. Mit erstaunlicher Geduld ließ die Nation ihren Staatsmann gewähren; Jedermann, sagten die Italiener später, Jedermann war stolz der Mitwisser eines so großen Geheimnisses zu sein, und Garibaldi schrieb kurz vor dem Kampfe: „Cavour kann Alles — nun thue er auch Alles und noch etwas mehr!“ Allein Neapel rechtfertigte noch immer den Namen des Regno, der schon im Mittelalter die träge Selbstgenügsamkeit dieses großgriechischen Sonderlebens bezeichnete. Der Süden blieb stumm, die übrige Nation war einig, und Cavour selbst schilderte am Ende seiner Laufbahn den Muth und Einmuth dieser glorreichsten Jahre der Italiener also: „Ja, zwölf Jahre lang war ich ein Verschwörer mit allen meinen Kräften, um meinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu schaffen. Aber ich war ein eigenthümlicher Verschwörer, ich verkündete mein Ziel im Angesichte des Parlaments und an allen Höfen von Europa. Ich führte mit mir das ganze oder fast das ganze subalpinische Parlament, in den letzten Jahren waren fast alle Mitglieder des Nationalvereins meine Adepten und Genossen, und heute verschwöre ich mich mit 26 Millionen Italienern.“ Nicht leere Eitelkeit hieß den Minister die Männer der nationalen Partei seine Adepten nennen; denn so gewiß im Leben der Völker die That schwerer wiegt als das Wort, ebenso gewiß war Cavour der Meister dieser Revolution.

In Wien war man den Verhandlungen des Congresses mit schwerer Sorge gefolgt. Kaiser Franz Joseph versuchte endlich, durch Milde seine italienischen Unterthanen zu gewinnen, gab im December 1856 die Güter der lombardischen Flüchtlinge frei, kam im folgenden Monat selber nach Mailand, ermahnte den Papst und die Bourbonen zur Mäßigung. Aber die Zeit der Versöhnung war vorüber; auch der neue Statthalter, der wohlmeinende Erzherzog Max, konnte die Wunden, die der kaiserliche Stock geschlagen, nicht mehr heilen. Während der Kaiser in Mailand weilte, sandte die lombardische Hauptstadt ein reiches Geschenk nach Turin, auf daß vor dem Palaste des subalpinischen Parlaments dem glorreichen Heere Italiens ein Denkmal errichtet werde. Mit Schadenfreude sah Cavour dem verspäteten schwächlichen

Büste mit den Worten ihres Dante: „ihm, der Italien vertheidigt mit offenem Visier!“ — und als ob man nicht genug erinnern könne an die Propheten der Einheit, schrieben die Patrioten auf den Ehrensäbel, den sie an La Marmora überreichten, jene Verse des Petrarca, die den verheißenden Schluß von Machiavellis Principe bilden: „ist doch die alte Mannheit noch nicht erstorben in italischen Herzen.“

Schwerer denn all dies wog die Bundesgenossenschaft eines Mannes, der, eine Macht für sich selber, jetzt wieder in das politische Leben eintrat. Daniel Manin trug den Namen des letzten Dogen von Venedig; die Herrlichkeit der Lagunenrepublik zu erneuern war der Traum seiner Jugend. Ihm ward beschieden was er geträumt: er durchglühte als Dictator von Venedig sein weichliches Volk mit dem Feuer seiner eigenen großen Seele, lenkte durch lange Monate namenloser Leiden das Ruder des kleinen Freistaats mit sicherer Kraft, als seien die Tage der Foscari und Coleoni wiedergekehrt. Niemand in Italien durfte mit besserem Rechte als er an die Ewigkeit des republikanischen Gedankens glauben. In Paris sodann ging der landflüchtige Mann abermals durch eine Schule des Elends: Weib und Kind starben ihm hinweg, er selber mußte als Sprachlehrer kümmerlich sein Brot verdienen, ward von schwerer Krankheit daniedergeworfen. Aber die Leiden des Exils, die den gemeinen Menschen verbittern und in seinem Wahn bestärken, wurden diesem lichten Geiste ein Quell der Selbsterkenntniß: auf seinem Siechenbett in schlaflosen Nächten ging ihm die Einsicht auf, daß die Erhebung Venedigs gescheitert war durch eigene Schuld — durch den Particularismus der Republikaner. Als er im Jahre 1854 zuerst wieder seine Stimme erhob und dem Lord Russel, der den Italienern Mäßigung predigte, kurzab erwiderte: „Resignation ist Feigheit für ein Volk unter fremder Herrschaft; wir fordern von Oesterreich nicht daß es mild regiere, wir fordern daß es gehe!“ — da stimmten alle Heißsporne unter den Flüchtlingen jauchzend ein in dies stolze qu'elle s'en aille! Doch welch ein Wuthgeschrei unter den Anhängern Mazzini's, als Manin darauf mit erhabenen Worten die Niedertracht des politischen Mordes verdammte und mit der grausamen Folgerichtigkeit eines scharfen Realisten die Sätze seiner neuen Erkenntniß entwickelte: Die Republik ist unmöglich, da Piemont von seiner Krone nicht lassen will; ein monarchischer Staatenbund wäre ein Bund der Fürsten wider das Volk; darum bleibt nur Eines, der monarchische Einheitsstaat. „Schaffet Italien, Ihr Fürsten des Hauses

Savoyen, und ich bin mit Euch; wo nicht, nicht! Unabhängigkeit und Einheit (unificazione) sei unser Wahlspruch!" Die radikale Presse lärmte wider den bestochenen Verräther, der sich bald den bestverleumdeten Mann Europa's nennen durfte und selbst sein Leben durch die Dolche der fratelli Mazzini's bedroht sah. Auch die stillvergnügten Particularisten in Piemont zuckten die Achseln: Manin ist allein, eine nationale Partei, wie er sie ersehnt, besteht nirgends! Der Apostel des Einheitsstaats fand daheim einen thätigen Helfer in dem Marchese Giorgio Pallavicino, der vormals in den Kerkern des Spielbergs unter der väterlichen Fürsorge des guten Kaisers Franz geschmachtet hatte und jetzt seinen reizbaren unstäten Sinn dem überlegenen Genossen unterordnete. Die Flugschriften Manin's, Meisterwerke gedrungener, einschneidender Beredsamkeit, überschwemmten das Land. Sein Anhang wuchs mit dem Vertrauen, das durch Piemonts kühne Staatskunst erweckt ward.

Also wurde durch Manin's Lehre und Cavour's Beispiel die neue nationale Partei gebildet, und seltsam, die beiden Bundesgenossen verkehrten nicht mit einander. Der Dictator von Venedig baute seine Hoffnungen lediglich auf den offenbaren Gang der Turiner Politik, auf vereinzelte Mittheilungen aus dritter Hand und auf einige deutliche Winke, die von oben kamen: so erschien bald nach dem Congreß eine halbamtliche Schrift aus den Tuilerien „Italien und Frankreich im Jahre 1848," die für die neue Erhebung ein festes Bündniß zwischen den beiden großen romanischen Völkern verlangte und bereits Savoyen als den Preis des Bundes nannte. Unheimliche Gerüchte, von den Mazzinisten emsig verbreitet, hochgefährlich für das alte böse Mißtrauen der Nation, beirrten die Patrioten. Auch Cavour wird uns verrathen, schrieb der Tollkopf Montanelli, wie weiland Karl Albert, „der Meineidige von 21, der Schlächter von 33, der Verschacherer Venedigs von 48." Für erwiesen galt, daß der Turiner Hof die Umtriebe der Murats begünstige. Nur Manin blieb unentwegt in seinem Vertrauen: Cavour ist zu klug, zu ehrgeizig, um dem Rufe der Nation sich zu versagen; eine Regierung muß anders reden als wir, die wir die Revolution sind.*)

Bald fand sich zu Manin und Pallavicino noch ein dritter Erwecker der Geister hinzu: der Sicilianer Giuseppe La Farina — ein erprobter Kämpe der Republik, gleich dem Venetianer. Der gewandte Vielschreiber hatte soeben in seiner „Geschichte Italiens seit 1815"

*) Cavour hat keineswegs zur Zeit des Pariser Congresses mit Manin sich verständigt, wie man aus einer unklaren Redewendung Henri Martin's (Daniel

Oesterreichs innere Feinde mußte er zählen, wie Jeder, der einen Entscheidungskampf gegen das Völkergemisch des Donaureiches wagt. Die Diplomatie Piemonts, deren verschlagene Umsicht mit dem alten Ruhme der Venetianer wetteiferte, stand längst in Verkehr mit der gemäßigten Partei des magyarischen Adels; dringend beschwor Cavour den getreuen La Farina, der alte Unheilstifter Kossuth, der plötzlich in Italien auftauchte, müsse fern bleiben, dürfe nimmermehr Garibaldi's leicht bestimmbares Gemüth bethören.

Die Furcht vor patriotischen Uebereilungen, welche den Verbündeten in den Tuilerien abschrecken könnten, blieb unter den Sorgen dieser drangvollen Jahre die schwerste. Fast in allen Briefen, die der Graf den Verschworenen sendet, kehrt die Mahnung wieder: „jetzt ist nicht die Zeit für Straßenkämpfe, für provisorische Regierungen und ähnliche Thorheiten von 48". Cavour's Politik hätte in jedem anderen Lande als tollkühner Radikalismus gegolten; neben den Geheimbünden Italiens erschien sie hochconservativ. Der Beweis ihrer Größe liegt in der Fülle widersprechender Anklagen, welche aus Wien und Genua wider sie geschleudert wurden. Als Pallavicino einmal schwankte und im Parlamente den ohnmächtigen Künsten der Diplomatie den Frieden aufkündigte, da tröstete der Minister: „in Paris und in der Krim ist ein Samen ausgestreut, den die Zeit und die Weisheit der Italiener zur Reife bringen werden;" dann verwies er auf „den großen Improvisator, die Geschichte". Doch die Ungeduld der Radikalen griff der Geschichte vor. Im Sommer 1857 brachen zu Genua und Livorno Unruhen aus, von Mazzini angezettelt; bald folgten Aufstände in Neapel und Sicilien, wilde Bewegungen in den großen lombardischen Städten. Der Graf versuchte auch von der Thorheit der Gegner Gewinn zu ziehen: Europa, sagen seine Noten, hat den Hilferuf Italiens nicht hören wollen; jetzt bewährt sich was ich in Paris weissagte!

Im Januar 1858 sollte das Seherwort abermals in Erfüllung gehen, schrecklicher als der Prophet geahnt. Felix Orsini unternahm den wahnsinnigen Mordanfall wider den Kaiser; Napoleon, gewaltsam aufgescheucht aus seiner phlegmatischen Ruhe, verhängte die Schrecken des Sicherheitsgesetzes über sein Land. Wer durfte noch hoffen, daß der Kaiser den Landsleuten Orsini's seine Hilfe leihen werde? Jetzt endlich, jubelte Graf Buol, müsse der revolutionäre Staat seine Lektion empfangen. War denn nicht allbekannt, daß der Mörder keineswegs zu der wildesten Partei der Italiener gehörte und vor Kurzem noch

versucht hatte sich dem Grafen zu nähern? Ungestüm verlangte der Tuilerienhof von den gastfreien Staaten England, Belgien, Piemont und der Schweiz strenge Maßregeln wider die Flüchtlinge. Ihm genügte nicht, daß Cavour seine Entrüstung über die Mordthat lebhaft betheuerte und den letzten Brief Orsini's, der die Reue des Fanatikers aussprach, als eine Warnung an die Nation in dem Staatsanzeiger abdrucken ließ. Abermals, wie nach dem Decemberstaatsstreich, empfand der kleine Staat schwer seine Abhängigkeit von dem anmaßenden Nachbar. Ein radikales Blatt, das die That Orsini's gepriesen, wurde von den Geschworenen freigesprochen; die Presse Mazzini's predigte wieder das Evangelium des Tyrannenmordes, sie hörte nicht, wie der Minister flehend schrieb: um Gotteswillen, greifet mich an, aber schonet des Kaisers! — Wie die Dinge lagen, ward auch für Piemont ein Sicherheitsgesetz unvermeidlich. Die Regierung schlug vor, daß Verschwörungen gegen fremde Souveräne in Zukunft als Verbrechen bestraft, die Geschworenen nicht mehr ausgeloost, sondern durch den Bürgermeister und zwei Richter ernannt werden sollten. Wohl klang es stattlich, wenn der Graf versicherte: „wir gehorchen allein dem Drange unseres eigenen Gewissens;" das ganze neugewonnene Ansehen des Staates beruhte ja auf seiner gesetzlichen Freiheit. Und gewiß sprach Cavour ein tiefsinniges und wahres Wort, da er erklärte: die Preßfreiheit, ein Segen für alle inneren Fragen, werde leicht verderblich für die auswärtige Politik. Dennoch fühlte Jedermann, daß der Minister nur die halbe Wahrheit sagte.

Die Stimmung im Hause stand ohnedies bedenklich. Die letzte Schilderhebung Mazzini's in Genua hatte die Besitzenden beunruhigt, auch manche Behörden in das Lager der Reaktion geführt. Und da Rom, wie der Minister vergnügt erzählte, bei den Wahlen im Herbst 1857 seinen Priestern einen unbeschränkten Credit auf die bessere Welt eröffnete, so ging die clericale Partei beträchtlich verstärkt aus dem Wahlkampfe hervor. Cavour mit der unversieglichen Kraft seines Hoffens nahm die Schlappe leicht; er freute sich, daß der fromme Adel jetzt in das parlamentarische Leben hineingezogen werde: „die Meisten, die als Clericale eintreten, werden als Conservative hinausgehen". Der große Hause dagegen ward — kraft einer Unart, die mit der Sicherheit eines Naturgesetzes in allen ähnlichen Krisen wiederkehrt — durch die halbe Niederlage weiter nach links gedrängt. Man ruhte nicht, bis Rattazzi zurücktrat; sein schlaffes Regiment sollte die Schuld tragen an dem Mißerfolge der Wahlen. Nur nach schweren Kämpfen

stimmte diese argwöhnisch-liberale Mehrheit der neuen Freiheitsbeschränkung zu. Eine verschrobene, aufgeregte Debatte hob an, wobei die gemäßigten Liberalen als die Vertheidiger des Preßzwanges erschienen. Erst Farini traf den Kern des Handels mit den Worten: Oesterreich ist der Schwerpunkt des alten Europa, Frankreich der Schwerpunkt des neuen. Noch aufrichtiger bekannte Graf Mamiani, ein alter liberaler Minister des Papstes, der jetzt dem Turiner Cabinet seinen treuen Beistand lieh: Ich habe einst den Prinzen Ludwig Bonaparte mit unserer Tricolore geschmückt gesehen; heute muß unsere Selbstverleugnung den Kaiser festhalten bei den Träumen seiner Jugend.

Trotz solcher ermuthigenden Zurufe blieb die Stimmung der Patrioten niedergeschlagen. Wie ein gebrochener Mann schrieb Azeglio im Juni aus seiner Villa Cannero am Langen See: „Der Zweck meines Lebens ist verfehlt. Ich werde dies feindliche Ufer mir gegenüber nie mehr italienisch sehen". Doch unerschütterlich, als sei nichts geschehen, verharrte der Turiner Hof bei seiner aufreizenden nationalen Politik; er überhäufte im Frühjahr den Papst mit Vorwürfen wegen der zahllosen Verbannungen und der Mißverwaltung im Innern, klagte bei den großen Mächten über den unendlichen Belagerungszustand in Modena. Denn während die klugen Leute in Deutschland den Proceß Orsini's, die leidenschaftlichen Bitten, die der Verurtheilte an den Kaiser gerichtet, und die klug berechnete Vertheidigungsrede Jules Favre's vornehm als ein Gaukelspiel belächelten, wußte Cavour längst, wie tief die Worte des Verschwörers in der Seele Napoleons hafteten. Die Blutthat wurde dem Napoleoniden eine Mahnung, durch entscheidende Thaten seinen Thron sicherzustellen vor den Angriffen italienischer Banditen.

Auch diesmal, wie einst da das Connubio gestiftet ward, entsprang aus einem um Frankreichs willen vollzogenen reaktionären Gesetze eine neue schwungvolle Epoche der italienischen Politik. Wenige Wochen nachdem Azeglio jene verzweifelten Worte niedergeschrieben, verhandelte Cavour in dem lothringischen Plumbersbade mit dem Kaiser. Italien frei bis zur Adria, die österreichischen Provinzen und die Herzogthümer der Emilia mit Piemont, die Legationen mit Toscana vereinigt, Frankreich vergrößert durch Savoyen und Nizza — so lautete die Abrede am 20. Juli. Nur die beiden Souveräne, Cavour und Villamarina, aber — bezeichnend genug für den Napoleoniden — kein Franzose kannte das Geheimniß. Mit erstaunlicher Keckheit sprach der Graf, da er aus Plom-

bieres durch die Schweiz heim reiste, von dem nahen Kriege. Oesterreich schöpfte Verdacht, versuchte umsonst durch geheime Verhandlungen an den kleinen deutschen Höfen durchzusetzen, daß der deutsche Bund ihm die Herrschaft in Mailand und Venedig gewährleiste. Cavour hatte unterdessen erfahren, daß die Garantie, welche der preußische Hof während des Krimkrieges für Oesterreichs italienischen Besitz übernommen, nicht mehr zu Recht bestand. Er genehmigte im Oktober einen von La Farina entworfenen Operationsplan, wonach die Erhebung in Oberitalien durch regelmäßigen Krieg, in der Emilia durch revolutionäre Kräfte begonnen werden sollte. Im December traf er mit Garibaldi zusammen und gewann das Herz des treuen Patrioten. Er bedurfte der Freischaaren, um die besseren Elemente der Radikalen an sich zu ziehen; die drohende Uebermacht der Actionspartei blieb immer ein wichtiger Factor in seiner Rechnung. Noch näher lag die Gefahr, daß Italien das Joch Oesterreichs nur abwerfe, um Frankreichs Ketten zu tragen. Darum wünschte der Graf einen langen schweren Krieg, der alle Glieder der Nation in seine Wirbel hineinreiße und die Franzosen verhindere sich als die Befreier Italiens zu gebährden. Darum wagte er noch in der elften Stunde wiederholte ehrlich gemeinte Versuche, die Kronen von Neapel und Toscana für die Sache Italiens anzuwerben. Schnöde zurückgewiesen rief er dem Hofe der Bourbonen zu: „nicht aus der vernünftigen und bescheidenen Ausübung einer maßvollen Freiheit entspringen die Aufstände und Unruhen". Er durfte Rußland nicht beleidigen, das mit Neapel und Turin zugleich in Freundschaft lebte, und nahm daher keinen Theil an den diplomatischen Feindseligkeiten, wodurch die Cabinette von Paris und London nach dem Congresse den Bourbonenstaat belästigten. Auch der Hof von Florenz schien noch nicht ganz verloren, hatte er doch in den jüngsten Jahren oft die Hofburg durch schwache Regungen selbständigen Willens gekränkt. Cavour mußte um so mehr wünschen solche Gesinnung zu kräftigen, da ihm bekannt war, wie eifrig eine Partei in den Tuilerien an der Gründung eines napoleonischen Königreichs Etrurien arbeitete. Deshalb sollte der Nationalverein in Toscana — so lautete die Weisung des Ministers — sich auf ein gemäßigtes Programm beschränken, das auch loyale Bürger, selbst Offiziere unterschreiben konnten; lediglich die militärisch-diplomatische Vereinigung mit Piemont, die Auflösung aller mit Oesterreich geschlossenen Verträge durfte man fordern. Nur in der Romagna, in Modena und Parma war alles Bestehende faul bis in's Mark; hier

half allein die offene Empörung, und der Reformer in Turin säumte nicht sie vorzubereiten. Doch unterschied Cavour scharf zwischen der Romagna und dem Patrimonium Petri; die Unverletzbarkeit des eigentlichen Kirchenstaates blieb die unabwendbare Bedingung, davon Napoleons Beistand abhing.

Ueberdenken wir diese diplomatische Verwicklung, die furchtbar bedrängte Lage eines Mittelstaates, der eine europäische Umwälzung zu beginnen wagte, so brechen die gellenden Anklagen der Actionspartei wider die Zahmheit der Pläne Cavour's alsbald zusammen. Italien frei von fremdem Einfluß, neu geordnet durch eine starke subalpinische Macht — das blieb noch immer der einzige helle Punkt in den Nebeln der Zukunft. Und doch lebte in der Seele des verwegenen Mannes, der so vorsichtig mit dem Möglichen rechnete, die Ahnung ungeheurer Dinge. Cavour glaubte, so freudig wie nur ein Heißsporn unter den Jüngern Mazzini's, an die dämonischen Kräfte der Revolution, welche einmal aufwogend in unabsehbare Fernen sich ergießen mußten. Ihm entging nicht, wie leicht der Starrsinn der Höfe die beiden einzigen treuen Freunde Italiens, Piemont und den Geist der Nation, in die Bahnen des Einheitsstaates treiben konnte. Darum kehrt in den Briefen seiner Genossen immer die Warnung wieder: Hütet Euch der Zukunft vorzugreifen (l'avvenire rimanga intatto)!

Am Neujahrstage 1859 verkündete die schroffe Anrede Napoleons III. an den österreichischen Gesandten — deutlicher als der Kaiser selber wünschte — das Nahen des Krieges. Augenblicklich warf die Hofburg frische Regimenter in die Lombardei. Der König von Sardinien, durch den Nationalverein über jede Truppenbewegung jenseits des Tessin genau unterrichtet, eröffnete am 10. Januar sein Parlament mit den unzweideutigen Worten: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht ganz heiter. Wir sind nicht unempfindlich für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens uns entgegenschallt". Nochmals, wie vor vierzig Jahren da die Creolen ihren Schmerzensschrei erhoben, übte der pathetische Ausdruck seinen Zauber auf die Herzen der Romanen. In Massen waren die Lombarden herbeigeeilt die Thronrede zu hören, der Palast erbebte von ihrem Jubel, trunken von Freude kehrten sie heim. Noch im selben Monat zahlte der König den ersten Preis, den der schlaue Rechner an

der Seine für seine Hilfe sich ausbedungen, vermählte sein geliebtes Kind mit dem rothen Prinzen Napoleon. Cavour übergab inzwischen dem Parlamente einen Gesetzentwurf über die Nationalgarde, welcher die älteren, verheiratheten Mannschaften auf den Garnisonsdienst verwies, nur die wahrhaft kriegstüchtigen Truppen für die Feldschlacht bestimmte. Noch einmal, nun die große Entscheidung nahte, warnte der Graf, nicht durch dilettantische Spielerei den schweren Ernst des kriegerischen Handwerks zu verderben: „die Vorsehung ist die Freundin der starken und noch mehr der guten Bataillone“. Dann offenbarten die Verhandlungen über das vorgeschlagene Kriegsanlehen, wie schreckhaft gewaltig der eine Mann mit seiner breiten lustigen Behaglichkeit den Zeitgenossen erschien. Hatte ihn schon vor vier Jahren das Geschichtswerk Antonio Gallenga's ohne Widerspruch den ersten der lebenden Staatsmänner genannt, so erklang jetzt aus den Reden der Opposition oftmals jene Empfindung des Schauders, welche der Anblick echter Menschengröße erweckt: wohin treiben wir, rufen sie aus, wenn dieser Titane den Pelion auf den Ossa thürmen darf? Aber auch das häßliche Geheimniß, das Aller Herzen bang bedrückte, warf seinen Schatten in die Verhandlung. Die Abgeordneten Savoyens erklärten, ihre französische Heimath sage sich los von dem Kampfe für ein fremdes Volksthum. Wollt Ihr uns von Euch weisen, rief Costa di Beauregard, so wird die tapfere Brigade Savoia (die erprobte Lieblingstruppe des Königs) gleich uns zu stolz sein, Euch ein Wort des Bedauerns nachzurufen. „Mögen Sie nie bereuen, daß Sie die Bedeutung unserer Berge, den Werth unserer Herzen so niedrig schätzten!“ — „Savoyen ist zu hochherzig, um am Tage der Gefahr seinen Beistand zu verkaufen“, erwiderte der Minister, der weder leugnen noch bekennen durfte. Beide Gesetze wurden mit überwältigender Mehrheit genehmigt; dann verlautete im Parlamente zwei Monate lang, bis in den April hinein, kein Wort mehr über die nahende Erhebung.

Der Graf hatte nach Rattazzi's Rücktritt auch das Ministerium des Innern und damit die schwere Aufgabe übernommen, die unter Rattazzi's Leitung erschlaffte sittliche Haltung der Verwaltungsbehörden wiederherzustellen. „Nehmen Sie nur auch dies Portefeuille,“ lachte der König, „es wird nicht schlechter gehen.“ Jetzt gab der Minister dem Hause gelassen Auskunft über die Gefängnisse, erörterte geläufig den Begriff des ademprivio, der auf der Insel Sardinien hergebrachten Grundlasten. Derweil das Parlament also sein Alltagsgesicht zeigte,

leitete Cavour aus der Stille seines Cabinets den verwegenen Federkrieg, welcher den Kampf der Waffen vorbereitete, und zugleich den unaufhaltsamen Gang der Rüstungen. In Schaaren strömten die Freiwilligen herbei. Vergeblich, daß Oesterreich die Grenzen Piemonts mit einer Postenkette umzog; die begeisterte Jugend von Venedig, Mailand, Toscana fand die Schlupfwinkel durch die Reihen der Feinde, Hunderte vom Adel traten als Gemeine in die Regimenter. Auch die Linie — so war Cavour's Meinung — darf nicht mehr den Piemontesen allein angehören; von Freischaaren nur so viel als nöthig, um die Theilnahme der radikalen Partei zu erwecken, ihre meisterlosen Glieder zu bändigen; hebt der Krieg an, dann muß das Heer gleich der Lawine wachsend vorwärts treiben, in jeder eroberten Landschaft alle waffenfähigen Italiener an sich ziehen und dergestalt durch seine Masse dem übermächtigen Verbündeten verbieten, daß er ein Herr werde.

Welch' ein Gegensatz der Zeiten und des Volksthums, sobald wir diese terza riscossa der Wälschen mit unserem Jahre 1813 vergleichen! Hier eine Nation von Dichtern und Denkern, die allzulange mit ihren Träumen in den Wolken schweifte und nun, da sie den Muth findet, ihren Fuß fest auf die Erde zu stemmen, alle die vertrauten Mächte des Himmels anruft, ihr beizustehen: die Tröstungen des Glaubens, den sittlichen Ernst einer weltverachtenden Philosophie, die Heldengestalten ihres neu entdeckten Alterthums, die glänzenden Bilder einer gottbegeisterten Kunst. Dort eine rein politische Bewegung; alle gesunden Kräfte des Volks so ganz versenkt in die Händel des Staats, daß noch auf Jahre hinaus allein Parteischriften die Geister zu entzünden vermögen. Kein Fichte, kein Schleiermacher, die das Pathos und das Ethos des Krieges vertreten; keine Hochschule, welche, der Berliner gleich, den Muth des Wissens in der Jugend stählt, um ihr den Muth des Handelns zu erwecken. Und wie leer, wie erkünstelt, wie arm erscheint das Lied vom rothen Hemde, das va fuori d'Italia, neben der brausenden Jünglingsdichtung der Deutschen: Laßt wehen, was nur wehen kann, Standarten weh'n und Fahnen! Hier ein Volk ohne Presse, ohne öffentliches Leben. In tiefer Stille schreitet der Gedanke der Befreiung durch die Hütten und die Paläste, grollend schaut der Bauer auf die ausgeplünderte Hofstatt, auch an der Wand des Kleinbürgers hängt, ein beredter Mahner, das Bild des großen Königs; fest wie ein Mann erheben sich die Hunderttausende, treu und schlicht, als wüßten sie's nicht anders, opfern und wagen sie das Ungeheure. Jede

That des wundervollen Kampfes erzählt von der bescheidenen Größe, die in alle Wege des deutschen Geistes köstliches Kleinod bleiben wird. Dort ein hoch entwickeltes parlamentarisches Leben, eine laute Presse, die mit überschwänglichen Reden die Wunder italienischer Tapferkeit voraus verkündet; die planvolle Arbeit der Parteien gewinnt den Adel, die gebildete Jugend, zuletzt auch die städtische Masse, nur das Landvolk bleibt dem Kampfe fern. Aber wenn die Erhebung der Italiener mit der edlen Leidenschaft, der schönen Schwärmerei des deutschen Krieges sich nimmermehr messen kann, so ward sie doch geleitet von einer scharfen politischen Berechnung, die jenem Unschuldsalter unseres Volkes versagt blieb: sie wollte und erreichte mit der Vertreibung der Fremden zugleich den nationalen Staat. Wunderbar schnell begriff der scharfe politische Verstand der Nation das Nothwendige. „Ich streite nicht mehr, ich gehorche“, schrieb Azeglio dem Grafen; dann ging er nach Rom, die Patrioten vor unzeitigen Aufständen zu warnen, darauf nach Paris und London als Gesandter seines Nebenbuhlers. Die Denkenden aller Parteien, Niemand eifriger als Garibaldi, schworen auf die alte Lehre Manin's: der Krieg muß geführt werden unter der Dictatur des Königs. Der Nationalverein löste sich auf, sobald der Kampf begann, auf daß die Einheit der Leitung nicht gestört werde. Der König selbst überwand die Eifersucht gegen seinen großen Minister, den geheimen Groll wider den freimüthigen Mahner. Dem derben Jäger, dem schon die Regierungssorgen des kleinen Piemont oft lästig fielen, lag nichts ferner als maßloser Ehrgeiz, doch den tapfern Degen, den treuen Italiener reizte der Krieg, und da der Kampf entbrannte, ward der König wirklich, wie er verheißen, „der erste Soldat der italienischen Freiheit“. Auch die Hingebung der Jugend Norditaliens war der Größe des Augenblicks gewachsen; sie bewährte in unvergeßlichen Thaten, daß dieses Volk nicht untergehen könne. Oft ward der Feuereifer der Freiwilligen dem Grafen bedenklich; denn nicht vor dem März durfte er wagen, sein Heer durch lombardische Kräfte zu verstärken. Für's Erste mußte er durch ein verschlagenes diplomatisches Spiel Oesterreich vor den großen Mächten in das Unrecht setzen.

Dem Urtheile der Wissenschaft, das die unveräußerlichen Rechte des Volksthums anerkennt und den großen Zusammenhang der historischen Dinge höher anschlägt als die Zufälle des Augenblicks, erscheint Oesterreich im Frühjahr 1859 ebenso gewiß als der Angreifer, wie Napoleon im Frühjahr 1813. Oesterreichs Herrschaft war der letzte

Quell der Leiden Italiens. Seine Beamten regierten nicht in der Lombardei, sie standen im Feldlager, seine Truppen bedrückten die Romagna durch einen zehnjährigen Belagerungszustand, sein Gebot schaltete nach Willkür in Modena, Parma, Florenz. Mit erfinderischer Bosheit verhöhnten die k. k. Landsknechte jedes menschliche Gefühl der Italiener. Kein Romagnole verzieh, daß die Oesterreicher, als sie den Banditen il Passatore erlegt zu haben glaubten, die leibliche Mutter des Getödteten herbeiholten, damit sie die verstümmelte Leiche des Sohnes erkenne. Kein Mailänder durfte vergessen, daß einst Radetzky die Lombardenstadt gezwungen hatte, einer kaiserlich gesinnten öffentlichen Dirne ein Ehrengeschenk darzubringen. — Aber jeder Uebergriff der Hofburg berief sich auf rechtsgiltige Verträge, auf die Zustimmung der ergebenen kleinen Höfe, und das alte Völkerrecht wußte nur von den Cabinetten, kannte Italien lediglich als einen geographischen Begriff. Noch mehr, ward Oesterreich den Wünschen der Italiener gerecht, so erhoben augenblicklich auch die anderen geknechteten Völker des Reiches ihre Stimme; der centralisirende Despotismus, seit zehn Jahren der Stolz und Ruhm der Hofburg, brach zusammen. Denn unter mannichfach wechselnden Formen blieb die Regierung des Kaisers Franz Joseph von ihrer ersten bis zur heutigen Stunde immerdar dasselbe System des Schwindels, der ernten will, wo er nicht gesät, eines Schwindels, der so dreist und lügenhaft selbst an dem Hofe des dritten Napoleon nicht gedeiht. Während Italiener, Magyaren, Czechen in die Zügel knirschten, sogar unter dem herrschenden deutschen Stamme jeder freie Mann sich angeekelt abwandte von dem entgeisterten Staate, eine scheußliche Fäulniß der Sitten die Grundlagen der Gesellschaft zerfraß, verkündeten die feilen Federn der k. k. Hofpresse in die Welt hinaus wunderbare Mären von dem verjüngten Oesterreich, von den unerschöpflichen Hilfsquellen des Reiches, welche der erbliche Unverstand des Hauses Habsburg doch nie zu benutzen vermochte. Wie sollte man jetzt den erschlichenen Ruhm des Fürsten Schwarzenberg und seiner Nachfolger dem Hohngelächter Europa's preisgeben, vor aller Welt gestehen, daß dies Oesterreich die sittlichen Mächte der Vaterlandsliebe, der Staatsgesinnung nicht kenne? Dasselbe politische Gesetz, das Philipp den Zweiten zwang, die niederländischen Rebellen zu bekämpfen, verbot dem neuen Habsburger, den Piemontesen zu weichen.

Nur die Gewandtheit der gallo-sardischen Diplomatie, die unsägliche Verblendung der Hofburg selber hat den Wiener Hof aus sei-

ner rechtlich unangreifbaren Stellung hinausgeschleudert. Oesterreich rüstete zuerst; mit gutem Scheine konnte Cavour versichern, die Kriegsbereitschaft, das Kriegsanlehen Piemonts sei nur die Antwort auf die gleichen Maßregeln des Nachbarstaates. — Das Cabinet von St. James, das soeben die Macht Rußlands am Pontus durch Verträge beschränkt hatte, mußte darum auch die Verträge von 1815 vertheidigen. Seit Frankreich für die Italiener Partei nahm, erwachte selbst unter den Whigs der alte Argwohn wider den napoleonischen Ehrgeiz; alle Parteien des englischen Parlaments verlangten die Wahrung des Rechtsbodens. Grundes genug für den Grafen Buol, um blindlings auf Englands Hilfe zu bauen. Schon im Januar ließ er dem englischen Hofe ein gemeinsames Eintreten der großen Mächte vorschlagen, das den Störenfried in Turin bändige. Am 25. Februar gestand er gar mit staunenswürdiger Thorheit, in einer Depesche an den Grafen Appony, den geheimen Hintergedanken seines Hofes: Italiens Unglück ist bewirkt durch die Einführung von Verfassungen, „welche weder dem Geiste, noch der Geschichte, noch den socialen Verhältnissen des Landes entsprechen." So verließ er selber den Boden der Verträge, forderte Einmischung in die inneren Verhältnisse eines souveränen Staates, bekannte laut, daß ein Kreuzzug des Absolutismus wider das liberale Europa bevorstehe. Je schärfer fortan die Ansprüche Oesterreichs dem Völkerrechte widersprachen, um so lauter tobte die legitimistische Raserei in Wien. Sobald die Pläne des Napoleoniden in der Flugschrift Laguerroniere's sich entschleierten, träumte man in der Hofburg von der Wiedereinsetzung der Bourbonen. Ja, eine Denkschrift des allergetreuesten Herzogs von Modena schlug sogar vor — so versichert Graf Arrivabene — die Hauptstadt Frankreichs aus dem radikalen Paris hinweg zu verlegen. Wahnwitzige Verirrungen, unglaubhaft nur für jene frommen Seelen, welche sich noch immer nicht befreien können von dem alten Aberglauben, als ob die Vernunft, die Wohlfahrt des eigenen Staates bei den Berechnungen der österreichischen Staatskunst irgendwie in Betracht käme!

Meisterhaft wußte Cavour solche Hoffart der Gegner auszubeuten, er spielte mit ihr wie die Katze mit der Maus — wenn anders dies triviale Bild auf den Schwachen paßt, der nur stark war durch die Macht der Ideen. In einer Denkschrift vom 1. März übergiebt er dem englischen Cabinet, auf dessen Wunsch, seine Vorschläge für die Rettung Italiens. Stolz und sicher verkündet er die Lehren

eines neuen menschlicheren Völkerrechts: die Welt hat schon schlechtere Verwaltungen gesehen als gegenwärtig in der Lombardei, aber vor der modernen Gesittung gelten nur jene Regierungen als legitim, „welche von den Völkern mit Dankbarkeit oder doch mit Ergebung angenommen werden.“ Die Uebel der Fremdherrschaft heilt nur die Revolution oder die Neugestaltung der europäischen Verträge. Will der englische Hof durch sanftere Mittel helfen, so schaffe er den Lombarden die von Oesterreich vor fünfundvierzig Jahren verheißene nationale Verwaltung, den Völkern Mittelitaliens die Befreiung von den fremden Garnisonen, den Staaten Parma, Modena, Toscana eine Verfassung nach dem Vorbilde Piemonts, dem Kirchenstaate die schon auf dem Pariser Congresse geforderte gründliche Reform. „Dann wird Italien erleichtert und befriedet Englands Namen segnen.“ — Noch dreister packt Cavour den Stier bei den Hörnern in einer an Azeglio gerichteten Depesche vom 17. März. Gewiß, sagt er hier zur Antwort auf Buol's Anklagen, die Verfassung Piemonts ist eine Drohung gegen Oesterreich; dem Wiener Hofe bleibt nur die Wahl, auch diese Verfassung zu vernichten, oder seine Herrschaft über das gesammte übrige Italien auszudehnen, damit die liberalen Ideen die Grenzen Piemonts nicht überschreiten. Will Oesterreich entwaffnen, schließt er höhnisch, so wird Piemont sich beschränken auf eine friedliche Propaganda, welche die Lösung der italienischen Frage vorbereiten soll. — Dem Grafen ward die Genugthuung, daß die Wiener Hofpresse die großartige Offenheit dieser Sprache brandmarkte als „ein Denkmal der Verächtlichkeit und Verworfenheit der Gesinnung, eine bübische Keckheit“.

Endlich am 18. März schlug Rußland, unzweifelhaft im Einverständniß mit dem Kaiser der Franzosen, das alte Auskunftsmittel diplomatischer Verlegenheit, einen Congreß der großen Mächte, vor, und noch feindseliger denn vorher prallten jetzt die alte und die neue Zeit auf einander. Der Turiner Hof verlangte Zutritt zu dem Rathe der Pentarchie, wie einst nach dem orientalischen Kriege: wir vertreten Italien, auf uns ruht das Vertrauen des unglücklichen Volkes. In der Hofburg fand man kaum Worte scharf genug, diesen Einbruch in die alte aristokratische Verfassung des Staatensystems zurückzuweisen. Welche offenbar abgeschmackte Anmaßung! — schrieb der toscanische Gesandte aus Wien — jeder andere Staat Italiens darf mit besserem Rechte an dem Congresse theilnehmen, denn Piemont allein ist nicht durch Specialverträge an Oesterreich gebunden. Gerade die Aufhebung

dieser Verträge, welche den kaiserlichen Truppen den Einmarsch in die Nachbarlande gestatteten, sollte nach Cavour's Anschauung die Aufgabe des Congresses bilden. Graf Buol dagegen wollte die Spitze des Congresses gegen die Verfassung Piemonts kehren; er wiederholte den einst zu Aachen und Laybach von dem Fürsten Metternich aufgestellten Grundsatz der Interventionspolitik: der Congreß darf über die inneren Verhältnisse der Staaten Mittelitaliens nur dann berathen, wenn die betheiligten Souveräne ihn anrufen. Das will sagen: er darf gar nicht darüber berathen. — So trieb man im Kreise umher. Preußens wohlmeinender Vorschlag, in Mittelitalien einen Staatenbund, unabhängig von Oesterreich wie von Piemont, zu schaffen, erschien dem Herrscherstolze des Wiener, den Hoffnungen des Turiner Cabinets gleich unerträglich.

Während diese Händel schwebten und zugleich die Streitfrage, wer zuerst entwaffnen solle, die Höfe erregte, war auf den schweigsamen Verbündeten in Paris noch immer kein Verlaß. Prinz Napoleon, der Freund Italiens, wurde plötzlich von seinem Ministerposten entlassen, Baron Hübner und die spanische Damenpartei in den Tuilerien triumphirten. Da eilte Cavour am 25. März selber nach Paris, um den Kaiser zu sprechen. Beruhigt kehrte er nach einigen Tagen heim. Unterdessen arbeiteten die Getreuen in der Emilia: kam der Congreß zu Stande, so sollten bewegliche Adressen, von Hunderttausenden unterzeichnet, dem Rathe Europa's betheuern, wie fest das Volk von Mittelitalien zu dem Hause Savoyen stehe. Noch einmal stellte der Kaiser das Vertrauen des Piemontesen auf eine harte Probe. Nach dem Scheitern aller anderen Vermittelungspläne beantragte England schließlich: Zulassung sämmtlicher Staaten Italiens zu dem Congresse und gleichzeitige Entwaffnung aller streitenden Theile. Ein kurzes befehlendes Telegramm des Kaisers gab dem Turiner Hofe die Weisung, den englischen Vorschlag anzunehmen; Cavour schwankte von furchtbaren Zweifeln gequält. Da kam ihm von den Genossen aus Neapel die sichere Nachricht, daß Oesterreich den Krieg wolle; auf die Verblendung des Feindes bauend, trat der Graf am 17. April dem englischen Vorschlage bei. Und wirklich, fast im selben Augenblicke fügte Oesterreich an die lange Kette seiner Thorheiten die letzte und schwerste. Die Hofburg stellte am 19. April ihr Ultimatum: Piemont soll entwaffnen, sofort und allein, widrigenfalls beginnt der Krieg. So war der Zwingherr Italiens aus der denkbar günstigsten Stellung in die allerbedenklichste hinübergetaumelt. Oesterreich griff an, die neutralen Mächte protestir-

ten gegen die Gewaltthat, der Napoleonide aber rief: die Dinge gehen besser als ich zu hoffen wagte!

Cavour übernahm inzwischen zu dem Vorsitz im Ministerrathe und den drei Portefeuilles des Auswärtigen, des Inneren, der Marine auch noch die Leitung des Kriegsdepartements, ließ sein Bett in die Arbeitszimmer des Kriegsministeriums tragen, ruhte dort während kurzer Nachtstunden von der erdrückenden Arbeit aus. Eine lakonische vom Blatte gelesene Ansprache genügte, als der Minister jetzt dem Parlamente vorschlug, die Dictatur, die pieni poteri, auf den König zu übertragen: die Nation war einig, sie wollte den Zweck und wollte die Mittel. Am 26. April ward das Ultimatum Oesterreichs verworfen, und wer noch zweifelte, ob wirklich ein großer Principienkampf der absoluten Fürstengewalt wider die Rechte der Völker beginne, ob wirklich die Zeiten Thugut's sich erneuerten — den mußte das Kriegsmanifest des Wiener Hofes belehren: „Wenn die Schatten einer die höchsten Güter der Menschen bedrohenden Umwälzung über den Welttheil sich auszubreiten suchten, hat sich die Vorsehung oft des Schwertes Oesterreichs bedient, um mit seinem Blitze die Schatten zu zerstreuen.“ Im selben Tone rief General Giulai, da er den Tessin überschritt, den Piemontesen zu: Ihr seid unterdrückt von einer Partei des Umsturzes, ich komme Euch zu befreien!

Wie jederzeit in Coalitionskämpfen die politische Natur des Krieges scharf hervortritt, so wurden auch in diesem Feldzuge die wichtigsten militärischen Entschlüsse durch politische Gründe bestimmt. Mochte immerhin ein Handstreich der Oesterreicher gegen Turin für den militärischen Erfolg des Krieges wenig bedeuten — der Staatsmann Italiens durfte nicht dulden, daß die Hauptstadt Piemonts durch die Franzosen befreit werde; Cavour befahl, daß die offene Stadt sich bis auf das Aeußerste halte. Auch das flache Land sollte sich selber des Feindes erwehren; willig ertrug der wackere Gau von Vercelli, daß der Graf meilenweit die Felder unter Wasser setzen ließ. Derweil die Oesterreicher in diesen sumpfigen Reisfeldern der Lomellina umherirrten, sammelte sich das verbündete Heer unter dem Schutze des neuen Festungsdreiecks. Sobald der Aufmarsch begann, mußten Garibaldi's Alpenjäger als Sturmvögel dem Heere vorausziehen: die Lombardei sollte wissen, der Krieg der Italiener hebe an. Doch schickte Cavour bedachtsam seinen La Farina als Commissär den Rothhemden nach, um unbesonnene Streiche der Actionspartei zu verhindern. Nun endlich reifte

die Aussaat. Wie hehr und herrlich strahlte der Todesmuth des erwachenden Volkes, als der siegreiche König über das Schlachtfeld von Palestro ritt und die lombardischen Freiwilligen, die mit zerschrotenen Gliedern am Boden lagen, ihm die Hände entgegenstreckten: Sire, fate questa povera Italia! Nur die verhärtete Parteiwuth im deutschen Süden hörte nichts von der erschütternden Klage des Völkerleibes; sie küßte den Fuß, der auf unserem Nacken stand, und wünschte ihm Heil, daß er ein fremdes Volk zertrete. — Die Schlacht von Magenta öffnete den Verbündeten die Thore der lombardischen Hauptstadt, und als die Mädchen von Mailand sich mit stürmischen Küssen an den behäbigen Minister drängten, die jauchzende Masse mit ihrer ungestümen Zärtlichkeit den Befreier schier erdrückte, da stand Cavour auf der Höhe seines Ruhmes — nicht seines Schaffens.

Während im Norden die Heere sich schlugen, begann in Mittelitalien die Revolution ihr Werk. Der Großherzog von Toscana verwarf noch beim Beginne des Krieges ein letztes Anerbieten Frankreichs, das ihm seinen Besitz verbürgte, wenn er die Neutralität bewahre. Er blieb ein Fremder, ein Erzherzog; das lehrte der an seinem Hofe auftauchende frevelhafte Gedanke, die lieblichste Stadt der Erde zu bombardiren. Von Allen, auch von dem Heere verlassen, entfloh er endlich zu den Oesterreichern. Toscana, längst schon allen italischen Herzen theuer als die Heimath milder Sitten, edler Künste, gab jetzt auch dem politischen Leben der Nation ein Vorbild durch eine wunderbar ruhige, maßvolle Volksbewegung, die der stolze Baron Ricasoli mit fester Hand leitete. Auch in Parma, in Modena, in der Romagna wurde das alte Regiment hinweggefegt; alle befreiten Provinzen übertrugen dem König von Sardinien die Dictatur. Dem Kaiser der Franzosen ward das Herz von Sorgen schwer, da er die Pläne von Plombieres also durch die unberechenbaren Mächte der nationalen Leidenschaft durchkreuzt sah. Warum mußte auch der Prinz Napoleon, der den Argwöhnischen als der künftige König von Etrurien galt, gerade in Toscana mit seinem Armeecorps erscheinen? — Wollte man den Kaiser festhalten bei dem großen Unternehmen und verhindern, daß die begehrlichen Träume der „Plonplonianer“ zu einem bestimmten Plane sich verdichteten, so durfte Piemont nicht um eines Fingers Breite abweichen von der Abrede: wir führen Krieg gegen Oesterreich allein. Daher schlug der König die Dictatur in den Staaten Mittelitaliens aus, übernahm nur den Oberbefehl über ihre Truppen; noch im Juni beschwor Azeglio in Cavour's

Auftrag die Patrioten von Florenz, die Volksbewegung nicht zu beschleunigen. In Rom gelang den Besonnenen, jede Erhebung wider den Pathen des Kindes von Frankreich zurückzuhalten; „Rom kann warten", hieß das Stichwort des Tages. — Je düsterer die Verstimmung Napoleon's III. sich zeigte, um so dringender mußte Cavour wünschen, das italienische Heer zu verstärken durch die Hilfe Neapels. In den ersten Tagen des Krieges starb Ferdinand II. Aber auf den Bomba folgte der Bombetta, auf den Bombenkönig der König Bömbchen; Cavour's Unterhändler, der dem jungen Fürsten ein Bündniß antrug, brachte zur Antwort den Ausspruch heim: Was ist das für ein Ding, die Unabhängigkeit Italiens? Ich kenne nur die Unabhängigkeit Neapels. — Auch die gleichgiltig träge Haltung der Massen in Unteritalien bewährte, wie schwer die Spuren einer vielhundertjährigen Trennung sich verwischen lassen.

Unterdessen trugen die Verbündeten ihre Fahnen über den Oglio. Freudestrahlend, mit hundert schmückenden Märchen erzählte sich das Volk zu Turin und Florenz die große Kunde von der Schlacht von Solferino: wie der Himmel selber theilnahm an dem Kampfe, wie am Abend des blutigen Tages ein Gewitter dahinbrauste über das Schlachtfeld, mit ungeheuren Donnerschlägen das Krachen der Geschütze, das Toben der kleinen Menschen übertäubend. Und wie mannhaft hatte das italienische Heer auf den Höhen von San Martino die Ehre seiner Tricolore vertheidigt! Der frohesten Hoffnung voll kehrte Cavour nach Turin zurück. Noch zwei Tage nach der Schlacht hatte er den Kaiser in guter Stimmung, stolz auf sein Heer gefunden. Der Graf hielt das Festungsviereck nicht für unüberwindlich; soeben zog die Armee der Piemontesen gegen Peschiera, um nochmals, wie vor elf Jahren, den nördlichen Eckstein aus dem Bollwerk auszubrechen. Wenn jetzt die französische Flotte in der Adria den Kampf aufnahm, wenn man die zahlreichen ungarischen Offiziere im Hauptquartier verwendete, um das Donaureich mit dem Bürgerkriege zu bedrohen, so schien der Einzug in die Lagunenstadt unausbleiblich. Auch die Unthätigkeit des Heeres nach dem Tage von Solferino störte den Grafen nicht in seiner Zuversicht; so traf ihn am 10. Juli die Nachricht von dem Waffenstillstand von Villafranca.

Jene unsterbliche Unart der Menschen, welche die großen und nothwendigen Fügungen der Geschichte aus kleinen und zufälligen Gründen herzuleiten liebt, erschwert den Italienern noch heute ein ruhiges

Urtheil über diesen Friedensschluß. Wohl haderten die Marschälle im Hauptquartiere, die Kaiserin und Graf Walewski mahnten zur Umkehr, der Rückblick auf den glücklich aber keineswegs meisterhaft geführten Feldzug war ebensowenig ermuthigend, wie die Aussicht auf einen langen Belagerungskrieg in der Fieberluft der mantuanischen Sümpfe; auch mögen den Kaiser nach den Strapazen der jüngsten Wochen unter den schrecklichen Eindrücken des Schlachtfeldes von Solferino häufiger als sonst Tage der Abspannung überwältigt haben. Doch mehr denn solche kleine Bedenken galt die Gefahr, die vom Norden her drohte: während über Mittelitalien die Einheitsbewegung, dem Kaiser unheimlich, daherfluthete, schickte Preußen sich an, einem hochherzigen, doch von Grund aus unpolitischen Impulse gehorchend, für die Verträge von 1815 die Waffen zu ergreifen. Die italienischen Ueberlieferungen des Hauses Bonaparte, der Wunsch Napoleon's, als der Führer der romanischen Völker an der Spitze Europas zu stehen, das natürliche Bestreben des Emporkömmlings, seine Dynastie durch andere illegitime Herrscherhäuser zu decken — alle diese Beweggründe berechtigten den Kaiser doch nicht, einen Kampf um Frankreichs Dasein zu wagen; denn bei dem verwahrlosten Zustande seiner Reserven war das französische Heer in jenem Augenblicke dem Angriff Deutschlands nicht gewachsen. Cavour selbst, den Preußens lange Unthätigkeit gewöhnt hatte, die Macht dieses Staates zu unterschätzen, vermochte den entscheidenden Grund des Vertrages von Villafranca niemals recht zu würdigen. Am wenigsten jetzt; denn furchtbar bäumte sich der empörte Stolz des Grafen auf. Die ungeheure Macht seiner Leidenschaft, in langen Jahren umsichtigen Spieles mühsam zurückgehalten, übermannte ihn ganz und gar. „Schaffet Geld und Waffen!“ schrieb er nach Modena an Farini; nimmermehr sollte ihm sein König einen solchen Frieden unterzeichnen. Der Staatshaushalt für immer verwüstet durch ungeheure Opfer, dreißigtausend tapfere Piemontesen dahingerafft, und nach alledem das Festungsviereck noch in Oesterreichs Händen; ja, zum Schaden noch den Hohn, die Lombardei an Frankreich abgetreten, nur durch Napoleon's Gnade den Italienern geschenkt!

Niemals war Cavour so ganz „der große Italiener“, wie in diesen bösen Tagen, da der Zorn des Patrioten die Besonnenheit des Staatsmannes gänzlich überwältigte. Er litt und irrte mit seinem Volke. Ein Aufschrei der Wuth ging durch Italien; in dem ruhigen Florenz riß die Masse die Nachrichten aus Villafranca von den Straßenecken

herab, sie wollte, sie durfte das Entsetzliche nicht glauben. Der Graf eilte mit seinem treuen Nigra in das Hauptquartier, und als er zu Desenzano am Gardasee in einem ärmlichen Kaffeehause eine Stunde lang unerkannt auf den Wagen wartete, da vernahm er aus den Gesprächen der Gäste, wie die alte Krankheit seines Volkes, das finstere Mißtrauen, wieder erwachte: war nicht der Verrath erwiesen? hatte nicht der große Mazzini längst vorausgesagt, der Krieg werde am Mincio stehen bleiben, das Versprechen des Decembermannes „Italien frei bis zur Adria" sei eine Falle? — Ein Dunkel, das sich wohl niemals völlig lichten wird, ruht noch immer über der stürmischen Unterredung, welche der König und der Graf alsdann in der Casa Melchiorri selbander hielten. Möglich, daß der ungestüme Staatsmann von seinem ungnädigen Herrn den Abschied empfing, nicht ihn erbat; wahrscheinlich, daß er dem Könige rieth, den Krieg allein weiterzuführen; gewiß, daß der Entlassene in höchster Aufregung mit zornrothem Gesicht aus dem Hauptquartier schied und daheim durch seine tiefe Traurigkeit das Mitleid der Freunde erregte. Nach einigen Tagen hatte seine Lebenskraft auch diesen Schlag verwunden.

Derweil in der Arena von Mailand und an den Gestaden des Comer-Sees die Befreiung der Lombardei mit der zauberisch schönen Farbenpracht südländischer Feste gefeiert ward, reiste Cavour in der Schweiz umher, allen Staatsgeschäften entfremdet. Er fühlte, daß der Vertreter der Kriegspolitik jetzt bescheiden zurückstehen müsse, da Italiens Zukunft wieder in der Hand der Diplomaten zu liegen schien; übersatt der Politik verschmähte er selbst Zeitungen zu lesen. Rattazzi der Unaufhaltsame ließ sich indessen abermals von der verwaisten Staatsgewalt aufsuchen. Er lebte des bescheidenen Glaubens, sein Cabinet werde die Politik Cavour's mit größerer Feinheit fortführen, und allerdings zeigte er selber vorderhand ein wenig mehr italienischen Stolz als seine Amtsgenossen La Marmora und Dabormida, die jedem Winke des Franzosenkaisers folgten. Auch gelang ihm auf dem Züricher Friedenscongresse ein bescheidener Erfolg: der Turiner Hof unterschrieb allein die Verträge über die Abtretung der Lombardei und die Zahlung der Kriegskosten, er behielt freie Hand für die Zukunft, rettete stillschweigend den Grundsatz der Nichtintervention. Oesterreich und Frankreich durften nur unter sich die Rechte der Fürsten Mittelitaliens

vorbehalten, nur sich selber gegenseitig verpflichten, die Bildung eines italienischen Bundes zu begünstigen.

Aber die treibende Kraft der nationalen Politik lag nicht mehr in dem Turiner Cabinet, sie lag im Volke. Denn während die Feinde Italiens schon den Tag kommen sahen, da die Anarchie die enttäuschten Gemüther überwältigen und das Land um die Früchte des Krieges betrügen müsse, schritt die Nation in musterhafter Ordnung, entschlossen und sicher über den Vertrag von Villafranca hinweg. Nicht darum hatte sie den Schild erhoben, damit abermals an ihr Manzoni's alte Klage sich erfülle:

il nuovo signore s'aggiunge a l'antico,
un popolo e l'altro sul collo ci sta.

Ein italienischer Bund mit Oesterreich und mit dem Papste mußte den Turiner Hof zum Vasallen Frankreichs erniedrigen. Einstimmig ward der Plan von den Patrioten verworfen; auch die Venetianer verzichteten hochherzig auf die nationale Verwaltung, welche der Bund ihnen bringen sollte. Und nochmals arbeitete die Thorheit der Gegner dem Volke in die Hände. Der römische Stuhl und der Großherzog von Toscana verwarfen den Vertrag von Villafranca, sie zerstörten selber den Bund, den sie bald mit ohnmächtigen Klagen zurückwünschen, sie bauten die Pfeiler des Einheitsstaates, den sie bald mit ihren Flüchen verfolgen sollten.

„Mittelitalien zum mindesten müssen wir retten" — so hieß die Losung, welche von Farini und La Farina schon in den ersten Tagen des Schreckens ersonnen und alsbald von der Nation mit dem unbeirrbaren Instincte der Selbsterhaltung aufgegriffen ward. Gegen den Feind, der von den Wällen Mantua's und Verona's herüberdrohte, schützte nur die festeste Staatsform, nur der Einheitsstaat. Die zweischneidige Waffe des allgemeinen Stimmrechts, die sich der Napoleonide einst zum Schutze seines Thrones geschmiedet, kehrte sich jetzt gegen seine eigenen Pläne. Eine überwältigende Kundgebung des Volkswillens verlangte die Vereinigung Mittelitaliens mit dem subalpinischen Königreiche; allen großen Mächten verkündeten die Dictatoren Ricasoli und Farini in fester Sprache den Entschluß der Lande, die Rückkehr des alten Regiments nimmermehr zu dulden. Unsicher, beherrscht von der Angst sich bloßzustellen, sah das Cabinet Rattazzi dem kühnen Treiben zu. Der König versprach den Abgeordneten Mittelitaliens, er werde ihre Wünsche vor Europa vertreten; er ließ geschehen, daß die Einverleibung der Emilia thatsächlich vorbereitet, das Statut Piemonts verkündigt, die Grenzzölle beseitigt, die Verwaltung der Posten und

Telegraphen unter die Turiner Direction gestellt, das Heer nach piemontesischem Muster neu gebildet, eine Anleihe unter der Bürgschaft des subalpinischen Reiches abgeschlossen wurde. Aber die vollständige Vereinigung lehnte er ab; auch der Prinz von Carignan durfte die ihm angetragene Dictatur nicht annehmen. Denn Napoleon III. legte jetzt seinen Grundsatz der Nichtintervention in einem unfreien, kleinlichen Sinne aus; noch galt ihm Italien nicht als ein Ganzes, nicht als das Land der Italiener, er untersagte dem Turiner Hofe jede Einmischung in die Händel Mittelitaliens. Sollte der Kaiser zu redlicher Auslegung seiner eigenen Lehre bewogen werden, so mußte Piemont den Preis zahlen, der in Plombieres für die Befreiung der Adria bedungen war. Doch Rattazzi fand den Muth nicht, durch die Abtretung von Nizza sich die Gunst des Volkes zu verscherzen.

Zugleich wuchs in Norditalien die Verstimmung. Die Vollgewalt des König-Dictators ward von Rattazzi ausgebeutet mit jenem rücksichtslosen Beglückungseifer, der den trivialen Liberalismus auszeichnet. Eine neue Verwaltungsordnung, im Geiste straffer bureaukratischer Centralisation gehalten, eine Fluth unbedachter Gesetze überschwemmte das Königreich; und obwohl die Piemontesen unter den Neuerungen des Ministers ebenso schwer litten wie die Lombarden, so erhob sich doch in Mailand der Zornruf des berechtigten und des unberechtigten Particularismus wider das anmaßende Piemontesenthum. Dazu die Sünden der Stellenjägerei, welche, von jeder Eroberung unzertrennlich, unter diesem würdelosen Regimente auf das Behaglichste sich einnisteten. Auch Mittelitalien begann zu klagen. Wohl war es ein Großes, daß die Romagna, das verrufene Land der Bettler, den Muth und Einmuth echter Vaterlandsliebe bewährte, daß die fette Bologna nach langer Erstarrung den alten stolzen Wahlspruch ihres Wappens „Libertas“ wieder zu Ehren brachte, und nur einmal in neun Monaten krampfhafter Erregung eine Blutthat diese herrliche Volkserhebung schändete. Doch die unvermeidlichen Gebrechen einer provisorischen Verwaltung, Schwäche, Nachsicht, Unklarheit wurden von Tag zu Tag schwerer empfunden.

Im September, sobald die tapfere Haltung der Toscaner und Romagnolen einen neuen Weg der Rettung wies, kehrte Cavour nach seinem Leri heim. In den Schaufenstern italienischer Städte begegnen uns noch zuweilen elegische Bilder, die den entlassenen Staatsmann darstellen, wie er, ein zürnender Achill, finster brütend durch die Baumgänge seines Gartens schreitet. Nur schade, daß vor der rüstigen Thatkraft

dieses hellen Geistes alles falsche Pathos zu Schanden wird. Frohen Muthes begann er „sich zu verschwören", da die große Heerstraße versperrt war. Kommen Sie zu mir, schrieb er an La Farina, „um das unterbrochene, nicht aufgegebene Werk wieder aufzunehmen. — Ich habe Vaterlandsliebe genug, um weiter zu kämpfen, wo nicht als Feldherr, dann als gemeiner Soldat." Der Graf kam an mit dem Vorsatz das Cabinet Rattazzi zu unterstützen. Als er näher zuschaute, wie diese Regierung sein Werk fortsetzte, erkaltete seine Hochachtung für den Minister der pieni poteri. „Rattazzi ist ein dummer Maulesel," schrieb er im November. „Aber da man, wenn er das Ruder des Staats verließe, Schöpse oder Eunuchen an den Karren spannen würde, so müssen wir ihn aufrechthalten mit allen seinen Fehlern. Amen." Bald darauf erwachte schon die Frage, ob man nicht auch einen Mann an den Karren spannen könne, und ehe das Jahr zu Ende ging, hatte sich der Bruch zwischen den beiden Nebenbuhlern entschieden. War von der unschlüssigen Schwäche der Regierung wenig zu erwarten, um so feuriger wirkte der entlassene Staatsmann. Während die harmlose Welt wähnte, der Graf stelle sein in den letzten Jahren schwer geschädigtes Vermögen wieder her, gingen Nigra, La Farina, Sir James Hudson in Leri aus und ein. Mit Castelli und Farini, mit allen Leitern der mittelitalienischen Bewegung stand Cavour in Verbindung, immer anspornend, ermunternd, hoffnungsvoll: die Amerikaner führten einen Krieg von vierzehn Jahren, um ihre Unabhängigkeit zu erobern; dürfen wir nach einem Kampfe von zwei Monaten verzagen?

Seit von jener Unterredung in der Casa Melchiorri Einiges auf dem Markte verlautete, konnten die Verleumdungen der Mazzinisten dem Grafen nichts mehr anhaben; er stand noch fest in der Liebe seines Volkes und fühlte mit dem Volke, daß allein der Einheitsstaat noch retten könne. Zugleich erkannte Cavour, welch ein mächtiger Rückhalt der Sache Italiens erwachsen war in der öffentlichen Meinung Europa's — eine Gunst des Glückes, welche dem gewaltigen Einheitskampfe der Deutschen leider nie gelächelt hat, dem liberalen Grafen aber höher galt als eine gewonnene Schlacht. Die niederträchtigen Anschuldigungen, welche die Hofburg nach dem Tage von Villafranca gegen Preußen erhob, brachen den Deutschen die Bahn zur Selbsterkenntniß; der Stolz unseres Nordens empörte sich bei dem Gedanken, daß Oesterreich uns als die Häscher seiner Zwingherrschaft hatte mißbrauchen wollen. In Frankreich hielt eine leidlich günstige Stimmung

an, da die gewandte Presse Italiens das Volk der Franzosen mit Schmeicheleien überhäufte, alle Schuld des halben Erfolges auf den Kaiser warf. Am stärksten wirkte der Umschwung der Meinungen in England. Dies Volk, immer bereit die Bedeutung vollendeter Thatsachen verständig anzuerkennen, begriff schnell, daß nur ein Bund zwischen England und Italien die Halbinsel vor der Uebermacht Frankreichs bewahren könne; von allen Seiten ward Lord Clarendon angegriffen, weil er sich unterstanden von dem platzenden bubble der Einheit Italiens zu reden.

Auf solche Gunst Europas gestützt durfte man hoffen die gereizte, wunde Stimmung der Lombarden zu heilen. Der Nationalverein, der piccolo corriere entstanden von Neuem, und der Ausfall der nächsten Parlamentswahlen bewies, wie trefflich die 2000 Commissäre des Vereines das Werk der Versöhnung vollzogen. Pallavicino freilich, bethört durch die Actionspartei, übernahm den Vorsitz im Nationalvereine nicht wieder; denn mit unbelehrbarem Ingrimm wirkte Mazzini den verhaßten Liberalen zuwider. Er stiftete abermals radikale Gegenbünde; endlich gelang ihm, den leicht bestimmbaren Enthusiasmus Garibaldi's zu verführen. In heftigem Kampfe stießen die Geister auf einander, als im Herbst die Freunde Cavour's einen Einfall in die Marken verhinderten, welchen der Freischaarenführer zur unglücklichsten Stunde beginnen wollte. Der auf das Große gerichtete Sinn läßt durch dies Wirrsal kleinen Gezänkes sich die Freude nicht trüben an dem erhabenen Gange der Revolution. Wie viel Geduld, wie viel Hingebung forderte diese stille Arbeit von dem klugen Manne, der in seiner Verborgenheit alle Fäden der Einheitsbewegung in Handen hielt! „Wir haben für uns eine große Idee; wer sie verleugnet verdirbt sich" — rief La Farina stolz, derweil er immer auf's Neue über den Unfug der Particularisten und der Rothen zu berichten hatte. Ging doch soeben eine Gesandtschaft der Sicilianer nach London, um den Beistand Englands für die weiland vergötterte Verfassung von 1812 zu erflehen. Auch unter den nächsten Freunden brachen Mißverständnisse aus in so verworrenen Tagen. Selbst der treue Ricasoli verfiel in den Ruf eines Particularisten, weil er, nachdem die Dictatur des Prinzen von Carignan gescheitert war, die Unabhängigkeit Toscana's standhaft behauptete. Er rechnete staatsklug, jetzt sei Alles zu vermeiden, was einem selbständigen mittelitalienischen Staate auch nur ähnlich sehe. Denn auf einen solchen Staat, der dem Ehrgeiz Piemonts das Gleichgewicht halte, war seit dem Sommer die Absicht Napoleon's III. vornehmlich

gerichtet; ob der Kaiser wirklich seinem Vetter die Krone von Etrurien zudachte, ist allerdings noch nicht erweisbar. Spät im Herbst, als Ricasoli und Farini die französischen Agenten Poniatowsky und Reiset mit scharfen Worten heimgeschickt hatten, gestand sich Napoleon endlich, daß seine kleinen Künste gegen den festen Willen eines edlen Volkes nichts verfingen. Aber nicht ohne Entgelt wollte er die Einverleibung Mittelitaliens dulden. Solche begehrliche Wünsche verwehrten dem Kaiser festzuhalten an dem Plane eines neuen Pariser Congresses — einem Gedanken, der seit Monaten die rathlose Diplomatie beschäftigte und von dem englischen Hofe geflissentlich unterstützt ward. Oeffentlich, im Angesichte des Rathes von Europa konnte der schmutzige Handel um Savoyen und Nizza nicht gewagt werden. Da auch Oesterreich sich scheute, die Wirren Italiens einem unparteiischen Gerichte zu unterwerfen, so wartete Cavour, den Rattazzi auf das stürmische Verlangen der Nation zum Bevollmächtigten für den Congreß ernannt hatte, drei Monate lang vergeblich auf seine Absendung.

Da erschien zur glücklichen Stunde Azeglio's geistvolle Schrift **de la politique et du droit chrétien** — eine beredte Vertheidigung des Selbstbestimmungsrechtes der Romagnolen, zugleich eine feine Schmeichelei für die persönlichen Neigungen Napoleon's. Nicht lange, so bewies der Kaiser, daß er die Mahnung seines Bewunderers verstanden habe. Am letzten Tage des Jahres ermahnte er den Papst, die Romagna aufzugeben; in seiner Schrift „der Papst und der Congreß“ fanden die Ideen Azeglio's ein Echo; zur selben Zeit übernahm der wackere Thouvenel das auswärtige Amt. Dergestalt war der Congreß beseitigt. Schon am 1. Januar 1860 constituirten sich Modena, Parma und die Romagna als „die königlichen Provinzen der Emilia“. Ein seltenes Glück hatte den Italienern im rechten Augenblicke ein unfähiges Cabinet geschenkt: die Unthätigkeit Rattazzi's gewährte dem Kaiser und der Nation selber die Frist, den Vertrag von Villafranca innerlich zu überwinden. Jetzt war die Zeit des Harrens dahin; die von Neuem entfesselte Bewegung bedurfte eines Helden, der sie leite. Umsonst suchte Rattazzi durch kleine Ränke, sogar durch eine Annäherung an die Actionspartei, den gefürchteten Nebenbuhler fern zu halten. Die Natur der Dinge, der tausendstimmige Ruf der Nation führte den Grafen an das Ruder des Staates zurück. Die „liberale Union“ der parlamentarischen Parteien war mit dem Grafen einig in der Forderung, daß die Dictatur beendigt, die Centralisation gemildert werde. Sie verschwor sich zugleich,

keinen Candidaten in das Haus zu wählen, der nicht die unverzügliche Einverleibung Mittelitaliens verlange, und stürzte endlich das Cabinet. Am 16. Jan. übernahm der Mann, dessen Name jetzt die Annexion bedeutete, wiederum die Leitung. Der Vertrag von Villafranca schuf den Segen des norditalienischen Einheitsstaates, doch er entzündete auch in der Nation einen fieberischen revolutionären Eifer, welcher alsbald halbgereifte Früchte zu pflücken eilte.

Mit einem Schlage zerstob der bange Zweifel, der auf den Geistern lastete, da Cavour schon am 27. Januar den Gesandten seines Königs erklärte: die Wiederherstellung der kleinen Kronen ist undenkbar, die Einverleibung bleibt die einzig mögliche Lösung der mittelitalienischen Frage; die Italiener müssen sich selber helfen, nachdem sie vergeblich auf den Rath Europas gewartet. So kühn zu reden ward dem Grafen nur möglich durch den Beistand Englands, das sich jetzt rückhaltlos für den Grundsatz der Nichtintervention aussprach. Meisterhaft handhabte der Nachfolger Karl Emanuels diese altsavoyische Politik der zweifachen Bündnisse; zugleich ließ er die Künste des Demagogen spielen. Der Nationalverein erhielt Befehl, in drohendem Tone eine rasche Lösung zu fordern: „es wird mir nützlich sein, sagen zu können, ich sei gedrängt.“ Noch einen anderen mächtigen Bundesgenossen rief der Graf herbei: er beschleunigte die Wahlen für das Parlament. Napoleon III. hatte inzwischen von seinem mittelitalienischen Reiche sich noch nicht getrennt: noch am 24. Februar forderte Thouvenel die Herstellung von Toscana, drei Wochen später der Kaiser selber zum mindesten die Autonomie dieses Landes. Aber wer anders konnte diese kaiserlichen Gedanken verwirklichen als der Congreß? Derselbe Congreß, der die Hoffnungen auf Savoyen unfehlbar vereiteln mußte! — So schwankte Napoleon und unterlag endlich der dämonischen Gewalt, welche Cavour's Ueberlegenheit immer auf seinen Geist ausübte.

Um Mitte März wurde die Vereinigung mit Piemont durch die Volksabstimmung der Mittelitaliener beschlossen. Ein Wald von Fahnen, prangend in den festlich heiteren Farben des freien Landes, rauschte über den Kuppeln der Dome, die ruhevoll aufragen aus den alten Städten im Garten Italiens. Welch ein Wandel der Dinge seit jenen Zeiten des wüthenden Bruderkampfes, da Florenz die Abzugsgräben Pisa's versumpfen ließ, damit die Pest die Nebenbuhlerin verschlinge!

Ein halbes Jahrtausend hindurch hatten die Hafenketten von Pisa ein prahlerisches Siegeszeichen über dem Thore des Baptisteriums der Florentiner geprangt. Nun hingen sie wieder in der Vaterstadt, in ihrem Campo santo, zurückgegeben von der Siegerin, auf daß die letzte Spur des alten nachbarlichen Hasses verschwinde; und die Wände jener wunderbaren Halle, die sich das stolze Pisa zum Denkmal seines städtischen Ruhms erbaut, erzählten jetzt auch die frohe Botschaft, daß das hochherzige Toscanervolk ein Vaterland gefunden habe.

Aber dieser glänzende Erfolg ward erkauft durch ein Opfer, das Cavour selbst das schwerste, das grausamste seines Lebens nannte. Sobald die Tuilerien erfuhren, daß der Entschluß der Einverleibung in Turin gefaßt sei, erschien sofort Benedetti bei dem Könige, und am 24. März wurde der Vertrag geschlossen, der Savoyen und Nizza an Frankreich dahingab. Die Fluth des Spottes und der Flüche, welche damals auf das Haupt des Grafen herabströmte, ist bis zur Stunde noch nicht ganz verlaufen. Und doch wird jedes Wort des Tadels zu nichte vor der einen Frage: war Cavour berechtigt, das Nothwendige zu wollen, sein Vaterland mit fremder Hilfe zu befreien? War er hierzu berechtigt, so mußte er den Lohn, den der Verbündete heischte, ebenso gewiß zahlen, als Preußen verpflichtet war im Frühjahr 1813 seine polnischen Ansprüche an Rußland abzutreten. „Der Vertrag,“ sprach er einfach, „ist die wesentliche Bedingung unserer vergangenen Politik, eine unausweichbare Nothwendigkeit für ihre Fortsetzung in der Zukunft.“ Sollte er jetzt heimkehren nach Leri, begnügt mit dem wohlfeilen Ruhme, Bologna und Florenz dem subalpinischen Reiche geschenkt zu haben, und dann mit verschränkten Armen zuschauen, wie Oesterreich, von Frankreich ungehindert, das Werk von Magenta und Solferino wieder in Trümmer warf? O über die catonischen Thoren, welche die Kleinheit solcher Größe nicht begreifen! Oder sollte er die Abtretung unterzeichnen und dann das Parlament aufreizen zu jener Politik des Undanks, die soeben den österreichischen Hof in das Verderben gestürzt? „Es kommt wenig darauf an,“ erwiderte er selbst, „ob die Minister Feinde haben; aber es wäre verhängnißvoll, ein unersetzlicher Schade, wenn der Haß sich wider die Vertreter der Nation richtete.“

Indem das Königshaus sein Stammland preisgab, gleichwie einst die Oranier auf Orange, die neuen Habsburger auf Lothringen verzichtet hatten, empfing das historische Gesetz, das die Herren von Savoyen seit drei Jahrhunderten ostwärts trieb, eine neue Bestätigung,

das Nationalitätsprincip, in dessen Namen man bei Solferino schlug, eine neue Anerkennung. Mit vollem Rechte erklärten einige Abgeordnete Savoyens dem Parlamente: „Der Ruf viva l'Italia läßt sich für Savoyen nur übersetzen durch den Ruf vive la France!" Seit der Vollendung der Victor-Emanuel-Bahn war Chambery von Paris in zwölf Stunden, von Turin nach einer Tagereise zu erreichen. Alle Interessen des Verkehres und des Volksthums wiesen dies „Irland Italiens" an Frankreich; die letzten Wahlen für den Provinzialrath bekundeten abermals die Uebermacht der französischen Partei im Lande. Minder unzweifelhaft standen die Dinge in dem halbitalienischen Nizza. Vergeblich versuchte Cavour noch in elfter Stunde dies Land für Italien zu retten; der Kaiser blieb unerbittlich, seit ihm sein Marschall Niel mit gelehrten strategischen Gründen das alberne Märchen bewiesen hatte, daß Nizza für Frankreichs Sicherheit unentbehrlich sei. Der Makel, der an diesen Händeln haftet, fällt ausschließlich auf die kleinsinnigen Befreier, mehr noch auf die französische Nation als auf ihren Kaiser. Denn schamlos trat die alte Ländergier der Franzosen wieder hervor. Um Gotteswillen, schrieb Bixio aus Paris, unterzeichnet, wenn Ihr das französische Bündniß wollt; wo nicht, so wird Italien nie mehr Theilnahme in Frankreich finden!

Aber wenngleich alle einsichtigen Italiener im Stillen die Unvermeidlichkeit des Opfers erkannten und Cavour späterhin stolz aussprechen durfte: „wir rechnen uns diese nothwendige That zur Ehre an" — es blieb doch eine furchtbare Demüthigung für den stolzen Piemontesen, dies tapfere Land preiszugeben, das in hundert Kriegen für seine Krone geblutet: eine schwere Sorge für den Monarchisten, diesen dynastisch gesinnten Gau zu entlassen in einem Augenblicke, da neue Provinzen, die das Königshaus nicht kannten, hinzutraten: eine unsägliche Beschämung für den ehrlichen Liberalen, das frivole Possenspiel der Volksabstimmung anzuschauen, das die Mouchards des Napoleoniden in Nizza leiteten. Ein tiefer Seelenkummer klang aus den Reden des Ministers, als Garibaldi im April seine Anfrage wegen Nizzas stellte und im Mai nochmals der Vertrag zur Sprache kam. Und derweil ihm das Herz blutete, durfte er doch das entscheidende Wort nicht aussprechen. Wie oft liebte er sonst zu sagen: „ich will dem Parlament ein Geheimniß anvertrauen;" jetzt konnte er nichts erzählen von dem Gespräche zu Plombieres, das allein den Hergang erklärte. Sophistische Wendungen — wie die armselige Versicherung, Nice en Provence habe immer für eine französische Stadt

gegolten — mußten ihm vorhalten für seine gute Sache. Indeß die klare Vernunft, welche durch alle diese Scheingründe hindurchleuchtete, triumphirte endlich über die dröhnenden Phrasen Guerrazzi's. Nur 33 Stimmen erklärten sich mit Rattazzi gegen den Vertrag. Und lag denn nicht am Tage, was der Minister nur in vertrauten Gesprächen andeuten durfte — daß Frankreich durch seine unedle Begehrlichkeit sich selber entwaffnete? Derselbe Vertrag, der dem Kaiser das Vertrauen der Italiener für immer raubte, ließ ihn vor den Augen der großen Mächte als den Mitschuldigen Cavour's erscheinen; wie durfte er jetzt dem Wagen der Revolution in die Speichen greifen?

Schon die Thronrede, die das Parlament eröffnete, wies deutlich auf eine bewegte Zukunft hin: „Unser Vaterland ist nicht mehr das Italien der Römer, noch das des Mittelalters, es soll nicht mehr der freie Tummelplatz sein für fremde Ehrsucht, es sei fortan das Italien der Italiener!" Noch war der neue Staat namenlos, auf den Parlamentsberichten stand zu lesen: **Atti del parlamento nazionale.** Wehmüthig klagte der Abgeordnete Ferrari zur Zeit der savoyischen Debatten: „Ich wünschte den Namen des Staates zu kennen, dem ich angehöre; wir haben weder den Muth noch die Kraft, uns zu taufen" — worauf der Minister mit seinem glückseligsten Lachen die Achseln zuckte. Sicherlich mußte der Graf wünschen, dies unleidliche Provisorium zu beenden. Man bedurfte einiger Friedensjahre, um das oberitalienische Königreich zu organisiren, die Abgeordneten der neuen Provinzen, die noch fremd im Hause standen, mit der Staatsgesinnung der Piemontesen zu erfüllen, die unfertigen Regimenter aus Mittelitalien durch erprobte Offiziere zu schulen. Dann erst konnte die Einheitsbewegung mit festem Tritte weiter schreiten. Aber der Augenschein lehrte, daß jeder Aufschub unmöglich war. Die Leidenschaft der Nation, die Cavour selbst in stillen Tagen großgezogen, war eine Macht geworden, unbändig, meisterlos. Stolz auf die leichten Erfolge des vergangenen Jahres träumten die Patrioten bereits von dem Siegeszuge auf das Capitol, zu dem Mazzini durch tausend feurige Genossen auffordern ließ. Die Regierung selber erkannte die Macht des räthselhaften Demagogen an, indem sie ihn allein ausschloß von der Amnestie, die allen politischen Verbrechern zu Theil ward. Auf Gunst und Mißgunst der Massen blickte der Graf noch immer mit unwandelbarer Geringschätzung; er lächelte nur, als man ihm meldete, daß ein Mordanschlag wider ihn im Werke sei. Doch sein Staat, das Kind des nationalen Gedankens, durfte den Strom der

popularen Begeisterung, der jetzt entfesselt daherbrauste, nicht zu hemmen wagen; nur ihn zu leiten, nur die Schwarmgeister der Revolution unter die Zucht der Monarchie zu beugen, blieb noch möglich.

Und noch einmal kam den Feuergeistern der Umsturzpartei der bewährte Freund, die Thorheit der Reaktion, zu Hilfe. Das Schicksal suchte die uralte Blutschuld der Bourbonen grausam an dem Enkel heim, schlug ihn in der Stunde der Entscheidung mit unheilbarer Verblendung. In diesem Augenblicke, da nur eine ehrliche Reformpolitik, ein festes Bündniß mit den Siegern von Solferino den verfaulten Bourbonenstaat noch retten konnte, sagte König Franz verächtlich: „ich will nichts von dem Neffen des Menschen, den mein Großvater erschießen ließ.“ Der Gesandte Piemonts, Graf Villamarina, der im Januar nochmals, von Rußland unterstützt, ein Bündniß anbot, ward herrisch abgefertigt, dem neuen italienischen Staate die Anerkennung verweigert, obgleich selbst der Graf von Syrakus zum Nachgeben rieth. Entsetzt über den Starrsinn, über die greisenhafte Unthätigkeit dieses Hofes, rief Napoleon III. im April: „was kann man thun für eine Regierung, die keinen Rath hören will?“ Zur selben Zeit schrieb Victor Emanuel einen letzten warnenden Brief nach Neapel: „ich werde vielleicht bald vor dem schrecklichen Zwiefall stehen, entweder die heiligsten Interessen meiner Krone preisgeben zu müssen oder selbst das Hauptwerkzeug Ihres Unterganges zu werden.“

Unterdessen strickten geschäftige Hände an dem Netze einer großen reaktionären Verschwörung: die Königin-Mutter in Neapel, die Kaiserin-Wittwe Karoline Auguste in Wien — die älteste der bairischen Unheilsschwestern, die treue Gönnerin der Jesuiten — dazu die unzufriedenen Bischöfe in Toscana und der Romagna, und vor Allen der römische Hof. Im Vatican galt seit dem Vertrage von Villafranca nur das Wort des heimathlosen Landsknechts Merode, des plumpen Eiferers Antonelli und der Ordensgenerale, die für die Zukunft ihrer Orden zitterten; ihr prahlerisches Poltern überdröhnte die Warnungen der besonnenen Cardinäle, die das italienische Blut nicht verleugnen mochten. Mit Flüchen und einer stolzen Verweisung auf seinen Eid beantwortete der Papst den Sylvesterbrief Napoleons. Nichts, gar nichts werden wir thun, sagte Antonelli im März zu dem Herzog von Grammont: von Reformen kann erst die Rede sein, wenn die aufständischen Provinzen unter den Hirtenstab des Papstes zurückgekehrt sind. Dann excommunicirte der heilige Vater die neuen Sanheribs, die Kinder der

Finsterniß, die an der Beraubung des römischen Stuhles theilgenommen; aber am Po und Arno lächelte man über den armen alten Mann und seine Blitze, die nicht mehr zündeten. In der Jesuitenkirche zu Rom wurde gepredigt, bald werde die Fahne Muhammeds auf den Zinnen des Vaticans wehen, der Laienkelch den Ketzern in St. Peter gespendet werden. Solchen Greuel zu verhüten, eilten die Gläubigen aus Irland und Belgien, Frankreich und Baiern nach Triest, von da auf österreichischen Dampfern unter die Fahnen des Papstes. Am 1. April übernahm General La Moriciere den Oberbefehl des päpstlichen Heeres mit den Worten: „die Revolution bedroht heute Europa wie ehemals der Islam, und heute wie ehemals ist die Sache des Papstes die Sache der Civilisation und der Freiheit der Welt." Noch kräftiger sagte später ein Armeebefehl: „wo die Revolution die Spitze des Ohres oder der Nase zeigt, da muß man losschlagen wie auf einen tollen Hund." Und wahrhaftig, nicht um einen armseligen Haufen von Schlüsselsoldaten zu führen, hatte der fromme Kriegsmann seinen berühmten Degen nach Rom getragen.

Der bourbonische Hof, der soeben in einem Anfall rathloser Schwäche seine treuen Schweizerregimenter aufgelöst hatte, wähnte sich noch stark genug zu einem großen legitimistischen Kreuzzuge. Seit dem Herbst standen die neapolitanischen Truppen in den Abruzzen, nur eines Winkes aus Rom gewärtig, um die Grenze des Kirchenstaates zu überschreiten und dann, mit den päpstlichen Schaaren verbündet, in die Romagna einzubrechen. Das Königreich Neapel ward einst gegründet, um der Curie als Schild und Schwert zu dienen; jetzt ging es unter an dem Versuche, in einer neuen Zeit den alten Beruf zu behaupten. An Oesterreich erfüllte sich indessen eine Weissagung Cavour's: der Staat blieb, so lange er Venedig besaß, unfähig, das System des Despotismus abzuschütteln — trotz der tiefen Verstimmung im Volke, trotz der argen Mißbräuche, die während des Krieges enthüllt wurden — und ein System wie dieses konnte daheim nicht aufrecht bleiben, wenn es nicht die ganze Mitte Europas überherrschte. Der Belagerungszustand lag wieder über Verona, die Patrioten Venedigs verschwanden nach dem Gutdünken der Generale in den k. k. Strafcompagnien, das tapfere Heer verlangte Rache an dem besiegten Sieger. Die Legitimisten zu Wien und Neapel hofften auf eine Volkserhebung in Toscana und der Romagna. Die Revolution in Mittelitalien war ein Werk der Signoren; warum sollte nicht abermals, wie in dem blutigen Reaktions-

jahre 1799, das gläubige Landvolk um Arezzo unter dem Rufe viva Maria, viva l'Austria für Thron und Altar die Waffen ergreifen? Wer durfte Oesterreich schelten, wenn die Truppen des Papstes und des Bourbonen und das Corps des Herzogs von Modena, das auf österreichischem Boden zu solchem Zwecke zusammengehalten ward, im Vereine mit den frommen Bauern die Throne der Erzherzoge wiederherstellten? Von Warschau bis Madrid war die katholische Partei in Bewegung. Da und dort ward ein Faden aus dem feinen Gespinnste aufgegriffen; in Florenz entdeckte man einen reaktionären Geheimbund, sodann ergab sich, daß Fürst Brignole, mit reichen Geldmitteln ausgerüstet, die italienischen Truppen zur Fahnenflucht zu bereden suchte. Wenn Azeglio die seltsamen Heiligen musterte, die im Vatican zusammenströmten, dann fragte er besorgt, ob denn alle Besiegten vom zweiten December sich an der Tiber ein Stelldichein geben wollten. In der That ging unter den Heißspornen der Legitimität wieder die Rede von der Herstellung Heinrichs des Fünften; rasende Träume waren im Schwange, faßbar allein für eine Partei, die seit zwei Menschenaltern mit dem Unmöglichen rechnete.

Derweil diese ausschweifenden Hoffnungen den Hof von Neapel bethörten, schnitt die Axt bereits in die Wurzeln seiner Macht. Schon im Januar ließ Mazzini den Turiner Hof wissen, eine Revolution in Unteritalien stehe unvermeidlich bevor, und in diesem einen Falle stimmte das Haupt der Actionspartei mit dem Leiter des Nationalvereins überein. La Farina vergaß als Mann des Wortes nicht, das der Jüngling gesungen: ma alla bella mia Messina consecrato è questo cor; seine Heimath von dem Joche der Bourbonen zu befreien, blieb die theuerste Hoffnung des Sicilianers. Während Crispi im Auftrage der Actionspartei die Insel bereiste und mit der geriebenen Schlauheit eines südländischen Verschwörers den Aufstand vorbereitete, waren die gemäßigten Liberalen des Nationalvereins in gleichem Sinne thätig. Schon im März lagen die Manifeste des Vereins druckfertig, welche das bourbonische Heer aufforderten abzufallen „von diesem Geschlechte feiger Schurken". In den ersten Tagen des April, in demselben Augenblicke da in Palermo ein Aufstand ausbrach, beschlossen die sicilianischen Flüchtlinge in Genua, ihrer Heimath zu Hilfe zu ziehen; erst als die Sicilianer einig waren, trat Garibaldi dem Unternehmen bei.

So drohten Schlag und Gegenschlag in Unteritalien. Cavour aber hielt 200,000 Mann unter den Waffen, er sah den Ausbruch

eines Entscheidungskampfes nahen — minder harmlos als unsere preußischen Liberalen, welche soeben die Versicherung ihres Cabinets, eine schwere Kriegsgefahr schwebe über dem Welttheil, als ein Parteimärchen belächelten. Mochte der Graf den Unsegen einer übereilten Einheitsbewegung noch so klar erkennen — das Unternehmen gegen Sicilien jetzt verhindern hieß einen Selbstmord begehen, hieß die Diversion vereiteln, welche den Kreuzzug der Bourbonen zu nichte machen mußte. Durfte Cavour warten, bis die Pläne der Legitimisten zur Reife gediehen, bis Oesterreich mit der triumphirenden Reaktion in Mittelitalien sich verband und vielleicht nochmals die Franzosen über die Alpen stiegen? Nicht zum zweiten Male wollte der Graf den gefährlichen Bundesgenossen rufen; nur um Frankreichs Einfluß zu beschränken, hatte er Savoyen geopfert. Nach alledem scheint mir wenig glaubhaft, daß Cavour lange und lebhaft dem sicilianischen Zuge widersprochen haben soll — wie Graf Haussonville ohne Beweise behauptet. So viel steht nach den Briefen La Farina's fest, daß der Minister spätestens in den ersten Apriltagen die Nothwendigkeit des Unternehmens erkannte und alsbald mit Eifer für die Ausrüstung der kühnen Abenteurer sorgte. Und wahrhaftig, wenn Piemont jetzt im Namen der mißhandelten Nation den Bourbonen den Krieg erklärte, so hätten Cavours Freunde heute nicht nöthig, auf den alten Vattel sich zu berufen, auf das Beispiel Wilhelms III. oder auf die Hilfe, die Elisabeth den Niederländern gewährte, zu verweisen. Denn eine Regierung wie diese bourbonische, die durch die Folter und die gräßliche „Haube des Schweigens" ihr Volk in Zucht hielt, verfällt von Rechtswegen der Vernichtung, sobald die Macht sich findet sie zu stürzen. Aber die großen Mächte, allein England ausgenommen, beurtheilten die nationale Frage der Italiener noch immer nach dem Gesichtspunkte der internationalen Politik; eine ritterliche Kriegserklärung Piemonts gegen Neapel mußte sie alle, und Spanien dazu, auf die Seite der Bourbonen treiben. Zudem konnte Cavour nicht ahnen, wie rasch der in allen Fugen knarrende Bourbonenstaat vor den Schlägen einer Handvoll kühner Männer zusammenbrechen sollte. Er dachte also: se saranno rose fioriranno, wählte den Weg der Hinterlist und behielt freie Hand das Wagestück preiszugeben, wenn es mißlang.

Sein Gesandter blieb in Neapel, er selbst verweigerte im April die Antwort, als Bertani im Parlamente eine Anfrage wegen Siciliens stellte, denn „das Ministerium kann nicht den Dienst eines Zeitungs-

schreibers versehen". Unterdessen wurden in der Stille die Flinten aus dem Zeughause von Modena an die Freiwilligen vertheilt, der Gouverneur von Genua erhielt Befehl, die Ausrüstung der Schiffe Garibaldi's nicht zu bemerken. Der freigebige Pallavicino, La Farina's Verein und ein mazzinistischer Ausschuß unter Bertani sorgten vorderhand für die Geldmittel, bis späterhin Cavour selbst die Staatskassen zu öffnen und eine Dampferverbindung mit Palermo einzurichten wagte. Sobald am 5. Mai der Dampfer Piemonte die Rothhemden hinweggeführt hatte, sprach Cavour den großen Mächten sein tiefes Bedauern aus und ließ den Grafen Persano mit der Flotte im tyrrhenischen Meere kreuzen. Im selben Augenblicke empfing der Admiral zwei Zeilen von dem Minister: „Herr Graf, suchen Sie zwischen Garibaldi und die neapolitanischen Kreuzer zu gerathen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden" — und antwortete kurzab: „Herr Graf, ich glaube Sie verstanden zu haben. Im Nothfall schicken Sie mich nach Fenestrelles auf die Festung." Auf die Kunde von der glücklichen Landung schrieb Cavour an die Höfe: wenn die Flotte der Bourbonen die Landung nicht verhindern konnte (und allerdings waren ihre Offiziere gut italienisch), um wie viel weniger wir? wenn Oesterreich fremden Abenteurern in Triest gestattet sich nach Rom einzuschiffen, um wie viel weniger kann die italienische Regierung italienischen Freiwilligen den Abzug verwehren?

Wohl mögen wir Deutschen uns glücklich preisen, daß Preußens Wehrkraft und des Schicksals Gnade uns erlaubten, ohne Winkelzüge durch rechtschaffenen Kampf das Joch der Habsburger zu zerbrechen. Wohl verstehen wir die Entrüstung des redlichen Azeglio, der im Zorn über dies durchtriebene Spiel den Staatsdienst verließ und ärgerlich schrieb: „kein Mensch glaubt dem Grafen mehr; es ist genau dasselbe, als wenn er die Wahrheit spräche!" Wir verstehen diesen Zorn, doch wir vergessen nicht, wie leicht das Urtheil und wie schwer die That. Nicht mit moralischen Gemeinplätzen darf ein politischer Kopf hinweggleiten über den fürchterlichen Streit der Pflichten, der das Gewissen eines Staatengründers erschüttert. An den rauchenden Trümmern des Vaterlandes sich die Hände wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Mannes. Und so lange Männer leben, wird kein Makel haften an der Seelengröße des Staatsmannes, der Italien schuf, der das Sittlichste that, was dem Sterblichen zu thun vergönnt ist. Und wer trägt denn die Schuld an dem verlogenen Spiele, das zwischen Turin und Palermo hin- und herschlich?

Doch sicherlich die Engherzigkeit der großen Mächte, vornehmlich der Tuilerien, welche dem Führer Italiens nicht erlaubten mit offenem Visier einen gerechten Kampf zu beginnen.

So unter Cavour's Schutz begann der Zug der Tausend von Marsala. Ein märchenhafter Reiz liegt über diesem Kriege, und noch heute haftet an dem Namen uno dei mille ein Zauber, dem kein italienisches Herz widersteht. Nach den kurzen Kämpfen von Calatafimi und Palermo sah der Dictator die Insel zu seinen Füßen — ein Liebling des Glücks wie der verwunschene Prinz, der heimkehrt in sein Reich. Wer tiefer blickt, erkennt gerade in dem traumhaft raschen Erfolge die Gebrechen dieser Bewegung, die weder ein Krieg noch eine Volkserhebung war, weder die sittlichen Kräfte einer Revolution von unten, noch die Ordnung einer Revolution von oben offenbarte. Eine fremde Welt that sich hier auf vor den Augen der erschreckten Norditaliener, ein grundtiefer Gegensatz des Volksthums, des sittlichen und wirthschaftlichen Daseins, wie er so auf deutschem Boden nirgends besteht.

Wohl lebte in dem Volke von Sicilien und Neapel der Todhaß wider die Bourbonen, ganz so hitzig, blind und ungestüm, wie jene fieberische Leidenschaft, die einst den Demos von Tarent von Thorheit zu Thorheit trieb; der Clerus selber theilte den allgemeinen Abscheu, und die Bewegung verlief fast ohne außerordentliche Greuelthaten. Aber wie war doch dem reichbegabten Volke das Pflichtgefühl, die Opferfreudigkeit, Alles was der Staatsgesinnung gleicht so ganz abhanden gekommen! Jener heillose Byzantinerstaat, der überall wo er seine Banner entfaltete das sittliche Mark der Völker aufzusaugen verstand, hatte durch fünf Jahrhunderte die Halbgriechen Unteritaliens beherrscht; und über diese Trümmerstätte ging später der schläfrige Despotismus der Spanier und die bourbonische Tyrannei dahin, die selbst in Sicilien die Spuren einer glänzenderen Geschichte nahezu verwischte. Der Unsegen des Latifundienwesens hielt die Massen in einem Zustand halber Knechtschaft; heidnischer Bilderdienst, tiefe Unwissenheit lähmte die Geister. Dazu die epidemische Feigheit und — die Camorra, der organisirte Raub, schimpflicher für das Volk, das ihn ertrug, als für die Räuber selber. Sobald der Freudenrausch der Tage der Befreiung verflog, mischte sich in den Ruf „es lebe Italien" wieder das alte Wuthgeschrei: i Siciliani debbono si bere il sangue dei continentali — und dieser Haß gegen Neapel war tausendmal stärker als die Liebe für Italien. Von Piemont und der strengen Ord-

nung seines Staates war kaum eine dürftige Kunde über die gesperrten Grenzen des Bourbonenreichs gedrungen; das Volk kannte nur die Namen Victor Emanuel, Garibaldi und Cavour. Vornehmlich in den beiden Hauptstädten drängte sich der Schmutz dieses verwahrlosten Volksthums zusammen. Von Palermo's unstätem Pöbel galt noch das Hohnwort des Mittelalters:

Guelfo non son' nè Ghibellin m'appello,
chi mi paga di più tengo di quello.

In Neapel vollends lungerte die wilde Meute der Lazzaroni, von den Bourbonen mit Brot und Spielen gesättigt und zur gelegenen Stunde wider die denkenden höheren Stände gehetzt. Mit gutem Grunde wahrlich pflegte der alte Ferdinand vergnüglich zu sagen: wer die Bourbonen vertreibt, wird ein Jahrhundert an Unteritalien zu arbeiten haben. Wie es in Wahrheit stand mit dieser jammervollen Erbschaft der Bourbonen, das lehrt am klarsten die fanatische Erbitterung der Flüchtlinge, welche, in Norditalien mit den Idealen einer reineren Bildung befreundet, jetzt heimkehrend Alles, Alles umstürzen wollten und hundertmal klagten: dies Volk war seiner Herrscher würdig! — Sicherlich, der Zug nach Sicilien war ein unabweisbares Gebot der Nothwendigkeit; alle die müßigen Klagen über die verfrühte Einheit müssen verstummen vor der einfachen Erwägung, daß keine Macht der Welt den Bourbonenstaat mehr aufrecht halten konnte. Aber ein Unglück blieb diese Eroberung trotz alledem; sie stellte dem Staate Norditaliens Aufgaben, denen der unfertige noch nicht gewachsen war, sie bildete fortan die schwerste Sorge des leitenden Staatsmannes. Bis auf sein Todtenbett verfolgte den Grafen das Bild des zerrütteten Südens. Diese unseligen Neapolitaner, rief er schmerzlich, die muß man waschen, si lavi, si lavi!

Und wer war der Held, der diese entfremdeten Stämme zu ihrem Vaterlande zurückführen sollte? — Nur der Stumpfsinn des Philisters, nur die Armseligkeit des Parteihasses versteht den Ueberschwang der Liebe nicht, welchen die Italiener dem größten Manne des modernen Radikalismus widmen. Als ein Geschenk der himmlischen Barmherzigkeit, an dem Ihr nicht mäkeln noch deuteln sollt, erscheint Garibaldi in diesen nüchternen Tagen — ein Prophet seines Volkes, so von Gott begeistert, wie jenes Mädchen von Orleans, die einzige Gestalt der Geschichte, die sich dem dämonischen Manne vergleichen läßt. Sein ganzes Leben ist nur ein feuriger Strom lauterer Vaterlands-

liebe; sein Wirken unter uns wird späten Geschlechtern noch die tröstliche Wahrheit predigen, daß auch in hochgesitteten Zeiten die heilige Naturgewalt ursprünglicher Leidenschaft eine Macht bleibt unter den Menschen. Die zahllosen Thorheiten, die Garibaldi begangen hat und noch begehen wird, sind zum voraus ihm vergeben, der so viel, so unaussprechlich viel geliebt hat. Und wie groß ist dieses Herz! Wie richtig urtheilte Cavour, als er nach einem heftigen parlamentarischen Streite mit dem Manne von Caprera einem Freunde zuflüsterte: „Und dennoch! Wenn der Krieg beginnt, werde ich Garibaldi unter den Arm fassen und ihm sagen: was werden wir uns erzählen in Verona?“ Die ganze Größe des Demagogen zu schauen war dem Grafen nicht mehr beschieden: sie offenbarte sich erst im Frühjahr 1866, da der Alte gehorsam wie ein treuer Hund zum Heere kam auf den Wink des Königs, dem er zwei Kronen geschenkt — und der Fuß lahmte noch, den ihm die Soldaten desselben Königs zerschossen hatten! Wie dieser Mann war — ein stürmischer Held und doch ein Kinderherz, das durch seine Milde die wüthenden Massen zur Großmuth zwang — so blieb er unersetzlich, der Einzige, der das sicilianische Abenteuer beginnen durfte.

Jedoch von dem politischen Talente des Dictators gilt schlechterdings das grobe Wort, das Azeglio im Munde führte: ein Herz von Gold, aber der Kopf eines Büffels! Auch in seinen Träumen ein Kind seines Volkes sah Garibaldi in Rom den Mittelpunkt der Welt. Er gedachte mit seinen unbesiegten Tausend Sicilien und Neapel zu erobern, dann die unzählbaren tapferen Arme des Vaterlandes aufzubieten zur Befreiung von Venedig und Nizza und zuletzt in der ewigen Stadt die Einheit und Freiheit Italiens auszurufen, ein neues Zeitalter des Völkerglückes einzuweihen. Der Plan verrieth genau so viel harmlose persönliche Eitelkeit, als zu einem rechten Demagogen gehört, und erschien dem ironischen Azeglio wie das Textbuch einer heroischen Oper. Eben hierin lag der bestrickende Zauber der tollen Träume; dies Künstlervolk wußte sich nichts Schöneres als einen anderen Rienzi, der im theatralischen Zuge das Capitol hinanstiege.

Der Nizzarde haßte den kalten Rechner in Turin, „der mich zum Fremdling gemacht in meinem Vaterlande“. Kaum auf Sicilien gelandet ließ er ein Manifest hinausgehen voll scharfer Anklagen wider die feigen Minister des tapferen Königs. Selbst über die Richtung des Zuges war man anfangs nicht einig. Garibaldi's Ziel blieb eine Landung im Kirchenstaate. Er hatte schon einmal auf dem Janiculus die Franzosen geschlagen,

er fühlte sich Mannes genug, zum zweiten Male dem blutigen Decembermann eine Niederlage zu bereiten und zugleich die Curie zu vernichten, die seinen apostolischen Träumen als der leibhaftige Antichrist galt. Daß ein Kampf mit den französischen Truppen den Untergang der Revolution herbeiführen mußte, war diesem Kopfe nicht beizubringen. Nur durch dringende Bitten, einmal auch durch Ueberlistung gelang es den Vertrauten Cavours den Dampfer Garibaldi's und die Nachzügler nach Sicilien zu führen. Dort aber stand der Dictator alsbald verzweifelnd vor der ungeheuren Aufgabe, die Keime des Edlen, die in diesem Volke lagen, aus hundertjährigen Trümmern herauszugraben. Unkundig der Menschen und der Dinge, ermüdet, angeekelt von den ungewohnten Regierungsgeschäften, sah er sich rings umfluthet von einer wilden Aemterjagd: ehrliche Enthusiasten und freche Demagogen, die geriebenen Spione der Bourbonen und der Auswurf der Galeeren bunt durcheinander. Bald wurden Gesetze über Gesetze, die Keiner beachtete, dem mißbrauchten edlen Manne abgedrungen, die Nationalgarde, die allein auf den Straßen einige Ordnung halten konnte, als eine Waffe der Bourgeoisie mit Verachtung behandelt, die öffentlichen Cassen im Nu geleert, die Gerichtshöfe geschlossen im Namen der Freiheit, überall jene vollendete Unfähigkeit zum Regieren bekundet, welche den modernen Radikalismus auszeichnet. Der Dictator redete — um den Feind zu schrecken, Ansehen und Selbstgefühl seiner Partei zu heben — mit großen Worten von den Heldenthaten seiner Tausend; doch wußte er sehr wohl, daß sein Heer zur einen Hälfte aus begeisterter Jugend, zur anderen aus Gesindel bestand, und befahl darum kurzab die Aushebung von 300,000 Mann — auf dieser Insel, die keine Wehrpflicht kannte. Niemand gehorchte dem unmöglichen Gebote. Die Anarchie triumphirte, die Besitzenden zitterten für Hab' und Leben.

Der hinterhaltigen Politik, welche dem Turiner Hofe aufgezwungen war, folgte die nothwendige Strafe. Eine Brigade piemontesischer Truppen, eine kräftige Ansprache des Königs hätten hingereicht die besonnenen Elemente der Gesellschaft zu ermuthigen. Sich selber überlassen sah die Actionspartei nach ihren leichten Siegen ihre Macht unermeßlich wachsen, und mit der Macht stieg der Uebermuth. Schon schwärmte man in den Kreisen der Crispi und Mordini für die Tricolore ohne Flecken (ohne das Kreuz von Savoyen), und während vordem das Königreich Italien in Aller Munde war, sprach man jetzt von den Vereinigten Staaten Italiens, von einem Parlamente auf dem

Capitol, das die Frage: Republik oder Monarchie? erst entscheiden solle. Darum mußte die Dictatur auf unbestimmte Zeit verlängert werden. Mehr als dreihundert Gemeinden forderten das Einzige, was diesen verworrenen Zustand beenden konnte, die unverzügliche Vereinigung mit Piemont. Garibaldi wies sie ab: der edelste Vertreter des Radikalismus zeigte, daß diese Partei den Volkswillen nicht achtet, daß sie allein in dem unbedingten Triumph ihrer eigenen Meinung die Freiheit findet. La Farina, der auch heuer, von Cavour beauftragt, den Mentor der Rothhemden spielte, erhielt plötzlich von dem Dictator Befehl, binnen einer halben Stunde die Insel zu verlassen; so schied der treue Mann, den die Bourbonen dreimal verbannt, zum vierten Male aus der Heimath, vertrieben durch die Parteiwuth der Radikalen. Und solchen Schimpf mußte Cavour schweigend ertragen! Er sendete einen anderen Vertrauten, Depretis, hinüber, mahnte dringend den Dictator nicht zu reizen: nur die Kehlabschneider, die accoltellatori, sollten ihm nicht an das Ruder. Er hat auch späterhin um des Friedens willen hochherzig einen Schleier geworfen über diese Wirren und sein Schweigen selbst dann nicht gebrochen, als die Mazzinisten mit dreister Stirn ihm vorwarfen, er habe den Zug der Tausend verhindern wollen. Schon seit Mitte Juni ging all sein Hoffen dahin, daß Garibaldi schleunigst die Meerenge überschreite. Der Graf wollte die Insel von der Anarchie, die Regierung aus einer unwürdigen Lage befreien, und vor Allem, er kannte jetzt die grauenhafte Fäulniß des Bourbonenstaates und begriff, daß die Bewegung nicht auf halbem Wege einhalten dürfe.

Währenddem stürzte die Todesangst den Hof der Bourbonen in unsägliche Entwürdigung. Sobald Sicilien verloren schien, ließ König Franz in Turin dasselbe Bündniß anbieten, das er vor wenigen Wochen verächtlich zurückgewiesen. Er verlieh eine Amnestie, verhieß die Verfassung von 1848, berief ein liberales Cabinet; aber selbst der gute Name des Ministers Martino gab keine Bürgschaft mehr für das Wort des Fürsten, der sich im selben Augenblicke von dem Papste die Absolution erbat für die Todsünde des Verfassungsversprechens. Das letzte Ansehen des Regimentes war dahin. Am hellen Tage stürmten die begnadigten Camorristen das Polizeihaus in Neapel, und während der Belagerungszustand über der Hauptstadt lag, predigten mazzinistische Blätter ungestraft den Hochverrath. Wohl sprachen die großen Höfe, am lautesten Rußland, ihren Unwillen aus über die Revolution und ihre geheimen Gönner. Auch Napoleon sah mit Unmuth auf das An-



wachsen einer Bewegung, die er nie gewollt, zudem bedrängte ihn das Murren seiner Ultramontanen und der unversöhnliche Groll, den seine Armee ihrem Besieger Garibaldi nachtrug. Aber wenn sogar die Hofburg nicht wagte für die unheilbare Altersschwäche des Bourbonenstaates die Waffen zu ergreifen, so blieb nun gar dem Napoleoniden nach wiederholten Vermittelungsvorschlägen nur übrig, den König Franz an den guten Willen des Turiner Hofes zu verweisen. Cavour indeß fühlte sich stark durch das Vertrauen seines Parlamentes, das ihm soeben, ohne daß er die Lippen öffnete, einen Credit von 150 Millionen bewilligte. Er wies den bourbonischen Unterhändler ab und erklärte den Mächten unverhohlen: wir wollen und können einen Hof nicht stützen, der sich selbst verdirbt, nicht die Bürgschaft übernehmen für die Verfassungstreue dieses Königs, nicht das Vertrauen der Patrioten uns verscherzen. Und blieb nicht die Verbindung mit Neapel rein undenkbar, da König Franz auch jetzt noch die mittelitalienischen Dinge als eine offene Frage ansah, auch jetzt noch festhielt an der Hoffnung, dereinst auf einem italienischen Bundestage mit Hilfe der Erzherzoge den König von Sardinien zu überstimmen? — Die Maske gänzlich abzunehmen schien dem Grafen noch immer nicht rathsam: während er selbst für den neapolitanischen Zug Staatsgelder an Garibaldi schickte, warnte sein König in einem offenen Briefe den Dictator vor dem Betreten des Festlandes und empfing die Antwort: „erlauben Sie mir diesmal nicht zu gehorchen“.

Endlich am 9. August überschritt Garibaldi die Meerenge. Dann folgte jener unblutige Siegeszug, erbaulich für die Freunde historischer Sensationsnovellen, empörend für den ernsten Denker. Nichts kläglicher als diese Ratten, die königlichen Prinzen, die das sinkende Schiff verlassen, als dieser Minister Liborio Romano, der durch schwarzen Verrath die Hauptstadt ausliefert, oder dieser Pöbel von Neapel, der mit unendlichen Gallibardi=Garubalu=Rufen den einziehenden Helden empfängt, derweil die Truppen des Bourbonen auf den Castellen stehen und salutiren. Hatten die Sicilianer nur Geringes geleistet für ihre Befreiung, so war vollends hier Thatkraft und Leidenschaft allein zu finden in dem mazzinistischen Ausschuß Bertani's. Ein liberaler „Ordnungsausschuß“ unter Tomasi leistete gar nichts, da die Mittelklassen sich nicht heraus wagten wider die herrschende Actionspartei. Bald erschien Mazzini selber, um seine Ernte einzuheimsen; noch wüster als in Sicilien hauste die Anarchie. Der Staatshaushalt war bisher der

Stolz der Bourbonen; wie oft hatten ihre Getreuen höhnisch daran erinnert, daß Piemonts Staatsschuld im jüngsten Jahrzehnt um eine elfmal größere Summe gewachsen war als die Schuld Neapels! Der Dictatur gelang in wenigen Monaten die gefüllten Cassen auszuleeren, und da der gutherzige General einige lästige indirekte Steuern aufhob, die Zölle durch den schamlosen Schmuggel thatsächlich beseitigt, von allen Abgaben allein noch die Grundsteuern bezahlt wurden, so begann hier eine Zerrüttung der Finanzen, die bis zum heutigen Tage fortwährt. Wieder wie in Sicilien drängten sich tausend gierige Neulinge in die Aemter, wieder fürchteten die Reichen für ihr Eigenthum; auch der Clerus murrte, weil Garibaldi einen Theil der Klöster aufhob und mit herausfordernden Reden noch kräftigere Streiche in Aussicht stellte.

Nur Eines stand fest in der grenzenlosen Verwirrung: der Dictator wollte die Vereinigung mit Oberitalien auf unbestimmte Zeit vertagen. In der einen Provinz verkündete man die neapolitanische Charte von 1820, in der anderen das Statut von Piemont, in den Abruzzen rotteten sich Banden zusammen zum Schutze des legitimen Königs. Und bald ward den Siegern die lehrreiche Erfahrung, daß auch der elendeste Staat, weil er ein Staat ist, noch einige Kraft besitzt zum Widerstand gegen die Mächte der Revolution. Die Truppen der Bourbonen versammelten sich um Capua und Gaeta, ihre Haltung hob sich ein wenig unter dem Einfluß der tapferen deutschen Königin, des einzigen Mannes an diesem Hofe. Der poetische Krieg ist zu Ende, meinte Garibaldi traurig; die Lage ward hochbedenklich für sein schlecht gerüstetes Heer.

Zugleich drohte ein neuer Krieg mit Oesterreich. Cavour, der wie alle seine Landsleute die Wehrkraft der Nation überschätzte, hoffte den ganzen Sommer hindurch auf die „Auferstehung der nationalen Seemacht in der Adria,“ schrieb an Persano, er solle sich rüsten die Tricolore auf den Wällen von Malamocco und San Marco aufzupflanzen. Noch weit gefährlicher erschien im Augenblicke die Söldnerschaar des Papstes. Wie nun, wenn im Kirchenstaate der lange vorbereitete Aufstand ausbrach, wenn La Moriciere und Garibaldi, die Schwarzen und die Rothen, im wüthenden Kampfe aufeinander stießen und der Dictator im Rausche des Uebermuths sich auf Rom stürzte? Der Führer der rothen Hemden sah sich jetzt von der Demokratie aller Länder als Haupt und Held gefeiert, er sah die radikale Partei überall, vornehmlich in Genua, trotzig auf den Markt schreiten, und er trat selber



der Regierung so herausfordernd entgegen, daß Cavour im August dem Könige erklärte: er müsse wählen zwischen ihm und Garibaldi, zwischen der Monarchie und der rothen Revolution. Der König aber befahl dem Minister zu bleiben. Bald darauf versicherte der Dictator öffentlich, er wolle keine Versöhnung mit dem Verschacherer von Nizza, und forderte von dem König die Entlassung Cavours, für sich aber die Statthalterschaft in Unteritalien auf ein Jahr. Ja, in einem Schreiben an die Sicilianer sprach er kurzweg seine Absicht aus, gegen Rom vorzugehen.

Wahrlich, es ward hohe Zeit das Warten aufzugeben. „Wir sind entschlossen, schrieb der Graf am 26. August, die Bewegung nicht blos zu unterstützen, sondern sie zu leiten. Sobald die Stunde des Handelns kommt, werden wir nicht minder entschlossen, nicht minder kühn sein als die Bertani, aber mit der Kühnheit werden wir die Umsicht und die Vorsicht verbinden." Er faßte den Plan, mit einem raschen Schlage die Restaurationsarmee La Moriciere's zu vernichten, dann die Einverleibung des Südens zu vollziehen und also mit der Einheit Italiens zugleich das Ansehen der Krone zu retten. Er selber nannte später diesen kühnen Gedanken den besten Rechtsgrund seines Ruhmes: die Monarchie war verloren, wenn wir nicht rasch am Volturno standen! Am 28. August erschienen Farini und Cialdini zu Chambery vor dem Kaiser; sie stellten ihm vor, daß die legitimistische Armee der Curie seinen eigenen Thron bedrohe, daß Garibaldi den alten Gegner Napoleons Charras herbeirufen wolle, daß der Zug gegen Venedig zur Nothwendigkeit werde, sobald Garibaldi auf Rom ziehe — und was solle denn werden aus aller bürgerlichen Ordnung, wenn nicht die Monarchie der Actionspartei den Dolch aus der Hand reiße? So umgarnt, in die Enge getrieben sprach der Kaiser endlich ein mürrisches: faites, mais faites vite. Am 6. September erhob sich das Volk in Umbrien und den Marken, seine Abgesandten flehten den König um Hilfe. Fünf Tage darauf brachen die Piemontesen in den Kirchenstaat ein, durch die Kämpfe von Castelfidardo und Ancona wurden die Söldner des Papstes vernichtet, und die Greuelthaten, welche dies Glaubensheer noch kurz vor seinem Untergange zu Fossombrone beging, verkündeten laut, von welcher Pest Italien befreit war.

Ein Rundschreiben des Grafen, das er selbst „mehr einen Zeitungsartikel als eine Note, mehr für das Publikum als für die Cabinette bestimmt" nannte, rechtfertigte das Wagniß. Der Kaiser, nur halb

gewonnen', rief seinen Gesandten aus Turin ab. Die Piemontesen aber umgingen sorgsam das von den Franzosen besetzte patrimonium Petri, und der Graf griff wieder zu seiner nie versagenden Waffe. Er berief das Parlament und legte am 2. October einen Bericht vor, der kurz und schlagend die Frage des Augenblicks dahin zusammenfaßte: Garibaldi will die Revolution verewigen, wir wollen sie schließen. Die ungeheure Mehrheit der Norditaliener betrachtete längst besorgt das phantastische Treiben der Actionspartei; das Parlament billigte das Verhalten der Regierung und beschloß, daß die Südprovinzen über die Einverleibung abstimmen sollten. Inzwischen hatte die königliche Armee mit dem Südheer sich vereinigt und die bourbonischen Truppen am Volturno geschlagen. Darauf kam der König selbst in den Süden „nicht um meinen Willen Euch aufzudrängen, sondern um dem Eurigen Achtung zu verschaffen". Pallavicino und alle Gemäßigten in Garibaldi's Umgebung erkannten jetzt, daß die Rolle des Dictators ausgespielt sei. Und der hochherzige Mann that was Cavour vorausgesagt, nach einem Gespräche mit dem König zog er heim auf seine Ziegeninsel. Das Volk des Südens beschloß die Vereinigung mit dem Norden, und triumphirend schrieb der Graf am 9. November nach Berlin: „wir haben nichts zu verbergen, nichts zu verleugnen; wir sind Italien, wir handeln in seinem Namen, aber zugleich sind wir die Ermäßiger der nationalen Bewegung, die Vertreter des monarchischen Princips."

Wie schwer die Höfe diese neue Sprache verstanden, das lehrten die Botendienste, die unser Dampfer Loreley den Bourbonen leistete, und das drohende Verweilen der französischen Flotte vor Gaeta. Zuletzt ahnten die Mächte doch, daß der verwegene Revolutionär in Turin der conservativen Sache diente. Gaeta fiel, von den Franzosen preisgegeben; der Satz „Italien gehört den Italienern" ward stillschweigend anerkannt. An den tapferen Männern des Südheeres aber wurden die Sünden der Actionspartei allzu hart bestraft. Mit der hoffärtigen Verachtung des Berufssoldaten sah der piemontesische Offizier auf diese Freischaaren herab; sie wurden aufgelöst, während man die unerprobten Regimenter Mittelitaliens geschont hatte — aufgelöst hier am Volturno, auf diesem Boden, den sie mit ihrem Blute genetzt. Ein unbegreiflicher Mißgriff inmitten eines schon leise murrenden Volkes. War es nicht schon bedenklich genug, daß bei der Abstimmung 10600 Neapolitaner Nein sagten? Nun kamen die Beamten aus Piemont, um den Schutt, den der Dictator aufgethürmt, hinwegzuräumen. Nun



kam der König und mißfiel: an solche schlichte soldatische Derbheit waren die Gaffer von Neapel nicht gewöhnt. Und galt denn das Wort „Neapel sehen und sterben" gar nichts mehr? mußte die größte Stadt Italiens nicht die Hauptstadt des Reiches werden? — Die seligen Tage, da die helle Freude eines freien Volkes an den Gestaden des Arno jauchzte, wiederholten sich nicht in Großgriechenland. Die Schuld, welche auf jeder, auch auf der gerechtesten Revolution lastet, begann schon sich zu rächen.

Die letzte Feste der Bourbonen war soeben gefallen, als der König am 18. Februar 1861 das erste Parlament des Königreichs Italien eröffnete. Nicht blos die Gedankenlosen jubelten, auch ernste Männer blickten mit Stolz zurück auf die durchmessene weite Strecke Weges; tausend Augen suchten die Stelle neben dem Throne, wo der Schöpfer des Staates stand. Die Thronrede sagte: „Unter anderen Umständen war mein Wort kühn. Doch die Weisheit besteht nicht minder im Wagen zur rechten Zeit als im Warten zur rechten Zeit. Ich habe nie gezögert, mein Leben und meine Krone für Italien zu wagen; doch Niemand hat das Recht, Dasein und Geschick einer Nation auf das Spiel zu setzen". Das goldene Zeitalter der Revolution war zu Ende, ein harter prosaischer Werkeltag brach an, der aus diesen Trümmerstücken verkommener Staaten eine Nation schaffen sollte. Italien ist auferstanden, klagte Azeglio, die Italiener sind es nicht.

Und hier erkennen wir die Grenzen von Cavour's Begabung; hier stehen wir vor der demüthigenden Einsicht, wie unermeßlich groß die Idee des Staates ist und wie klein selbst die gewaltigste Manneskraft neben der tiefsinnigen Vielseitigkeit des Gemeinwesens. Soweit die Erinnerung der Geschichte reicht, hat vielleicht nur der einzige Julius Cäsar alle Zweige des Staatslebens zugleich mit schöpferischer Kraft umfaßt. Selbst Friedrich, der als Diplomat und Feldherr bis an die Grenzen des Menschlichen sich erhob, der Rechtspflege, der Bewegung des Gedankens neue Bahnen brach, hat in der Staatsverwaltung — obschon im Einzelnen mannichfach bessernd und mildernd — doch nur das System seines Vaters aufrecht erhalten, das auf vier Augen stand und dicht hinter den beiden Meistern zusammenbrach. Desgleichen

Stein, ein unvergleichlich schöpferischer Kopf in der Verwaltung, wußte für die Verfassung Deutschlands nur in raschem Wechsel unmögliche Pläne zu entwerfen. So war auch Cavour genial nur als Diplomat, als parlamentarischer Führer und als Volkswirth; im Finanzwesen gedankenreich aber leichtsinnig; über die folgenschwere Frage der Verwaltungsorganisation sprang er mit einigen guten Einfällen hinweg, und an die Heilung der schweren sittlichen Leiden seines Volkes dachte er nicht mit dem heiligen Ernst, der dem Staatsmanne geziemt.

Das Zusammentreffen der deutschen und der italienischen Revolution wird dereinst eine der fruchtbarsten Parallelen der Geschichtsphilosophie bilden, und vornehmlich dieser Gegensatz wird den Nachlebenden zu denken geben: wie überlegen die Italiener auftraten in der Massenbewegung, wie überlegen die Deutschen in der geordneten politischen Action. Dort eine Nation von Verschwörern, hier ein Volk, welches der Ordnung, der Leitung von oben bedarf, um seine schwere Kraft zu bewähren. Schlechthin schimpflich erscheint die stumpfsinnige Haltung der Hannoveraner, der Sachsen, der Schleswigholsteiner während des deutschen Krieges gegenüber dem patriotischen Muthe, der nach dem Frieden von Villafranca die Toscaner beseelte. Aber wie schrumpfen die immerhin ehrenwerthen Thaten des italienischen Heeres zusammen neben dem Kriegsruhm der Preußen! Und wieder nach dem Siege trat die ganze Ueberlegenheit nordisch protestantischer Bildung und Arbeitskraft hervor: so tief die Sachsen von 1866 unter den Toscanern von 1859 standen, so hoch stand der erste norddeutsche Reichstag über dem ersten italienischen Parlamente.

Und wahrlich, die Aufgabe dieses Parlaments war fast unlösbar schwer. Hier galt es nicht wie in Deutschland kleine Nebenlande einem mächtigen festgefügten Staate anzugliedern, sie zu erfüllen mit dem Geiste des Kernlandes; hier galt es aus losem Geröll einen neuen Staat zu schaffen. Wohl versuchte Cavour den Schein einer historischen Continuität, einer piemontesischen Staatsüberlieferung aufrechtzuhalten; der König nannte sich, zum Aerger der Radikalen: Victor Emanuel der Zweite, und im Senate überwog der piemontesische Stamm. Aber in einem Abgeordnetenhause, das unter 443 Abgeordneten nur 83 Vertreter der alten Provinzen zählte, erfüllte sich ganz von selber das thörichte Verlangen der Actionspartei: Piemont muß verschwinden! Wie berauschend klang das Wort begeisterter Piemontesen: „wir wollen handeln gleich unserem Pietro Micca, der sich selber in die

Luft sprengte, um das Vaterland zu retten!“ — und wie schmerzlich sollte die Nation, da der Rausch verflog, erfahren, was es heißt, einen Staat auf das Nichts zu gründen. Der verwegene Minister hatte keck ein Anlehen von der Zukunft gefordert, aus sieben Mittelstaaten einen Einheitsstaat zusammengeschweißt, während dies Unternehmen doch die bereits entwickelte Macht eines Großstaates voraussetzte. Nun das Wagniß über Nacht gelungen war, fehlten überall die wirthschaftlichen und die geistigen Kräfte. Das schwere Werk der Organisation erforderte die genaue Sachkunde von Fachmännern, von Specialitäten. Es liegt aber tief in den schönsten Charakterzügen dieses halbantiken Volkes begründet, daß Fachmänner dort seltener gedeihen als im Norden. Der Italiener ist nicht ein Schneider, ein Schuster; er macht, er spielt den Schneider, fa il sartore, wie seine Sprache bedeutsam sagt, er verkrüppelt fast nie unter dem Geschmäckchen seines Berufes, bleibt ein schöner, stattlicher Mensch, aber er giebt sich auch seinem Amte selten so mit ganzer Seele hin wie der Nordländer. Und wie sollten gar politische Fachmänner sich bilden unter dem Regiment der Erzherzoge? Wacker hatten die Signoren Norditaliens ihren Mann gestanden als Verschwörer und als Soldaten; in den nüchternen Geschäften des Parlamentes, sobald man statistische Tabellen lesen, über den Geschäftskreis der sindaci ein Urtheil fällen sollte, zeigten sich die Meisten als Dilettanten, der Arbeit ungewohnt, sehr geneigt, nach Franzosenart mit einem Witzwort, einem concettino, über ernste Dinge hinwegzuhüpfen. Nur einzelne Staatsmänner saßen im Hause, diese Wenigen waren schier durchweg Piemontesen und darum schon den Vertretern des Südens verdächtig. Der Graf sah sich gezwungen, in das erste italienische Cabinet fast allein Nichtpiemontesen aufzunehmen, und seine Wahl fiel nicht durchgängig auf würdige Männer.

Zudem lag noch der Rausch des Sieges über den Köpfen. Wer fragte nach der Prosa der Verwaltung, so lange Venedig, Rom und Wälschtyrol noch den Fremden gehorchten? Warum sollte des Grafen glückhafte Hand die Tricolore nicht bis auf den Kamm des Brenners tragen? War doch in Trient und Roveredo die italienische Gesinnung unzweifelhaft; auch um Bolzano und Merano (wie die Italianissimi unsere ehrlichen deutschen Städte nennen) hatte die Faulheit der Deutschen und der Wälschen sparsamer Fleiß der Eroberung emsig vorgearbeitet. Cavour erlag schier der Sorge, wie er diese glühenden Begierden der Nation zügeln und dem kaum geborenen Staate die Aner=

kennung der großen Mächte erwerben sollte. Von solcher Arbeitslast bedrückt wollte der Graf um Alles nicht die treue Mehrheit im Parlamente zerspalten. Auch die Wahlen bekundeten das Leiden des neuen Staates, die Krankheit der Illusionen. „Wir haben ja Cavour", sagte man fröhlich, wählte unbedacht Jeden, der in den jüngsten Monaten patriotische Hingebung gezeigt; und aus den Urnen ging eine Schaar hervor, angethan mit der Livree Cavours — wenn man den Bildern der radikalen Witzblätter glauben durfte. Nur Einzelne aus Piemont, Mehrere aus dem Süden hielten die rothe Farbe. Um diese ergebene und doch bunt gemischte, leicht zu mißleitende Mehrheit, die Stütze seiner auswärtigen Politik, nicht zu verlieren, beging Cavour in den inneren Fragen einen folgenschweren Fehler.

In keinem Staate schien das Problem der Selbstverwaltung so leicht wie hier zu lösen. Das Königreich zählte nur 7720 Gemeinden, jede im Durchschnitt von 2821 Köpfen bewohnt. Da Italien einen Gegensatz von Stadt und Land kaum kennt und noch von den Römerzeiten her gewohnt ist, kleine Ortschaften mit benachbarten Städten zu vereinigen, so konnte es nicht schwer fallen, die ganz unbedeutenden Gemeinden, welche zumeist in den geduldigen Provinzen des Nordens lagen, zusammenzuschlagen und dergestalt etwa 6000 lebenskräftige Communen zu schaffen — ein glänzendes Gegenbild zu den 40,000 ohnmächtigen Gemeinden der Franzosen. War doch der alte Municipalstolz nirgends ganz erstorben. Ebenso einfach schien der Gedanke, das Reich in etwa acht Regionen zu zerlegen. Mit vollem Rechte nannten die Mailänder die Hauptstadt der Lombardei ein subcentro; auch Toscana, Ligurien, die Emilia bildeten natürliche Einheiten, durch große Erinnerungen und bedeutende wirthschaftliche Interessen verbunden, von je einer mächtigen Stadt überherrscht; sie vermochten sehr wohl eine gesunde landschaftliche Eigenart zu behaupten. Von den Regierungsbezirken, den Provinzen, ließ sich eine selbständige Lebenskraft nicht erwarten. Wohl war die Provinz in dem größten Theile des Reiches ein althistorischer Körper, der erweiterte Stadtbezirk; aber offenbar bedeuteten die acht Provinzen Piemonts und der Insel in dem alten Königreich Sardinien etwas Anderes, als die 58 neuen Provinzen in dem Königreich Italien bedeuten konnten. Zu klein, um gegen die Bureaukratie der Reichshauptstadt einen Willen zu behaupten, zu groß, um den Einwohnern ein festes nachbarliches Zusammenhalten zu gestatten, blieb die Provinz ein rein bureaukratischer Verwaltungsbezirk — gleich dem

französischen Departement, dem ihr Umfang nahe kam — wie geschaffen für das Vaterauge eines Präfekten; und wirklich stand in Norditalien schon ein Präfekt an ihrer Spitze, darunter ein Geschwader von Unterpräfekten, zumeist träges, unbrauchbares Volk. Sollte der abschüssige Weg französischer Centralisation vermieden werden, so bedurfte man der Regionen, welche, gleich den preußischen Provinzen mehrere Regierungsbezirke umfassend, an Vermögen und geistigen Kräften genug besaßen, um dem Staatsbeamtenthum einen Theil der Verwaltungsgeschäfte abzunehmen.

Allerdings versteckten sich hinter dem Verlangen nach Decentralisation gefährliche particularistische Pläne. Der thörichte Wunsch, den alten Kleinstaaten ihre gewohnten Steuern zu erhalten, war weit verbreitet unter den Regionalisten. Toscana vornehmlich, das Hannover des Königreichs Italien, verwöhnt durch die Schonung, die der Staat seinem Liebling erwies, stolz auf eine nicht unbrauchbare Gesetzgebung, wollte von seiner Autonomie wenig aufgeben, wollte als die Lehrerin der Piemontesen in das Gemeinwesen eintreten. Auch bureaukratische Herrschsucht trieb ihr frivoles Spiel mit dem Plane der Regionen; das despotisch geschulte sechsfache Beamtenheer, das zu den piemontesischen Beamten hinzutrat, verstand den Gedanken der Decentralisation nach der Weise des Bonapartismus dahin, daß die Bureaukratie, unbelästigt von dem Minister, in den Regionen nach Gutdünken ihr Wesen führen solle. Trotz alledem, wenn ein Cavour seine ganze Kraft für das Regionalsystem Farini's einsetzte, so mußte der gesunde Kern des Gedankens durch alle Trübungen und Fälschungen hindurch gerettet werden. Im Sommer 1860, als Farini den Plan einer Commission unterbreitete, schien noch Jedermann einig. Aber bald rächte sich, daß Piemont im letzten Jahrzehnt für die Reform seiner eigenen Verwaltung nur wenig gethan hatte. Sobald man in die Einzelheiten einging, schien nichts mehr brauchbar von der alten Ordnung, man stand vor der Nothwendigkeit eines Neubaues. Hundert Pläne und Zweifel erwachten, auch subalterne Bedenken: waren nicht Umbrien und die Marken zu klein für eine Region?

Mitten hinein in diese schwankende Stimmung fiel nun die unheilvolle Eroberung des Südens. Noch war Gaeta nicht erobert, und die Neapolitaner murrten schon, weil sie arbeiten, Steuern zahlen, im Heere dienen sollten. Alles eiferte wider die piemontesischen Beamten, deren ernster Ordnungssinn doch ein Segen war für die Unzucht des Südens, und bald begannen die Briganten in den Abruzzen ihr Blut-

werk im Namen des legitimen Königs. Ein Statthalter nach dem andern ging hinüber, das Chaos zu ordnen — noch bei Cavour's Lebzeiten drei: Farini, der Prinz von Carignan, Graf Ponza di San Martino — und alle kehrten heim, vernutzt, mit Schimpf beladen, weil sie die Meisterlosen nicht bemeistern konnten. War es rathsam, dies unbotmäßige Land unabhängig hinzustellen? die Insel Sicilien durch eine selbständige Verwaltung in ihrem Sonderleben noch zu bestärken? Nur eine durchgreifende Centralgewalt schien im Stande, solchen Mächten des Unfriedens die Stirn zu bieten. Niemand forderte lauter die stramme Centralisation als die tapferen Emigranten des Bourbonenstaates. Um Gotteswillen, schließet diese Regierungskloaken von Neapel und Palermo, schrieb La Farina. Dem Wackeren graute vor dem Gedanken, daß das alte System zurückkehren könne; die blutigen Gespenster der Restauration von 1799 schritten durch seine Träume. Gleich ihm dachte Poerio, der Dulder aus Neapel, und auf die Stimmen dieser Eingeborenen legte die Regierung, befangen in einem fast unvermeidlichen Irrthum, allzu viel Gewicht. Hatte man bisher den centralisirenden Eifer der Piemontesen gefürchtet, so schlug man jetzt die Gefahr des Föderalismus, des Zerfalles höher an; auch Ricasoli, der stolze Toscaner, begann irr zu werden an seinem Ideale. Der Gedanke der Regionalisten wurde allmählich ausgebeint; in den neuen Entwürfen, welche Minghetti dem Parlamente vorlegte, erschienen die Regionen schon nur als ein Uebergangszustand — und doch bedurfte Italien einer dauernden Ordnung.

Der Graf, vertieft in seine auswärtigen Pläne, erkannte nicht die ungeheure Bedeutung der Frage. Er wünschte die Regionen, mochte jedoch um ihretwillen nicht die Cabinetsfrage stellen, nicht die Centralisten der Mehrheit verletzen. Er ließ diese schweren Dinge gehen und — starb darüber. So geschah es, daß ein Parlament, welches die Selbstverwaltung ehrlich und keineswegs ohne Einsicht wollte, zuletzt das Gegentheil des Gewollten beschloß. In der Nation herrschte der französische Liberalismus vor, welcher, alle Verwaltungsfragen geringschätzend, die Freiheit allein in der Erweiterung des Stimmrechtes suchte. Die bureaukratische Trägheit gab endlich den Ausschlag: das Präfektensystem, das unter dem Ministerium Rattazzi in der Lombardei und in Piemont neu geordnet und seitdem von allen freien Köpfen verwünscht worden, erstreckte sich bald nach Cavour's Tode über das ganze Königreich. Also entstand eine Verwaltung, welche alle Mängel der französischen Bureaukratie in sich vereinigte — doch nicht ihre Vorzüge:

Schlagkraft und Pünktlichkeit. Wieder liefen die Stellenjäger Sturm auf die neuen Aemter: wohlbestallte Agenten vermittelten den Schacher. Ein Heer von Beamten mit unklarer Competenz regierte und regierte, gefährlicher durch Unfleiß und Unordnung, als durch den mehrfach hervortretenden Schmutz der Corruption. Alle Bürgermeister ernannte der König. Die Freiheit der Regierten, ihr Antheil an den Staatsgeschäften bestand in dem Rechte, von Zeit zu Zeit einen Zettel in die Wahlurne zu werfen. Bald murrte der kleine Mann in der Lombardei, gewöhnt an die despotische, doch geordnete Verwaltung der Oesterreicher: wenn morgen der Tedesco wieder käme, so würden wir ihm die Stiefeln küssen! — und nur sieben Jahre nach dem Falle des Regionalsystems mußte das Parlament abermals über die Reform der Verwaltung berathen. Uns Deutschen ist heilsam, aus diesen traurigen Wirren zu lernen, welcher thätigen Wachsamkeit ein Volk bedarf, um sich zu schützen vor der Alleinherrschaft der Bureaukratie, die in allen Lebensgewohnheiten der modernen Gesellschaft eine gewaltige Stütze findet. Gewiß sind die Gebrechen der preußischen Verwaltung mit den Sünden der italienischen nicht zu vergleichen; aber unser Volk stellt auch strengere Anforderungen an seine Beamten, und sollte die Amtsordnung einer überwundenen Epoche in dieser neuen Zeit starrsinnig aufrechtbleiben, so wird auch über den deutschen Staat eine schwere Krankheit hereinbrechen. —

Und so viele andere Wunden, die der Despotismus geschlagen, bedurften noch der Heilung! Man zählte 18 Universitäten und über 14 Millionen analfabetti (natürlich, daß die Sprache für diese gewaltige Masse von „Nicht-ABC-Schützen" auch einen geläufigen Namen besaß). Deutlicher läßt sich die einseitige, den technischen Berufen entfremdete Bildung der höheren, die Verwahrlosung der niederen Stände nicht schildern. Wohl war der analfabetto von der Wahlurne ausgeschlossen (denn in Sachen des Wahlrechts blieb Cavour ein fester Altliberaler, er ließ das allgemeine Stimmrecht nur für außerordentliche Fälle der Staatsumwälzung gelten); aber schon die Unterschrift des Namens galt als Beweis der Gelehrsamkeit. Immerhin blieb es ein Ehrenzeugniß für den gesunden natürlichen Verstand der Nation, daß eine so wenig gebildete Wählerschaft so viel Mäßigung gezeigt hatte. Wie herrlich war doch trotz aller Kümmernisse dies Erwachen eines großen Volkes! Wie viele längst verschüttete Quellen des Gemeinsinnes begannen zu springen, nun das Leben wieder einen Werth besaß! Wie eifrig sorgten die großen Communen, nach Mailands Vorgang, für ihre

Schulen! Selbst die Hoffnung auf den Süden war nicht aufzugeben, gerade weil die unglücklichen Länder so verwüstet dalagen, so ganz unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen. Man hatte Aufstände zu befürchten und den grausamen Brigantenkrieg zu führen, doch wohl oder übel, der Süden mußte sich der überlegenen Gesittung fügen. Die düstere Gefahr, welche heute über dem Süden Deutschlands hängt, drohte hier nicht: die Gefahr, daß ein Theil der Nation, befriedigt in einem behaglichen, selbstgefälligen und doch tief unsittlichen **Sonderleben**, seine tausendjährige Verbindung mit dem großen Vaterlande allmählich aus baarer Faulheit auflöse. —

Doch der Weg zur Einheit führt überall nur durch herbe Enttäuschungen. Man kannte einander wenig, und als die Nation ein Bewußtsein ihrer Kräfte erhielt, da zeigten sich die socialen Verhältnisse nicht günstig. Es gab der Signoren, der großen Kaufherren und der kleinen Pächter viele, aber der eigentliche Mittelstand, die Grundlage des modernen Volkswohlstandes, war nicht zahlreich, und welche Hemmnisse stellte nicht schon das Klima Süditaliens der Industrie der Fabriken entgegen! Der plötzliche Uebergang aus dem Prohibitivsystem zu der Handelsfreiheit Piemonts erweckte laute Entrüstung unter den Schutzzöllnern von Neapel, verwirrte viele Vermögen. Die Vorarbeiten begannen für einen Lieblingsplan der Jugend Cavour's, für den Bau der Eisenbahnen bis an die Ferse des Stiefels, bis Brindisi. Man betrieb rasch das Werk der Einigung in allem Nöthigen — so im Münzwesen, in den Verkehrsanstalten — und wohl auch im Unnöthigen. Das ließ die schnellfertige Logik der Romanen sich nicht nehmen, daß fünf bürgerliche Gesetzbücher in Einem Staate ein Unding seien; sogleich trat eine Commission zusammen, über einen neuen Codex zu berathen. — Ein unschätzbares Band der Einheit blieb das Heer. Wohl war die militärische Tüchtigkeit der Truppen arg gesunken, seit man, thöricht genug, auch die Regimenter der Bourbonen aufgelöst und überall neue Cadres zu bilden hatte. Kein Wunder, daß die tapferen Oesterreicher fünf Jahre darauf als Sieger den wälschen Boden verließen. Aber in dem Heere lernten die Barbaren aus den Abruzzen die Elemente menschlicher Gesittung, das verweichlichte Stadtvolk Zucht und Pünktlichkeit, der dumme Haß der Landschaften schliff sich ab, und vor Allem, das köstliche Gut einer gemeinsamen Umgangssprache ward auch dem gemeinen Soldaten zu Theil. Aus den Parlamentsberichten und Correspondenzen der Italiener mögen die bequemen Philister in Nassau

und Frankfurt, die über das fremde preußische Wesen jammern, zu ihrer Tröstung lernen, wie leicht und behaglich sich bei uns der Uebergang in die neuen Zustände vollzieht. Welche Sorgen regten sich den Turiner Staatsmännern bei platt alltäglichen Dingen; welche Bedenken, wenn man Gensdarmen in eine verkommene Provinz senden mußte, und den heimischen war nicht zu trauen, die auswärtigen verstanden nicht den Dialekt des Landes.

Und wie verächtlich erscheint das Murren der reichen schleswig-holsteinischen Steuerzahler, wenn wir vergleichen, was den Italienern ihre Freiheit kostete! Auch der deutsche Krieg hat, wie jeder Krieg, massenhafte Capitalien zerstört. Doch finden wir den Muth, zur rechten Zeit durch neue Steuern vorzubeugen, so ist die Verlegenheit der norddeutschen Finanzen ein Kinderspiel neben dem Jammer, der in Italien sich aufthat. Auf diesem Gebiete wurde der Mangel an Fachmännern am härtesten fühlbar. Jedermann hing noch an dem Wahne — dem auch wir Deutschen vor dem Kriege alle huldigten — daß die Kleinstaaterei kostspielig sei. 573 Millionen im Jahre verschlang der siebenfache Despotismus; mußte nicht die Nation jetzt große Summen ersparen, da vier Höfe hinwegfielen und der Vorschlag, die entthronten Fürsten zu entschädigen, in dem erbitterten Volke kaum geäußert werden durfte? Wunderbar günstig lauteten die Berichte der hohen Beamten aus Mittelitalien; der Abgeordnete Galeotti rief noch in der zweiten Auflage seines Buches über das erste italienische Parlament glückselig aus: „niemals hat eine Nation sich wohlfeiler constituirt.“ Auch der tüchtigste Volkswirth des Hauses, der Venetianer Pasini, ein alter tapferer Genosse Manins, theilte den allgemeinen Irrthum.

Sobald man die sieben Budgets in eines verschmolz, ergab sich zuvörderst, daß kleine Staaten, weil sie nichts leisten, wohlfeil regieren; von den Forderungen, welche das unentbehrliche Militärbudget eines Großstaates stellte, ließ sich das Stillleben von Parma und Toscana nichts träumen. Und was hatte nicht die Schwäche der provisorischen Regierungen zusammengesündigt! Da waren verhaßte Steuern abgeschafft, kostspielige Eisenbahnen und Unterrichtsanstalten, auch viele Schulden der Provinzen dem Staate überwiesen, dagegen Domänen und Renten des Staates an die Gemeinden abgetreten, die Ausgaben ins Unendliche gesteigert, um jeden begehrlichen Wunsch der Gesellschaft zu befriedigen. Dazu diese Schaaren von Beamten; die höheren Stellen mäßig, die niederen hoch besoldet, da Italien eine ab-

gesonderte Carriere der Subalternen nicht kannte. Hunderte glücklicher Stellenjäger mußten mit Ruhegehalt entlassen und leider sofort ersetzt werden, weil das siegreiche Beamtenthum in den provisorischen Regierungen dafür gesorgt hatte, daß man die neuen Amtsstellen nicht aufheben durfte. Der geheime Staatshaushalt des Despotismus ließ die Provinzen ohne Kenntniß von der Schwere ihrer eigenen Belastung; daher rief jetzt Alles nach Steuerausgleichung, jede Provinz hielt sich für überbürdet — bis sich zuletzt fand, daß nicht Piemont, wie man geglaubt, sondern die Lombardei bisher die höchsten Steuern gezahlt hatte. Auch das Parlament zeigte geringe Neigung, die Budgets ernsthaft zu prüfen, noch geringere zur Steuerbewilligung. Cavour trat freilich solchen Thorheiten muthvoll entgegen: eine mathematisch genaue Ausgleichung der Steuerlast sei unmöglich, auch solle man als den obersten Grundsatz der neuen Finanzpolitik betrachten das Kernwort: „es ist nöthig zu zahlen und viel zu zahlen“. Aber von der schrecklichen Zerrüttung des Haushalts ahnte auch er nichts. Im April mußte der Finanzminister bereits vorschlagen, in das neue Große Buch des Königreichs sogleich wieder eine Anleihe von 500 Millionen einzuschreiben, und Pasini verlangte jetzt neue Steuern als ein Band der Staatseinheit. Doch erst nach Cavours Tode kam die volle Wahrheit an den Tag: das Reich hatte 3 Milliarden Schulden und für das Jahr 1861 ein Deficit von 500 Millionen.

Unter solchen Sorgen verstummte bald das noch in dem glücklichen Parlamente von 1860 oft gehörte Pathos allgemeiner Beredsamkeit, wozu den Italiener die Melodie seiner Sprache so leicht verführt. — Cavour empfand schmerzlich, daß der Hof ihm keinen Rückhalt bot. In den Tagen des Friedens begannen die wüsten und rohen Neigungen, die in der Seele des Königs lagen, sich wieder behaglich auszurecken — ein böses Unglück für ein Herrscherhaus, das sich die Achtung seines Volkes erst erwerben sollte. Der Graf schonte behutsam die zweifelhaften Freunde, half dem behenden Rattazzi in den Präsidentenstuhl. Er bedurfte der Genossen, denn die Actionspartei verfolgte mit begreiflicher Wuth den Mann, der ihr das Messer aus der Hand gerungen. Schändliche Lügen traten mit höchster Sicherheit auf: bald sollte Sicilien, bald Sardinien und Ligurien an Frankreich verkauft sein. Schändliche Lügen, sage ich; denn hätte Garibaldi wirklich, wie seine Freunde behaupteten, die Beweise für diesen Handel in Händen gehabt, so wären sie sicher längst veröffentlicht. Wie? Diese Actionspartei, welche

heute dem Herausgeber der Briefe La Farina's jede Mittheilung verweigert, damit die Welt nicht erinnert werde an den alten Bund der Radikalen und der Gemäßigten — sie sollte aus Zartgefühl Papiere zurückhalten, die dem Ansehen der Constitutionellen den Todesstoß geben könnten? — Die Radikalen verlangten „das Recht der Initiative“ für die Revolution; traurige Gesellen, die vor drei Jahren noch die Einheit Italiens als einen Narrentraum verlacht, ziehen jetzt den Grafen der Feigheit, weil er einen Freischaarenzug gegen Venedig und Rom nicht dulden wollte. Er selber hatte noch vor neun Monaten auf einen venetianischen Feldzug für dieses Frühjahr gehofft; wie jetzt die Dinge standen, inmitten der Wirren der Organisation des neuen Staates, lag die Nothwendigkeit ruhiger Sammlung auf der Hand. Was der Graf im vergangenen Sommer dem König erklärt hatte, das wiederholte er nun im April vor dem Hause: man müsse wählen zwischen der Kriegslust der Actionspartei und seiner Politik, die nur im Einverständniß mit den großen Mächten in Venedig einziehen wolle.

Welch ein erschütternder Auftritt, als jetzt Garibaldi und Cavour noch einmal auf einander stießen — die beiden Männer, „die darum Feinde sind, weil die Natur nicht Einen Mann aus beiden bilden konnte.“ Wieder kam der Nizzarde auf sein altes Herzeleid, auf die preisgegebene Heimath zurück. Tief ergriffen erwiderte Cavour: „wenn es über die Kraft des Generals geht, mir zu verzeihen, so fühle ich, daß ich ihm keinen Vorwurf machen kann.“ Garibaldi wies die dargebotene Hand zurück, der Preis der Großmuth blieb diesmal dem Grafen; denn in verwickelten politischen Kämpfen ist der echte Edelsinn nur dem erreichbar, der die Größe des Kopfes mit der Größe des Herzens verbindet. Zwei Tage darauf, am 20. April, maßen sich die Parteien: 194 gegen 79 Stimmen genehmigten die Tagesordnung Ricasoli's, welche „der Regierung allein“ das Recht vorbehielt, für die Vertheidigung des Vaterlandes zu sorgen.

Der Versuch, die Revolution in's Unendliche fortzusetzen, war abgeschlagen. Und doch lag dem Kriegsgeschrei der Actionspartei ein richtiges Gefühl zu Grunde: der junge Staat blieb mehr ein Anspruch, ein Wunsch, als eine lebendige Macht, so lange die Kanonen der

Oesterreicher noch vom Mincio herüberdrohten und der Kirchenstaat in einer unmöglichen Stellung verharrte. Das Verlangen nach Rom ging lärmend, bethörend, jeden anderen Gedanken erstickend durch die Nation. Der römischen Frage galt Cavours letzte Arbeit, und gerade hier, wo er irrte, trat die Erhabenheit seines Geistes mächtiger denn je hervor.

Rom unsere Hauptstadt! — das war seit vierzig Jahren der Schlachtruf aller radikalen Sekten. Die centrale Lage, der welthistorische Name der Stadt verleitete selbst den ersten Napoleon zu der Meinung, hier sei Italiens natürliche Hauptstadt; um wie viel weniger konnte die urtheilslose Masse der Geschichte scharf in's Gesicht blicken und daraus ablesen, daß Rom seit Cäsar's Tagen nicht mehr die Hauptstadt eines Volkes, sondern eine Weltstadt, der Mittelpunkt einer Weltmacht war. Dem politischen Radikalismus gesellte sich der religiöse. An hundert Straßenecken prangte das VV i Franmasoni, von plumper Faust gemalt; die Freimaurer, die Schwärmer, die Atheisten triumphirten, die Uhr des europäischen Dalai-Lama sei endlich abgelaufen. Der Gedanke den Papst wieder zum Bischof von Rom zu machen — ein Einfall ebenso ausführbar und ebenso tiefsinnig wie die Hoffnung, den König von Preußen wieder in einen Grafen von Zollern zu verwandeln — erschien den Schwarmgeistern schon halb verwirklicht. Solches Geschrei erfüllte den Markt und fand doch in Wahrheit wenig Anklang in dem Herzen der Nation. Dies Volk, das noch nach der Weise des Boccaccio über die Klösterlinge spottete und zischelte, das seinen bösesten Räuber den Mönchteufel, Fra Diavolo, nannte und oft den alten Kehrreim wiederholte: „drei sind Italiens Unheilsmächte: die Pest, die Mönche und Habsburgs Knechte“ — dies Volk blieb trotz alledem katholisch. Nicht Einen Priester hatten die aufgeregten Massen der Romagna während der letzten Wirren erschlagen. Wohl war die Weltmacht an der Tiber mit seltenen Unterbrechungen der finstere Frohnvogt der Fremdherrschaft gewesen — seit jenem 6. Mai 1527, da die Söldner Karl's V. die ewige Stadt erstürmten; den sacco di Roma kannte Jedermann aus zahllosen volksthümlichen Darstellungen und beweinte ihn als den Todestag des italienischen Glücks. Aber alle politischen Sünden der Päpste hatten nicht vermocht, das religiöse Band zwischen der Curie und diesem Volke zu zerreißen: Italien und das Papstthum gehörten zusammen. Ein Problem, das also alle Höhen und Tiefen des nationalen Lebens berührte, verlangte langsam schonende Prüfung.

Ein Unglück, daß die fieberische Stimmung der Nation die Frist dazu nicht gewährte: der Süden weigerte sich, der Hauptstadt Turin zu gehorchen. Ohne Zweifel war Turin, zum mindesten für die ersten Erziehungsjahre des jungen Staates, die einzig brauchbare Hauptstadt, wenn man nicht tollkühn einen neuen Sprung in's Finstere wagen wollte. Hier stand der Thron inmitten eines tapferen, treuen Volkes, hier lagen alle politischen und militärischen Traditionen des Königshauses. Der guten Stadt kam auch kein ernster Zweifel an ihrer großen Zukunft: schwunghaft war die Baulust und die Einwanderung. Der König selbst, ein rechtes Turiner Kind, ließ sich in seinem Schlosse ein prachtvolles Treppenhaus errichten, „damit — wie die Inschrift sagt — der Zugang zu der Stelle, von wo Italiens Einheit auszog, heiterer werde." Aber nimmermehr wollte Neapel den gehaßten Piemontesen den Vorrang lassen; auch in Mailand regte sich die alte Eifersucht wie vor zwölf Jahren. Nur vor der ewigen Stadt trat jede andere bescheiden zurück. Ernste Gründe sprachen gegen Turin: vornehmlich die seit der Abtretung Savoyens schwer gefährdete Lage der Stadt und ihr prosaischer, nur halb italienischer Charakter. Darf die Makedonierhauptstadt Pella jemals die Hauptstadt der Hellenen werden? — so fragte schon vor Jahren Balbo, und Cavour meinte traurig: ach, wenn Italien zwei Hauptstädte haben könnte, eine für den Werkeltag, eine für die Feste! Währenddem saß König Franz unter dem Schutze der Franzosen in Rom, bezahlte den Brigantenkrieg und hoffte auf einen piemontesischen Liborio Romano, der ihm sein Reich durch einen zweiten Verrath zurückgäbe.

Diese Schmach der fremden Besatzung, dies Brutnest der Verschwörung länger zu dulden war dem Minister unmöglich, der seit dem savoyischen Handel die Gunst des Volkes verloren und nicht wiedergefunden hatte. Und wie er der Frage näher trat, erwachten ihm die schönsten und tiefsten Gedanken seiner Jugend; der alte Traum, Religion und Freiheit zu versöhnen, stand wieder glänzend vor seiner Seele. Er faßte den Plan, die Grenzen zwischen Staat und Kirche durch einen feierlichen Vertrag festzustellen: der Papst sollte verzichten auf seine weltliche Herrschaft und dafür die unbedingte Freiheit der Kirche, die freie Kirche im freien Staate, erhalten. Nach seiner großen Weise verschmähte Cavour auch hier jedes Flickwerk: er wollte die völlige Uebergabe der weltlichen Gewalt, dergestalt, daß der König von Italien als Vicar des Papstes das patrimonium Petri regiere — keineswegs den

Kirchenfürsten als einen Schein-Souverän einsperren in die „Schachtel“ der leoninischen Stadt, wie nachher der Prinz Napoleon zur Erbauung des souveränen Unverstandes vorschlug. Nicht der eitle Wunsch, als Befreier auf das Capitol zu ziehen — die Kernkraft seines sittlichen Seins vielmehr sprach aus diesen Plänen. Mit schier schwärmerischem Feuer pries er dies Geschlecht glücklich, dem beschieden sei, in einem Menschenalter ein Volk zum Dasein zu erwecken und den uralten Krieg des Staates und der Kirche zu schließen; pries er die Größe dieser Frage, der gewaltigsten, die je ein Parlament beschäftigt — entscheidend für das Seelenheil von 200 Millionen katholischer Christen. Kein Einwand, aus der Vergangenheit entnommen, bestand vor ihm: wo sei denn jemals die volle Freiheit der Kirche in Kraft gewesen? „Gelingt uns dies, so ist mein Werk vollendet!“

In solchen Augenblicken erschien er den Zeitgenossen wie ein Prophet; die Nachlebenden wissen, daß seine Weissagung nicht eintraf. Nicht als ob wir die grandiose Idee der absoluten Kirchenfreiheit mit feiger Klugheit belächelten. Sie kann niemals ganz verwirklicht werden, weil das Verhältniß zwischen Staat und Kirche seinem Wesen nach ein irrationelles ist und bleibt; doch jeder Fortschritt der Gesittung wird die Welt dem Ideale Cavours näher führen. Wir bestreiten auch dem Katholiken nicht sein gutes Recht, daß er die Kirche als eine geschlossene Hierarchie auffasse und sich mit ihr als einem Ganzen abfinde, während wir Protestanten den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens in dem freien Gewissen jedes Gläubigen suchen. Doch offenbar fehlte dem Grafen, versenkt wie er war in die politische Arbeit seines Lebens, die in die Tiefe dringende Kenntniß kirchlicher Dinge. Er sah in der römischen Kirche die Kirche schlechtweg — gleich den Meisten seiner Landsleute, die den Protestantismus so wenig verstehen, wie sie unsere Gothik verstanden haben. Er hoffte, auf dem Capitol einen Religionsfrieden zu schließen, welcher, dauerhafter als der westphälische, ein Zeitalter der Glaubensfreiheit über die Welt heraufführen werde. Ein goldener Traum, und doch ein Traum, denn die römische Kirche ist eine streitbare Kirche unter vielen und darf darum selber die Glaubensfreiheit niemals anerkennen. Zu nüchtern, um mit Lacordaire zu wähnen, daß die Protestanten in den Schooß der freien römischen Kirche zurückkehren würden, trat Cavour jetzt doch seinem clericalen Bruder Gustav näher; und Graf Montalembert konnte auf dem belgischen Katholikencongreß aus Cavour's Rohr sich seine Pfeifen schneiden — sicherlich nicht um der wahren

Glaubensfreiheit willen. Der Vertraute des Grafen in diesen kirchlichen Händeln war Pater Passaglia, der reine und gläubige Geistliche, der so muthvoll „pro causa italica“ gestritten hat; doch schlägt ein Protestant dies wunderliche Buch auf, so weht ihn eine Luft an wie aus Gräbern: scholastisch der Ausdruck wie die Gedanken, und immer nur die una ecclesia! —

Solche Einseitigkeit scheint erklärlich bei einem italienischen Staatsmann, für dessen praktische Aufgaben der Protestantismus wenig bedeutete. Befremdlicher ist Cavour's Urtheil über die Verfassung der römischen Kirche; er hoffte einen freien Bund von Bisthümern unter einem erwählten Oberhaupte erstehen zu sehen. Und doch springt in die Augen, daß die Bischöfe niemals so unselbständig waren wie in unserem Jahrhundert und die römische Kirche vielmehr einer immer strafferen Centralisation entgegengeht. Der Graf dachte groß von Pius dem Neunten — wenn nur dieser Unheilstifter Antonelli nicht wäre! Er versuchte durch die höchste Nachsicht gegen meuterische Bischöfe das Herz des Papstes zu gewinnen; sollte der Italiener auf dem heiligen Stuhle die fremde Garnison, die elende Lage des römischen Volkes nicht selber mit geheimem Kummer betrachten? In solcher hoffnungsvollen Stimmung hat Cavour sich doch nicht mehr so unbarmherzig wie in früheren Jahren die Wahrheit gestanden, daß ein Papst wohl auf Augenblicke als ein Italiener empfinden kann — wie Julius II., Clemens VII. — aber zuletzt das Dasein seiner Kirche immer höher stellen muß, als die Regungen seines vaterländischen Gefühls. Gelang Cavour's genialer Plan, so eröffnete sich freilich die für einen Katholiken erhebende Aussicht, daß seine Kirche in Wirklichkeit werde, was sie in der Idee ist: eine Weltkirche. Der Papst, der nicht mehr italienischer Landesherr war, konnte, mußte vielleicht Gläubige aller Zungen, nicht mehr fast ausschließlich Italiener, in den Rath der Cardinäle berufen. Aber alle diese hochfliegenden Gedanken fielen dahin, wenn Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien wurde.

Hier unzweifelhaft lag der große Fehler der Rechnung. Man stelle sich die beiden Höfe, den geistlichen und den weltlichen, lebhaft vor Augen — wie sie in Einer Stadt hausen, wie das unvermeidliche Ränkespiel zwischen den beiden Palästen beginnt, wie die Weltkinder auf dem glatten Boden der Parkets neben den Roth- und Blaustrümpfen des Vaticans sich als Tölpel erweisen, wie zuerst die Frauen, dann die Männer des königlichen Hofes den feinen Künsten der Monsignoren

erliegen. Wahrlich, aus solchem Zusammenleben konnte nur der Zustand hervorgehen, den Cavour als der Uebel größtes verabscheute: eine neue Form des Cäsaropapismus, die Unterwerfung des Staates unter den Einfluß der Kirche. Und ist nicht die römische Luft der Nüchternheit des modernen Staates ebenso ungünstig als die Turiner günstig? Neben der Majestät der Katakomben und Amphitheater und Basiliken verschwindet schier der leichtlebige Mensch unserer Tage; durch prahlerische Kraftworte suchten sich der Prinz von Canino und die anderen Volkstribunen der neu-römischen Republik von 48 emporzuheben zu der Größe ihrer Umgebung. Die Gefahr lag nahe, daß auch das italienische Parlament in dieser Welt grandioser Erinnerungen sich an Phrasen berausche und über dem Traume des italienischen Primats die bescheidene Wirklichkeit vergesse. Und dieses Römervolk! Die Zeit war gewesen, da das altrömische Volk Italien schuf, indem es die Italiener bezwang. An der Freiheit der Communen, an allem Herrlichen der neuen italienischen Geschichte hatte die Stadt Rom fast keinen Antheil. Hier unter den lungernden Bettlern und den verweichlichten Nepotengeschlechtern der Päpste mochte der Künstler träumen, die derbe Prosa des constitutionellen Staates fand hier keine Heimath. Zwar bat eine Adresse, von 10,000 Römern unterschrieben, den Kaiser und den König um die Beseitigung der weltlichen Gewalt; doch seitdem haben wir erfahren, daß die Mehrheit der Römer den Papstkönig nicht missen will.

Ueber all' diese handgreiflichen Einwürfe sprang die Nation hinweg mit dem Schlagwort: Italien läßt sich nur von Rom aus regieren; sie hörte nicht die unwiderlegliche Antwort: die römische Kirche läßt sich nur von Rom aus regieren. Cavour schwankte oft inmitten der ungeheuren Bedenken. Er sagte schon ein Jahr vor seinem Tode auf einem Hofball in vollem Ernst zu einer Freundin: über's Jahr werden Sie im Quirinal tanzen! Er bekämpfte im Parlamente entschieden den Gedanken, die Verlegung der Hauptstadt zu verschieben, und gestand doch sogleich nach dieser Sitzung dem englischen Gesandten: wir wollen nach Rom, nicht um dort zu bleiben, sondern um über Rom zu triumphiren. Eines steht fest inmitten dieser Widersprüche: Cavour wollte in Rom einziehen, und bald — damit die französische Garnison verschwinde und der Friede zwischen Staat und Kirche geschlossen werde. Ob er, in der ewigen Stadt eingetroffen, dort sogleich das Hoflager aufgeschlagen oder nicht vielmehr vorgezogen hätte, das Parlament noch durch einige Jahre in Turin zu lassen — darüber zu streiten ist müßig:

der „Philosoph des Möglichen“ pflegte seine Pläne für die Zukunft so unverrückbar nicht festzustellen.

Der Gedanke „die freie Kirche im freien Staate“ war einer der leitenden Gedanken in Cavours ganzem Leben. Daß er ihn jetzt gerade aussprach, ward allerdings verschuldet durch die Verlegenheiten des Parteikampfes. Er wollte dem Radikalismus die Fahne „Rom Hauptstadt“ aus der Hand reißen, um sie selber aufzupflanzen, und zugleich die Eifersucht der großen Städte, den Groll der katholischen Partei beschwichtigen. Der Graf gestand, daß ihm die Gegenwart Italiens mehr Sorgen errege als die Zukunft: sogleich, unverzüglich mußte der tolle Wirrwarr der Meinungen sich klären, wenn Italien sich constituiren sollte. Darum gab Cavour seit dem Herbst 1860 die Schweigsamkeit auf, die er in den letzten Monaten sich auferlegt; zur Verwunderung der Freunde suchte er jetzt die Gelegenheit, durch wohlausgearbeitete Reden die Leidenschaft der Nation zu belehren, zu ermäßigen. Im October erklärte er dem Parlamente: „Rom ist unser Polarstern. Die ewige Stadt, auf welche 25 Jahrhunderte jede Art des Ruhmes gehäuft haben, soll die glänzende Hauptstadt Italiens werden“. Aber nicht die Revolution wird uns nach Rom führen, sondern „moralische Mittel“. Wir müssen die Curie selbst gewinnen für die Ueberzeugung, daß der Papst nicht mehr ein König sein kann, den Clerus von Italien für die Einsicht, daß die Freiheit für die Entwicklung des religiösen Gefühles ein Segen ist. Wir haben die Meinung Europa's für denselben Gedanken zu erwärmen; denn „in Zeiten wie diese verfügen die Diplomaten nicht mehr über die Völker, sondern die Völker legen ihnen die Werke auf, die zu vollenden sind“. Wir haben endlich mit Frankreich uns zu verständigen. —

Am Tage nach dieser Rede ließ Cavour die Verhandlungen mit dem Papste beginnen. Der Mißerfolg, den Napoleon I. bei demselben Versuche davongetragen, erschreckte den Mann keineswegs, den nicht napoleonische Frivolität, sondern ein heiliger Ernst beseelte. In der That verliefen die Unterhandlungen günstig, bis plötzlich im Januar das Ungeschick der Agenten zu einem schroffen Bruche führte. Aber wenngleich die Verständigung diesmal an einem Zufall scheiterte, das Scheitern selber war mit nichten ein Zufall. Die katholische Welt und die Stimmung der Curie selbst war, wie Napoleon III. dem Grafen längst vorausgesagt, noch bei weitem nicht genug darauf vorbereitet, das weltliche Papstthum preiszugeben. Sofort nach diesem Bruche

ließ Rom dem alten Hasse wieder die Zügel schießen. Im März betheuerte der Papst in feierlicher Allocution, er könne niemals der modernen Civilisation die Hand reichen; und als darauf der König seinen neuen Titel annahm, schrieb die Curie den Höfen: „dieser katholische König hat jetzt das Siegel gedrückt unter die kirchenschänderischen Raubthaten, die er schon begangen". Nur um so fester hielt die Nation an ihrer Hoffnung; die warnenden Stimmen der Föderalisten, Cernuschi's und Anderer, verhallten spurlos. Da wägte im März Azeglio die kühnste und klügste That seines Lebens; er trotzte der öffentlichen Meinung ins Angesicht mit seiner Schrift le quistioni urgenti. Dieser durch und durch moderne Mensch, der kurzab versicherte, eine Locomotive sei ein ungleich stolzeres Denkmal menschlicher Größe als ein römisches Amphitheater, zitterte bei der Aussicht, daß der neue Staat von dem Meere antikisirender Phrasen verschlungen werde. Den treuen Piemontesen empörte der Undank, der an seiner tapferen Heimath sich versündigte; er kannte Rom gründlicher als Cavour, und sein minder erhabener Geist, den die hochfliegenden Gedanken des Grafen nicht beirrten, sah diesmal klarer die praktischen Hindernisse. Rom soll eine italienische Stadt werden — so lautete sein unverbesserlicher Schluß — doch nimmermehr unsere Hauptstadt; danken wir Gott, daß Italien viele Hauptstädte besitzt!

Auch diese Mahnung beirrte den Grafen nicht, denn „die Hauptstadt eines Volkes wird bestimmt durch sittliche Gründe, durch das nationale Gefühl". Cavour wagte im März, das Parlament für seine römische Politik feierlich zu verpflichten. Sein getreuer Audinot stellte eine Anfrage wegen der Lage Roms, und das Haus beschloß am 27. März auf Bon-Compagni's Antrag, zur Tagesordnung überzugehen „in dem Vertrauen, daß die Würde, das Ansehen, die Unabhängigkeit des Papstes und die volle Freiheit der Kirche gewahrt, im Einverständniß mit Frankreich der Grundsatz der Nichtintervention angewendet, und Rom, von dem Willen der Nation als Hauptstadt ausgerufen, mit Italien vereinigt werden wird". Nur ein Ruf der Bewunderung ging durch den Saal, als der Graf am 25. die gewaltige Rede hielt, welche jenem Antrage zum Siege verhalf und in den Worten gipfelte: „Wir werden zu dem Papste sprechen: Heiliger Vater! Die zeitliche Gewalt ist für Dich nicht mehr eine Gewähr der Unabhängigkeit. Verzichte darauf, und wir wollen Dir jene Freiheit geben, die Du seit drei Jahrhunderten vergeblich von allen großen katholischen

Mächten erbeten hast. Wir sind bereit, in Italien den großen Grundsatz zu verkünden: die freie Kirche im freien Staate." Und welch ein felsenfester Glaube an die Freiheit sprach aus den Worten, die Cavour bald darauf dem Senate zurief: er sei gefaßt darauf, daß nach der Verkündigung der Kirchenfreiheit die katholische Partei auf lange Zeit an's Ruder gelange, und gern bereit in der Opposition zu stehen. —

Ein glänzender Abschluß einer großen parlamentarischen Laufbahn — und doch ein sehr zweifelhafter Erfolg. Denn hinter jenem einstimmigen Parlamentsbeschlusse, der Bon-Compagni's Antrag annahm, verbargen sich mannichfache Hintergedanken. Die Turiner meinten vergnügt im Stillen: jetzt ist die Principienfrage durch eine dröhnende Erklärung abgethan, und die Hauptstadt wird noch lange bei uns bleiben. Die Radikalen aber hörten aus allen Vorbehalten Bon-Compagni's allein ihre eigene Losung: Rom oder den Tod! heraus. Auch die Besonnenen glaubten zumeist: wenn der Graf also redet, so wird der Zug nach Rom sofort beginnen. Cavour wollte der Actionspartei, die doch jederzeit einen neuen Lärmruf erfinden konnte, ein mächtiges Schlagwort entreißen. Und gewiß gelang ihm ein Erfolg für den Augenblick: die Stellung des Ministers wurde durch die Tagesordnung Bon-Compagni so sehr verstärkt, daß er bald nachher Garibaldi schlagen konnte durch die Tagesordnung Ricasoli, die wir kennen. Aber im selben Augenblicke band der Graf sich selber die Hände fest. Er griff der Zukunft vor, was er noch nie gethan, verpflichtete den Thron für eine Aufgabe, die sich noch nicht übersehen ließ. Er wollte durch die feierliche Erklärung des Parlaments den Welttheil zwingen zu der Einsicht, daß Italien der Hauptstadt Rom bedürfe; und die steigende Erbitterung der Katholiken draußen lehrte, daß heilige Ueberzeugungen sich nicht im Fluge verwandeln.

Längst spähte der Graf, um dem französischen Vormund zu entschlüpfen, nach anderen Bundesgenossen aus. Seine Getreuen bereisten Deutschland, La Farina's Verein schrieb an den deutschen Nationalverein bewegliche Mahnungen. Cavour selbst sprach im Herbst bedeutungsvoll: „die Zeit ist nicht fern, wo der größte Theil des edlen Deutschlands zeigen wird, daß er nicht mehr mitschuldig sein will an den Leiden Venedigs". Laut pries er dies Preußen, das, national und liberal zugleich, sich an die Spitze der deutschen Bewegung stelle und dadurch sich als eine conservative Macht bewähre. Die letzte Thronrede begrüßte warm den neuen König von Preußen; General

Bonin war während jener parlamentarischen Feier der Held des Tages. Aber der Berliner Hof verharrte in seiner zuwartenden Haltung, die verschwommene Gefühlsseligkeit der deutschen Patrioten vermochte nicht den Wink des natürlichen Bundesgenossen zu verstehen. Ohne Freunde im Norden, von dem Papste zurückgestoßen, versuchte Cavour jetzt sein Glück in Paris: Italien und Rom sollten einander allein gegenüberstehen. Noch während jener Parlamentsverhandlungen ließ er in den Tuilerien einen Plan vorlegen, der nach Jahren durch den Septembervertrag verwirklicht ward: die Franzosen verlassen Rom, Italien übernimmt die Bürgschaft, daß kein Einfall in den Kirchenstaat erfolge. Die Dinge waren in gutem Zuge. Am 5. Juni erklärte Frankreich an Spanien und Oesterreich: wir wollen keinen katholischen Bund, die Ordnung in Rom kann nicht hergestellt werden ohne die Zustimmung der Römer, nicht ohne die Mitwirkung Italiens.

Dem Staatsmanne war nicht beschieden, diesen letzten Erfolg seines Thuns zu schauen. Am 29. Mai begann sein Körper der ungeheuren Last seines Tagewerkes zu erliegen. In sein Krankenzimmer drang noch die Kunde, daß das einige Italien zum ersten Male sein Nationalfest gefeiert und der König triumphirend an seines Vaters Wort erinnert habe: „es reifen die Geschicke Italiens“. Weitum durch die Welt flogen die Gedanken des Sterbenden, auch nach unserem Vaterlande: „Die deutsche Einheit wird gegründet werden, aber diese langsamen Preußen werden fünfzig Jahre brauchen, um uns nachzufolgen“. Erhabene Bilder von einer Zeit des Lichtes und der Freiheit standen vor seiner Seele; selbst dem Gegner und Kampfgenossen Garibaldi spendete der Kranke ein Wort der Bewunderung. Oft klang die Klage: Italien braucht mich, ich darf nicht sterben; doch unwandelbar blieb ihm die Zuversicht auf die Dauer seines Werkes. Noch ein letzter erschütternder Abschied von dem Könige — und als endlich der Kranke erschöpft unter dem blauen Betthimmel lag, da trat sein Pater Jakob mit dem Allerheiligsten in das Gemach. Der treue Mann hatte dem Grafen vor Jahren, da der Kirchenstreit am wildesten tobte, in die Hand versprochen, er werde ihn nicht verlassen in seiner letzten Stunde. So starb der Ausgestoßene als ein katholischer Christ am 5. Juni. Sein letztes Wort hieß: libera chiesa in libero stato! — Alle hellen Köpfe der Welt empfanden den Schlag wie einen gemeinsamen Verlust der großen Gemeinde der Freiheit; die Puritaner in England klagten: a prince has fallen in Israel. Die Städte Turin und

Florenz stritten mit dem königlichen Hause um die Ehre, dem Todten die Gruft zu bereiten; selbst die Blätter der Clericalen erzählten jetzt von der offenen Hand und dem milden Herzen des Grafen. Nur Mazzini's Gemeinheit versagte sich's nicht, auch diesen Sarg zu besudeln, und der unversöhnte Papst forderte den Pater Jakob vor seinen Richterstuhl.

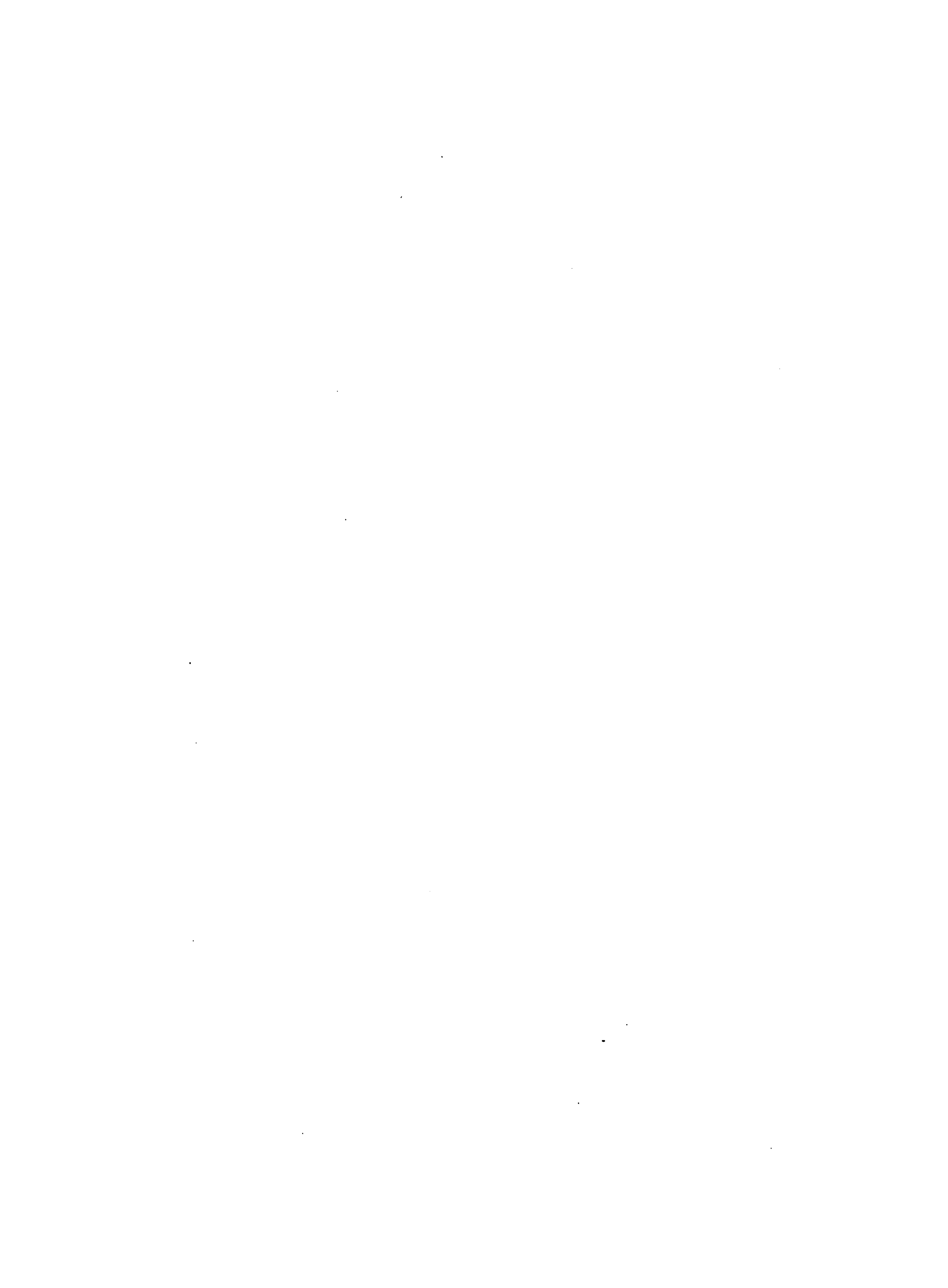
Das Gesetz der Natur, das den Acker zwingt brach zu liegen, wenn er lange fünfzigfache Frucht getragen, gilt auch der schöpferischen Kraft der Völker. Es war der Lauf der Welt, daß Cavour einen Nachfolger nicht finden konnte. Aber so ungeheuer schien die Lücke, die sein Scheiden riß, so weit der Abstand von ihm bis zu den Besten seines Landes, daß seinem Tode nicht einmal jenes still erleichterte Aufathmen folgte, womit der kleine Mensch den Hingang einer gewaltig lastenden Herrscherkraft zu begrüßen pflegt. Seine Größe bändigte die mißtrauische Schmähsucht der Nation; mochten die Gegner über „die kalte und verderbliche Hand“ dieses Teufels klagen, daß er zu herrschen verstehe, durften sie nicht leugnen. Kaum war er geschieden, so brach die alte Sünde zuchtlos wieder aus; tausend geschäftige Zähne nagten und zerrten an jedem redlich verdienten Ruhme, Niemand konnte noch sagen: Italien achtet mich. Cavour hielt die Idee des Vaterlandes so stolz und siegesgewiß der Selbstsucht der Provinzen entgegen, daß die Feinde nicht wagten das Geheimniß ihrer Herzen auszusprechen und sich versteckten hinter der kläglichen Maske: wir wollen die Einheit, aber auch die Freiheit. Drei Wochen nach seinem Hingang, am 29. Juni, erklangen zum erstenmal im Parlamente die schamlosen Stimmen partikularistischer Frechheit — um seitdem nicht wieder zu verstummen. Er stieß das kleine Gezänk mit einem Fußtritt zur Seite und stellte groß und klar die eine Frage: Cavour oder Garibaldi, die monarchische Ordnung oder die verewigte Revolution? Mit jedem Tage, der seit seinem Tode verstrich, trat das Gezwerg der Factionen fröhlicher hervor. Unentwirrbar verflochten und verschoben sich die Parteien, bis endlich dem jungen Staate das schwerste Unheil kam, das kommen konnte: das alte Piemont, die Stütze des Thrones, zog in die Reihen der Opposition hinüber, um erst nach langen Jahren unfruchtbaren Haders zögernd den Weg zu dem Herrscherhause zurück zu finden. Cavour benutzte die Hilfe Frankreichs, mit Widerstreben, weil er mußte — ohne je den Stolz des Italieners zu verleugnen. Unter denen, die sich seine Schüler nannten, galt der Bund mit

Frankreich als ein Glaubenssatz, auch das Unwürdige nahmen sie gelassen hin von der Hoffart des Nachbarn. Cavour regierte; die ihm folgten dienten — sie dienten einer schwankenden öffentlichen Meinung, welche die verbrauchten Werkzeuge bald hohnlachend fallen ließ. Was Wunder, daß die Nation vor dieser Welt des Unsegens, die nach Cavour's Tod hereinbrach, bitterlich klagte: Es stünde anders, wenn der Graf noch lebte!

Wer tiefer blickt gelangt zu dem Urtheil: Cavour starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm. Die Nöthe, welche noch derweil er lebte, von ihm nicht gehört, an die Thore klopften, die Leiden, welche dicht hinter seinem Sarge Italien heimsuchten, waren nicht zu heilen durch eines Mannes Kraft; sie heilte nur die Macht der Zeit. Auch Cavour konnte nicht das arbeitsame, geduldige Geschlecht, das der junge Staat verlangte, aus dem Boden stampfen; auch er konnte nicht in der katholischen Welt jene Umwandlung uralten Glaubens hervorzaubern, welche allein einen heilsamen Abschluß der römischen Frage gestattete. Und wohl ihm, daß ein gnädiges Geschick ihm ersparte, die grausamen Enttäuschungen einer nahen Zukunft zu sehen und zu erleben, wie dies undankbare Zeitalter auch ihn zu dem alten Eisen, unter die Utopisten geworfen hätte! So wie es endete in seiner Thaten Fülle, erscheint sein Leben als ein Bild des höchsten Mannesglücks und jener Tugend, die hochgemuth mit dem homerischen Hektor spricht: Ein Wahrzeichen nur gilt — das Vaterland zu erretten. Und doch überkommt uns selbst vor diesem Leben erschütternd das Gefühl, wie groß ein Volk ist und wie klein ein Mann. Denn gewaltiger noch als das Bild des Mannes selber bleibt der majestätische Hintergrund, von dem die Erscheinung sich abhebt: diese Auferstehung einer großen Nation, die abermals der Welt verkündete, daß christliche Völker nicht sterben können.

Wir Deutschen aber blicken mit frohem Stolze auf dies Schauspiel zurück. Das schwere Unrecht, das auf wälschem Boden durch den Mißbrauch unseres Namens aufgehäuft ward, ist endlich getilgt, seit unsere Adler wieder den wohlbekannten Weg nach Böhmen fanden und dort Venedig für Italien eroberten. Wir überlassen der Zukunft dereinst zu richten zwischen dem Gründer des italienischen und dem Gründer des norddeutschen Staates — eine Aufgabe, die heute nur den vorlauten Propheten oder die buhlerische Eitelkeit reizen kann. Wir freuen uns des jungen Lebens, das in dem Einheitsstaate Cavours

unter schweren Kümmernissen aufsprießt, und kehren dann voll guter Zuversicht zurück zu der Arbeit unseres Staates — froh der Erinnerung, daß uns vergönnt war in einem Jahre das neue Deutschland zu schaffen und einem fremden Volke die Sühne alter Schuld, die Erfüllung gerechter Wünsche zu bringen.




3 9015 06299 7997



